


UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 012 015 396

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1899.

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 1 januar 1899

The Student's Dictionary of Anglo-Saxon, by Henry Sweet. Oxford, Clarendon Press, 1897. xvi und 217 ss. kl. 4°. — 8 s. 6 d.

Ein altenglisches wörterbuch aus der hand des rühmlich bekannten sprachforschers Sweet darf von vornherein bei allen freunden der englischen philologie freundliche und dankbare aufnahme gewärtigen. was uns so lange gefehlt hat, besitzen wir nun : ein billiges, knappes, umsichtig und verständig gearbeitetes, annähernd vollständiges wörterbuch des altenglischen sprachschatzes aus der werkstätte eines hervorragenden fachmannes, worin nicht blofs formen und bedeutungen mit wünschenswerter genauigkeit verzeichnet sind, sondern auch andre hilfen wie hinweise auf etymologische zusammenhänge, sorgfältige angabe der rection der verba, phraseologisches ua. geboten werden. das buch ist ein würdiges seitenstück zu den frühern arbeiten des verfassers, die auf die englischen studien, besonders ihre verbreitung in weitern kreisen, so nachhaltig eingewürkt haben. unter den neuerungen, die S. in seinem werke durchführt, möcht ich den durchgehnden versuch, die etymologischen werte der wurzelvocale durch genaue bezeichnung zu unterscheiden, und sodann das bemühen, alles zweifelhafte besonders in flexion und genus gewissenhaft anzudeuten, besonders hervorheben. äufsere verhältnisse haben S. zu raschem abschlusse gedrängt, der auch mit rücksicht auf unsre unzulänglichen lexikographischen hilfsmittel dringend erwünscht war. wenn ich nun im folgenden eine reihe von besserungen oder ergänzungen vorlege, bin ich mir wol bewust, dass alle wünsche und änderungen, die man vorbringen möchte, gegenüber der fülle der vortrefflichen, reichen und vielfach neuen belehrung, die das buch auf engstem raum und in bequemster form bietet, nur kleinigkeiten sind.

In der abgrenzung seines gebietes gegen das me. hin scheint mir S. eine zu starre grenze gezogen zu haben, wenn er wörter aus texten der 'übergangszeit', wie sie zb. Kluge in seinem Lesebuche vereinzelt, Assmann in seinen Homilien reichlicher bringt, vielfach ausschliefst, dagegen doch wider zu gunsten der jungen teile der Chronik eine ausnahme macht. da ein wörterbuch etwas dehnbarere grenzen hat als etwa eine grammatik, und da S.s buch vor allem praktischen bedürfnissen dienen soll, wäre eine art anschluss an das in demselben verlage erschienene Mittel-

englische wörterbuch von Stratmann in Bradleys bearbeitung wünschenswert gewesen; was hier an worten der übergangszeit nicht verzeichnet ist, entweder weil Stratmann-Bradley nicht so weit zurückgreifen wollten, oder weil zu ihrer zeit die eine oder andre späte quelle noch nicht erschlossen war, hätte S. füglich aufnehmen und im notfalle als sehr spät kennzeichnen können. handelt es sich doch vielfach um altes sprachgut, das aus mannigfachen gründen erst spät an die oberfläche kommt. auch in der aufnahme von eigennamen hätte S. etwas weiter ausgreifen können. orts- und personennamen scheinen absichtlich ausgeschlossen, aber auch von länder- und völkernamen vermisst man vieles: wie *Cumbras* (Thorpe Dipl. angl. 240), *Cumbraland, Defnas, Defnascīr, Dornsǽte* usw. wenn *Róm, Ēgypte, Fáriséisc* uä. erscheinen, durfte man auch *Eoforwic, Lundenburg* ua. erwarten. war etwa eine feste grenze zu ziehen, so hätte diese wenigstens die geographischen namen der Chronik einschliefsen sollen. auf jeden fall hätte S. ferner jene zweiten teile der composita an ihrer alphabetischen stelle mit einfachem hinweis auf die zusammensetzung anführen sollen, welche nicht als simplicia gebraucht werden; in diesen steckt oft wertvolles sprachmaterial, das bei der gegebenen anordnung nur unvollkommen ans licht kommt, und dieser mangel wird besonders dort bei wissenschaftlich arbeitenden unangenehm empfunden werden, wo sie zugleich die ältern abschnitte von B(osworth)-T(oller) im stich lassen.

Bei lehnwörtern beabsichtigt S. nach p. x die quelle anzugeben; allein bei einer nicht unbeträchtlichen anzahl solcher aus dem lateinischen oder romanischen ist dies unterblieben; so bei *céac, cipp, cleofa, cylen, flīgel*, dem auch bei Kluge Grundriss² i 339 fehlenden *gabote* (*gabata*), *gellet, læfel, mangian, mangere, must, myderce* (Kluge ESt. 20, 335), *myrten, pic, pise, préost* (nicht aus *presbyter*, sondern mit Lindström ESt. 20, 147 aus *prae-* oder *propositus*), *prūt* (Kluge ESt. 21, 335), *pundor, pung, stofa* (Kluge Grundr. i² 338) ua. der ansatz der quantität des tonvocals ist bei lat.-rom. lehnwörtern nicht immer genau; so schreibt S. zwar *mágister, gīgant, márūfie*, dagegen *práfost prófost* unrichtig mit langem, *Agustus* (s. v. *sīgan*), *betonice, ceder, chor, Egypte, meter, not, notere, predician, stol(e), titol, titelian, traisc* und manche andre mit kurzem tonvocal. auch die altsächs. wörter der Genesis sind ungleich behandelt; während bei einigen ihr ursprung hervorgehoben wird, fehlt bei andern diese angabe; so bei *cúsc, hearmscaru, hearra, þréaweorc, widbrád* ua.; bei *bisn* (so schreibt S., während ich mit Kluge langen vocal für richtig halte) ist die bedeutung 'befehl' gar nicht verzeichnet. hat dieses wort diese bedeutung im ae. auch aufserhalb der Genesis B? Keller nimmt sie in seiner dissertation Zur litteratur und sprache von Worcester s. 7 für Dial. Greg. Angl. 3, 71, 16 rundweg an, ohne sie zu stützen, läugnet dagegen, sich auf Wülker berufend, dass *býsen*

als synonym von *bóc* gebraucht werden könne. darum hier einige belege für *býsen* als 'vorlage zum abschreiben' nach lat. exemplum, exemplar : Cur. Past. 8, 15; Aelfric, vorrede zur Genesis ed. Grein, 24, 31; vorrede zur Gramm. 3, 21; Hom. I 8; Ormulum, dedic. 100.

Auf die bestimmung der grammatischen form, des genus, der vocalquantitäten uä. hat S., wie bereits erwähnt, im grofsen ganzen grofse sorgfalt verwendet; doch begegnet man manchen ungleichheiten. einige verbesserungen bringen meine nachträge; anderes will ich gleich hier richtig stellen. an manchen stellen erscheint dasselbe wort einmal mit kurzem, ein anderes mal unrichtig mit langem vocal; so *bed-cléofa* : *cleofa*, *cwyld-hreþe* : *hréaþe-mús* 'fledermaus', wo nach der etymologie 'die rasche' (vgl. *hrére-mús*) kürze gilt; *nied-þráfung* : *þrafung*, wo Zupitza Anz. XI 128 kürze erwiesen hat; *múse-þise* : *þise*. kurzen vocal setzt S. in *ficol hnitol migol scitol slitol spiwol sticol swicol* an; warum langen in *bitol gripol wid-scriþol wigol?* umgekehrt hat langer vocal zu stehn : wie in *wan-hlýte* so auch in *efen-*, *or-hlýte*, worauf sowol die formen mit *é* weisen wie auch ahd. *urhlôzi; gietan*, wie auch *ágieta ágietan* Sievers Beitr. 10, 313; aufserdem ist S.s ansatz von *ágietan* als starkes verbum unrichtig; ferner *géatan* 'grant', danach auch *géten-wyrde*. richtig schreibt S. *ǣ* in *man-þwǽre* = ahd. *man-dwâri*, unrichtig *ǣ* in *geþwǽre* und dessen ableitungen. aus einem casus obliquus unrichtig erschlossen ist *teþ-wilt* statt *-e*; *þole-byrde* 'patiens' Scint. 13, 11. 13; *gehlyta* 'companion' ist eine grammatisch unmögliche form; *hwer* 'kessel' kann weder grammatisch noch nach den formen der übrigen germ. und aufsergerm. verwanten umlaut-*e* haben. warum schreibt S. *ealdor-neru* fem., *feorh-nere* masc.? aus Guthl. 890 folgt mit sicherheit fem.; vgl. Sievers Beitr. 9, 243. der ansatz *hliet-* ist zu vorsichtig; nom. acc. *hlýt* = *hliet* sind ja belegt. allzu vorsichtig ist S. auch bei wörtern, deren vocallänge aus der metrik erschlossen ist; hier drückt er die länge zwar regelmäfsig, aber nur nebenbei aus, schreibt aber bei folgenden widerholungen kürze; man sehe zb. *þrówian* nebst ableitungen. sind die aus metrischen kriterien gewonnenen ergebnisse nicht ebenso vollwertig wie die erschliefsungen für laut- und formenlehre? die sehr dankenswerten verweisungen von einer form oder einem worte auf ein andres hätten sich mit nutzen vermehren lassen; so wäre von *ægnan* auf *egenu* zu verweisen gewesen und umgekehrt; *ærn* X *ræsn*; *cearcian* X *cracian*; *hop-páda* : *hup-bán* ua. zum zwecke der vereinfachung setzt S. gewöhnlich die früh-ws. form an, was sehr vernünftig, aber gewis nicht immer leicht ist; manchmal bin ich mit seiner normalisierung nicht einverstanden. so nicht, wenn er die composita mit *teþe* im ersten glied alle, jedoch mit ausnahme von *éaþ-mód* nebst ableitungen, unter *teþ-* ansetzt; die *u*-stämme, zu denen *teþe* doch wol gehört, haben in der compositionsfuge noch das alte *u* gehabt (Kluge Grundr.

I² 474), und schon das reichliche überwiegen der umlautlosen formen mit *éaþ-* (58 gegen 6 *éþ-* und 3 *ýþ*(*e*)- bei Grein) hätte S. leiten können : *éaþ-mód* zeigt die unbeeinflusste form ohne schwanken.

Auf einzelheiten übergehend geb ich nun kleine nachträge, die sich einem künftigen lexikographen oder auch einem supplement zu S.s buch, das vielleicht nach einiger zeit nötig werden dürfte, nützlich erweisen mögen.

ábrǽdan 'backen' Kluge (Litteraturblatt 1882, 388). — *ácéocian* doch wol mit langem vocal? — *ác-holt* Kluge ib. — *ácumendlic* übersetzt Angl. 7, 30. 280 'possibilis'; *unácumendlic* 'impossibilis' Reg. Ben. 128, 9. 10. — *ácwylmian* 'gequält werden' Wulfstan 220, 5. — *ǽbylȝð* neutr. El. 401. — *ǽfen* neutr. Gen. 138; El. 139. — *ǽfen-ȝlómunȝ* Beda ed. Schipper 9, 54. — *of défesian* 'detondere' Aelfr. Gramm. 157, 16 f. — *æf-hynde* 'absens' Angl. 13, 449; vgl. *ȝe-, of-, on-hende.* — *ǽfre* : das ae. hat einen anlauf genommen, *ǽfre ǽniȝ* zu einer festen verbindung zu verknüpfen, die aber doch nicht wie *ǽfre ǽlc* eine dauernde einheit ergeben hat. hier einige belege : Beda 499, 22 (nach Wülfing Syntax I 407); Blickl. hom. 79, 9—10. 95, 31. 169, 2; Wulfstan 16, 3. 69, 17—19. 96, 12. 13. 98, 1. 102, 25. 207, 24. 277, 20; Thorpe Dipl. 340; besonders charakteristisch ist *ealle þá drý-cræftas þe ǽfre ǽniȝ man ǽfre ȝeleornode* Wulfstan 101, 3. — *æftenstemn* Kluge aao. — *æfter* + acc. scheint vorwiegend nordh. zu sein; vgl. Napier Angl. 10, 152 f. — *ǽl* ist wegen ganz verschiedenen ursprungs von *awol* zu trennen und letzteres mit kurzem *a* anzusetzen. — *ælifnæ* 'alaun' Ep. 3 d 38; vgl. *efne.* — *ǽmirce* 'egregius' WW 393, 38; vgl. Storch Ags. nominalcomposita p. 67. — *ǽmúþa* 'cecum intestinum' WW 160, 11. — *ǽnes ánes,* das etymon von ne. *once* fehlt; Sohrauer 34. — unter präp. *ǽr* könnte das häufige *ǽr ðissum* 'früher, vorhin, oben, bisher', me. *ar þisse,* ne. *ere this* erwähnt sein; vgl. Cur. past. 73, 19. 21; Wulfst. 128, 6. 7. 129, 1. 130 var. z. 5. 157, 3. 266, 10. 268, 3. 15 usw. — *ǽrǽt* als 'feasting early' gedeutet ist mir sehr zweifelhaft; ich vergleiche mit Cosijn Beitr. 20, 101 ae. *ofer-ǽt*; außerdem *un-ǽt* und verweise auf mhd. *urëȝ* bei Schade 1059. — an der bezeichneten stelle behandelt Cosijn auch *ǽr-ȝód.* — unter *ǽrra* verdiente das formelhafte *ǽrest þinȝa* 'vor allem, über alles' Wulfst. 32, 9. 290, 5. 301, 26 erwähnung; ferner *on ǽrron dæȝ* 'nudius tertius' Aelfr. Gramm. 224, 2. angemerkt werden mag hier auch die für unser sprachgefühl pleonastische verwendung von *ǽrest* bei angabe von tätigkeiten oder zuständen, die nur einmal eintreten und keine widerholung oder fortsetzung erfahren können. in dieser verwendung ist *ǽrest* der vorläufer des ganz ähnlich gebrauchten me. und ne. *first* : [*Sanctus Martinus*] *wæs on Pannánia þǽre mǽȝðe ǽrest on woruld cumen* 'zur welt gekommen' Blickl. hom. 211, 16. — *þonne ǽrest* 'sobald als',

Bibl. d. ags. poesie I[2] 323, 58; vgl. *siþþan ǽrest.* — *ǽswind* gehört wol nicht zu *áswindan,* sondern ist das negativum zu *swiþ.* — bei *æt* präp. hat S. die fügung mit dem accusativ gar nicht verzeichnet; sie ist nicht so selten wie es nach den wörterbüchern von Grein, BT und Hall erscheint : *æt his cnéowa* Blickl. Hom. 43, 30; *æt þá endlyftan tíd* ib. 93, 6; *æt þysne andweardan dæʒ* 125, 17; *æt þá ýtmestan ʒemǽro* 'bis' 133, 35. sodann fehlen wendungen wie *ic æt eom* 'adsum' Aelfr. Gramm. 202, 7; *ðæt rip æt ys* 'adest messis' Marc. 4, 29; Scint. 20, 19; Zs. 31, 19. — *ǽt* 'speise' erscheint gerne in der reimformel *ǽt and wǽt* Reg. Ben. 69, 14. 19; bei Aelfric : Sweet Ags. reader[2] 80, 147; Wulfst. 103, 1 ua. — *æthealdan* 'reservare' Scint. 109, 18. — neben *ǽwielm* begegnet auch *ǽwielme* Oros. 12, 19. 20 wie *welspryngе* Cur. past. 467, 31 neben *wiel-spryng.* — *ádl* ist auch neutr. Sweet Selected homilies of Aelfric 73, 291. — der gebrauch des verbums *áʒan* im sinne eines hilfsverbs 'müssen, sollen' ist etwa um das jahr 1000 fest entwickelt. da BT hierfür keine belege bringt, führ ich die folgenden an, die ich mir als die frühsten notiert habe; vielleicht vermag einer der fachgenossen noch ältere beizubringen. Wulfst. 39, 16. 123, 2. 135, 31. 238, 1. 279, 18. 290, 18. 292, 2. 294, 20. 24. 30. 295, 4. 302, 4. 307, 26. mit dem genetiv ist *áʒan* construiert Wulfst. 294, 32, worin es sich mit *habban* + gen. vergleicht. — für *álinnan* ist *álynnan* zu schreiben, da das wort zu got. *lun* 'lösegeld', *usluneins* 'erlösung' gehört; vgl. aufserdem kent. *álenian.* — für *áliþian* ist die bedeutung 'dismember' nach Grein wol nur aus einer vorausgesetzten etymologischen beziehung zu *liðerschlossen*; 'entledigen' scheint mir im anschluss an Kluge s. v. *ledig* die eigentliche bedeutung : *ic áhredde oððe út áliðiʒe* 'eruo' Aelfr. Gr. 167, 14. hierher auch das bisher übersehene *ʒelíðian ʒeleoðigan* 'freimachen' Dial. Greg. Angl. 2, 68. — neben *ámánsumian* findet sich auch *ámǽnsumian* Reg. Ben. 48, 10 und var.; vgl. *ʒemǽnsumian.* — *ámol(n)snian* ist druckfehler. — *ána* ist nicht blofs, wie S. richtig ansetzt, für masc. und fem. in gebrauch, sondern es ist eine erstarrte form, die auch für die casus obliqui und den plural eintreten kann : Schrader Studien zur Aelfricschen syntax 33f; Angl. 12, 605; *mé ána forlǽt* (imper.) Hom. II 184; plur. *hí ána standað* Aelfr. Gramm. 259, 3. — *anbidian* schreibt S. mit ī; doch vgl. Sievers Zs. f. d. ph. 21, 356, wo für diese denominale ableitung nach *anbid* ĭ gefordert wird. — neben *ăncor* 'anachoreta' müssen wir mit Kluge Beitr. 8, 536 gewis *áncor* gelten lassen; vgl. *aáncora* Beda ed. Miller 100, 20. 424, 12. — zu *anda* gehört die nebenform *anoþa,* die S. als getrenntes wort ansetzt. — *andéaw* 'arrogans' Scint. 151, 17. 152, 12. 221, 8. — *andfenʒnes* heifst, dem adj. *andfenʒe* 'genehm' entsprechend, auch 'annehmlichkeit, bevorzugung' Wulfst. 253, 21. — im zweiten gliede der zusammensetzungen *and-ʒéte, éð-(be)ʒéte, or-ʒéte, tor-*

bezéte ist überall mit Sievers Beitr. 9, 206 anm. langer vocal anzusetzen, der seitdem durch die metrik bestätigt ist; vgl. Luick Arch. 98, 443. ich füge hinzu, dass nach Kluge Nom. stammbild. § 231 der ganze typus langen vocal fordert; daher auch *ieþ-bede* nach S.s weise mit *ǽ* zu schreiben war, wie richtig für *tréde ǽ* vermutet wird. — statt *án-hýdiȥ, án-mód, án-rǽd* fordert Sievers Zs. f. d. ph. 21, 361 f *ăn-*, wofür bei *anmód* schon der wechsel mit *onmód* spricht. von *anmód* stammen die bei S. richtig angesetzten *ȥe-an-méttan* und *an-médla.* d a n e b e n wird man wol auch ein *án-mód* (so Kluge im Ags. lesebuch[2], glossar) anzusetzen haben. — *ánnihte* 'one day old' Kluge aao. — die form *anstyllan* 'put in stall or stable', die S. wol nach Liebermann Angl. 9, 262 ansetzt, ist zweifelhaft, da man mit Kluge Ags. lesebuch[2] 46, 40. 50 das *an-* als dativendung = *-um* zum vorausgehenden wort ziehen kann; Kluge setzt demnach im glossar *styllan* an. — statt *án-tíd* Beow. 219 dürfte jetzt wol Cosijns erklärung *an(d)-tíd* Beitr. 8, 568 allgemein angenommen sein. — *ansýn* ist auch neutr,; vgl. Grein, Cook und Lindelöf; ferner Beda 486, 6. — *ápullian* Kluge aao. — *ár* 'besitz' trennt Kluge von *ár* 'gnade' und begründet seine etymologie Beitr. 9, 192. — bei *árléas* bezweifle ich für die ae. zeit die bedeutung 'unbarmherzig'; vgl. meine bemerkung GGA. 1894, 1013. — S. schreibt *arǽfnan* mit *ă-*; aber nimmt man diese vorsilbe überhaupt als lang an, dann muste hier, trotzdem das *r* ganz ausnahmsweise erhalten blieb, wol durch einwürkung aller übrigen worte gleichfalls länge auftreten. — *áre* schw. fem. neben *ár* 'ruder' Kluge aao. — bei *áscian* bezweifle ich die bedeutung 'experience', die sich n u r auf Beow. 423. 1206 stützt; für diese beiden stellen hat schon Körner Engl. stud. 1, 488 'herausfordern' angesetzt, und ich stimme ihm zu, da das fehlen der partikel *ȥe-* nicht gleichgiltig ist. — *assa* ist auch fem. Aelfr. Gramm. 26, 9. — *átihtincȥ* 'intentio' Scint., s. gloss. — *átillan* 'adtingere' Scint. 100, 15. — *áworpian* 'steinigen', *áwrǽnan* 'geil machen' bei Kluge aao.

bana nach bekannter weise auch fem. 'mörderin' Angl. 10, 155, 23. — *becídan*, *bedrían* (zu *drý*) Kluge aao. — *belíman* 'conglutinare' Scint. 96, 19. — *béo-cere* 'bienenzüchter' ist in BT ganz verfehlt aus *béo* + lat. *herus* gedeutet; es gehört natürlich zu mhd. *bîkar* 'bienenkorb' mit got. *kas* im zweiten teile, wovon *-cere* mit *-ja-* als nomen agentis abgeleitet ist; hierher auch ndl. *imker.* — *béod(d)ian* bei S. nach Liebermann Angl. 9, 262 'tischlern' aus *béod*, nach Kluge Ags. lesebuch[2] 46, 50 *beoddian* = *beddian*? — das von Grimm, Mätzner (s. v. *bent*), Kluge s. v. *binse*, Hall und andern angeführte ae. *beonet* verzeichnet S. nicht; nach NED. s. v. *bent* gibt es kein derartiges ae. simplex, dagegen erscheint *beonet-* häufig als erster teil in zusammengesetzten ortsnamen. — *béor-drœsta* 'dregs of beer' Kluge aao. — in der ersten silbe von *Beornice* 'Bernicians' ist ursprünglich wol lange

quantität anzusetzen, da der vocal wie der in *Tréenta Tréanta Tréonta* 'fluss Trent' durch contraction entstanden ist : *Brigan-ticia*, hieraus nach schwund des intervocalischen *g* altkymr. *Breennich*; s. Zimmer Nennius vindicatus s. 92. — *béotlíce* 'exultingly' Napier Roodtree 26, 30. — *bereȝnian : án Cristes bóc mid sylure berénod and* III. *róde éac mid sylure berénode.* Thorpe Dipl. angl. 243 'mit silber beschlagen'. — *bescéawod* 'um-, vorsichtig'; vgl. *unbescéawod*, Sohrauer 32. — *beswǽtan* 'desudare' Scint. 111, 14. — *beswicenes* 'deditio' Heyne Engl. stud. 7, 132. — *bétan : þurst b.* 'durst löschen' Napier Roodtree 4, 5. 9. 18. — neben *bewealwian* auch *bewylwian* Scint. 107, 14. — *biddan and béodan* ist formelhaft : Wulfst. 39, 11. 120, 1. 8. 246, 19. 271, 8 = 308, 4. 291, 2; ähnlich *biddan and hálsian* Wulfst. 298, 26 uö.; Guthl. 2, 10. — wenn sich der nom. sg. *ȝebielde* nicht belegen lässt, so ist einfach part. *ȝebielded* anzunehmen; vgl. *ȝebyld* Jud. 4, 14; WW 243, 6; Aelfr. hom. I 52; *ȝebeld* Zs. 9, 492 b. — die von S. im Anglosaxon primer p. 96 seit lange vorgetragene und im wörterbuch jetzt widerholte ansicht, *bil(e)wit* aus **bile-hwít* bezeichne ursprünglich 'white (= tender) of bill', originally no doubt applied to young birds, and then used metaphorically in the sense of 'gentle, simple', galt mir immer als unwahrscheinlich; das erste glied gehört doch wol zu nhd. *billig* (s. Kluge Wb.) und das zweite, in welchem das *h* erst spät auftritt (vgl. die aws. formen bei Cosijn I 58) zu *wit*; vgl. NED s. v. *bilehwit.* — *biscop-wyrtil* WW 134, 41. — *bismer* auch fem. Sohrauer 49. — auf langes *i* in *bi-* weisen schreibungen wie *biȝswic* Blickl. Hom. 173, 31; *biȝswica* 173, 21. 187, 30; vgl. S. s. v. *beswic.* — *blód-lǽs-tíd* 'zeit zum aderlassen' Leechd. 2, 148. — *borȝ-hand* fem.? als masc. kenn ich es aus Aelfr. Gramm. 50, 15. 60, 16; plur. *borhhande* WW 78, 33. — *brédan* 'brüten'; den als einzig geltenden beleg hat S. selbst aufgefunden, doch in seinem wörterbuch übersehen; vgl. Skeat Et. Dict. Suppl. 782; vgl. aufserdem Sohrauer p. 50. — *bred-weall* 'brett-, plankenwall' Chron. 189; s. Engl. stud. 20, 148. — *bréost* ist fem. Beow. 453 nach Sievers Zs. f. d. ph. 21, 359. — von *Brettas* erscheint auch der singular: *Példgius se Bryt*, Beda ed. Miller 6, 23. — *breðel*, name einer unfruchtbaren staude? Bibl. I² 325, 16. — *brídel* : Erf. 127 gibt noch die für die etymologie nützliche ältere form *briȝdils.* — ein ae. *brimse* 'bremse' führt Kluge im Wb. an; ich kenne aufser der angabe *brimsa* bei Lye nur *briusa* '*mi* written over' Leiden 230, also *brimisa*? — *brim-þisa*, *mæȝen-þísa* mit langem *i* nach Sievers Beitr. 10, 510; vgl. *wæter-þis(s)a* bei S. — *budda* 'käfer' sehr spät, WW 543, 10. — *bune* Sievers Beitr. 9, 247 und Kluge Ags. leseb. mit kurzem *u.* — *bune* 'canna, harundo, calamus' WW 198, 12; ne. *boon, bun.* — *byrdistrae* OET. p. 109, 1153 fehlt; hätte Schlutter Angl. 19, 115 die schon längst von Kluge Nom. stammbildg. § 50 gegebene erklärung 'sticker' beachtet, so

hätte er gewis seine mislungene deutung zurückgehalten[1]. — neben *byrȝen-léoð* erscheint auch *byr(i)ȝ-léoð* WW 490, 20; neben *byres* auch *byrs* Corp. 1795. — *byrn-sweord* 'flammenschwert' zu *bryne* Blickl. hom. 109, 34. — *byrðen-mǽte* '(h)onerosa' WW 83, 11.

cæsternisc 'städtisch, bürgerlich' Thorpe Diplom. angl. 244, 13. — *casse, -a*? 'netz', lat. *cassis* WW 200, 36. — zu *céap* : *bútan cépe* 'gratis' Scint. 131, 11. — *céoc-ádl* Leechd. II 310. — *céte, cýte* 'hütte, kammer', nach S.s bezeichnung mit *ie* zu schreiben, muss als schw. fem. aus grammatischen gründen langen vocal haben; vgl. aufserdem Ps. 78, 2 und die accente in Blickl. hom. 217, 25 und Beda 202, 26. — zu *ciepan* : *cýplic* 'venalis' Scint. 98, 17. — *clacu* ist belegt : Wulfst. 86, 10. — die form *clǽð* neben *cláð* ist nicht so schlecht bezeugt, dass man sie mit S. ganz übergehn oder mit Murray als zweifelhaft bezeichnen dürfte; sie erscheint aufser an der von BT und Murray angezogenen stelle noch zweimal in Leechd. III 118, 22 als masc.; und warum setzt S. *cild-cláþ* als neutr. an? *cild-cláðas* Corp. 623; WW 216, 9. — *cim(b)-stán* 'basis' Scint. 226, 2; vgl. NED. s. v. *chime, chimb.* — *clĭfe* Sievers Beitr. 9, 247. — über ein starkes verbum *clîfan* neben *cli(o)fian* vgl. Sievers Beitr. 9, 277. 10, 497 unter beachtung von Cosijn I 203. — *cliþa* 'pflaster, umschlag' dürfte mit Zupitza Aelfr. Gramm. 33, 13 wegen der nebenform *cleoða* Zs. 9, 478 mit ĭ (vielleicht neben ī?) anzusetzen sein. — *cliþe* 'lappa, klette' verdient gebucht zu werden; Ep. 613 in OET ist wol mit unrecht als fehlerhaft bezeichnet; vgl. Kluge s. v. *klette* und NED s. v. *clithe.* — *clið-wyrt* 'rubea minor' Leechd. III 50, 8. — *cloccettan* = *cloccian* Leechd. II 220, 18. — neben *clúmian* auch *clummian* Wulfst. 190, 27. — neben *cnéatian* auch *cnîtan* Scint. 51, 12. — *cod* 'saccus testiculorum' Zs. 31, 20. — *cost* masc. 'möglichkeit, wahl zwischen zwei dingen' Aeþelreds ges. ed. Schmid[2] p. 216, 13 § 1; ferner 'modus' bei Cook Gloss. 31. — *crinc* 'cothurnus' Kluge Engl. stud. 20, 333. — für *cristenian* (ĭ halte ich für richtiger) könnte in seinem gegensatze zu *fulwian* schärfer 'catechize' als grundbedeutung angesetzt werden; es bezeichnet zunächst das der eigentlichen taufe vorausgehnde unterweisen im christentum, das vornehmlich im beibringen des pater noster und des credo bestand; vgl. Blickl. hom. 213, 14—15. 215, 34—36; Wulfst. p. 33. — neben *cwedol* begegnet *cwidol* Bibl.[2] I 315, 63; vgl. *hearm-cwidol, wiþer-cwidol.* — statt *cýcen* 'chicken' sollte S. seiner orthographie entsprechend *ciecen* schreiben. — *cylle* masc. aus lat. *culleus* ist von *ciell(e)* fem. = me. *chelle* (auch im NED unrichtig erklärt) = ahd. *chĕlla* zu trennen; vgl. Kluge s. v. *kelle*; Zupitza Anz. XI 127; Verf. Lehnworte s. 161; hierher *stór-ciell(e)*.

[1] an derselben stelle empfiehlt Schlutter im Leid. Räts. 9 statt *uyrdi cræftum* lieber *byrdicræftum* zu lesen (und so durch zerstörung des stabreims einen unmöglichen vers zu machen?).

dǽd-læt 'ignavus, segnis' OET p. 152. — *dæʒ-cúð* 'offenkundig wie der tag' Bibl.² II 252, 40. — *dǽl* wie ahd. *teil* auch neutr.; s. Cook. — *daroð-æsc* El. 140 fehlt. ich halte gegen Cosijn I 128. 202 und gegen Swaen Angl. 17, 124 an der handschriftlichen lesung fest. schon Frucht hat auf die metrische schwierigkeit im falle der vorgeschlagenen änderung, die auch Zupitza in der 1 auflage versucht hatte, hingewiesen. fasst man das wort als neutr., so ist alles in ordnung. — **dieʒan déʒan* 'sterben' verdiente erwähnung : vgl. Napier Roodtree p. 38. — *domne* auch 'nonne', vorzüglich 'äbtissin'; Liebermann Die heiligen Englands s. 3 § 9. 10. 12 und s. 4 note 2. — *doxian* 'dunkel, schwarz werden'; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *dréahnian* mit vocallänge nach der etymologie; Kluge Engl. stud. 11, 511. — *droppunʒ* mit *pp* verlangt Ps. 64, 11. — *dryht-ʒuma* heifst auch 'paranymphus' Corp. 1476. 1514 usw. [wie ahd. *truhtigomo*]. — *dýfan* muss wegen der me. formen umlaut von *ú*, nicht *au* enthalten.

Der ansatz *ealde-fæder* 'grofsvater' ist unrichtig; er stammt aus WW 173, 6, den in Junius abschriften erhaltenen Rubensglossen, die viel junges oder unrichtig gelesenes bieten. freilich corrigiert Kluge Angl. 8, 451 die form nicht; aber *ealda fæder* ist gesichert durch WW 308, 28; Byrhtn. 218; Aelfric On the Old Testament ed. Grein 6, 32; Aelfr. Gramm. 299, 21 in allen hss. — *eald-ʒefá* als compositum Oros. 118, 34. — *ealdor-burʒ* erscheint auch in prosa; s. BT; ferner Beda 104, 16. — für *ealdor-léas* gibt S. nur die bedeutung 'lifeless'; es heifst aber auch 'ohne herrn, führer' Blickl. hom. 131, 21; 'orphanus' Joh. 14, 18 Durh.; Beow. 15? — *earm-sceapen* ist nicht auf die dichtung beschränkt : Wulfst. 54, 16. 101, 7 = 192, 12. aber an diesen stellen ist der ausdruck wahrscheinlich doch dichterischen ursprungs und in formelhafter verbindung durch die allitteration wie nicht selten auch noch in prosa festgehalten : *se earm-sceapena man Antecrist*; ferner Wulfst. 137, 1, wo die dichtung vom jüngsten tage Bibl.² II 256, 93 einfach *earm* hat. — *éastor-sunnandæʒ* 'ostersonntag' Wulfst. 222, 21. — *éastro-symbel* nordh. 'passahfest' s. Cook. — *éað-cnǽwe* 'leicht zu erkennen' Sohrauer 42. — *efen-háliʒ* 'gleich heilig' Blickl. hom. 45, 18. — *efen-þwǽre* 'concors' Angl. 13, 450. — S. schreibt *efes* 'eaves', dagegen *ęfesian*, trennt also die beiden worte, die doch wol zusammengehören. — zahlreiche nordh. composita mit *efne-* = lat. *con-* und ebenso viele nordh. zusammensetzungen mit *eft-* = lat. *re-* führt S. nicht an; man findet sie bei Cook und Lindelöf. — *eft-yrn* = *eft-ryne* 'occursus' Vesp. Ps. 18, 7. — *eʒe* und *fyrhto* können wie *eʒesa*, wo S. richtig angibt 'what is terrible' auch 'schreckende erscheinung, schreckbild' bezeichnen; Napier Roodtree 26, 6. 26, 10; vgl. *eʒesa* 'gräueltat' Wulfst. 281, 4. — *ele* éinmal auch neutr. Sievers Beitr. 9, 241. — *ellen-wód* auch Aldh. gl. Zs. 9, 414 b 'zelotypus, memor, suspic(i)osus'. — *elra* gibt

S. ohne bedeutung; 'der andre', wol mit *ę* anzusetzen : Sievers Beitr. 9, 261.

fæmne auch 'virago, femina virilis animi' Zs. 31, 21. — *fáhnyss* 'glanz' Assm. gloss. — *fandere* 'temptator' Scint. 206, 4. — *feorh-hyrde* erscheint auch in prosa : Beda 126, 17; ebenso *feorh-neru* : Blickl. hom. 105, 32 = Wulfst. 252, 7. — *feorlic* 'fern' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 97. — warum ist *fetian* mit *ę* angesetzt? — *féþan* 'zu fufs gehen'? Assm. Hom. 116, 449. — *fifténe-wintre* 'fünfzehnjährig' Blickl. hom. 213, 1. — *finger-mǽl* neutr. 'fingerlänge' Napier Roodtree 22, 8. — gibt es ein compositum *fisc-flódu*? — *firenlust-georn* Wulfst. 253, 5. — *fitel-fóta* 'petilus' Kluge Angl. 8, 449 f; *lýtel-fóta* zweifelhaft ib. — *flanc* masc. 'flanke' Napier Academy 1894, 2 juni p. 457. — *floczian* 'emicare' Kluge Beitr. 9, 161. — *fnǽran* 'schnauben' Bibl.[2] I 321, 10. — *for* 'because' konnte erwähnt werden, da es schon in der Chronik auftritt; s. Earles note p. 368. — *forzyten* = mhd. nhd. *vergessen* 'vergesslich' Blickl. hom. 57, 4; *forzyten béon* 'oblivisci' Scint. 187, 7. — neben *forsláwian* ein *forslǽwan* Cur. past. 284, 4; 'pigere' Scint. 202, 4. — *fót-lǽst* auch fem. Sohrauer 49. — *fracod-dǽd* 'missetat' Wulfst. 188, 15. — *fréols* auch neutr. Wulfst. 272, 13. 308, 31. — *fréo-wine* Beow. 430. — *frize-niht* 'nacht von donnerstag auf freitag' Wulfst. 305, 24. — *frís* 'crispus, comatus' Sievers Beitr. 10, 500.

Der steigernde gebrauch von *ze* 'und zwar, ja sogar' verdiente erwähnung; vgl. Sohrauer 30 f. — *zealdor-sanz* 'zauberlied, -spruch' Wulfst. 253, 10. — *zéazl* mit langem vocal; Sievers Beitr. 9, 210. — *zéar* ist auch masc. Sohrauer 49, wo es Engl. stud. 9, 38 heifsen soll. — *zéar-fæc* 'jahresfrist' Wulfst. 72, 1. — *zebyrd-tíma* Wulfst. 312, 2. — *zebyrzen(n)* fem. Bibl.[2] I 327, 16, woraus ne. dial. *barrow*, *barrie* 'kinderkleidchen, wollenes wickeltuch'; auch im NED und EDD nicht verzeichnet. — *ze-edstálian*, so offenbar statt *ze-end-* zu lesen : 'restaurare' Angl. 13, 450; vgl. *ed-staþelian*. — *zelǽca* 'aemula' Germ. 23, 395. — *zelíchamian* 'mit einem körper versehen' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 94. — ist der nom. *zelizer* belegt? ich kenne nur *zelizre* Oros. 30, 29. 148, 3; vgl. got. *galigri*. — *zemaniz-feald* Wulfst. 228, 15. die composita mit *ze-* sind bei S. etwas stiefmütterlich behandelt. warum ist bei *mǽre* 'grenze' die viel häufigere form mit *ze-* nicht angesetzt? — *zenǽman* 'rauben, entreifsen' Guthl. 14, 11. — *zeozoð-téoþunz* 'zins vom jungvieh' Napier diss. s. 70. — *zeond* + dat. Reg. Ben. 9, 23. — *zerǽc* Blickl. hom. 183, 25 ist offenbar das prät. eines starken verbums : *tósamne zeræc* 'congelaverat' Förster Archiv 91, 189; gesichert wird dieser ausdruck durch WW 208, 32 'congelaverat' *tósomne zeræt*, wo natürlich für *t* wie so häufig *c* zu lesen ist. hieraus ergibt sich zugleich, dass das glossar ms. Harl. nr 3376 Brit. Mus. bei WW 192 ff glossen zu dem sog. Marcellustext der Peter-Paul-acten (Passio sancto-

rum apostolorum Petri et Pauli, ed. R. Lipsius 1891) und möglicherweise auch zu andern schriften dieser art enthält, was eine nähere prüfung verdiente. zu *recan* 'gehn' vgl. unten *racian* 'eilen'. — *zése*, *zíse* deutet S. nach Grimm, March, Skeat als *zéa* + *sie*, Kluge als *zéa* + *swá*. — *zescýdan* 'confundere' Scint. 119, 4 (vgl. Engl. stud. 9, 40) erklärt, wenn richtig, vortrefflich das bei S. noch als 'hasten' gedeutete *scúdan* Guthl. 828 'verwirrt, erregt sein', dessen zugehörigkeit zu ne. *scud* ich mit Skeat ablehnen möchte; allein da nicht blofs in Scint. lat. confundere durch *zescyndan* 224, 8, confusio durch *zescyndnyss* 224, 1, sondern gewöhnlich so widergegeben werden, so ist dieser ansatz zweifelhaft und vielleicht auch hier *zescyndan* zu lesen. — *zesóþ*(*a*?) 'parasitus' WW 466, 11, von Skeat s. v. *soothe* fälschlich, wie mir scheint, zu *sóþ* 'wahr' gestellt; es gehört doch wol zu got. *sōþ-*, *gasōþjan* 'sättigen'; vgl. *zenéat* ib. — die änderung des hs.lichen *zeswin* Phön. 137 in *zeswins* scheint mir überflüssig; vgl. jetzt Assmanns ausgabe. — *zetel-fers* 'versus catalecticus' Aldh. gl. Zs. 9, 409a. — *zeþéod* fem. = *zeþéod-rǽden* Reg. Ben. 109, 17. — ein inf. *zeþinzan* p. 182 (so auch noch in Stratmann-Bradley) statt *zeþéon* sollte heute nicht mehr angesetzt werden; dagegen muss wol an dem inf. (*ze*)*þinzan* formell = ahd. *dingen* zum unterschiede von *þinzian* = ahd. *dingôn*, welche beiden S. vermengt, festgehalten werden. — neben *zeunstillian* erscheint gewöhnlich *-stillan* in Reg. Ben.; s. Schröers glossar. — S. setzt schwankend *zewider mis-*(*ze*)*wider* : *un*(*ze*)*widere*; wegen ahd. *giwitiri* wol ein *ja*-stamm, was auch das durchstehende *-u* des plur. erklärt. — *zewif* 'schicksal' ist von *zewef* 'gewebe', welche bedeutung bei S. fehlt, zu trennen: Sievers Zs. f. d. ph. 21, 358. — *zewýscinz* 'adoptio' Reg. Ben. 10, 14. Scint. 64, 13. — neben *zimm* vereinzeltes *zemm*(*e*), s. meine Lehnworte § 122, neben *zíw* einmal *zíz* Corp. ed. Hessels G 142; vgl. Sievers § 250 anm. 2. — *zlæd-man* Beow. 367; WW 171, 40 'hilaris'; vgl. Bugge Beitr. 12, 84; Kluge Engl. stud. 20, 335. — neben *zlendran* ein *zlentrian* Scint. 107, 8. — *zlisian* mit *i* nach Kluge Beitr. 9, 152. — *zold-frætwa* erscheint auch in prosa : Wulfst. 263, 3. — gibt es ein *zran-fisc*? Schlutter Angl. 19, 113. — *zrúncian* Kluge Littblatt 1895, 195. — zu *zylden-múþa* sollte 'chrysostomus' gesetzt werden, das es glossiert, Zs. 31, 22.

Gibt es ein subst. *hádor* 'clearness, bright light'? Beow. 414 list man wol besser *hăðor*; vgl. ua. Sievers Beitr. 10, 291. — *hærfest* geradezu 'august' Angl. 10, 185. — *hazan* plur. 'gignalia' WW 138, 39. 415, 32; über die etymologie EZupitza Germ. gutturale 104. — *han-créd* mit *é*; vgl. ahd. *hana-crât*. — *handfanzen-þéof* Kluge aao. — *hecz* nach *hegge* Chron. E 547? vgl. aufserdem Kluge Beitr. 9, 446. — unrichtig gibt S. die bedeutung von *h*(*e*)*alstan*, welche Dieter Angl. 18, 291 richtig gestellt

hat. Schlutters deutung Angl. 19, 105 aus *ál* + *stán* ist mislungen, da *ál* 'feuer' als erstes glied aus lautlichen gründen wegen *ea* und *y* in *hylsten* (WW 393, 31, nach Sievers Angl. 13, 323 aus I Reg. 2, 36) unmöglich ist; auch das *h-* ist fest. übersehen hat man das noch heute im ostfries. übliche *halster* 'grobes, ungesäuertes brot, welches in heifser asche oder auf dem roste hart gebacken wird' Doornkat-Koolman II 18; und in dem bisher unbeachteten *similis* Corp. 604 steckt wol eine form von lat. *simila* 'weizenmehl' (ahd. *semala* nhd. *semmel*), das in der Vulgata gerade an den von Dieter angezogenen stellen II Reg. 6, 19 und Lev. 7, 12 neben *collyrida* vorkommt. ist etwa germ. *hall-* = griech. *κολλ-* in *κόλλιξ κολλύρα* 'länglich rundes, grobes brot, kuchen'? — *helle-bryne* nicht blofs in der dichtung : Wulfst. 271, 16 = 308, 13. — *heofon* fem. Sievers Beitr. 9, 233; ferner Aelfr. Gramm. 86, 11; Interrog. Sig. Angl. 7, 12 : 107. 109, 115. 137 ua. — die aufzählung der verschiedenen formen der interjection *heonu* ist sehr unvollständig; es kommen hinzu *ana áne anna eno ono onu*, worüber Förster Archiv 91, 205; Miller Beda p. XXIX ff. — *heorþ-land* Kluge aao. — *her-byrȝ* 'herberge' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 92. — *hlǽw* auch neutr. Sievers Beitr. 9, 237. — *hléor-beorȝ*? Beow. 304. — *hléor-bolster* Beow. 688 als compositum ist unsicher, da man die zwei worte auch getrennt lesen kann; so Sievers Beitr. 10, 260. Metrik s. 44. — *hó-banca* 'sponda' WW 280, 12. — das bei Lye und BT ohne belege, bei Leo, Hall und S. gar nicht verzeichnete *hoh-mód* 'bekümmert, sorgenvoll' gibt Ettmüller p. 482 mit einer stelle; ich kenne es aus Wulfst. 72, 8. — *hóp* masc. 'reifen' Napier Roodtree 22, 9. 14. 24, 6; vgl. anm. p. 39 und Academy 1894, 2 juni, 457. — *hopa* 'hoffnung' s. BT; ferner Wulfst. 139, 12. 147, 24; Scint. 33, 9. 47, 2. 65, 1. 129, 15. 131, 6. 202, 2 ua.; Assm. Hom. 176, 4. — *hord-rǽden* Kluge aao. — *hrenian* 'redolere' Scint. 106, 5. — *hrif* masc. Kluge aao. — *hrinȝe* ist auch 'fibula', ahd. *hringa rinka* : Corp. 874. — bei *hwæþer* fehlt die für die spätere entwicklung mafsgebende form *hweþer*, zb. Blickl. hom. 29, 35. 79, 4; Wulfst. 201, 10 ua.; besonders häufig im nordhumbrischen. — *hwet-stán*, älter *hweti-hwete-* Erf. 294, Corp. 555. — *hwón-lotum* : die hsliche lesung ist *-hlotum* Corp. 1515; zu *hlot*? — *hylu* 'höhlung' Sievers Beitr. 9, 243.

innunȝ 'mansio' Scint. 11, 18.

Neben *lǽwede* auch *lǽde* Beda 400, 2. — *lanu* ist auch st. fem. Sievers Beitr. 9, 247. — *léas-scéawere* Beow. 253 scheinen mir die herausgeber ganz ohne not zu ändern; man vgl. die zahlreichen composita mit *léas*. — bemerkenswert ist die bei *léf* vorkommende schreibung mit *w* für *f*, die S. nur bei *áléfan* vermerkt : *áléwed* 'debilis' Reg. Ben. 51, 16; *léwsa* BT; *léw* 'schwäche, krankheit', Wulfst. 165, 9; *ȝeléwed* 'krank' ib. 99, 4; 165 var.; 'debilitatus' Exod. 22, 10. 14, wo Grein gegen die hs. *f* setzt;

syn-léaw 'sündenharm' Wulfst. 165 var. man hat sie kaum durch die nicht seltene graphische vermengung von *w* und *f*, sondern wol als berechtigte, bisher noch nicht aufgeklärte nebenform anzusehn. — *lé(o)sca* 'inguen' Kluge Ags. leseb.[2] 8, 33; vgl. Ehrismann Beitr. 20, 53 anm. — *list-wrenc(ȝ)* masc. = *lot-wrenc* Wulfst. 81 var. vorletzte zeile. — *lof-ȝeorn* 'prodigus' Reg. Ben. 54, 9. 55, 3; für die bedeutungsentwicklung wichtig.

mǽd-mǽwect : vielleicht besser mit Sohrauer 34 *-mǽwett* anzusetzen. — *mámrian* mit *á* nach Detter Beitr. 18, 75. 549. — für *man* 'man' erscheint schon in ae. zeit die geschwächte form ohne *n* : *mon* aus *mo* corrigiert Cur. Past. 295, 21; ferner *me* Napier Diss. s. 71; Reg. Ben. 35, 9. 127, 13. — *medewa win* 'most' Sievers Beitr. 9, 258. — *mersc-hóf(e?)* 'marsh hove' Leechd. II 94, 9. — *mid-feorwe* Cur. Past. 285, 31. — *miltestre-hús,* auch *mylten-hús* Engl. stud. 9, 39. — *momna* oder *momra?* 'sopor' Corp. ed. Hessels S 400. — *morȝen-ȝebed-tíd* 'morgengebet(stunde)' Guthl. ed. Goodwin 40, 25. — *myrȝen* 'kurzweil' Metr. einl. 5. — *múwa* = *múȝa,* aber *múȝa* fehlt; vgl. *ȝehþu* = *ȝeohþu,* welches fehlt.

næfe-bor = *nafu-ȝár* Angl. 9, 263, 3. — *nǽre þæt* 'wenn nicht, wofern nicht' Wulfst. 111, 7. 153, 23; ganz zur conjunction geworden; OEHom. I 277, 7 : *nere helpe nere þe nerre.* — *năm-rǽden* Kluge Littbl. 1895, 195. — *niȝenda* = *niȝoþa* war zu erwähnen; s. BT; Assm. Hom. 174, 150. — *niþ-hell* : mit Assmann zu *niþ* oder = *séo neoþere hell* Blickl. hom. 89, 28? — ist S.s ansatz *nówend,* ein wort, das sehr bemerkenswert wäre, haltbar? vgl. Zupitza Zs. 31, 30.

Die nicht seltene form *ofor* = *ofer* präp. verdiente erwähnung. *ofer ylde and ȝeoȝeþe* 'trotz alter oder jugend' Reg. Ben. 115, 11. — von *ofer-swiþan* findet sich spät auch ein stark gebildetes particip *-en* : Kluge Ags. leseb.[2] 87, 24. 27. — *ofer-prúd* neben *-t* Wulfst. var. ad 82, 6. — *ofer-tǽle* 'superstitiosus' Scint. 218, 10. — *offrinȝ-scéat* masc. 'offering napkin' Thorpe Dipl. angl. 244. — *on* präp. erscheint schon früh als *o* Cosijn I 188; Blickl. Hom. 21, 16. — *oncnyttan* 'aufknoten', *onhlidian* = *onhlidan, onslýpan* 'solvere', *onsynȝian* = *unscyldiȝne ȝedón* Sohrauer 45. — *onfanȝend* 'acceptor' Engl. stud. 9, 37; vgl. *ȝafeles andfendȝend* 'numerarii' WW 457, 11; *andfenȝend* Ps. Th. 45, 8. — *onscéotan* 'aufschneiden, öffnen', obwol gut bezeugt, fehlt bei BT und S. *anseot* 'extentera' Erf. 377 = *ansceat* 'exintera' Corp. 791 = *ansceot* 'exentera' Cleop. gl. WW 393, 7 = *unsceot* Rubens-Jun. gl. WW 190, 30, und diese letzte glosse bietet den schlüssel zum verständnis unseres wortes durch den beisatz 'vel *ȝeopena*' : sie glossiert Tobias VI 5; eine andre glosse zu Tobias VI 4 weist Sievers Angl. 13, 325 nach. unser wort erscheint auch in dem segen gegen verzaubertes land Bibl.[2] I 316, 65 : *þonne man þá sulh forð drífe and þá forman furh onscéote* 'die erste furche

öffnen'. — das verbum *orrettan* scheidet S. vom subst. *óret-óretta* und vermutet getrennten ursprung, was mir wenig wahrscheinlich ist; die vermittlung der bedeutungen ligt nahe genug. die gemination des *r* fällt unter Sievers § 230 anm., wo sie zumeist (aus flectierten formen entspringend?) zwischen zwei accenten auftritt. — bei *óþer* war der schon im ae. vorkommende pleonastische gebrauch nach Sohrauer 29 zu erwähnen. — *óþnihst* 'ultimus' WW 342, 14; nach Kluge = *ende-nihst*.

pistol-cláþ = *pistol-rocc* Thorpe Dipl. angl. 244. — *púca* = *púcel* Kluge Engl. stud. 11, 511; Napier Academy 1894, 2 juni 457. — für *púnian* weisen me. *poune*, ne. *pound* auf länge des *u*.

racian me. *rakien* 'eilen' Napier Roodtree 28, 25; vgl. oben *ʒeræc*. — *ráredumlæ* ist belegt : Kluge Ags. leseb.[2] 10, 11. — *récan* : vgl. die form *rican* bei Sievers Beitr. 16, 367; demnach bei S. mit *ie* anzusetzen. — *riscende* 'sounding', womit offenbar Aldh. gl. Zs. 9, 405b gemeint ist, gehört doch wol nicht zu *ræscettan* (s. Kluge s. v. *rascheln*), sondern ist = *hriscende* 'stridens, sonans' ib. 494a, von *hrýscan*, woraus ne. *rush*, welches man mit den von S. ebenfalls getrennt angesetzten *ʒehrúxl* und *rúxlan* am besten nach Ehrismann Beitr. 20, 51 zu ae. *hréosan* stellt. — *roccian* 'rock' Kluge Ags. leseb.[2] 89, 109. — *rót-e*? 'wurzel' Napier Roodtree 4, 26.

samlinʒa = *samninʒa* vgl. Napier Angl. 15, 207. — das compositum *scead-ʒenʒe* ist nicht sicher; vgl. Schrader Philol. studien für Sievers s. 3. — *scolu* 'schaar' sollte, nachdem Kluge Kuhns Zs. 26, 101 note verwantschaft mit *-scalu* Beow. 1317 nachgewiesen, nicht mehr von lat. *schola* abgeleitet werden. vgl. ferner Ehrismann Beitr. 20, 63. die form *scólu* dagegen für älteres *scól* 'schule' scheint mir notwendig mit langem vocal anzusetzen; das *-u* ist wol der frühste beleg für das eindringen dieser endung in die langsilbigen feminina. das von Wyatt in seiner Beowulfausgabe p. 56 geläugnete germ. **skalō* 'schaar' lebt aufserdem in afrz. *eschiele*, worüber meine bemerkung in Zs. f. rom. phil. 12, 556. — bei *séar* fehlt die nebenform *siere*; vgl. BT; hätte Wülker Bibl.[2] I 325, 15 diese form beachtet, so hätte er nicht mit Cockayne die überflüssige änderung in *fyer* vorzunehmen brauchen : man lese für *syer* : *sýre*. — *séaw* auch masc.; Sievers Beitr. 9, 237. — das für S. schwierige wort *séaþa* oder *séada* (wol = *séaða*) hat sein gegenstück in mhd. *sôt*, *sôdem*, nhd. *sôdbrennen*. — der ansatz *sierþan* ist mir unwahrscheinlich; ich möchte mit Cook *serða* setzen, das vielleicht ein an. lehnwort ist; vgl. Sievers § 388 anm. 1. — *sinc-brytta* erscheint nicht in prosa, sondern in der poetischen vorrede der Dial. Greg. Angl. 3, 71, 17. — *sól-merce* 'sonnenuhr' auf der inschrift in Kirkdale in Yorkshire; Hübner Inscript. christ. britt. p. 65. — *sti(ʒ)weard* fehlt. — *scomm* für *stomm* 'stotternd' ist wol nur verschrieben oder verlesen. — *strǽde* kann doch nicht germ. *ǣ* enthalten? — *stúc*

'haufe', me. *stouke*; Kluge Engl. stud. 11, 512. — *studdian* 'sich bemühen', *bestuddian* 'besorgen', *studdinȝ* 'bemühung' Kluge Ags. leseb.[3] 89, 5. 79. 83.

Zu *téon* : *ȝetoȝen* 'productus' von vocalen Aelfr. Gramm. 49, 14. — *titelian* '(durch buchstaben) bezeichnen, darstellen' Aelfr. Gramm. 265, 8; '(einen vocal) mit einem längezeichen (vgl. *tittle* bei Skeat) versehen' ib. 282, 10. 11. — *torn* ist neutr. nach Beow. 833. — *tó-slǽfan, tó-snǽdan* 'zerschneiden' Napier Roodtree 28, 5. 32, 2 und anm. p. 39. — *tó-weaxen* '(nach oben) auseinandergewachsen' ib. 22, 7. 10. 12. — *tó-þwinan* 'verschwinden' Assm. Hom. 175, 200. — neben *tunȝlu* begegnet spät auch ein schwacher plural *tunȝlan*, vermutlich an *steorran* angelehnt; Sievers Beitr. 9, 233; ferner Aelfr. Sig. Interrog. Angl. 7, 12, 117. 121. 136. 139. — *tún-hófe* eine pflanze Leechd. II 344, 2. — *týran* 'weinen' Sohrauer p. 55.

þóden 'wirbelwind' (bei S. unrichtig mit ð) möchte Schlutter Angl. 19, 110 in einer unnötigen belehrung S.s in *wóden*, auf *Wuotan* als sturmgott deutend, ändern, was ganz verfehlt wäre; denn *þóden* ist nicht nur im ae. gut bezeugt, sondern erscheint auch bei Layamon und lebt noch im heutigen schott. *thud* 'windstofs' (s. Flügel) fort. auch an der Thorpe unverständlichen stelle Dipl. angl. 341, 8 ist wol unser wort unter voraussetzung der nicht seltnen verwechslung von *þ* und *w* zu lesen. — bei *þonne* fehlt die bedeutung 'quam quum, quam si', für welche Grein 563 belege aus der dichtung beibringt; sie ist auch in ae. prosa sowie in spätern perioden sehr geläufig. ferner fehlt der stehnde ausdruck *þonne on dæȝ* 'an jenem, an dem betreffenden tage' Wulfst. 25, 16. 19. 27, 14. 203, 1. 2. 4. 204, 16; vgl. die ältere wendung *þonne þý dæȝe* Blickl. Hom. 213, 24; *þonne on niht* 'in der betreffenden nacht' Bibl.[2] I 312, 4; *þonne on ȝéare* Wulfst. 310, 22. — *þrówendlic déað* 'apoplexia, mors subita, passio similis paralisi' Zs. 31, 27. — bei *þurh* ist das erste *d.* = dativ natürlich ein druckfehler für *a.* = accusativ; der dativ ist nicht häufig gegenüber dem acc.

unbléoh Bibl.[2] II 270, 303 nach Grein und Holthausen Littbl. 1896, 337 wol richtiger 'unerschrocken'. — *úp* (*ȝe*)*brédan* 'entgegenstrecken, vorhalten, vorrücken' Wulfst. 248, 9. 249, 3 will ich hier als das von Somner richtig angesetzte, von Skeat vermiste etymon von ne. *upbraid* anmerken.

Ein präs. *wacan* kommt nicht vor; Sievers § 392 anm. 1. — *weȝan* 'tragen' und (*ȝe*)*weȝan* 'kämpfen, töten' (ähnlich unter *beweȝan*) sollten als worte ganz verschiedenen ursprungs nicht unter éin lemma gestellt sein; S. trennt ja auch sonst, zb. die zwei *werian*. umgekehrt erscheint bei S. das schon lange (vgl. Sievers Angl. 1, 577; Zs. f. d. ph. 21, 358) als einheitlich erkannte *wériȝ* wider in zwei worte aufgelöst. — *wenn-cicen* Zupitza Zs. 31, 46 f. — *win-wrinȝe* fem. Scint. 109, 3. — *wræc-stów* auch in glossen :

Zs. 31, 27. — ist *wrǽd* 'band' und *wrǽþ* 'herde' dasselbe wort? vgl. Kluge Beitr. 9, 193. — die bisher vermiste formel *ǽrende wrecan* glaubt Sohrauer s. 51 bei Beda 122, 17 zu finden; allein die in den hss. überwiegende form *ǽrend* (nur B hat *ǽrende*) sowie das durchstehnde schwache *(w)re(a)hte* nötigen zum ansatze eines componierten *ǽrend(w)reccan* = *ǽrendian*, vgl. mhd. *botescheften*; Miller und Schipper trennen die beiden worte. hieraus scheint mir auch gegen Kluge Beitr. 8, 528 das höhere alter einer grundform mit *a* für das substantiv zu folgen. — *writian* 'rauschen, knarren, klatschen' Kluge Engl. stud. 11, 512. — *wudere* WW 371, 5 = 490, 14 wird man, da es völlig richtig gebildet ist, neben *wudi(ȝ)ere* gelten lassen müssen. — *wudu-feoh* 'lucar, pecunia de lucis' Zs. 31, 27. — *wudu-hiewet(t), wude-héwet* 'nemoris caesio' Schmid Ges.[2] p. 452 § 37 (zweimal). — *wundur-hǽlo* 'wunderbare heilung' Beda 446, 12.

ymb-hiepan 'impetere' Beda 122, 23.

Prag, 5 juni 1898. A. Pogatscher.

Die stellung des verbums im althochdeutschen Tatian. von Wilhelm Ruhfus. (Heidelberger dissert.) Dortmund, 1897. 77 ss. 8°.

Einer anregung Braunes folgend unternimmt es einer seiner schüler, die stellung des verbums im ahd. Tatian darzustellen. er gieng dabei 'von der erkenntnis aus, dass eine untersuchung der wortstellung des ahd. Tatian bei all seiner sclavischen abhängigkeit von der lat. vorlage ebenso beachtenswerte ergebnisse liefern muss, wie gleiche untersuchungen an der freien und gewanten übersetzung des Isidor oder an der dichtung Otfrids, wenn man sich nur auf eine zusammenstellung der abweichungen des ahd. vom lat. beschränkt und daraus schlüsse zieht' (s. 1). diese 'erkenntnis', besser wol diese ansicht des verfs. kann aber nur teilweise als richtig anerkannt werden. wird es zwar bei der geringen zahl originaler ahd. texte schon die mühe lohnen, die abweichungen der wortstellung sogar in den einzelnen glossen und den interlinearversionen zusammenzustellen und auszubeuten (vgl. einige beispiele dafür QF 41, 90), so haben solche sammlungen aus einer umfangreichen übersetzung, sei sie noch so sclavisch, sicher ihren wert. vorsichtig benutzt, was freilich schwieriger ist, als der verf. zu glauben scheint, berechtigen sie zu gewissen schlüssen und können einige brauchbare ergebnisse liefern. aber dieser wert ist sehr beschränkt, und die erreichbaren resultate lassen sich nicht annähernd denen zur seite stellen, die aus originalwerken zu gewinnen sind. und zwar deshalb, weil sich übersetzungen schlecht zur gewinnung statistischen materials eignen. denn ohne genaue zahlenangaben über die häufigkeit der einzelnen stellungstypen — das muss auch gegenüber arbeiten anderer art, wie zb. der von Braune ('Zur lehre von der deutschen wortstellung' in der festschrift für RHildebrand) ganz besonders

betont werden — lässt sich niemals eine würklich klare und gesicherte erkenntnis und vor allem eine richtige beurteilung des zu einer bestimmten zeit geltenden wortstellungsgebrauchs gewinnen.

Der verf. unterscheidet unter den abweichungen vom lat. original, die sich auf dem gebiet der wortstellung constatieren lassen, richtig verschiedene arten; er berücksichtigt aber nicht, dass sie je nach den umständen einen sehr verschiedenen wert für die erschliefsung der ahd. wortstellung haben müssen. darum gliedert er auch die ganze arbeit, als ob es sich um die durchforschung eines selbständigen denkmals handle, nach den satzarten, statt eben diesen wertunterschied der einzelnen abweichungen in den vordergrund zu stellen und den stoff danach zu sondern, ob er zu sichern oder minder sichern schlüssen berechtigt oder gar keine zu ziehen gestattet. dies geschieht nicht einmal in der schlussübersicht (s. 72—77); höchstens wird gelegentlich erwähnt, dass sich aus den abweichungen o h n e lat. vorlage mitunter ein anderes bild ergibt, als aus denen g e g e n die vorlage, oder dass die beiden arten von abweichungen ohne lat. vorlage sich verschieden verhalten. so gewinnen wir auch aus der schlussübersicht keinen klaren aufschluss über die sicher erreichten ergebnisse. — die zur ersten gruppe — g e g e n die vorlage — gehörigen abweichungen scheinen am beweiskräftigsten zu sein; sie sind es aber nur in einem falle, der nicht gerade häufig eintritt, meist ist aus ihnen sehr wenig zu entnehmen. man sollte meinen: wo ein sclavischer übersetzer vom original abweicht, muss er starke beweggründe dazu haben; die nicht nachgeahmte wortstellung muss seinem sprachgefühl zu sehr widerstrebt haben. aber nur dann ist dieser schluss erlaubt, wenn dieselbe lat. wortstellung durchweg oder doch überwiegend vom übersetzer vermieden wurde. finden wir zb.: '*vitam aeternam*' (134, 4), '*timore magno*' (6, 1), '*viro sapienti*' (43, 1), '*iuramenta tua*' (30, 1) usw. stets übersetzt mit ***euuin lib, in mihhilero forhtu, spahemo man, thina meineida***, so dürfen wir schliefsen, dass die nachstellung des attrib. adj. dem sprachgefühl des übersetzers unmöglich schien, oder, je nach der zahl der ausnahmen, ungewöhnlich, hart oder dergl. auch hier ist ein richtiges urteil nur möglich, wenn der zahl der abweichungen vom lat. die genaue zahl der etwaigen übereinstimmungen gegenübergestellt wird. und um einen andern derartigen fall zu erwähnen, der in den kreis der beobachtungen des verfs. fällt, so ergibt seine feststellung (s. 18 f), dass sätze von der form: '*at ille dixit*' übersetzt| werden entweder durch ***her quad tho*** oder ***her tho quad*** oder ***tho quad her***, aber niemals dem lat. entsprecheud mit ***tho her quad***, dass diese letztere stellung, also: schlussstellung des verbums bei satzeröffnendem ***tho***, n i c h t ahd. ist. das ist wichtig; und noch wichtiger ist, dass die stellung ***her tho quad***, dh. schlussstellung des verbums bei eröffnung des

satzes durch das subject, noch sehr häufig, gerade so häufig ist, wie die mit dem verbum an 2 stelle : *her quad tho*[1]. wollten wir aber aus der widergabe von '*Phariseus autem coepit* . . .' (83, 1) durch *bigonda the Phariseus* . . .' (s. 3) schliefsen, die stellung des lat. originals wäre als sprachwidrig vermieden worden, so wäre das ein grober irrtum, der ua. durch die zahlreichen fälle dieser stellung bei demselben übersetzer leicht zu widerlegen wäre. ist aber der übersetzer ohne solchen zwang doch von der vorlage abgewichen, hat er unter mehreren an sich möglichen und häufigen stellungstypen trotzdem eine gewählt, die dem lat. original nicht entspricht, so kann daraus nur zweierlei gefolgert werden. zunächst, dass der übersetzer in bezug auf die wortstellung durchaus nicht so sclavisch von der vorlage abhängig ist, wie angenommen war. und mit dieser sclavischen abhängigkeit ist es überhaupt eine eigene sache. ein ungeschickter übersetzer kann in einem puncte seinem original bis zum verrat an der muttersprache folgen, zb. im satzbau, und kann daneben doch in anderer hinsicht sehr wol ein feineres gefühl, zb. für die gesetze der eigenen wortfolge bewahrt und betätigt haben. es kommt dabei sehr viel auf die individualität des übersetzers an, und auch auf den verschieden hohen grad der ausbildung, den seine muttersprache auf den einzelnen gebieten der grammatik im vergleich zu der fremden sprache erreicht hat. jedesfalls wäre, bevor schlüsse gestattet sind, festzustellen, in welchem grade sich ein übersetzer, den man im allgem. mit recht als sclavisch bezeichnet, auch auf dem bestimmten gebiet, das gerade der untersuchung unterligt, von seiner vorlage abhängig zeigt, dh. in unserm falle, wie grofs die zahl der abweichungen in der wortstellung (und zwar einmal der regelmäfsig auftretenden und dann der gelegentlichen) im verhältnis zur gesamtzahl ist. eine solche feststellung hat der verf. nicht gegeben : damit fehlt jeder sichere mafsstab, an dem sich die bedeutung der abweichungen gegen die lat. vorlage überhaupt messen liefse. — zweitens kann aus dem oben angeführten falle (83, 1) geschlossen werden, dass die von der vorlage abweichende, aber doch nicht notwendige wortstellung dem übersetzer überhaupt geläufig war und ihm an dieser stelle besser zugesagt hat. das ist aber ein ziemlich wertloser schluss, wenn nicht die gründe aufgedeckt werden können, w a r u m sie ihm besser zugesagt hat. um diese gründe feststellen zu können, dazu wird aber die zahl der gleichartigen fälle solcher abweichungen gegen die vorlage zu gering sein : nur wenn die

[1] dieser e i n e fall, der schlagend beweist, welch wichtige rolle das subject als solches in der wortstellung spielt, wie es durchaus nicht gleichgiltig für die stellung des verbums ist, ob ihm das subject oder irgend ein anderes satzglied vorangeht, hätte genügen müssen, den verf. in seinem glauben an die unfehlbarkeit der Erdmann-Brauneschen behauptung (s. u.) irre zu machen.

umstände, die sonst die wahl eines bestimmten stellungstypus unter mehreren möglichen zu veranlassen pflegen, aus anderen quellen schon bekannt sind, können diese einzelnen fälle von abweichungen in der übersetzung als treffende beispiele zur bestätigung herangezogen werden. der verf. sagt selber (s. 4): 'bei einer übersetzung wie der des Tatian, bei jedem einzelnen satze nach dem grunde der veränderung der wortstellung zu fragen, ist nicht angemessen .... im allgemeinen kann man diese sätze ... nur als beweis dafür betrachten, dass die neue wortstellung im ahd. möglich war, und aus ihrer zahl auf die geläufigkeit der einzelnen stellungen schliefsen'. eines beweises aber, dass die betr. stellungen im ahd. möglich waren, bedarf es nicht mehr. und was ihre geläufigkeit betrifft, so ist über einen schluss von ganz farbloser unbestimmtheit überall da nicht hinauszukommen, wo es sich nicht um regelmäfsig auftretende abweichungen handelt. aus nur gelegentlichen abweichungen, denen mindestens ebensoviele übereinstimmungen gegenüberstehn, kann nur geschlossen werden, dass die gegen die lat. vorlage gewählte stellung nicht ungeläufig gewesen sein kann, eine folgerung, die in ihrer blassen allgemeinheit ziemlich wertlos ist und zudem meistens auch keine bereicherung unserer kenntnisse bedeutet. eine genaue statistik aber, die sich auf die fälle der abweichungen beschränken wollte, wäre zwecklos, und ein schluss aus der relativen häufigkeit der typen ausschliefslich da, wo sie gegen die vorlage auftreten, auf ihre häufigkeit überhaupt wäre ganz hinfällig. denn beweist schon die grofse zahl der übereinstimmungen, dass die beibehaltene wortstellung nicht als geradezu sprachwidrig empfunden worden ist, so beweist widerum die nicht zu kleine zahl der abweichungen, dass der einfluss des originals, da wo dessen stellung beibehalten wurde, nicht einmal sehr grofs, nicht zwingend gewesen sein kann. können somit für eine häufigkeitszählung die fälle der übereinstimmung nicht so ohne weiteres ausgeschaltet werden, so können sie doch auch nicht als vollgiltig und auf gleicher linie mit den abweichungen mitgezählt werden, weil sich der anteil, den an ihrer häufigkeit der unwillkürliche einfluss des originals doch immer gehabt haben kann und sicherlich gehabt hat, gar nicht bestimmen, schwerlich auch nur schätzen lässt. aus den abweichungen gegen lat. vorlage werden also wenig ergebnisse von belang zu gewinnen sein, weil sich auf sie meistens keine statistik gründen lässt. dazu eignen sich die abweichungen ohne lat. vorlage an sich besser, denn bei ihnen kann sich die zählung und der vergleich auf diese abweichungen selber beschränken. nur wird für eine beweiskräftige statistik die zahl der gleichartigen fälle oft nicht grofs genug sein. übrigens ist auch bei diesen abweichungen die gröste vorsicht und besondere erwägung der verhältnisse in jedem einzelnen fall geboten. es scheint zwar zunächst, dass die stellung eines

in der vorlage nicht enthaltenen wortes von dieser nicht beeinflusst sein könne; diese unabhängigkeit ist aber doch keine vollständige : das neu hinzugekommene wort hat sich seinen platz nur insoweit frei wählen können, als ihm dazu die stellung der übrigen worte des satzes die möglichkeit bot; diese aber kann von der vorlage abhängig und die wahl der stellung des neu hinzutretenden wortes indirect beeinflusst worden sein. gab der übersetzer éin wort der vorlage durch zwei worte wider, so lag für ihn die versuchung, sie nebeneinander stehn zu lassen, sehr nahe; dass diese nebeneinanderstellung auch aufserhalb der übersetzung gewählt worden wäre, werden wir öfters zu bezweifeln haben. —

Wir sehen also, dass die feststellung der abweichungen des ahd. Tatian vom lat. nur wenig ergebnisse von selbständigem werte liefern kann. im wesentlichen werden sie nur zur bestätigung und controlle, höchstens bisweilen zur ergänzung unsrer aus originalwerken gewonnenen kenntnisse dienen können. aber eine vergleichung der vom verf. mit lobenswertem fleifs am Tatian gemachten beobachtungen mit den resultaten der frühern arbeiten über ältere germanische wortstellung ist nun leider dadurch aufserordentlich erschwert und meist, wie er selbst sagt (s. 1), unmöglich gemacht worden, dass der verf. seine untersuchung nach dem vorbild der schon erwähnten arbeit von Braune angelegt hat. er schliefst sich dabei der Erdmann-Brauneschen ansicht, dass es für die germ. wortstellung einzig auf das verbum und gar nicht auf das subject ankomme, die syntaktische function der nominalen satzglieder vielmehr gleichgiltig sei, nicht nur völlig an, sondern er stellt sie, ebenfalls wie Braune, ohne weiteres als erwiesene wissenschaftliche tatsache hin. hätten wir auch dem verf. etwas mehr selbständigkeit des urteils gewünscht, so finden wir doch in seinem falle das jurare in verba magistri immerhin begreiflich. nur die wissenschaft fördert es nicht. für eine eingehnde kritik jener ansicht ist hier nicht der ort. finde ich, wie ich hoffe, noch einmal die mufse, meine untersuchung über die wortstellung im Beowulf abzuschliefsen, so werde ich dabei anlass haben, auf diese und andre principielle fragen zurückzukommen und sie im zusammenhang zu erörtern. doch die art, wie in diesem falle versucht wird, schwebende fragen als entschieden hinzustellen, zwingt mich zu einer feststellung. sehr gegen meinen willen, da sie den anschein erwecken kann, als ob ich pro domo spräche. aber es handelt sich darum, einer 'legendenbildung' vorzubeugen, durch die eine ganze reihe verdienstlicher untersuchungen als für die wissenschaft wertlos bei seite geschoben und künftige arbeiten über germanische wortstellung auf abwege gelenkt zu werden drohen. der verf. sagt (s. 1) : 'schon Erdmann hat ausgeführt', dass das in meiner untersuchung der wortstellung im Heliand 'gewählte einteilungsprincip

als ungeeignet .... bezeichnet werden muss'. wenn, wie der zusammenhang lehrt, 'ausgeführt' soviel heifsen soll wie 'nachgewiesen', so entspricht das nicht den tatsachen. weder Erdmann noch Braune hat diesen nachweis geführt, oder überhaupt versucht ihn zu führen. Erdmann hat (Anz. VII 192) die anlage meiner arbeit bemängelt und seine ausstellung mit einigen worten begleitet, die zeigen, was ihn auf seine abweichende ansicht gebracht hat. diese bemerkungen enthalten eine zweifellos interessante und zum nachprüfen anregende meinungsäufserung, aber keinen beweis; den hat er in den wenigen zeilen weder liefern können noch wollen. Braune begnügt sich damit, Erdmanns behauptung einfach zu widerholen. der beweis steht noch aus!

Colmar i. E., october 1897. JOHN RIES.

Die altsächsische bibeldichtung (Heliand und Genesis). 1 teil, text, herausgegeben von PAUL PIPER. [Denkmäler der älteren deutschen litteratur, 1 band.] Stuttgart, Cotta, 1897. CVI und 486 ss. 8°. — 10 m.

Mit diesem bande eröffnet Piper eine neue sammlung, die aufserdem die kleinern altdeutschen litteraturdenkmäler und ein ausführliches wörterbuch zur altsächsischen bibeldichtung enthalten soll. aus der einrichtung des buches, die der von Kürschners 'Nationallitteratur' nachgeahmt ist, geht hervor, dass die ausgabe auf weitere leserkreise berechnet ist. nichtsdestoweniger hat der herausgeber auch die fachleute im auge, die die sorgfältigen übersichten und reichen zusammenstellungen der einleitung und anmerkungen dankbar anerkennen werden. auch der erneuten prüfung der handschriften wird man sich freuen, wenn auch der unmittelbare gewinn gering ist.

P. selbst behauptet, dass die collation beim Cott. etwa zwei und ein halbes, beim Mon. über drei und ein halbes dutzend 'wesentlicher besserungen' ergeben haben. ich habe beim durchlesen sehr viel weniger bemerkt, und wenn ich auch manches übersehen haben mag, fasst P. den begriff 'wesentlich' denn doch wol etwas weit. auch die genauern angaben über die zeilenschlüsse, rasuren udgl. können unter umständen von bedeutung werden. darum wäre es jedoch nicht nötig gewesen, fast die ganze summe dieser kleinigkeiten nun zweimal zu veröffentlichen, aufser in dieser ausgabe auch im Nd. jahrb. bd 21 (nicht 22, wie s. CV der ausgabe gedruckt steht). sogar die anweisung des sir Rob. Cotton an seinen buchbinder bekommt das publicum nun zweimal in extenso aufgetischt.

P. sucht seine berichterstattung möglichst objectiv zu gestalten, was ich an sich nicht tadeln will. die objective ausführlichkeit ist oft der subjectiven auswahl vorzuziehen, und den verschiedenen ansichten eine neue hinzuzufügen nicht selten leichter, als enthaltsamkeit zu üben. ob es freilich gerade pädagogisch ist, wenn der eine litterarhistoriker oder erklärer ebenso

gut zum worte kommt, wie der andre, ohne dass der berichterstatter sich entscheidet, mag man billig bezweifeln. unter dem text schüttet P. aus, was er sich fein säuberlich seit vielen jahren zu den einzelnen stellen eingetragen hatte. dabei ist sicher jetzt nicht alles noch einmal nachgeprüft worden[1]. Entgangen wird ihm wol nicht viel sein. die zu v. 71 Behaghel zuerteilte lesart rührt von Sievers her, ist aber Beitr. 10, 540 aus metrischen, indessen, wie mir scheint, nicht zwingenden, gründen wider zurückgenommen; zu 483 wäre Kauffmann Beitr. 12, 344 zu berücksichtigen gewesen. ebenso bei 1096 f, doch es fehlen an dieser stelle, wie auch zu 1221, wol aus versehen die citate. zu 1397 und 1409 dürfte Jellinek Zs. 37, 20 f angeführt sein, bei 1318 ist meine conjectur Zs. 38, 241 übersehen, zu 2504 meine bemerkung Zs. 31, 203; zu 2467 wäre auf Beitr. 12, 304, zu 4291 auf Jellinek Zs. 39, 151 zu verweisen; bei 5201 stimmt die angabe in bezug auf Heyne nicht; 5629 list Sievers *githrusmod uuarth;* bei Gen. 34 fehlt Cosijn Tijdschrift 14, 113; die Gen. 234 aufgenommene lesart rührt nicht von Holthausen, sondern von Ries her, und der hinweis auf Zs. 40, 217—219 stünde besser an dieser stelle als bei 238. Symons ist in den anmerkungen überall fälschlich Simons genannt. es läuft viel überflüssiges mit unter, auch mit rücksicht auf das in aussicht gestellte wörterbuch hätte viel gespart werden können. ich weiſs nicht, wie oft zb. der leser erfährt, dass *ên* 'ein gewisser' bedeute, und die Zs. 40, 215 mitgeteilte beobachtung, dass *éo* einsilbiger diphthong ist, was übrigens, wie ich nachträglich gesehen habe, auch Kögel (Litteraturgesch., ergänzungsb. s. 36) ohne weiteres voraussetzt, wird bei jedem einschlägigen wort immer wider angebracht. jedesfalls aber hat man an den zusammenstellungen ein ausführliches register für jede einzelne stelle. für die ausführlichkeit der bibliographie spricht schon ihr umfang von 32 seiten. Rödigers inhaltreiche recension von Sievers ausgabe hätte dabei eher ein wort mehr verdient, als manche andre schrift,

[1] kaum verständlich ist zb. die verweisung bei v. 45 auf Germ. IX (lis XI) 210, ein widerspruch die bemerkung zu 634. dagegen wird es wol bloſs ein lapsus sein, wenn P. zu Gen. 41 Kögel behaupten lässt, *dâdi* als acc. plur. (statt sing.) sei ein frisonismus, und ein bloſser druckfehler in der anm. zu 3886 '*gidêdun* ist des verses wegen nicht möglich'. Kauffmann meint natürlich *gidedun*. P. schreibt zwar auch 2804 *gidédun*, aber sonst (*gi*)*dedun*. unrichtige quantitätsbezeichnungen sind nicht ganz selten: 1809 *uuegos*, Gen. 20 *blikit*; 3017 *hêtigrimman*, 3252 *gêƀan*, 4880 *bêniuundon*, 5907 *bihêlid*, Gen. 20 *bâra*, 277 *láta*; in *hrîsid* 4313 nehmen auch andre *î* an, aber die wahrscheinlichkeit ist durchaus für kürze, wie auch P. 5665 *hrisidun* schreibt; 5523 *hofnu*, sonst *hófnu*; über die quantität in *brósmóno* 3021 sind die ansichten geteilt (das *ó* in der nebensilbe wol nicht mit absicht). neben gewöhnlichem *só* steht zuweilen *so*, aber eine absichtliche regelung scheint dahinter nicht zu suchen. von andern, übrigens seltenen, druckfehlern will ich die im text bemerkten anführen: lis 1212 *thar*, 1562 *siu*, 1615 punct st. komma, 1915 *the*, 2582 komma vor *that* st. vor *thar*, 3420 *thiu*.

der das zu teil geworden, und mein aufsatz Zs. 40, 1 ff sollte doch ebenso gut genannt sein, wie zb. der vHeltens Beitr. 21, der grofsenteils nur eine polemik gegen den meinen ist.

Bei der heimatsfrage legt P. besondern nachdruck auf Jostes bekannten aufsatz. daran tut er sehr recht, denn der arbeit kommt das grofse verdienst zu, allgemein gezeigt zu haben, wie verfahren vorher die frage gewesen ist. darum halt ich aber doch den positiven teil seiner hypothese vorläufig noch nicht für erwiesen. über die persönlichkeit des dichters ergeht sich P. in eigenen betrachtungen, die man zwar als phantasien bezeichnen muss, sich aber doch, als der innern beweiskraft nicht entbehrend, gern gefallen lassen kann. ein besonders innerliches verhältnis zum christentum muss bei dem dichter allerdings vorausgesetzt werden, über dessen werk P. zu meiner freude mehr den standpunct enthusiastischer bewunderung als den der frostigen anerkennung oder gar einer dogmatischen kritik teilt.

Gar nicht berührt hat P. die frage nach den anglismen und frisonismen, die heute eine eigentümliche rolle in der deutschen philologie spielen. ich will über die hypothese, ob C vielleicht von einem Angelsachsen, der niederdeutsch verstand und schreiben wollte, aber manchmal in die formen seiner muttersprache zurückverfiel, hier nichts entscheiden, ich möchte nur meiner verwunderung über die mechanische art und weise ausdruck geben, in der solche fragen jetzt öfter behandelt werden. man trägt aus einem text eine anzahl eigentümlichkeiten zusammen, wobei denn auch schreibfehler und andre zufälligkeiten dienst tun müssen, und stellt damit irgend einen 'ismus' fest. Kögel sagt Litteraturgesch. I 282 : 'und in diesem kloster [Werden] hat der dichter ohne zweifel sein werk geschaffen. denn wo wäre sonst eine so weitgehende berührung zwischen sächsischer, fränkischer und friesischer sprache möglich gewesen?' ich weifs nicht recht, was ich mir dabei als Kögels eigentliche ansicht vorstellen soll. meint er, dass ein mann in Werden von Sachsen, Franken und Friesen, die dort zusammenkamen, sprachlich in der weise beeinflusst gewesen sei, wie sie sich anscheinend im Cott. kundgibt, so halte ich die ansicht für unzutreffend. meint er, dass die sprache von Werden an sich, mit rücksicht auf die lage des ortes, eigentümlichkeiten enthalten haben könne, die wir gewohnt sind als fränkisch, sächsisch oder friesisch zu bezeichnen, so würde ich ihm wenigstens im grundsatz folgen können. aber eine mischung von hd. und ags., wie sie Kauffmann in der Festschrift für Sievers fürs Hildebrandslied annehmen will, ist m. a. nach etwas undenkbares. was er für ags. ausgibt, ist aber auch gar kein ags. in *inwit* zb. vermag ich mit dem besten willen nichts anders zu sehn als die form, die nach der eigensten sprache des dichters und der orthographie des denkmals zu erwarten ist, und durch die bestimmtheit, mit der Kauffmanns behauptung

auftritt, darf man sich hier ebenso wenig beirren lassen, wie bei andern dingen, die er über das Hildebrandslied vorbringt. man muss zunächst versuchen, die 'ismen' der Heliandhss. in einklang zu bringen mit denjenigen elementen der sprache des denkmals, die ganz fest in einer mit der ags. oder fries. stimmenden gestalt auftreten, wie *breost*, *gedon* usw. und die für den dichter natürlich ebenso national waren, wie seine übrige sprache. merkwürdigerweise hat man diese eigentümlichkeiten niemals vollständig gesammelt und für die heimatsbestimmung auszunützen gesucht. freilich fürcht ich sehr, dass sie sich lange nicht alle auf nd. boden localisieren lassen werden. aber auch dann haben wir nicht ohne weiteres auf das auskunftsmittel von 'anglosaxonismen' und 'frisonismen' zurückzugreifen, sondern haben festzustellen, dass in der völkerbewegung jener jahrhunderte noch verhältnisse bestanden und sich in der sprache ausdrückten, die auf einer engern verwantschaft einzelner stämme mit Friesen und Angeln beruhten und dass die dadurch bedingten spracheigentümlichkeiten im laufe der zeit zu gunsten eines allgemeinen sprachtypus zurücktraten. sollte nicht die tatsache, dass in den ältern nd. denkmälern so viele 'ismen' gefunden werden, ohne weiteres hierfür sprechen? für die principienwissenschaft der sprachen und mundarten wäre die sache interessant genug, aber für die frage über die heimat des Heliand würde sie uns nichts übrig lassen, als etwa eine bestimmung darüber, wo solche verhältnisse auf andre gründe hin als möglich zu gelten hätten.

In der gestaltung des textes in dieser ausgabe vermag ich leitende gesichtspuncte nicht zu entdecken. man wundert sich, in der einleitung XLVI f und LIII die ansicht andrer forscher, dass die hs. C den relativ höchsten wert beanspruche, zustimmend betont zu finden. denn tatsächlich bevorzugt der text ungleich viel öfter ohne erkennbaren grund die sprachformen und lesarten von M als von C. bei der auswahl scheint sich P. manchmal blofs durch die vorliebe für das normale, manchmal aber auch umgekehrt für das ungewöhnliche leiten zu lassen. er schreibt mit M *wonon* und *wunon*, *forn* und *furn*, bevorzugt *u* mit M in *fruma, hugdun, kussu*, *o* mit M in *drocno*, *o* mit C in *binomana*. 2760. 2766. 2774 steht *magat*, aber 2784 *magad*; die hss. sind dabei gleichmäfsig, C hat überall *t*, M *d*. gewöhnlich setzt er in solchen fällen mit M *d*, zb. *gifruodod* 228, *magad* 331, *lebod* 774, *uunod* 2086, *gisamnod* 3329, *farad* 1664, gegen beide sogar *gifruodod* 208; aber *t* : *cumit* 324, *sprekat* 1740, *huggeat* 1662, *folgot* 1667, *quat* 3296. 3327. grofse vorliebe hat P. für die irrationalen vocale; nicht nur werden fast alle fälle aus irgend einer der hss. beibehalten, *sorogot*, *toroht*, *sterabe*, *uuirikean*, *aram*, *thuruh* usw., sondern solche auch gegen die überlieferung eingesetzt : *burugiun* 196 (aber *burgiun* 347), *bisorogon* 1864. 1866 uö. aber *hlutteran* (gegen *hluttran*) aus C, selbst *iungurun*,

iungoron (gegen *iungron*) aus M finden wider trotzdem keinen raum. mit vorliebe werden auch die überflüssigen doppelconsonanten von C gewahrt : *alldo*, *enndi*, *hârr*, *ènn*, *sègg*, *èrr* uaa., in andern fällen, zb. *err* 734. 774, *herroston*, *slidmuoddie* aber doch auch wider verworfen. auch so singuläre formen wie *harmgiuurohti* (C 5039, M *harmgeuurhti*) oder *arabadsam* V 1359 werden gelegentlich bevorzugt. 1001 wird mit M *gisâhi* (gegen *gisawi* C), 2311 mit CM *gisâwi*, aber 4983 mit C *sâwi* gegen M geschrieben, 1663 mit M *gigariuui*, 1680 mit C *gigeruuit*. *fîdan* in M wird vor *findan* bevorzugt und dann nach belieben auch gegen beide hss. gebraucht. er bevorzugt trotz Behaghel und Schlüter im gen. und dat. der *n*-masc. und neutra durchaus *-on* oder *-an* gegen *-en*; selbst wo C allein vorhanden ist und *-en* hat, schreibt er willkürlich *-on* oder *-en*. dazu vergleiche man denn, wie merkwürdig der inhalt von Behaghels aufsatz auf s. XCIII widergegeben ist, und wie zu v. 266 gen. *hohen* neben *hohon* mit berufung auf Schlüter als 'abschwächung' bezeichnet wird. am strengsten sind die diphthonge *uo* und *ie* durchgeführt, *uo* sogar infolge eines lapsus zweimal in *bluothi* (an andern stellen richtig *blôthi*); aber doch auch wider *côlodun* 5705 (dagegen zb. 5886 *muothi* trotz C *mothi*). es dürfte übrigens auch nicht *suôgan* geschrieben werden, und angesichts der misglückten conjectur Gen. 95 kann man einen leisen zweifel nicht unterdrücken, ob die unterscheidung von *ô* und *uo* beim verfasser so ganz fest sitzt. gegenüber regelmäfsigem *ie*, sonst auch in *mieda*, auch gegen die hss., steht 1345 *mèdu*, 568 *gihètun* (579 *hiet*); 4073 ist die form *auuiellun* gewählt gegen *uuell* 3687. 1302 ist mit C und V *that èuuana rîki* geschrieben, aber 1796 nach M *te them èuuigom rîkea* gegen C *euuinon*. unrichtig behauptet also auch die anm. an der ersten stelle, dass *èuuan* als adj. nur dort vorkomme, sonst nur in composition. beide hss. haben es aufserdem 1474, wo P.s text ebensowenig wie Sievers und Behaghel *èuuan rîki* als compositum nimmt. bezeichnend scheint mir auch folgender fall. 4309f hat C *huuilic err tecan biforan* | *uuerthat*, M *huuilic her t. b.* | *giuuerdad* und P. schreibt *huilic hèrr* ('hier') *t. b.* | *giuuerthat*. aber wenige verse weiter, bei gleichem tatbestand, C *thi err giuuerthan scal* | *er duomes dage*, M *the her giuuerden sculun* | *er domos dage* wird mit der gewöhnlichen form *thi hier giuuerthan sculun* gesetzt. an andern stellen des textes erscheint übrigens das adv. auch ohne consequenz als *hir* oder *hier*. diese beispiele dürften genügen. auch in der Gen. wird zb. gegen die hs. *fîðit* geschrieben (68), oder formen wie *rehtæs* (199), *landæ* (303) entfernt, dagegen solche wie *thionun* 113, *githâte* 117, *biuellid* 147, *hènum* 195, *uuordu* 280 beibehalten. der gleiche mangel an folgerichtigkeit, mit starker bevorzugung von M, wie bei den sprachformen herscht auch in bezug auf andre lesarten. ich führe nur 1877 an, wo das un-

zweifelhaft falsche *glauuo uurm* gegen das unzweifelhaft richtige *gelouuo uu.* von C. beibehalten ist. die dinge werden ja allergröstenteils für den leserkreis des buches weiter nicht gefährlich sein. aber man möchte doch gern bei einer neuausgabe des Hel. die entscheidung zwischen den lesarten auf sichre untersuchungen gegründet sehen, selbst dann, wenn man überzeugt ist, dass auch sie zweifel und willkür übrig lassen werden und dass mancherlei schwankungen schon aus dem originale stammen. zum teil sind die untersuchungen ja schon angestellt, aber hier nicht ebenso sorgsam ausgenutzt wie registriert; zum teil wären sie vorher anzustellen gewesen.

Der tätigkeit des registrators gegenüber kommt sowol beim text wie bei den erklärungen die eigne kritische tätigkeit zu kurz. 1603 erhalten wir in der Heyne-Kauffmannschen fassung *cuma ûs thuo thin | craftiga riki.* die conjectur beruht doch ausdrücklich auf der erwägung, 'dass im vaterunser ganz auffällige zusätze gemacht sind, offenbar um normale verse zu bekommen', und darauf beruft sich P., obwol er zwei verse vorher, und zwar zustimmend, auf die gegenteilige ansicht Rödigers, dass der dichter im bestreben, die heiligen worte des gebets so wörtlich wie möglich widerzugeben, besonders kurze verse zugelassen habe, bezug genommen hat.' es ist auch durchaus meine ansicht, dass sich, besonders der doppelten überlieferung gegenüber, die kritik hier möglichst zu bescheiden habe. ich glaube, dass mit der setzung der kurzen verbalform *cuma* an der allitterationsstelle und dem ganz ungewöhnlichen enjambement zwischen *thin* und *craftiga riki* unter den besondern hier obwaltenden umständen der vers gefüllt erscheinen konnte. wenn er aber unrichtig überliefert wäre — was ich bezweifle —, so wäre schwerlich etwas anders möglich, als dass er noch ein zweites mit *k* allitterierendes wort enthalten hätte. jedesfalls sollte man uns den metrisch höchst fragwürdigen, ohne jeden sichern anhalt willkürlich ergänzten vers aus dem text lassen. — bei 5607 ist sicher umzustellen, und zwar wol einfach *that thu samad mid mi | sehan lioht godes || noh hiudu muost,* und 5733 wird die richtige verbesserung *thar hie wissa thes godes barnes* durch 5766 und 5903 zb. an die hand gegeben, und sie dürfte auch dadurch nicht an wahrscheinlichkeit verlieren, dass einige verse vorher, 5741, in gleichem falle eine andre änderung nötig ist. — auch 5748 ist m. e. umzustellen in *huo te them grabe sie eft.* — aus den anmerkungen weise ich auf *gifrumit* 43 (s. Sievers anm.), auf *giflihan* 1460 (s. Anz. XXI 308), auf ein ahd. *rozian* 1644, auf *tharf* 169. auch die bemerkungen über die synonyma für 'mann' zu v. 72 und *duom* zu v. 480 scheinen mir bloſse phantasien, und wie weit der mangel an kritik gehn kann, erhellt bei *fădi, fuođi* 556. das sind nur einige wenige stellen aus text und anmerkungen, die ich herausgegriffen habe, weil mir das richtige hier nicht

weiter zu suchen scheint. unter den eigenen besserungen P.s ist natürlich die aufnahme der la. von V 1308 zu billigen. für richtig halte ich auch *giuudres* statt *giu uudres* 5228, *manno* st. *mann* Gen. 52, und hören lassen sich die vorschläge zu 5629. 5839. 5936. alles andre aber ist zurückzuweisen. nur dürfte 3962 die umstellung im 1 halbvers richtig und der reim *uuell* sein; es war wol *uuel uuesan* mit dat. gebraucht, wie an andrer stelle *uuirs uuesan*. 5546 ff ist es denn doch geboten, ausfall wenigstens eines halbverses anzunehmen, dessen inhalt wol auch das folgende masc. *thena selbon* gerechtfertigt haben würde. zu v. 2 hat natürlich auch P. seine eigne conjectur : *that sia bigunnun | godes word reckean || rihtian that girûni.* obwol *rihtian that girûni* anspricht — eine noch genauere übersetzung von *ordinare* wäre übrigens *rekon* — bleiben andre bedenken. und ich kann mich immer noch nicht überzeugen, weder dass *word godes* hier etwas zu tun habe, noch dass es wahrscheinlich sei, ein schreiber habe gleich in der 1 zeile seiner vorlage unabsichtlich einige worte überschlagen. ich muss allerdings zugeben, dass ein halbvers *that sia bigunnun reckean that girûni,* obwol parallelen angeführt werden können, hier rhythmisch anstöfsig wäre. das ist aber auch der einzige einwurf, den ich gegen Schumanns vorschlag gelten lassen kann. wie P. v. 2611 zu *rehtiu* statt *rethiu* kommt, ist mir unerfindlich. ein druckfehler kann es nicht sein. nach Schmeller und Heyne würde sich ja der schreibfehler *rehtiu* in C finden, aber nach Sievers ist auch das nicht der fall, und P. stimmt ausdrücklich mit Sievers.

Einen nennenswerten fortschritt hat also die Heliandforschung durch diese ausgabe nicht erfahren. P. hat das ja auch wol nicht beabsichtigt. aber wer es auch nur unternimmt, mit einer handlichen kritischen ausgabe, wie sie gewis willkommen sein würde, in wettbewerb mit den vorhandenen ausgaben zu treten, dem müssen sich, wenn er genügend ausgerüstet ist, fortschritte von selbst ergeben. im sinne von Sievers untersuchungen wäre zunächst von neuem methodisch festzustellen, welche art von fehlern und willkürlichkeiten in den einzelnen hss. angenommen werden dürfen. die frage, welche hs. dem original am nächsten steht, wäre in viel umfassenderer weise zu erörtern, als es bisher geschehen. die mittel, mit denen man sie zu lösen versucht hat, reichen nicht aus, während ich kaum bezweifle, dass wir weiter zu kommen vermögen. auch die heimatsfrage muss entschiedener angepackt werden, dass das zünglein nicht mehr lustig hin und her schwanke und, wie es heute doch noch der fall ist, der hypothese das ganze sogenannte alts. sprachgebiet von Werden, oder gar Utrecht bis in die Hamburger gegend überlasse. über den weg, der zu gehn wäre, haben wir oben andeutungen gemacht. schliefslich wäre auch noch auf dem gebiete der metrik

rüstig weiter zu arbeiten, um den grundlagen die erwünschte sicherheit zu geben.

Dass inzwischen auch diese ausgabe dienste tun kann, will ich nicht bestreiten und den dank nicht verkürzen, den P. sich durch seinen sammeleifer verdient. aber er wird bei den fachgenossen eher ungemischten gefühlen begegnen, wenn er das in aussicht gestellte wörterbuch der alts. sprachdenkmäler vorlegt.

Bonn, juni 1898. J. Franck.

Etude sur Hartmann d'Aue par F. Piquet, docteur ès lettres, agrégé de l'université, professeur au lycée de Besançon. Paris, Leroux, 1898. xiii und 385 ss. — 8 m.

In dem vorworte dieses buches, das Gaston Paris gewidmet ist, nennt der vf. unter den gründen, die ihn zu seiner arbeit bestimmten, zunächst den mangel eines besonderen französischen werkes über Hartmann. aber auch Deutschland besitze kein solches: 'de nombreuses études ont été consacrées en Allemagne à Hartmann: mais les critiques qui les ont entreprises se sont bornés à examiner chacun un point particulier de ses œuvres. nul ne s'est préoccupé de donner une vue d'ensemble de l'homme et de ses productions. nous avons tenté de combler cette lacune'. insbesondere schienen ihm neue forschungen ('des recherches nouvelles') notwendig, um das verhältnis Hartmanns zu seinen französischen quellen richtig zu beurteilen. denn die Deutschen, die sich bisher allein damit befassten, haben ihre sache nicht gut gemacht: begeistert durch die schönheiten der epen Hartmanns haben sie deren wert über verdienst erhöht und die bedeutung der französischen vorbilder verkannt. die untersuchung muss deshalb von der partei Chrétiens von Troyes wider aufgenommen werden, und sie ergibt, mit voraussetzungsloser gerechtigkeit und sorgfalt geführt, dass der deutsche epiker hinter dem französischen erheblich zurückgeblieben ist.

Das werk gliedert sich in neun capitel, denen fünf anhänge folgen, in denen material für die entscheidung specieller fragen vorgelegt wird. das erste capitel ('L'homme') s. 1—26 bespricht Hartmanns geburt, heimat und stand, erörtert seine erziehung in einer klosterschule und am hofe seines herrn, nimmt einen aufenthalt im nördlichen Frankreich an, der zwischen die lieder und vor das erste büchlein fällt, — dort habe Hartmann die quellen seiner spätern dichtungen kennen gelernt — mit dem kreuzzuge von 1197 schliefst der erste teil des poetenlebens. dann geht Hartmann von der lyrik zur epik über, dichtet um die wende des 12 und 13 jhs. den Iwein, darnach den Erec, hierauf befasst er sich mit religiöser poesie und schreibt Gregor und den Armen Heinrich. es wird zum schlusse der charakter Hartmanns in den bekannten hauptlinien geschildert, nur das gefühl des dichters für seine persönliche würde und die vermengung von religion und

schicksalsglaube bei ihm stärker hervorgehoben, als sonst geschieht. — in dem zweiten abschnitt (s. 27—72) stellt der vf. zuerst die entstehung und das wesen des deutschen minnesangs im allgemeinen dar, wobei er sich besonders an Burdach und Wilmanns hält und zu dem gesamturteile gelangt (s. 36) : 'au Minnesang a donc manqué, en général, la naïveté, la sincérité, l'heureuse variété, la fécondité et la fraîcheur', und da er unter diesen umständen den tatsächlichen erfolg des minnesanges nicht begreift, so schreibt er ihn der mode zu sowie dem einflusse, der dadurch auf die ausbildung guter sitten und höfischer manieren geübt wurde. Hartmann, der kein naturgefühl besitzt (s. 39 u. 314 f), gehört zu den mittelmäfsigen dichtern. auch seine lieder sind nur durch die metrische form verbunden, die strophen desselben baues haben jedoch unter sich keinen zusammenhang und sind bisweilen auch zu verschiedenen zeiten entstanden. folgt der vf. hier, wie man sieht, den untersuchungen von Saran, so schliefst er sich ihnen völlig an bei der analyse und betrachtung der einzelnen lieder; aus eigenem fügt er etliche parallelen bei französischen dichtern hinzu. MFr. 212, 37—213, 28 und 214, 34—215, 13 spricht er Hartmann ab (s. 58 f). darnach wird die frage erörtert, ob dieser minnepoesie würkliche erlebnisse zu grunde lägen, und natürlich verneint. bei Hartmann kommt noch besonders in betracht (s. 62 ff), dass die angaben seiner lieder weder mit seiner sonst bekannten biederkeit und religiosität, noch mit seinen eignen mitteilungen über sein leben im Iwein und Gregor übereinstimmen. wie beim ganzen minnesang, so beruht auch in Hartmanns lyrik alles auf 'convention et tradition'. Sarans versuch, metrische kriterien für die chronologie der lieder aufzufinden, lehnt er ab, hält die melancholie dieser dichtungen für falsch und gelangt durch den vergleich andrer lyriker mit Hartmann zu dem ergebnis : 'il n'a pas plus la flamme de la penséé que celle du cœur' (s. 71). — das dritte capitel (s. 73—98) handelt von den beiden büchlein. das erste, ein jugendwerk Hartmanns, hält P. für ein streitgedicht und sucht beziehungen zu französischen 'débats' sowie zu Ovids Ars amandi nachzuweisen. das 'schlussgedicht' erklärt er für echt, das zweite büchlein dagegen, im wesentlichen mit Sarans gründen, für unecht. — das vierte capitel (s. 99—242) beschäftigt sich mit den Artusromanen Hartmanns und zerfällt in fünf unterabschnitte, welche den ursprung der dichtungen Chrétiens, das verhältnis der Mabinogien zu seinem Ivain und Érec behandeln, dann Hartmanns weise der bearbeitung prüfen und den wert seiner leistung nach verschiedenen kategorien ermessen. P. findet Hartmanns Erec besser als seinen Iwein und schliefst aus eingehnder betrachtung, dass die beiden epen nicht in der gewöhnlich angenommenen zeitfolge entstanden sind, sondern dass Erec später gedichtet wurde als Iwein. — das fünfte capitel (s. 243—277) ist

dem Gregorius gewidmet. P. gibt zuvörderst den inhalt an, bespricht dann mit einigen andeutungen die der legende verwanten stoffe, zeigt die veränderungen auf, die Hartmann mit dem französischen originale bei seiner arbeit vorgenommen hat, verweilt auf den vorzügen der quelle, bezüglich deren er dem urteile von Gaston Paris zustimmt ('un des plus remarquables monuments de notre ancienne poésie'), und setzt die schäden der nachbildung auseinander. — der Arme Heinrich beansprucht das sechste capitel (s. 278—293) und erscheint dem vf., verglichen mit dem mehr weltlichen Gregor, als eine religiöse legende im engern sinne. — in dem sehr schmalen (s. 294—305) siebenten capitel (l'art de l'écrivain) erörtert P. die eigenschaften von Hartmanns stil, die schwäbischen besonderheiten seiner sprache und bemerkt einiges über den mhd. versbau. — das achte capitel (s. 306—324) äufsert sich über 'les qualités du poète' : die gewöhnlichen angaben über das mafsvolle seines wesens, seinen humor werden eingeschränkt, das hauptgewicht fällt auf Hartmanns moral und sein würken als sittenlehrer, mit dem allerdings manche stelle seiner werke in widerspruch steht. — das neunte und letzte capitel (s. 325—355) schildert die stellung des königs, des ritters, der frau, wie sie die höfische epik im allgemeinen, Hartmanns poesie des besondern erkennen lassen. — die fünf anhänge beschäftigen sich mit folgenden aufgaben: verzeichnis übereinstimmender stellen zwischen Erec und Gregor; stellen der minnesänger, die Hartmann nachgebildet hat; das verhältnis der französischen Gregortexte zu Hartmanns gedicht; die französischen wörter in Hartmanns werken; bemerkungen über die dem Armen Heinrich verwanten legendenstoffe. — ein abdruck der capitelüberschriften schliefst das ganz vortrefflich ausgestattete buch.

Fragt man sich zuerst, ob der vf. seine aufgabe richtig gestellt und begrenzt habe, so muss man darauf mit 'ja' antworten. das bedürfnis nach einer 'abgerundeten darstellung' (so pflegte mein trefflicher lehrer Aschbach ein derartiges buch zu nennen) ist gewis in Deutschland, wo unzählige litteraturgeschichten Hartmann und seine werke eingehend charakterisieren, weniger stark als in Frankreich. aber anderseits ist es ebenso gewis wünschenswert und nachgerade an der zeit, dass die ergebnisse der wissenschaftlichen forschung über Hartmann von Aue sorgfältig überprüft und zu einer einheitlichen schilderung seines wesens und würkens zusammengefasst werden. was nun, von diesem puncte aus gesehen, bei dem werke P.s zuvörderst auffällt, ist die ungleichmäfsigkeit in der durchführung seines planes. denn neben abschnitten (wie die einleitung über den minnesang, der bericht über die quellen der Artusepen, über die ritterliche gesellschaft nach Hartmann), die sich an ein laienpublicum wenden und gar keine sachkenntnis voraussetzen, stehn ziemlich unvermittelt solche (die chronologie von Hartmanns liedern, entlehnungen im I büch-

lein, die priorität des Iwein vor dem Erec), die nur den engern fachgenossen zugänglich und verständlich sein können. der vf. wollte ein buch schreiben, das gleichzeitig die weitesten kreise interessieren und die einzelforschung fördern sollte; es ist ihm jedoch nicht gelungen, in seinem werke beiden zielen gerecht zu werden. ganz äufserlich ist das letzte capitel angehängt, das offenbar nur geschrieben wurde, um einer in Frankreich herkömmlichen forderung zu genügen.

Vielleicht darf der vf. zu seiner entschuldigung anführen, dass er durch lange zeit und in verschiedenen zwischenräumen die arbeit an seinem werke fortgesetzt hat. sein standpunct hat sich dabei geändert, möglicherweise ist sogar der zweck des buches ein andrer geworden, die schlussredaction hat aber nicht tief und ausgleichend genug eingegriffen. daraus erklärt sich manches. vor allem die widerholungen, von denen ich nur etliche beispiele anführe : s. 26 u. 72 über den mangel an leidenschaft bei Hartmann; s. 119 u. 175 über das verhältnis der romane zu den Mabinogien (vgl. auch s. 314), wie denn überhaupt das mehrteilige vierte capitel am meisten unebenheiten aufweist; s. 157 anm. 2 u. 171 anm. 8 gehören zusammen; s. 122 u. 177 über die spuren altertümlicher roheit in den Mabinogien; s. 197 anm. 2 u. 199 über den bluttrinkenden löwen; die 'étude approfondie', welche Hartmann seinen quellen gewidmet hat, wird s. 198. 201. 259 gerühmt; s. 205 anm. 6 u. s. 224 über die weitläufigen beschreibungen; s. 280 u. 288 über das selbstvertrauen des Armen Heinrich, s. 280 u. 318 über die auffassung von Gottes allmacht in diesem gedichte. — unter diesen umständen ist es nicht verwunderlich, dass auch unzweideutige widersprüche in dem buche begegnen, zb. : s. 72 heifst es von Hartmann : 'il ne tombe jamais dans l'obscurité', indes s. 42 anm. 1 die stelle MFr. 206, 35 f 'peu intelligible' genannt wird, freilich nur, weil sie der vf. nicht verstanden hat. s. 85 besagt über Ovid und Hartmann : 'ils célèbrent l'amour illégitime, en dehors du mariage', während s. 62 Hartmann als 'l'apôtre de la constance' bezeichnet, 'celui qui met la fidélité au-dessus de toutes les vertus et qui a vraisemblablement conformé sa vie à ses maximes'. s. 48 wird Hartmann als autor von MFr. 216, 29 ff mit ausdrücken charakterisiert, welche s. 95 f dazu dienen müssen, den dichter des zweiten büchleins als eine von Hartmann verschiedene person zu erweisen. s. 243 wird Hartmanns Gregor zur gattung der 'légende pieuse' gestellt und s. 245 davon gesagt : 'La légende de Grégoire est, en effet, écrite dans le dessein de servir la religion. les exhortations pieuses y abondent' etc.; s. 279 dagegen wird, um den unterschied zwischen Gregor und Armen Heinrich stärker herauszuheben, behauptet : 'Le poème de Grégoire n'est pas, à proprement parler, une légende pieuse : il se distingue de ce genre par un certain nombre de traits essentiels qui le rattachent

au poème arthurien' —, indes s. 361 der vf. zu seiner ersten beurteilung zurückkehrt : 'Grégoire — est une légende pieuse'. s. 266 nennt P. unter den mängeln des französischen Gregor : 'De ce nombre sont les répétitions sous forme presque identique d'un récit déjà fait, répétitions que Hartmann se garde bien de reproduire et qu'il remplace par des résumés rapides', s. 268 hingegen tadelt er ohne weitere bemerkung an Hartmanns gedicht : — 'on maudit ses répétitions qui redisent la même chose souvent dans les mêmes termes'. s. 245 anm. 10 ist für P. die einleitung zu Hartmanns Gregor nur in der Spiezer hs. vorhanden, wogegen er doch s. 372 die Konstanzer hs. aus Zwierzinas abhandlung im 37 bande der Zs. anführt. — man wird das alles für ein zeichen halten dürfen, dass der vf. sein ms. vor dem drucke nicht mit hinreichender sorgfalt durchgegangen hat, anderes bestätigt diesen eindruck : so zb. (aufser der mangelhaften schreibung deutscher namen, wie 'Müllenhof', 'Neussel') die unachtsamkeit bei den citaten : Rudolf von Ems heifst s. 5 anm. 1 'Henri'. s. 7 anm. 2 die stelle 'Zs. f. d. a. 36, 160' kann ich durchaus nicht finden. s. 49 anm. 2 ist unter 'Burdach Zs. f. d. a. 17' entweder dieser gemeint Zs. 27, 367 oder Scherer Zs. 17, 573 ff. s. 195 anm. 6 ist nicht 'Zingerle', sondern Alfred Rochat der verfasser der abhandlung über Wolframs Parzival im 3 bande der Germania. das citat s. 288 anm. 1 ist wol aus meinem buche über Hartmann s. 452 übernommen, aber insofern falsch, als nicht die Zs., sondern der Anz. f. d. a. gemeint ist — usw.

Diese dinge wären des erwähnens ganz unwert, wofern nicht die dabei an den tag tretende gleichgiltigkeit des vf.s gegen die forderungen exacter arbeit noch auf wichtigere puncte sich erstreckte. P. sagt nirgends ausdrücklich, was er seinen vorgängern verdankt. er stellt nirgends fest, dass ein grofser teil seines werkes nur über die forschungen andrer prüfenden bericht erstattet. er citiert sehr willkürlich : meistens, wenn er gegen die ergebnisse früherer forscher polemisiert; dagegen in der regel dann nicht, wenn er sie zustimmend aufnimmt. ja er führt sogar (wie ich glaube, unbewust) beobachtungen in einer form vor, die nur bei eigner selbständiger untersuchung üblich ist, indes sie doch schon in andern arbeiten veröffentlicht waren. ich will dabei nicht länger verweilen, da es sich oftmals um sein verhältnis zu meinem buche über Hartmann handelt, und will lieber anerkennend hervorheben, dass P., der löblichen gewohnheit französischer philologen gemäfs, die vorhandene litteratur über den gegenstand nahezu ganz vollständig kennt, wie das reiche schriftenverzeichnis s. VII—X erweist.

Im folgenden soll nun eine reihe von einzelnen puncten herausgehoben und durchgesprochen werden, wo P. von der bisher geltenden auffassung der sachen abweicht; alle, auch nur erheblichern ungenauigkeiten des buchs anzuführen und zu erörtern,

darauf muss ich von vornherein verzichten : dazu hat der Anzeiger keinen platz und ich keine lust.

S. 5 f, wo P. von Hartmanns gelehrter bildung spricht, erwähnt er ein paar stellen aus Ovids Amores, die er (wie ich glaube, irrtümlich) in engern bezug zu H. bringt; dann aber bemerkt er, dass die anspielung auf Pyramus und Thisbe Er. 7707 ff nicht, wie ich (über H. v. A. s. 187) getan hatte, auf Ovids metamorphosen, sondern auf Chrétien von Troyes bearbeitung dieser 'légende' zurückzuführen sei (vgl. auch s. 228 anm. 7 u. s. 234 anm. 1). die vermutung ist deshalb nicht überzeugend, weil H.s bekanntschaft mit Ovid, durch die schule vermittelt, erwiesen ist (P. bemüht sich selbst später darum) und zwischen dem wortlaute der stelle bei H. und bei Ovid genauere übereinstimmung besteht, indem beide das rendezvous der liebenden beim brunnen erwähnen; die dichtung Chrétiens ist uns hingegen nicht erhalten und wir haben gar keine möglichkeit zu beweisen, dass H. sie gelesen hat (vgl. Wackernagel Altfranz. lieder u. leiche s. 177 u. anm.). übrigens ist die erzählung von Pyramus und Thisbe vielen andern deutschen dichtern, und da wol auch aus dem schulunterrichte geläufig : Müllenhoff belegt ZE. xxvi (Zs. 12, 356) den namen *Piramus* aus rheinischen urkunden des 12 jhs.; in den Tegernseer liebesbriefen kommt er vor MFr. 221, 6; in Gottfrieds Tristan 3612 ff. vgl. noch das gedicht Zs. f. d. a. 6, 518 ff. Weinschwelg 337 ff und Vernalekens anm. Germ. 3, 219; es zeugt für die unverwüstliche beliebtheit des stoffes, dass noch 1616 das holländische gedicht des priester Mathiis de Casteleyn gedruckt werden konnte, wo sich P. = Christus, Th. = der seele des christen gedeutet fand (vgl. Prosp. Marchand Dict. histor. II 120 anm. 28). die troubadours brauchten ebenfalls den vergleich, s. Diez L. u. ww. der troub.[2] s. 233. Poesie[2] s. 117. — die stellen, welche P. s. 11 f aus französischen dichtern beibringt, haben für Hartmanns texte nur den wert von parallelen, sie beweisen aber keine entlehnung. — s. 13 f erklärt P. die stelle über *selpwege* I büchl. 350—366 für einen grund, 'qui nous contraint à admettre, avant la rédaction de ce poème, un voyage en France'. er schliefst sich nämlich der deutung an, welche dieses phänomen auf Nord- und Ostsee beschränkt, und hält den wortlaut der stelle Hartmanns für ein zeugnis, dass der dichter die erscheinung selbst beobachtet habe. aber erstens : was bewiese das für H.s reise nach Frankreich? fährt man denn von Schwaben über die Nord- oder Ostsee nach Flandern und den norden Frankreichs? zweitens ist diese beigebrachte deutung von *selpwege* doch sehr zweifelhaft, und mich wenigstens dünkt es wahrscheinlicher, sie blofs für *gruntwelle* zu halten, vgl. mein Christent. i. d. altd. heldend. s. 196 f, wo eine aufklärende stelle aus der Philosophia mundi des Wilhelm von Conches beigebracht wird. — s. 21 hat sich P. über die stellung und tätigkeit der ministerialen nicht ausreichend

unterrichtet. — die bekannte stelle des Buwenbergers (MSH. II 263 b) : *swer getragener kleider gert, der ist niht minnesanges wert,* ist doch misverstanden, wenn P. s. 28 daraus schliefst : 'les mœurs courtoises lui (dem minnesänger) interdisaient les naïves et franches expansions de la poésie populaire'. — da ich über die anfänge des minnesangs (und Hartmanns lieder) soeben eine besondere schrift ausgearbeitet habe, kann ichs mir ersparen, hier auf diese fragen genauer einzugehn. — s. 47 übersetzt P. den vers MFr. 215, 24 : *sît fuogte mir ein vil sæligiu stunde* mit 'elle m'a donné une heure de délices'. — s. 51. 52 schliefst P. auf entlehnungen durch Hartmann, indes nur verwantschaft der situationen vorligt. — s. 71 benutzt P. die lieder Hartmanns als echte zeugnisse für den charakter des dichters, indes er ihnen vorher alle realität abgesprochen hat.

Das erste büchlein hatte Jantzen in seiner schrift 'Geschichte des deutschen streitgedichtes im mittelalter' (1896 s. 43) der entwicklung der *débats* eingegliedert, und ich habe das Öst. littbl. 1897 angenommen. meine ansicht, dies gedicht sei als *klage* = anklage zu fassen, verwirft P. s. 76. er verwirft aber auch in bausch und bogen den nachweis, welchen ich s. 232 ff zu führen versucht hatte, dass Hartmann im I büchlein ganz insbesondere ausdrücke der rechtssprache gebraucht habe, indem er bemerkt : 'pour étager sa thèse, M. S. emploie des arguments dont quelques-uns manquent de justesse. il classe sous l'etiquette de termes juridiques des mots qui appartiennent au langage courant; il découvre l'influence des coutumes judiciaires là où il y a simplement réminiscence littéraire; enfin, il énumère comme formules du barreau certaines phrases qui sont l'expression d'idées appartenant à la vie ordinaire'. in den beispielen, die P. dafür vorbringt, ist er sehr unglücklich : sie sind sämtlich falsch. auch übersieht er, dass, wo so vieles und meiner ansicht nach durchschlagendes für die verwendung juristischer terminologie spricht, auch das weniger stringente mit angeführt werden darf. was aber zur deutschen rechtssprache gehört, was nicht, das zu begrenzen ist P. nicht competent : wir erhoffen eine abschliefsende bestimmung der deutschen rechtssprache erst von dem wörterbuche, das eben jetzt in angriff genommen wird. — s. 79—82 bemüht sich P. zu zeigen, dass Hartmanns I büchlein den französischen Dialogue entre le corps et l'âme nachgebildet habe. ein beispiel, wie er dabei vorgeht, bieten gleich die beiden ersten verglichenen stellen, wo er folgende deutsche verse citiert, die über die strecke von 803—860 sich verteilen : *tuo niht mêre als ein zage, lâz dîn üppige klage, — erriute dich der bôsheit! — dû weist wol daz dû ie wære ein rehter slîchære — niht wan ze gemache stêt dîn muot.* das soll entlehnt sein aus den fünf zusammenhängenden altfranz. versen : *fel fus et mençoigner chicher et losenger; enfrun fus et escars et de malvaises ars et de puts*

nature —. bei mehreren andern stellen erkennt P. nicht, dass, was er als gemeinsam dem mhd. gedichte und seinem vermeintlichen vorbilde erachtet, nur aus den allgemein verbreiteten vorstellungen des ma.s entstammt. — ebenso misglückt erscheint mir der versuch s. 84 ff, Ovids Ars amatoria und das I büchlein in ein näheres verhältnis mit einander zu bringen : ungefähre ähnlichkeiten, die bei dem gemeinschaftlichen ewigen stoff von selbst sich einstellen, stückchen aus weit von einander abliegenden teilen, sie müssen alle demselben zwecke dienen. ich mache mich ohne bedenken anheischig, auf diese art Heines Buch der lieder als einen cento aus Ovid zu erweisen. wenn P. s. 85 Ovids A. a. I 475 f mit I büchl. 1616 ff vergleicht, so übersieht er, dass der stelle Ovids der entscheidende punct des vergleichs fehlt : bei ihm werden weiches wasser und harter stein entgegengestellt, bei Hartmann gewinnt der wassertropfen seine stärke durch die häufigkeit des falles; vgl. mein buch s. 217, wozu noch kommt : Welscher gast v. 1921 f und Frommanns anm. zu Herbort von Fritzlar v. 43 ff. — mit welchem grade von exactheit P. arbeitet, dafür bietet s. 96 ein lehrreiches beispiel. er führt die rhetorische haltung des II büchleins (mit ausdrücken, die er meiner darlegung s. 366 entlehnt) als beweis gegen Hartmanns verfasserschaft an, und ebenso 'les nombreuses références aux proverbes et affirmations des sages, si fréquentes dans ce poème'; die anmerkung zählt dann die beispiele des II büchleins auf : 53. 137. 477. 512. 615. 649 (statt 650). davon ist nur 53 und 477 richtig, es fehlen aber, wie P. auf derselben seite meines buchs hätte sehen können, 343. 496. (679). *ein wiser man* 581. 604. 609. *wisheit* 612 usw. — s. 110 hat P. anm. 1 über das bahrrecht (ebenso wie ich seiner zeit s. 296) den aufsatz von Martin Zs. f. d. a. 32, 380 ff übersehen. ich notiere übrigens, dass auch nach der untersuchung von Lehmann Das bahrgericht in den Germanistischen abhandlungen zum LXX (P. LII) geburtstag Konrad vMaurers, 1893, s. 21—45, das von mir aao. beigebrachte zeugnis über das wunder bei der leiche des 1186 erschlagenen abtes von Trois-Fontaines das älteste beispiel bleibt. — s. 121 und 177 nennt P., der die erzählung des Mabinogi vor den Iwein und Erec Chrétiens ansetzt, als zeichen ihres alters die darstellungen besonders roher zustände und sitten; aber können solche roheiten nicht durch sinkenden geschmack einer späteren zeit eindringen? ich möchte wenigstens auf die entwicklung hinweisen, welche deutsche höfische romane (zb. der Wigalois) zu den volksbüchern des 15 jhs. durchgemacht haben : da ist entschieden verrohung eingetreten. — in bezug auf Hartmanns Erec schliefst sich P. dem ergebnis der untersuchung Hagens an, der Zs. f. d. ph. (P. schreibt : Zs. f. d. a.) 27, 463—474 zu erweisen trachtet, dass H. aufser Chrétien noch ein anderes werk benutzt hat; auch Dreyer, H. v. A. Erec und seine altfr. quelle, progr. Königberg 1893, stellt die übereinstimmung zwischen

H. und den Mabinogi zusammen und schliefst auf die benutzung einer diesen beiden gemeinsamen quelle aufser Chrétien. allen diesen vermutungen wird jetzt ein starker damm entgegengestellt durch Hartmanns eigene berufung auf Chrétien v. 4629[12] des Wolfenbüttler fragmentes, eines der dankenswertesten funde, welche uns die letzten jahrzehnte gebracht haben, Zs. 42, 263. über die andere neue hypothese P.s, dass Hartmanns Iwein vor dem Erec gedichtet sei, mögen jetzt die reimwörterbücher entscheiden : ich kann nicht daran glauben.

Unter den abschnitten, welche Hartmanns höfischen epen gewidmet sind, darf das capitel s. 189—216, worin Hartmann und Chrétien verglichen werden, mit recht der aufmerksamkeit empfohlen sein : es enthält hübsche beobachtungen, geschmackvoll gruppiert und angenehm lesbar. weniger vermag ich die abschnitte über Gregor und Armen Heinrich zu rühmen. was den 'guoten sündære' anlangt, hat P. sich anders als bei Iwein und Erec um die geschichte des stoffes nicht bekümmert. ich habe den mitteilungen meines buches s. 403 f noch einiges hinzuzufügen. vor allem den hinweis auf Étienne de Bourbon (ed. Lecoy de la Marche) nr 306 : ein 'episcopus Caturcensis', von einer frau verläumdet, dass er sie genotzüchtigt habe, flieht, weilt sieben jahre ohne nahrung in einer verschlossenen höhle am flusse und wird dann mittelst des im bauche eines hechtes gefundenen schlüssels befreit. vgl. Nicole Bozon Contes moralisés nr 86 und die noten s. 264 ff der ausgabe von Paul Meyer. zu dem vorgange der auffindung Gregors vgl. die legende von SBenno in Meifsen, wo der domschlüssel in einem gesottenen wels aus der Elbe wider gefunden wurde. anderes ähnliche sammelt Kleinpaul Gastronomische märchen (1892) s. 45 ff. recht beachtenswert ist die sehr merkwürdige geschichte des Martin Malterer Zimmerische chronik ed. Barack 2 aufl. I 196 ff. über Robertus Pullus, in dessen sentenzenwerk die für die vorgeschichte der Gregorlegende so wichtigen schulfälle vorkommen, vgl. jetzt Stubbs Lectures on medieval and modern history p. 132 ff, Rashdall im Dictionary of national biography 47 band (1896) p. 19, Round im Athenaeum 1896, II 601 f. — die analyse und die allgemeinen bemerkungen über H.s Gregor zeigen, dass P. ein zusammenhängendes studium den religiösen anschauungen des ma.s nicht gewidmet hat. dagegen sind die bemerkungen, welche das afr. und das mhd. gedicht vergleichen, wider recht brauchbar, obzwar sie den deutschen behandlungen des gegenstandes vielfach zu danke verpflichtet sind. nebenbei : alle arbeiten über diese frage kranken an dem übelstande, dass eine gute kritische ausgabe des afr. textes noch nicht vorligt. die französischen forscher loben dieses gedicht ungemein, ich nehme an, mit recht; wollen sie denn durchaus auf den 'inevitable German' warten, der die harte mühe auf sich nimmt und dann aus besserer kenntnis unschwer berichtigt werden kann?

Am wenigsten gelungen sind die betrachtungen über den Armen Heinrich. P. will auch hier einmal die sache am ganz entgegengesetzten ende anfassen und durchaus etwas neues bringen : seiner ansicht nach ist der Arme Heinrich von einer viel tieferen religiösen empfindung erfüllt als der Gregor. die bisherige andere meinung streift er mit einer leichten handbewegung zur seite (s. 278) : 'il n'est pas cependant besoin d'un examen bien attentif pour reconnaître que —.' auf die widersprüche, in die er sich dabei verwickelt, hab ich schon aufmerksam gemacht; man kann aber überhaupt von diesen darlegungen kaum eine seite lesen, ohne anstofs zu nehmen. um seine hauptansicht über den A. H. zu begründen, weist P. darauf hin, dass dem helden sein übles schicksal unverdient widerfahren sei (s. 280) : 'qu'a-t-il commis? il a simplement negligé de vendre grâces à Dieu du bonheur dont il jouit, faute, certes, bien rénielle et dont maint chevalier des poèmes arthuriens n' est pas innocent.' aber das heifst vom modernen standpuncte aus geurteilt, nicht von dem Hartmanns und seiner zeitgenossen, vgl. meine darlegungen s. 451 f. — s. 280: der Arme Heinrich darf nicht 'un prince' genannt werden. — s. 284 behauptet P.: 'la légende du Pauvre Henri ne parait pas avoir eu un très grand succès au moyen âge.' woraus schliefst er das? die überlieferung ist immerhin reichlicher als zb. beim Erec, und die zahlreichen nachahmungen einzelner stellen in der poetischen litteratur der nächsten funfzig jahre, von denen jeder kenner weifs, zeugen für die beliebtheit der erzählung. — in dem urteil über die handlungsweise des jungen mädchens s. 285 f zeigt sich abermals, dass P. nur aus moderner empfindung heraus über die dinge spricht und um ein würklich historisches verständnis sich gar nicht bemüht hat : er nennt sie 'une jeune illuminée', schreibt Hartm. 'un goût prononcé de mysticisme' zu und füllt einige blätter mit solchen betrachtungen in feuilletonistischer oberflächlichkeit. — s. 290 muss das verwerfende urteil Goethes über den A. H. daraus verstanden werden, dass G. sich den zustand des aussätzigen seiner gesamtanlage gemäfs sogleich sinnlich veranschaulichte und von dem bilde dann abgestofsen wurde.

Das capitel VII über stil, sprache und ausbau Hartmanns ist das schwächste des ganzen buches. darin zeigt sich, dass der verfasser bei seinem studium der mhd. sprache in den anfängen stecken geblieben ist. er vermag weder selbst stilbeobachtungen zu machen noch die anderer zu verwerten. geradezu kümmerlich und auf ganz veralteten anschauungen beruhend ist die darstellung der schwäbischen eigentümlichkeiten von H.s sprache. es genüge, wenn ich nur ein paar sätze anführe : (P. vermengt die sprache der schreiber und des dichters) : au lieu de *u* nous trouvons *ů* (c'est-à-dire *uo*) : *wůrchen, zůrnet, lûgemære.* — *r*, dans le corps des mots, se rencontre pour *s* : *gendren.* — le prétérit

du verbe savoir est parfois, chez Hartmann, *wesse*, parfois *weste* au lieu de la forme régulière *wiste*, qui se rencontre déjà au XIIe siècle. — cette nasalisation de la terminaison (*nement*) a également affecté l' impératif : ainsi *genc* est l' impératif da *gân*. — *wâfen* hält P. (s. 301) gleichfalls für eine alemannische eigenheit Hartmanns.

Die charakteristik des dichters im 8 capitel ist als gelungen anzusehen, hier war nicht viel neues zu leisten. etwas zu stark betont mir P. den sittenlehrer in Hartmann. das schliefsende capitel über die ritterliche gesellschaft nach Hartmann bedarf keiner besprechung. — von den anhängen müste der erste (übereinstimmungen zwischen Gregor und Erec) mittelst des reimwörterbuchs überprüft werden. der zweite bezeichnet einen rückschritt, weil die vergleiche zwischen Hartmann und den minnesängern zu äufserlich sind und auf den zusammenhang bei den einzelnen stellen zu wenig rücksicht nehmen. am nützlichsten wird der dritte anhang sein, der die hss. des afr. textes mit dem mhd. Gregor vergleicht. am dürftigsten ist der fünfte über die verschiedenen legenden, welche dem stoff des A. H. verwant sind. —

Soll ich mein urteil über das buch von Piquet zusammenfassen, so muss ich meinen, dass dadurch die forschung über Hartmann von Aue nicht ernstlich gefördert worden ist : weder durch neue aufstellungen, denn ich halte sie im wesentlichen für unrichtig; aber auch nicht durch verarbeitung des bekannten materiales, denn der autor hat sich zwar viel mit Hartmann, wenig jedoch mit dem studium der altdeutschen litteratur und cultur im allgemeinen abgegeben. es passen auf dieses buch die vortrefflichen worte, mit denen Gaston Boissier bei der recension des ausgezeichneten werkes von Max Bonnet über die sprache Gregors von Tours (Journal des savants 1892 s. 94 f) den nachteil allzu umfangreicher und weitgreifender aufgaben für die thesen junger gelehrter in Frankreich würksam beleuchtet hat.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

Der heilige Georg des Reinbot von Durne. mit einer einleitung über die legende und das gedicht herausgegeben und erklärt von FERDINAND VETTER. Halle, MNiemeyer, 1896. gr. 8°. CXCII und 298 ss. — 14 m.

Der erste teil der umfangreichen einleitung enthält zunächst eine darstellung der legende vom heiligen Georg, die in sieben abschnitten vom geschichtlichen Georg, von der urlegende, ihren kanonischen, apokryphen und gemischten überarbeitungen, von den osteuropäischen redactionen und endlich vom kampfe Georgs mit dem drachen handelt. im ersten abschnitt versucht V. den nachweis, dass der heilige der legenden kein andrer sei als der bekannte arrianische bischof des 4 jhs., Georg aus Kappadokien. ich halte diesen versuch aus verschiedenen gründen für gänzlich misglückt. die andern abschnitte geben eine gute übersicht über

die verbreitung der legende, meist auf grund der angaben in den AASS. und in vdHagens vorrede zu seiner ausgabe des Georg sowie der bekannten untersuchungen Zarnckes, Kirpičnikovs und Veselóvskijs. auf diesen teil seien alle, die sich für die legende interessieren, nachdrücklichst hingewiesen, denn die umfänglichen auszüge, die V.s bruder Theodor aus den werken der beiden russischen gelehrten beigesteuert hat, geben zusammen mit Heinzels eingehnden besprechungen (Anz. IX 256 ff) von dem inhalt der wichtigen untersuchungen ein ungefähres bild. ich gehe übrigens auf diesen teil von V.s arbeit nicht weiter ein, da Zwierzina, seit langem mit einschlägigen untersuchungen beschäftigt, in den GGA. V.s aufstellungen einer eingehnden kritik unterziehen wird.

Im zweiten teile seiner einleitung (s. CX ff) wendet sich V. dem gedicht Reinbots zu, stellt zunächst das wenige zusammen, was wir über des dichters leben und heimat wissen, ohne neues zu bringen, ja sogar ohne die litteratur vollständig zu kennen (so wird der *Reimboto notarius* der bekannten urkunde v. j. 1240 noch immer für den dichter gehalten, trotz Steinmeyers schlagenden bemerkungen Anz. XIV 145 ff). daran schliefst sich eine charakteristik von Reinbots kunst, die durch ihren mangel an historischer betrachtungsweise wol einzig dasteht. statt zu prüfen, in welcher weise der dichter Wolframs vorbild auf sich würken liefs, ob er auch Hartmann und Veldeke, die er ausdrücklich nennt, benutzte, worin sein stil eigentümlich ist, worin nicht, kurz all die fragen zu behandeln, die sich hier aufdrängen, gibt er nichts als einen schwall von worten über die hohlheit der höfischen poesie, zu dessen beurteilung die tatsache genügt, dass er den Parzival einen 'formlosen und gedankenarmen abenteuerroman' nennt. im anschluss daran folgt auf zwölf seiten eine inhaltsangabe des gedichts, entbehrlich für den leser, aber notwendig für den herausgeber, der sich allerorten bestrebt zeigt, den mangel eigener, ernster arbeit durch solch bogenfüllende tätigkeit wettzumachen.

Es folgt ein capitel über die überlieferung und sprache des gedichts (s. CXXIX ff). mit vorläufiger übergehung der bemerkungen über die überlieferung wende ich mich kurz zu V.s grammatischen darlegungen, die an vielfachen mängeln leiden: die dem dichter sicher gemäfsen (weil im reim bezeugten formen) sind überall mit solchen, die nur im innern des verses vorkommen, durcheinander geworfen, die ansichten V.s sind bisweilen ganz fossiler natur (in *lie* neben *liez* ligt 'abfall' des *z*, in *gie* neben *gienc* 'abfall' des *ng* vor), die beispiele sind fast nirgends vollzählich angeführt, auch dort nicht, wo kein 'usw.' auf die unvollständigkeit aufmerksam macht, unwichtiges wird behandelt, wichtiges öfter übersehen, sodass man kein festgezeichnetes bild von Reinbots sprache erhält, und dergleichen mängel mehr, die sonst nur den arbeiten von dilettanten oder anfängern anzuhaften

pflegen. alles bessern wollen, hiefse die ganze untersuchung nochmals führen, was hier nicht in meiner absicht ligt. nur ein paar beispiele mögen mein hartes urteil begründen. die flexion der verba *gân* und *stân* stellt V. in folgender weise dar (s. CXLVII): für den inf. *gân* gibt er éinen reimbeleg, es kommen aber im ganzen 17 reime vor, in denen die *â*-form sicher bezeugt ist (234. 332. 2165. 2274. 2456. 2510. 2896. 3127. 3195. 3564. 3629. 3717. 4812. 5266. 5434. 5659. 5841); inf. *stân* (bei V. 2 belege) ist 25mal sicher bezeugt (435. 774. 1076. 1104. 1693. 2249. 2376. 2452. 2846. 2870. 2881. 2926. 3199. 3300. 3664. 3984. 4210. 4329. 4802. 5096. 5668. 5784. 5790. 6052. 6112). — die 1 pers. sg. präs. ind. ist in unzweideutigen reimen nirgends belegt (V. führt *ich stân* : *hân* 773 an : dort reimt aber, auch in seinem text, *ich hân* : inf. *understân*). — die 3 pers. ist als *gât* 7mal (nach V. 1mal) bezeugt (984. 2786. 3286. 3969. 4161. 4956. 5279); *stât* erscheint 8mal (2179. 2872. 2976. 2983. 4200. 4342. 4435. 5455), V. bringt nur zwei belege. — dass *wir stân* (489) und *ir stât* (5232) belegt ist, erfährt man überhaupt nicht. — *si stânt* kommt 2mal, nicht éinmal vor (1740. 4574). — von den beiden conjunctivformen *si stân* (5568. 6092) ist wider nicht die rede, ebensowenig von der participialform *ergân*, die V. 4869 in den text gesetzt hat. — von den im reim bezeugten *ê*-formen fehlt *er gê* (767), und der ind. *er stêt* kommt nicht 7mal sondern 10mal vor (817. 1744. 2821. 2870. 3558. 3574. 3916. 4452. 4500. 5543). mit derselben unzuverlässigkeit sind die neutralen reime (wo *gân* und *stân* miteinander gebunden sind) verzeichnet. — oder : der inf. *hân* (21mal belegt) fehlt bei V. überhaupt; *ich hân* steht 6mal im reim, V. gibt éin beispiel; *er hât* 15mal, bei V. éinmal; *ir hât* fehlt bei V., steht aber 5231 im reim; prt. *hête* ist 3mal (nicht 2mal) belegt, der plur. *hêten* 5mal (nicht 4mal) — oder *er gît* (s. CXXXIX) ist nicht 2mal, sondern 6mal belegt, *er lît* nicht 2mal, sondern 10mal; dass auch *dû gîst* (: *sîst*) vorkommt (3315), bleibt unerwähnt. — auf welche weise V. das solchermafsen gesammelte reimmaterial zu sprachlichen schlüssen verwertet, zeigt das lautgesetz, zu dem er s. CXXXVIII gelangt. er hat nämlich beobachtet, dass reime von ausl. germ. *g* auf ausl. germ. *kk* häufiger vorkommen, wenn dem *g*(*k*) ein consonant vorhergeht, als wenn es sich unmittelbar an den stammvocal anschliefst : 'vielleicht hat im bairischen des 13 jhs. das alte verhärtungsgesetz für die gutturale explosiva zuerst in offener silbe [?] zu wanken begonnen und daher Reinbot instinctiv fast durchweg reime [von vocal + *g* : vocal + *k*] vermieden'. die richtige erklärung ligt einfach im sprachmaterial: denn wörter mit ausl. -*kk* sind überhaupt nicht häufig, kommen also auch entsprechend seltener in den reimen vor. so finden sich bei Wolfram nur die folgenden : *erschrac, smac, sac, klac; quec; blic, stric, schric, bic* (denen nur *sic* mit -*g* gegenübersteht);

roc, boc, stoc, loc; druc, ruc, zuc (denen kein wort auf *-ug* entspricht). mit V.s lautgesetz ists also nichts. selbstverständlich sind auch die positiven angaben widerum ganz falsch : nach V. reimt Reinbot 7 mal vocal + *g* mit vocal + *g* (*lac* : *tac* usw.) : ich zähle 42 fälle; und 3 fälle, wo *stric, blic, schric* miteinander reimen, übersieht er vollständig.

Im nächsten abschnitt (s. CXLIX ff) behandelt V. orthographie und metrik. es ist eine traurige tatsache, dass diejenigen, die von der sprache und ihrer historischen entwicklung die geringsten kenntnisse besitzen, als reformatoren der orthographie den grösten eifer entwickeln. das bestätigt sich auch hier. für *ck, tz, pp, tt* schreibt V. durchweg *k, z, p, t,* weil ein harter verschlusslaut oder eine affricata nicht verdoppelt, bezw. lang gesprochen werden könnten, und es nicht nötig sei, die kürze des vocals im mhd. durch den doppelten consonanten zu bezeichnen. zur widerlegung braucht man nur auf die tatsache zu verweisen, dass die mhd. dichter wörter wie *wette* (nach V.s 'orthographie' *wete*) und *stete* (gen. dat. von *stat*) niemals miteinander reimen, was beweist, dass sie zwischen *tt* und *t* einen deutlichen unterschied machten. worin er bestanden haben mag, darüber kann sich V. bei Sievers Phonetik § 29 rats erholen. — viel mühe hat V. augenscheinlich auf die darstellung der metrischen technik Reinbots verwendet. wenn sich trotzdem hier sehr viel unrichtiges findet, so ligt das zum teil an gewissen methodischen mängeln der untersuchung und zum teil darin, dass die textconstitution, worauf ich gleich zu sprechen komme, so verunglückt ist, dass eine grofse zahl der von V. besprochenen verse sich ganz anders darstellt als in der vorliegenden ausgabe.

In einem anhang (s. CLXVIII ff) liefert V. den abdruck eines gedichts, das Georgs drachenkampf behandelt (nach der Berliner hs. Ms. germ. quart. 478). der text ist stellenweise arg verderbt, und der herausgeber hat nicht eben viel getan, ihn lesbarer zu gestalten. da es möglich ist, dass unsre legendensammelhss. hier und dort auch dieses gedicht überliefern, so verzichte ich auf emendationsversuche.

Nun folgt der text des Reinbotschen gedichts, den ich im zusammenhange mit V.s bemerkungen über die überlieferung (s. CXXIX ff) bespreche. bei der zusammenstellung der erhaltenen hss. und bruchstücke ist dem herausgeber das von Keinz Germ. 31, 83 ff veröffentlichte fragment entgangen, im übrigen hat er den vorhandenen hsl. apparat für die ausgabe vollständig verwertet, mit einer äufserst befremdlichen ausnahme : die wichtige Wiener hs. nr 13567, die elf zwölftel des gedichts überliefert, wurde für die textherstellung nicht herangezogen, sie erscheint zwar in der aufzählung der hss. als w, aber ihre beschreibung findet sich nicht hier, sondern an einer spätern stelle (s. CC), die der herausgeber selbst als 'nachtrag' bezeichnet (s. CXXX). nach-

dem V. sonst selbst die kleinsten bruchstücke, und mit recht, verwertet hat, kann ich mir die ausnahme, die er bei w macht, nur damit erklären, dass ihm diese hs. zu spät bekannt wurde, um noch berücksichtigung finden zu können : denn das verlegene gerede über den unwert der hs., das auf einer vergleichung einer partie von 125 versen und ein paar zweifelhafter stellen beruht, wird niemand als ausreichende begründung erscheinen : wenn ein gedicht im wesentlichen nur in vier hss. vorligt, ist keine von ihnen wertlos, sie wäre denn von einer der drei übrigen abgeschrieben, ein fall, der hier nicht vorligt. das ist der erste principielle fehler, an dem V.s text leidet.

Der zweite, ebenso schlimme ligt in der grofsen ungenauigkeit des variantenapparats. die vergleichungen mit dem vollständigen hss.material, das ich seit jahren für die von mir geplante ausgabe gesammelt habe, lieferten die bösesten resultate. die Wiener hs. nr 2724 (W) hat V. nach einer abschrift benutzt, die Pfeiffer 1841 für sich anfertigen liefs und in drei tagen collationierte. bei dem schlechten ruf, den die abschriften und collationen dieses gelehrten besitzen, war es entschieden geboten, eine nachvergleichung mit der hs. vorzunehmen. das hat V. sehr zum schaden des apparats unterlassen : in den ersten 1500 versen zähl ich etwa 234 gröfsere, kleinere und kleinste versehen. für die zweite, Berliner, hs. (M) lag der abdruck vdHagens, Deutsche gedichte des mittelalters bd I, vor : diesen hat V. benutzt, 'nur in wenigen zweifelhaften fällen' erkundigungen nach dem hsl. texte einholend (s. CXXXIII) : die angaben für die ersten 600 verse weisen 78 fehler auf. die angaben über die lesarten der dritten, Züricher, hs. (Z) enthalten in den ersten 550 versen 39 fehler oder auslassungen.

Der dritte principielle fehler besteht darin, dass V. sich um die feststellung des verwantschaftsverhältnisses der hss. nirgends mit ernst und gründlichkeit bemüht hat. diese frage wird in der einleitung (s. CXXXIII) in nicht ganz vier zeilen abgetan : 'Z und M gehn auf gemeinsame vorlage zurück : sie haben beide die eingeschobenen verse 4250a—d, W vertritt ihnen gegenüber eine selbständige handschriftenfamilie, steht aber dem original ferner'; ähnlich in der anmerkung zur stelle. sonst finden sich gelegentliche andeutungen über das verhältnis der hss. in einzelnen anmerkungen verstreut (zu 690. 947f. 1336ff. 2300. 2612. 2722ff. 3872ff) : aber in diesen anmerkungen wird verwunderlicher weise von einer gemeinsamen vorlage der hss. WM gegenüber Z gesprochen. und damit nicht genug, taucht widerum in andern anmerkungen (zu 1969. 3095. 3342) ein ältere vorlage von WZ gegenüber M auf : ein versuch, die eine oder andre dieser aufstellungen zurückzunehmen, ist nirgends gemacht, und so stehn denn alle gruppierungen, die nach den gesetzen der variation bei verwantschaft zweier hss. möglich sind, einträchtig neben einander:

MZ—W, MW—Z und WZ—M. diese unsicherheit des herausgebers ist dadurch entstanden, dass er zum teil die betreffenden stellen misverstanden hat und zum teil die tragweite der gemeinsamen fehler nicht richtig abschätzte: tatsächlich liegen die verwantschaftsverhältnisse in diesem texte ganz einfach: WM und w (die von V. nicht benutzte zweite Wiener hs.) bilden zusammen eine engere gruppe gegenüber Z, das einen andern zweig der überlieferung repräsentiert. die wichtigsten fälle, aus denen dies hervorgeht, sind folgende: v. 37 (*Wilhalm von*) *naribon* Z — *maradon* BW, *marodon* w. — v. 268 ff (*ich hânz dâ vür . . .*) *Daz ûf der heide sich vröiten die rôsen* *Vnd die stoltzen und losen* *Begunnen ritter und frouwen Vnd daz man . . . sach* W, *die st. und die l.* M, *Vnd stoltze u. l.* w; dagegen fehlt in Z *Vnd die*: der gemeinsame fehler der hss. WMw ligt darin, dass die beiden infinitive als adjectiva gefasst wurden. —

663 f *er ist ze millen:*
vart ir zu im zwen gesellen W,
er ist hie nah czu Melle:
vart ir czu eme snelle M,
er ist da ze mellen:
vart ir zû m̄t schnelle w,
er ist ze millene:
vart ir zu im, ir zwene Z.

Z bietet das richtige: *Millêne* kommt auch später vor und reimt wie hier auf *zwêne* (4730. 5430). in der vorlage von WMw stand *Millen* st. *Millene*, und fehlte, wegen des vorhergehnden *im* das *ir*. auch Mones fragment (m) teilt, nebenbei bemerkt, den fehler: *er ist nicht alczu veren*: *vart ir czu im, ir czwene heren*; ebenso die von V. nicht benutzte prosaauflösung im sommerteil VII b: *wann er ist nit ferr*. — 689 *Dô sie ein ander sâhen*: *Dô wart manc umbevâhen* Z. in WMw folgen zwei weitere zeilen: *Und tusenstunt empfangen Als dicke* (M *ouch*) *umvangen*. diese verse erweisen sich sowol durch den inhalt als auch durch die jungen formen der infinitive als zusatz eines schreibers, dem die schilderung der freude des widersehens einer weiteren ausmalung zu bedürfen schien, obwol sich der dichter dazu ausdrücklich für unfähig erklärt (686 ff). auch m bringt diese zusatzverse. — 699 f *Ez geschach nie soltch fröude* *Menschlîcher* *beschöude* Z: die hss. der andern gruppe setzen dafür einen ganz sinnlosen nominativ (*menschlich* W, *menschliche* B, *menschlich* w). — 823 ff *Solt man in tûsent schiffen Solhen jâmer füeren* *zeiner* *stunt* Z: dagegen lesen WMwm *tûsentstunt*. — 1188 ff: *Wæren tûsent busûnen dâ erschalt, Dar zuo des* *meres widervluz* *Und des starken doners duz* Z: dagegen hat Ww *des meres winde flus*, M *des meres windis fl.* — 1356 *Ein banier fuort er, diu was* *blanc*; *Ein rôt kriuze dar durch gie* Z: dagegen bieten WMw und die prosaauflösung *lanc*. dass Z das echte hat, zeigt die

stelle 5376 f *mit sîner liehten banier blanc, Durch die daz rôte kriuze gie.* —

2185 ff *er sprach: 'vrouwe, wir suln dar*
und nemen ouch des wunders war'.
a *[Ja was in beiden dâ hin gâch.*
b *Daz gesinde zôch in allez nâch.*
c *Manic busûn wart vor in erschalt.*
d *Er wære junc oder alt,*
e *daz zôch allez sament dar*
f *und nâmen des boumes war].*
Waz sol ich iu sagen mêr?
Dar kâmen sibenzic künege hêr.

die in klammern gesetzten verse bietet nur Z: ein grund, warum der schreiber sie eingeschoben haben sollte, ist nicht zu finden, zudem gehört es auch gar nicht zu den gewohnheiten von Z, interpolationen vorzunehmen. dagegen erklärt sich der ausfall der stelle in der gemeinsamen vorlage von WMw sehr leicht aus der nahezu vollständigen gleichheit der verse 2186 und 2186[f], die das auge des abschreibers beirrte. zum überfluss wird die echtheit der stelle dadurch gesichert, dass sie auch dem verfasser der prosaauflösung vorgelegen hat, vgl. VIII c: *vñ der kunig nam die kunigin an die hant vñ kam dar mit allem seynē volcke. vnd mit vil busawmen und kamen auch andere kunige sibenzigk dar.* denn die prosaauflösung geht auf eine hs. der gruppe WMw zurück, s. o. zu 663 f und 1356. was V. in der anmerkung gegen die verse vorbringt, ist nicht beweisend. — 2251 Dacian verspricht dem hl. Georg, er wolle ihm untertänig machen *elliu rœmsche lant* Z; aber WMw bieten *alle devtsche l.* im original stand jedesfalls *al latînschiu*, was die vorlage von WMw mit falscher silbentrennung als *alle tiuschiu* fasste, während Z, das ungemein häufig vulgarisiert, das gemeinere *rœmsche* einsetzte. auch v. 420 kommen die *latînschiu lant* vor. — 2298 ff *Nu ist diu sunne gesigen, Daz sie niht mê liehtes git Und ist vür diu opferzît* Z: M (vdHagens angabe ist falsch) und w bieten *Und ist iuwer opfers zît*, W *Und ist niht iuwer o. z.* die gemeinsame vorlage fasste *vür* als *iur*, und W besserte den sinn notdürftig durch einschiebung des *niht*. — 2611 f *Daz kint* (Christus) *tuot die erde wegen, Türne und velse regen* Z: die drei andern hss. geben statt des zweiten verses: *Donner(n) und (des* W) *veldes regen.* das ist sinnlos, bietet einen unmöglichen reim (ę : ë) und greift vor, da vom donner v. 2618 f gesprochen wird. — 2893 ff *Dô sprach der werde Georîs 'Edel küneginne wîs! got wunder hât durch dich getân* Z: die übrigen hss. überliefern *wis* (W *si*) *gewis*, was weder sinngemäfs ist, noch dem reimgebrauch Reinbots entspricht, der *Georîs* immer mit *-îs* bindet: 121. 189. 315. 559. 641. 1297. 1361. 3489. — 3488 f *Saget Apollen daz er kum Bî dem gewîzagten got*; so Z conform mit v. 3249: WMw lesen *Ze*, ganz sinnlos. —

3271 *Daz apgot sprach zehant:*
'kint, wer hât dich her gesant?'
ez sprach 'daz hât (hs. *sprach*) *mîn herre'.*
a *daz apgot sprach: 'wie verre*
b *der künige swert snîdet,*
c *daz ez mich niht vermîdet'.*
Daz kint sluoc mit der ruoten dar.

so Z. dagegen lesen WMw:

Daz apgot sprach zehant
'kint, wer hât dich her gesant?'
ez sprach 'daz hat der herre mîn,
der margrâf ûz Palastîn'.
b [*der künige swert snîdet*
c *daz ez dich niht mîdet.*]
daz kint sluoc mit der ruoten dar.

die beiden eingeklammerten verse nur in w. dass die von Z gebotene lesart richtig ist, leidet keinen zweifel: denn im vorhergehnden (3191) hatte Georg dem knaben ausdrücklich aufgetragen, Apollo mit der rute wegzutreiben, wenn er sich weigere und sich hochmütig widersetze (*welle er ... mit hôchvart wider muoten*). in der überlieferung von WMw fragt das götzenbild den knaben einfach nach dem namen seines herrn, und darauf treibt es das kind ganz unmotiviert aus dem tempel. in Z dagegen liegen die sarkastischen worte Apollos noch vor, und so schliefst sich die vertreibung hier sehr gut an. wie der fehler in der gruppe WMw entstand, ist deutlich genug: in der gemeinsamen vorlage war der vers a ausgefallen und durch den flickreim *der marcgrâf von Palastîn* ersetzt worden. damit wurden die beiden folgenden zeilen b und c sinnlos, weshalb sie die vorlage von WM tilgte, während w durch die änderung des *mich* in *dich* einigermafsen zu helfen suchte. es ergibt sich somit aus dieser stelle die weitere erkenntnis, dass WM gegenüber w näher verwant sind. was die verse b c betrifft, so werden sie auch durch einen ähnlichen ausdruck an späterer stelle als eigentum Reinbots erwiesen (5049 f *ir sult sie mîden! Ir swert künnen snîden*). — 3753 f *Die* (engel) *lobent g o t enwiderstrît Der êren diu an dir lît* Z: in Mw fehlt *got*, W list *recht* st. *got*. das object *got* ist unentbehrlich, da sonst das zwei verse später folgende *er* keine beziehung hat. —

3850 ff *er* (Christus) *ist himelsippe vaterhalp,*
muoterhalp von erde hie.
ich wil iuch bescheiden wie:
von dem vater wart ein wort
von himel gesant: er bleip dort.
daz wort ûf erde zer maget sich lie:
den sun si von dem wort enphie.
dannoch was der vater da oben.

so im wesentlichen Z. dagegen bieten Ww die verse 3852 ff in folgender gestalt:

ich wil iuch bescheiden wie:
von himel gesant er bleip dort.
ûf der erde daz wort
zu der meide sich lie.
den sun si von dem wort enphie usw.

diese verse geben keinen genügenden sinn: inwiefern Christus *vaterhalp* dem himmel angehört, bleibt unerwähnt, und der vers *von himel gesant er bleip dort* hätte hier nur bedeutung, wenn es sich darum handelte zu erklären, wieso Christus zugleich auf der erde und im himmel weilen konnte, worauf es doch gar nicht ankommt. auch der bestimmte artikel in *daz wort* ist befremdlich, da doch von dem worte noch nicht die rede war. einen kläglichen versuch, das unverständliche zu bessern, macht M, wo die verse lauten:

von himel wart gesant und er bleip dort.
ûf erden sante er daz wort.
zuo der meide ez sich lie usw.

dagegen ist in Z alles klar und sinnvoll. die verwirrung in der andern gruppe entstand dadurch, dass die gemeinsame vorlage widerum eine waise vorfand: 3853 war wegen des anlautes *Von*, mit dem auch die nächste zeile beginnt, ausgefallen: so behalf sich der schreiber auf ganz äufserliche weise, indem er die folgende zeile in zwei verse zerlegte, womit er allerdings die waise beseitigte, ohne freilich dem sinn aufhelfen zu können. —

3871 ff *swaz in luft, in wazzer vert,*
sîn kraft daz allez nert,
ez loufe, krieche oder gê
ûf bûwe od in dem wilden sê,
sîn kraft daz allez weidet.

statt dieser verse, die nur in Z stehn, bieten WMw:

swaz in luft, in wazzer vert,
daz hât er allez beschert.
sîn kraft daz allez weidet.

widerum ist nicht einzusehen, warum Z geändert haben sollte, während die abweichung der andern gruppe sich leicht begreifen lässt: in der der gemeinsamen vorlage vorausliegenden hs. waren die verse 3872—3874 ausgefallen (weil 3872 und 3875 mit ausnahme des reimworts vollständig gleich lauten), und so fand die vorlage von WMw eine waise vor (3871) und schob, um den reim zu gewinnen, die zeile *daz hât er allez beschert* ein. die ergänzung ist übrigens nicht glücklich, denn von der schöpfertätigkeit Gottes ist weder vor- noch nachher die rede: dagegen steht der ausdruck *nert* (Z) in übereinstimmung mit *genist* (3976), und zudem haben die beiden plusverse ihre entsprechung an einer andern, auch sonst vielfach anklingenden stelle (4469): *al daz*

ûf der erde lebet oder in dem wilden wâge swebet. endlich lehrt eine untersuchung des Reinbotschen stiles, dass der dichter es liebt, wie hier, zwei kurz aufeinander folgende verse gleich beginnen zu lassen. — 4045 ff *Diu rôse ist in dem touwe Ein liehtiu anschouwe, Swenne si entsliuzt der sunne schîn Ir vil süezez kemerlîn* Z : die andre gruppe bietet *Swenne ir an fliuzet* (M *si an gêt*) *der sunne schîn* (M *süezer s. sch.*) *In ir vil süezez* (M *in iren vil süezen*) *k.* die la. von Z ist inhaltlich besser und findet an einer früheren stelle (954 f) ihre parallele: *als diu rôse in dem touwe sich entsliuzet gen der sunne.* der apokopierte dativ *schîn* ist nicht gegen Reinbots sprache, vgl. 3450 *von der sunne schîn* (: *sîn*) und 3877 *mit sehser hande varwe schîn* (: *vogellîn*). — 4760 f *Geêret sî dîn hôher bot, Der engel vürste Michahêl* Z, während die andere gruppe bietet *dîn hoch* (w *hoches*) *gebot,* was keinen sinn gibt. — 4942 ff *Sô wart von wolken nie der hagel Der sô mit hurte kœme dar* : *Sie zerrent swinder noch die schar* Z : dagegen gibt die andre gruppe den unverständlichen positiv *swinde* (w *geswind*). — 5026 f *Dô sich samelieret Mîn bruoder und des künges her* (: *wer*); so Z, die andre gruppe *und der künic hêr,* was einen unmöglichen reim (*e* : *ê*) ergibt und auch inhaltlich verdächtig ist, da die brüder Georgs nicht gegen den könig allein, sondern gegen die ganze ihn umgebende schar anstürmen, vgl. 5016 ff. 5024 f. 5042 ff. — endlich 5737 *Einer* (hs. *Diner*) *wunderburc diu Tugent pflac* Z, während die hss. WM und das fragment d (w überliefert diese stelle nicht mehr) lesen *Ein wunderburc der tugent pflac*, ein sinnloser fehler der gemeinsamen vorlage, welche die prosaische wortstellung in gedankenloser weise herstellte. — hiermit hab ich die fälle angeführt, die über das verhältnis der hss. entscheidenden aufschluss geben. meistens hat auch schon V. das richtige in den text gesetzt (aufser bei 2185 ff. 2251. 3271 ff) : aber die bedeutung, die sie für die ermittelung des hssverhältnisses haben, hat er nur ein paar mal gewürdigt (699. 2300. 2612. 3872 ff), und auf die textgestaltung ist die erkenntnis der verwantschaftsverhältnisse ohne einfluss geblieben, muste es auch, da er ja daneben die hss. auch noch auf andre art gruppierte. wäre V. auch hier im recht, so müste man zur annahme von mischhss. greifen : aber dazu zwingt gar nichts, dem oben gewonnenen klaren resultat widerspricht keine einzige stelle von bedeutung. für die gruppierung ZM—W führt V. an, dass beide hss. die eingeschobenen verse 4250 a—d überlieferten. aber die stelle ist sicherlich echt : die hss. MZ (sowie auch w) bieten folgenden text : Alexandrina betet während der marter, Gott möge ihr trost senden:

durch die grôzen êre
daz sich dir biegent elliu knie
ze himel, ze helle, ze erde hie,
4249 *und alle zungen lobes jehent*

w *Vnd da pey niemāt die rain sehent*
M *Vnd da bi din czu got vorsehen*
Z *Vnd ouch die reinen måget sechent*
a *Gewtzagtez kint ûz Israhêl*
b *ich bevilh dir hiut min sêl*
c *daz si dich dâ müeze sehen*
d *dâ dir die engel lobes jehen.*

in W fehlen die letzten vier verse, und statt der oben nach den hss. gegebenen zeile heifst es: *Die deine grozze wunder sehent,* was denn auch mit übergehung der andern verse V. in den text setzt, mit der begründung, dass schon der indicativ *jehen* (: *sehen*) der letzten zeile die unechtheit des übrigen erweise. da aber der satz, der *jehen* enthält, von einem conjunctivsatze abhängt, so ist dieser grund vollkommen hinfällig. dass aber auch die la. der hs. W nicht befriedigt, sieht V. ein: so behilft er sich mit der annahme, sämtliche hss. hätten hier eine lücke vorgefunden, die W auf die eine, die vorlage von MZ auf eine andre weise füllten. so schlimm steht die sache glücklicherweise nicht. zunächst ist klar, dass in jener zeile, wo die drei hss. so sehr auseinander gehen, *Vnd da bi* (wM) das richtige ist, dem gegenüber *Vnd ouch* (Z) eine vulgarisierung darstellt; ferner steht in Z *die reinen maget,* und da auch w *die rain* bietet, so wird wol auch *maget* in der vorlage von w noch gestanden haben: man braucht danach nicht lange zu suchen: das unverständliche *niemant* ist nichts weiter als *die magt*; und ebenso ist *din czu got* in M unverständlich, und auch hier steckt *die maget* dahinter verborgen. jedesfalls war also die vorlage von Mw (W) hier schwer lesbar geworden: aber trotzdem hätten diese lesefehler kaum zustande kommen können, wenn nicht eine seltene wortstellung das erraten des richtigen erschwert hätte. deshalb wird man die glatte la. von Z, *die reinen maget,* nicht adoptieren (zumal diese hs. mit grofser vorliebe ungewöhnliche wortstellungen durch die prosaischen ersetzt), sondern mit w (aber ohne das zweite *die*) lesen *Und dâ bî die maget reine sehent,* womit sich zugleich die weglassung des *reine* in M ansprechend erklärt. der dichter lässt sich somit von seinen gedanken in eine andre bahn bringen: von der verehrung, die Gott überall gezollt wird, kommt er auf das lob der himmlischen zungen zu reden, und fügt mit dem letzten satze, dass diese die jungfrau erblicken, einen gedanken hinzu, der zum vordersatz nicht mehr passt; diese inconcinnität erklärt sich daraus, dass gerade das motiv von der anschauung und besingung der himmelskönigin bei Reinbot besonders beliebt ist (vgl. 940 f. 956 ff. 977 ff. 2726. 2776 f. 3941 f. 4406 f). ähnlich verlässt der dichter 956 ff die construction, indem er sagt: *Als vröit sich gen der wunne Allez himelische her Daz si die maget sunder wer Süllen schouwen unde sehen Und mit gesange lobes jehen,* wo der letzte satz nur äufserlich von dem hauptsatz ab-

hängig gemacht ist; ebenso 5085ff. zur annahme einer lücke ligt also kein grund vor, und wenn W die letzten vier verse nicht bietet und statt der fünftletzten zeile abweichendes gibt, so ist der grund einfach der, dass der schreiber der vorlage von W von *lobes jehent* in v. 4249 auf *lobes jehen* in v. 4250 d übergesprungen war, so dass W die verse 4250 und 4250 a—d nicht mehr vorfand und einen vers hinzudichtete, um die waise zu beseitigen.

Nicht besser stehts mit den stellen, die auf eine gemeinsame vorlage von WZ gegenüber M weisen sollen. v. 1967ff wird der einsame aufenthalt Georgs in dem ärmlichen haus der witwe verglichen mit dem früheren reichtum, den er in Millene besafs. die hss. bieten :

Da vor (Z *von*) *er herlichen* (M *herlicher*) *sas* (W *waz*, Z *was*)
In siner houbtstete saz (w *was*, M *vnd bas*)
Ze Millên ûf sînem[1] *palas*
Dâ manic vürste vor im was (W *saz*).

in M fehlen die beiden letzten verse[2]. im ersten vers setzt V. *hêrlîcher baz* und meint, die vorlage von WZ habe für dieses *baz* die dialektische schreibung *was* gehabt. die sache ist ganz anders; das echte ist :

Dâ vor er hêrlîchen saz
In sîner houbtstete saz.

dazu vergleiche man die ähnliche stelle 3825ff (*Gesâzet ir werdeklîchen ie*, *Des ist wol vergezzen hie*, *Ze Millên ûf iuwerm palas*, *Dâ manic krône vor iu was*). *saz* im zweiten vers ist das bekannte substantiv : 'in dem wohnsitz seiner residenz'; der erlaubtrührende reim ist Reinbots technik angemessen : ebenso steht 3495f *vlüge* ('flügel') im reim auf *vlüge* (*vluc*), und auch hier wie dort haben die schreiber daran anstofs genommen; andere rührende reime sind : *enein* : *über ein* 297; *tiure* : *âventiure* 625; *schal* ('lärm') : *schal* ('schale') 1567; *enpfâhen* : *umbevâhen* 1705; *ûf in* : *behuoten in* 1777; *wunniklîche* : *allersunnetegelîche* 3301; *himelrîche* : *ertrîche* 3327; *armen* : *erbarmen* 5839. — ebensowenig kann v. 3094f für eine nähere verwantschaft von WZ etwas beweisen; die stelle lautet : *Swaz mir der künec getuon mac, Des ergetzet mich der* (*vröuden* WZ) *künec* (Br *keiser*) *oben.* den beiden schreibern von W und Z schien der contrast zwischen *der künec* und *der künec oben* zu undeutlich ausgedrückt, und so setzten sie ein erläuterndes wort hinzu; dass dabei beide auf *vröuden* verfielen, ist aus dem zusammenhang leicht begreiflich, und lag um so näher, als gott schon vorher (1350. 1796) im gedichte so genannt wird. *keiser*, das V. nach Mr (gegen WwZ) in den text setzt, ist sicher nicht ursprünglich, zumal gerade M überhaupt die tendenz zeigt, gegen alle hss. *keiser* für *künec* ein-

[1] nicht *dem*, wie V. gegen alle hss. und ohne angaben von varianten in den text setzte. [2] was V. wider nicht anmerkt.

zusetzen, vgl. 1912. 2515. 2959. 3001 (fehlt in V.s apparat). 3094. 3097. 3103 (fehlt in V.s apparat). 3200 (fehlt in V.s apparat). 3295. 3299. 3563 (fehlt in V.s apparat). 3589. 3924 (*der himelkünec*). 4091. 4363. 4824 (fehlt in V.s apparat). 5049. 5053. 5281 (fehlt in V.s apparat); ebenso *keiserinne* st. *küneginne* 3595. 3820. 4235. 4239. 4279. 4365. 4415. 4577. 4674. 4873, während w nur zweimal aus flüchtigkeit *künec* (*künegin*) für *keiser* (*keiserin*) einsetzt (2408. 4639), und ebenso Z kein princip verfolgt, sondern nur ein paarmal *künec* mit *keiser* vertauscht (2454, fehlt in V.s apparat; 3569), und umgekehrt (2383. 3953. 4983), und W endlich, überhaupt die verlässlichste hs., niemals ändert. — und so ist auch die letzte stelle, die eine verwantschaft von W und Z erweisen soll (3342), lediglich falsch beurteilt. der abgott sagt, dass die superbia der hölle zuführe *Herzogen, grâven, vrîen, Under* (M *âne*) *ir danc* (Z *danke*) *Marîen*: dh. 'gegen ihren, Marias, willen'. V. scheint *under ir danc* nicht verstanden zu haben, sonst hätte er nicht das vulgarisierende *âne* aus M eingesetzt (vgl. 5916 *Under, Z Sunder*, M *An Apollen danc*, wo V. widerum *Sunder* st. *Under* wählt), und aus dieser stelle eine nähere verwantschaft von WZ erschlossen. dass gerade Maria hier genannt wird, ist natürlich : gilt sie doch als die patronin des ritterlichen standes.

Unter solchen umständen war es dem herausgeber ganz unmöglich, einen guten text herzustellen. da er zu keiner klaren ansicht über das hssverhältnis gelangt ist, so schwankt er bei der auswahl der laa. beständig ohne halt hin und her, sein verfahren ist rein eklektisch. und da er den wert der hs. W zu gunsten von Z (bisweilen auch M) ganz bedeutend unterschätzt, so bietet er uns sehr oft die bequemen, weil vulgarisierenden laa. dieser hs. statt der originellen und daher schwerer verständlichen von W (und w). da er über die fehlgewohnheiten der einzelnen hss. keine untersuchungen angestellt hat, so fehlt ihm in neutralen fällen zur entscheidung jegliche sicherheit. er hat sich in sprache und stil seines autors nicht mit hingabe vertieft, und so mutet er ihm im versinnern wie im reim formen zu, die diesem ganz fremd sind. dabei fehlt es ihm an ausreichender kenntnis des mhd. sprachgebrauchs, und so emendiert er, wo es nicht nötig, und unterlässt es, wo es geboten ist. es ist unmöglich, alle die fälle, die im grossen und kleinen einer änderung bedürfen, zur sprache zu bringen. nur einige der allerstärksten versehen möchte ich hier berichtigen.

57 *ie doch triuwe ichz* (das gedicht) *machen*
mit bewærten sachen,
daz ez in wirdi (WwM *wirt*) *wirt* (W *weit*, fehlt Mw) *bekant*
60 *und raiche* (Z *rich*, W *raichet*, M *villichte*) *über alliu* (fehlt W) *tiutschiu lant*
von Tirol reht (fehlt W) *unz* (M *bis*) *an den* (Z *die*, fehlt Mw) *Bremen*

und (w *u. mans*) *ouch vürbaz muoz* (W *u. m. o. v.*) *vernemen von Prespurc unz* (M *bis*) *an daz* (Z *den*, fehlt Mw) *Metze sîn beginnen, sîn letze.*

da zu *muoz* (62) das subject fehlt, so suchte V. dasselbe zu beschaffen, indem er v. 60 emendiert und aus *und raiche* usw. ein *und* [*arm und*] *rîche* macht, ohne zu erklären, wieso alle hss. auf eine so starke auslassung bei einem so gewöhnlichen ausdruck geführt wurden. die stelle ist leicht geheilt, wenn man v. 63 *Von* streicht, das dem parallelismus zu v. 61 zuliebe eingesetzt wurde. dann lautet der text:

daz ez in wirde werde bekant
und reich über al[1] *tiutschiu lant*
von Tirol rehte unz an Bremen,
und ouch vürbaz müeze vernemen
Presburc unz an Metze
sîn beginnen, sîn letze.

in v. 59 war *werde* wegen des vorhergehnden *wirde* in der vorlage von WMw ausgefallen, was zu den varianten der schreiber anlass gab: dass die conjunctive (nicht indicative) echt sind, zeigt auch *raiche* in w, *rich* in Z, sowie *muose, musse* in wM.

115. *Untugent liez er under wegen, Der* (W *Da*) *liez er* (M *Der nů*) *ia* (M *etliche*) *herren* (Z *herre*) *pflegen.* die stelle bedarf keiner gewaltsamen emendation (*ander* st. *ja*!), sondern ist richtig überliefert: *Der liez er jâherren pflegen.* — 265 f *ich hânz dâ vür daz dô . . . kunden unde gesten Mit vröuden wær* (w *ward*, W *mer*) *gebette* (Z *gebetten*, w *bette*, M *gebende*) *Und daz vil nâch wette* (Z *wetten*, M *Allen Cristen die da waren lebende*) *Wær* (w *wären*) *trûrens unde leide.* die emendation V.s (*Diu vroïde*) lässt das aufkommen der falschen la. sämtlicher hss. unerklärt. zu lesen ist *Mitfröude wær gebette.* — 303 ff die brüder wecken Georg aus seinem schlafe: *Wol ûf, her grâve ûz Palastîn! Ir sult niht mêre arm sîn; Ir mugt wol vrœlich* l a c h e n: *Wir wellen iuch rîche machen. lachen* list nur Z; die richtige la., nämlich *wachen*, verzeichnet V. überhaupt nicht, obwol sie in allen hss. aufser Z steht. — 629 ff *Er hât erliten in schildes amt. Wære er vlins aller samt . . . Er möhte sîn als ein getwerc Und mit slegen sîn zerbert.* wider emendiert V. überflüssigerweise, indem er *in* streicht, statt einfach nach *amt* doppelpunct zu setzen: 'er hat soviel im ritterlichen beruf gelitten, dass er, wär' er auch aus stein, vollständig zerschlagen sein müste'. dieselbe construction kehrt 5407 ff wider: *Dâ beleip ûf dem wal: Ich wolde die sternen . . . ertrahten, E ich kunde erahten Die helde, die dâ lâgen.* — 708 *Des jach man dort: nu hœrt ez hie.* so V. nach WMmw: aber Z, der repräsentant der andern gruppe, list *nu hôrren wirs hie*, und das führt darauf, dass die echte la. lautete: *nû hœrenz hie*, vgl. 2024 *Des jach man dort: nu jehens hie,* wo

[1] auch 2251 ergibt sich *al* (nicht *alliu*) *latînschiu lant* als das echte.

die hss. den ungewohnten adhortativ gleichfalls zu beseitigen strebten (W *gechts*, M *ihe ichs*, w *noch iehs*). ebenso steht 377 *daz lâzen* (WMw *l. wir*) *sîn* und 5323 *nu lâzen* (*l. niht* Z, *laze wir* Ww, *lasse ich* M) *die rede sîn*. — 721 f *Ir liebe wil sich leiden, Dâ von sie wellen sich scheiden*. der herausgeber hat richtig gesehen, dass man umgekehrt 722 als begründung von 721 erwarten würde. warum hat er also nicht statt des kommas nach *leiden* einen doppelpunct nach *Dâ von* gesetzt? — 722 *In tet der* (m *do*, M *sente*, Z *der junge*) *Georis kunt*. wie sollen diese abweichungen entstanden sein, wenn das original, gleich Z, *der junge G.* bot? man lese *tet er G.* = *tet hêr G.* dasselbe *er* hat auch sonst anlass zu änderungen gegeben. so 2635 *Dâ von er* (W *her*, w *het*, Z *der herre*) *Dâvît genuoc Sprichet* und 4478 *Sô waltet er* (*er* fehlt Ww, *der* M, *ir* Z) *Saturnô Der kalten zît*. vgl. über dieses *er* Lachmann zu Iwein 1062. — 947 *Des hern Davides künne, Die er in die schœnen wünne Ze des keisers zeswen maz, Dâ sî mit grôzen êren saz*; so V. nach Z : die andern hss. bieten dafür, im wesentlichen vollständig übereinstimmend : *Des hern David(is) vrouwen die* (*die* fehlt w) *künegin, Die er in die hœhe hin* (M *sin*) *Ze des keisers zeswen maz*. dass diese la. echt ist, beweist die psalmstelle, auf die sich Reinbot hier bezieht : Ps. 44, 10 *astitit regina a dextris tuis in vestitu deaurato, circumdata varietate*; zum überfluss kehrt die stelle ähnlich später (2650 ff) wider : *Da von uns künik Dâvîd saget : Vor ir gebürte manic jâr Sach er die k ü n e g i n n e klâr Sitzen wunneklîche Bî got in sînem rîche An sîner zeswen sîten* usw. der schreiber von Z entlehnte die reimwörter *künne* : *wünne* aus zwei kurz vorher vorkommenden stellen, 891 f und 905 f, offenbar, um den ihm ungeläufigen ausdruck *h i n mezzen* zu vermeiden. — 1078 ff *Ez spricht der wîse Salomôn Einen jâmerlîchen spruch, Der ist geheizen* : '*ach und uch* (W *och*, w *ach*), *Dar zuo mê* (W *mer*, fehlt Z) *wê* (W *ach* st. *we*) *und och* (w *ach*, Z *ouch*) *Daz nieman ist ûf erden doch Daz er sî vor tôde vrî!' Die vünf vocales sint hie bî Und ouch mit jâmer vür brâht*. schon Lachmann (zu Iwein 450) hat die stelle glänzend emendiert (. . . *ach und uch Dar zuo wê, wî unt och*) : V. aber acceptiert diese besserung nicht, sondern schreibt *Dar zuo mê* : *wê und och* und meint, der fünfte vocal stecke in *vrî* (1083). bei dieser herstellung begreift sich aber weder das *mit jâmer vür brâht*, noch warum Reinbot so seltene interjectionen wie *uch* und *och* anwendete, da doch *u* auch in *ûf* (1082) und *o* in *vor tôde* enthalten ist. — 1120 f *An des küniges hof sint geleit Hundert witz* (*wissen* Z, *wise* M) *über al* : V. wählt *wise*, das mir vollständig sinnlos erscheint. das richtige ist *wîze* ('martern'), denn unmittelbar vorher ist von der *harmschar* die rede, die die christen dort erwartet; vgl. überdies 1651 f : *Und schouwen danne ouch dâ bî, waz wîze* (W *witzze*, Z *witze*, w *weis*, M *marter*) *an dem hove sî*. — 1178 f . . . *diu*

ors in dem vluote Wuoten vaste über die (Mw *den*) *huof* (: *wuof*). der plural, den V. nach WZ annimmt, ist ganz gegen Reinbots sprache; zudem wäre es merkwürdig, dass Mw auf den originelleren singular verfallen wären. — 1216ff *Mit slegen* (*wart*) *dar geleget Ein gebot* (M *gebosz*) *ûf daz ander sô, Des manic heiden wart unvrô.* V. bevorzugt *gebôz*, da er nicht weifs, dass *gebot* ein technischer ausdruck im spiele ist (Haupt zu Erec 876), der hier, wo der kampf ausdrücklich ein *spil* genannt wird (1174. 1221), einzig und allein passt. — 1335ff Georg hatte in seinem heere

Z	WMw
vünf hundert tûsend und mê.	*vünf hundert tûsent unde mêr*
Daz was als der in den sê	*daz was* (*w. recht* w) *als der ein*(*e*) *bêr*
wirfet ein kleinez ber:	*wirfet in den breiten sê*
alsô klakte gen im mîn her.	*waz sol ich* (*da von* W, *im* w) *sprechen mê*
ich muoste stæte sîn ze wer	*ich muoste* usw.
gen inrem und gen ûzerm her.	

die la. von Z ist sinnlos — was soll die beere mit dem see? — und schon des reims wegen unmöglich: denn Reinbot lässt nirgends zwei gleiche reimpaare unmittelbar nacheinander folgen. dagegen gibt WMw mit der besserung *einen bêr* (für *eine bêr*[1]) das anschauliche bild der éinen fischreuse, die dem reichtum des sees nichts anhaben kann, ein bild das zudem ganz in Reinbots geist ist, der es liebt gegenstände und vorgänge des täglichen lebens oder erscheinungen der natur zu vergleichen heranzuziehen (wie den schlitten im winter, den mühlstein, der roggen und weizen zerreibt, das kalkbrennen, das urinal, die gegen sommer herabstürzenden lawinen, das hanffeld usw.). — 1381 *Diu banier wart von mir gehurt Daz der vipern geburt Nie wart also sûre.* V. zieht den Physiologus herbei und kommt doch zu keiner befriedigenden erklärung: unter *vipern geburt* sind, wie schon Schönbach ÖLbl., 6 jahrgang, nr 1, bemerkt, mit einem biblischen ausdruck (*progenies*, *genimina viperarum* Matth. 3, 7 usw.) die heiden gemeint. — 1388f *Ob er mit strîte mich vermide? Nein, er, weiz got, noch* (w *er* st. *noch*) *entet.* nach *noch* schiebt V. 'emendierend' *ich* ein. also auch sich selbst hat Georg bekämpft? die überlieferung ist ganz in ordnung, vgl. 5858f *Ob man im iht ûf tuo Die kamer? Nein, man noch entuot* und 5892f *Ob er in iht leide tuo? nein, er weiz got noch entet.* — 1434f Georg hat erfahren *Daz die künege siben jâr Sîn, ê sie* (Z *so* st. *sie*) *komen wider, Beidiu ûf unde nider Die kristen twingen mit ir her. Sîn* heifst 'ausbleiben' und bedarf keiner verbesserung; vgl. 3694 *diu zwei al ze lange sint.* V. ändert in *Sît* und macht dadurch die stelle unverständlich. — 1694 *Ich binz ein rehter cristan* WZ — *Ich binz ein ritter* (*vnd pin* w) *ein cristenman* (*christen* w) Mw im reim auf *bestân.* wer mit V. *ein rehter kristân* in den text setzt, lässt die abweichungen unerklärt: das echte ist

[1] denn auch diese schreiber dachten offenbar an 'beere', nur liefsen sie den anscheinend schlechten reim unangetastet.

ein ritter kristân. sogar das substantiv *kristân* war den schreibern ungeläufig, vgl. 331 (wo M es durch eine änderung beseitigt) und 2399 (wo W *christen man* an die stelle setzt). um so mehr musten sie an dem weit selteneren adjectiv anstofs nehmen. Reinbot verwendet es auch 5723 (*der kristân künec*). eben so wenig wie dieses *kristân* darf das *ritter* von Mw fehlen, an einer stelle, wo auf die ritterliche würde Georgs eben so viel ankommt wie auf sein christentum. — 1849f *Daz ir mit wirtschaft lâget Und grôzer koste* (*schôn* w, *schôni* Z, *tychoi* M) *pflâget.* wenn *koste* das echte wäre, wie V. meint, warum dann die eigentümlichen abweichungen? zu lesen ist *schoie*, das in *schôn*, *schôni* steckt, wie *tschoi* (> *tichoi* > *tychoi*) in M. — 1856 *ir sult in ze hûse* (M *eme sîn lîb*) *laben* : dass *hût* dahinter steckt, hat V. aus der abweichung in M richtig erschlossen; aber *im die hût laben* ligt zu weit ab : es hiefs gewis *in ze hiute laben*, vgl. Mhd. wb. 1, 741b. — 1969ff, s. o. — 2251 *al latînschiu* st. *elliu rœmischen*, s. o. — 2302ff *Hât Apollô nu die maht, Als ir, herre, von im jeht, Sîne kraft ir wol geseht* : *Er heizt* (WMw *heize*) *die sunne wider gân Und mit dem schîne ob uns stân; Sô bringe ich im daz opfer mîn.* die interpunction wie die bevorzugung des von Z gebotenen *heizt* zeigen des herausgebers ratlosigkeit; *heize* ist das echte, nach *stân* gehört nur ein komma: 'wenn Apollo die ihm von euch zugeschriebene macht hat, so könnt ihr seine kraft ja leicht erkennen : er möge nur die sonne wider scheinen lassen, so bringe ich ihm sofort (*Sâ* st. *Sô* im letzten vers, mit besserung eines bei allen schreibern gleich häufigen fehlers) mein opfer.' dann fährt Georg fort : 'wenn das aber nicht möglich ist . . . dann will ich ihn erst, wenn der morgen kommt, ehren.' — 2554ff V. hat die ganze stelle, die von den vier arten der geburt handelt — eines der beliebtesten themata mittelalterlicher theologie — von grund auf misverstanden : 1) gebiert eine jungfrau (die unbefleckte erde) einen mann (Adam). 2) gebiert ein mann (Adam) ein weib (Eva). 3) mann und weib zusammen erzeugen ein kind, dessen geburt nur dem weib schmerz bereitet (*als man noch hiut von wîben siht* 2596). 4) eine magd gebiert ein kind, das vom himmel kommt und ihr schöpfer ist, ohne verletzung der jungfräulichkeit (Maria). — 2620f Christus *zilt ouch* (Z *ob*) *allen sachen Mit selbe chůr* (M *salden kor*, w *saelden kür*, Z *solicher*) *ordenunge* : war es so schwer zu sehen, dass in *selbe chůr* das echte *selpkür* steckt, und dass das *ouch* von WMw dem *ob* von Z vorzuziehen ist? zum gedanken vgl. 2535ff *Dû wære ouch dîn selbes vrô Und ordentest mit dir selben dô Diu dinc, diu sît sint geschehen Und wir ouch alle tage sehen.* —

2721 *daz bist dû, reine magt, al ein* (Z *maget reine*, ohne *al ein*) *der unverhouwen* (*vnuorholen* M) *Daniêlis* (*D.* fehlt Z) *stein hohe pfallenz* (WM *phaltz*) *vrône* (M *vnd vr.*)

hern (Z *Jhesu* st. *hern*) *Salomonis trone* (Z viell. *chrone*).
dû (Z *der* st. *dû*) *touwic* (w *tronic*) *Gedeonis vel* usw.

mit unrecht hat sich V. hier für die la. von Z entschieden und deshalb *Danielis* (2722) für eine blofse glosse erklärt, indem er *der unverhouwen steine* als gen. plur., abhängig von dem folgenden *pfallenz* fasste. vielmehr enthält jeder der verse von 2722 an eine anrufung der jungfrau : sie heifst 1) *unverhouwen Daniêlis stein* (s. Salzer Sinnbilder s. 113 anm. 7, Schönbach aao. s. 12). 2) heilige pfalz. 3) o thron Salomons (*trône*, das V. so viel zu schaffen macht, ist die lateinische vocativform von *thronus*), und 4) Gedeons fell. da der herausgeber auf solche weise mit den einzelnen bezeichnungen umspringt, so ist es begreiflich, dass er die *vier und zweinzic namen* (2711) nur mit 'ziemlicher sicherheit' herausbekommt. mit vollständiger sicherheit sind es die folgenden: 5) *übervlüzzec brunne.* 6) *Moysis stûde.* 7) *vrône wîngarte.* 8) *Aarônis ruote.* 9) *lebendic holz ûz paradîs.* 10) *Ezechiêlis porte.* 11) *küneges sal.* 12) *wenderin der werlte val.* 13) *Ave.* 14) *süeziu lucerne.* 15) *drier künege sterne.* 16) *morgenrôt.* 17) *hamît vür den êwigen tôt.* 18) *tûbe sunder gallen.* 19) *warte von Siôn.* 20) *balsamîte.* 21) *tiurer merz.* 22) *himelhort.* 23) *aller tugende gruntveste.* 24) *tremuntâne.* — 2729 f *Du übervlüzzec brunne! Wan über alle wunne Dîn gnâde alsô vliuzet, Daz dîn lop ze himel diuzet.* die emendation V.s *Wunne* st. *Wan* ist nicht nur überflüssig, sie zerstört geradezu den sinn der stelle. —

2951 *sît er der sunne* (*des sunnen* Zw) *hât gewalt*
der (*des* w) *louf mit wunder ist gezalt* (Z *gestalt*)
an ir (*erer* M, *siner* w) *hœhe von* (*an* Z) *ir* (*yrem* M, *sinem* w) *îlen*
in vier und zweinzic wîlen (*wile* M, *milen* w)
2955 *überloufet si* (*er* w) *gelîche*
wâge und ertrîche (55. 56 vertauscht Z)
die mâze ze kurz noch ze lanc
ez raichet nicht menschen gedanch W
er entraichet nit chainen tang w
an aller lude dang B
er enrichet nicht dekeinen dang Z

V. setzt 2953 beidemal *an* (mit Z gegen WMw), interpungiert falsch und wählt 2958 die la. von W (wodurch die abweichungen der andern hss. unerklärt bleiben). zu lesen ist:

sît er der sunne hât gewalt
der louf mit wunder ist gezalt,
ân ir hœhe : von ir îlen
in vier und zweinzic wîlen
überloufet si gelîche
wâge und ertrîche,
die mâze ze kurz noch ze lanc.
ez erreichet niht menschen danc.

'... deren lauf in wunderbarer weise bestimmt ist, auch abgesehn von ihrer höhe: denn in folge ihrer schnelligkeit zieht sie in vierundzwanzig stunden über land und meer, in genau abgemessener weise. das geht über menschliches fassungsvermögen hinaus'. der accusativ *die mâze ze kurz noch ze lanc* hängt von (*über*)*loufet* ab, vgl. 4528 *daz er* (der himmel) *sül die mâze gân An sînem zirke an loufte* (*gân* haben alle hss. aufser Z, das vulgarisierend *hân* schreibt; V. setzt *hân* in den text, und *gân* nicht einmal in den apparat). zum letzten vers vgl. Bo. 5 (bei Graff 2, 397): *reda ne irreichot taz einfalta gotes pilde* 'ratio non capit'. — 3017 ff V. nimmt für den übergeordneten satz die conjunctive *mache, swache* aus Z (gegen WMw), dagegen im untergeordneten satz den indicativ *leit* aus WMw (gegen Z). das echte ist in beiden fällen der indicativ. — 3046 ff *Waz touc sîn starkiu wîtiu brust? Eines* (*Ob ein* Z) *hasen herze ist drin gejaget* (*gelegt* W), *Sît er an dem* (*disem* W) *ist verzaget.* V. schreibt *geleit : verzeit*, ohne jede wahrscheinlichkeit (denn wie wären die andern hss. auf *gejaget* verfallen?), und gegen die sprache des dichters, der zwar (*ge*)*leit*, (*ge*)*seit* und *treit* im reim auf *-eit* verwendet, nie aber *verzeit, gekleit, verdeit, gejeit* oder *meit* (subst.) so gebraucht, dh. nur formen contrahiert, die aus *ęge* entstanden sein können, nicht aber solche, die *age* aufweisen (vgl. den analogen gebrauch Hartmanns, Zwierzina Zs. 40, 240). so ist also das auch viel originellere *gejaget* mit MwZ in den text zu setzen, und auch in zwei andern fällen, wo V. *geseit : meit* schreibt, *gesaget : maget* einzusetzen (3953. 4835). wenn ein herausgeber solche sprachwidrige formen seinem autor zumutet, so sind das nicht einzelne, leichte versehen, sondern es geht daraus hervor, dass es ihm an beruf oder neigung zu seinem schwierigen amte gebricht. das resultat ist, dass aus einem solchen texte nichts zu lernen ist, wenn der leser nicht aus freiem antriebe all die untersuchungen anstellen will, die sich der herausgeber gegen seine pflicht erspart hat. — 3057 *iuwer lîp benamen veiget* (*weiget* Z). *veiget* ('ihr seid wahrlich verwünscht') ist das echte, *weiget* eine ganz äufserliche, nur nach der graphischen ähnlichkeit vorgenommene conjectur des schreibers von Z, der in solchen dingen meister ist. — 3094 f s. o. — 3167 f *Wan der* (heilige geist) *wont iu nâhen bî, Daz ist an mir schîn worden hie* (*schîn an mir* M, *Daz ist an mir worden schi* Z). so sehr Reinbot starke enjambements liebt, so wenig die schreiber. daraus ergibt sich hier die besserung: *Wan der wont iu nâhen : wie Daz ist an mir schîn worden hie!* der vorschlag V.s, *bî : hî* (mitteldeutsch für *hie*), lässt in einen abgrund blicken. — 3261 f *Daz abgot alsô lute* (*erlotte* M, *laute* W, *laut*, vom corrector in *lůet* geändert w) *Daz sich der tempel* (*sich alles daz* W) *schute* (*erschotte* M, *erschutte* W, *alsô erschutte* w). Lachmann durfte i. j. 1820 *erlütte* in unsrer stelle für 'rätselhaft' erklären (Kl. schr. I 255). jetzt,

wo Lexer das verbum *lutten* ('brüllen') belegt, ist die stelle klar: *Daz abgot also lutte, Daz sich der tempel erschutte* (nicht *lûte : schûte*). — 3271 ff s. o. — 3304 ff *Nu opfert im durch mîn gebot Und dar zuo durch mîne bet, Den* (*Dev* W, *Daz iuch* Zw) *der starke Mahmet Hât für êre unde pris* (*Vor ere hat vnd ouch vor pris* M, *Füge ere unde pris* Z, *Ere in uil hôchem pris* w). in beiden versen wählt V. die von Z gebotene la. wie erklärt er die abweichungen der hss. WM? zu lesen ist: *Den der starke Mahmet Hat vür êre unde pris* 'opfert ihm, den sogar Mahmet für etwas ehrwürdiges und preisenswertes hält'. die abweichenden laa. erklären sich dabei als elende vulgarisierungen. — 3341 f s. o. — 3343 f *Kuster, prior* (*und* M) *abt* (*appet* w, *abbet* Z) *Daz wirt* (*D. wir* w, *D. ist* M) *dazz* (*da ze* w, *das* MZ) *uns entlabt* (*gelappet* w, *entlappent* Z, *enthabet* M). auch hier setzt V. die schlechte la. von M gegen alle andern hss. in den text: die *lappe* ist das 'bäffchen' des priesters, *lappen* heifst demnach 'mit der lappe versehen' (s. Lexer Handwb. s. v.) und *entlappen* 'die lappe wegnehmen'. somit ist zu lesen: *Kuster, prior, appet Daz wirt dazz uns* (in der hölle nämlich) *entlappet*. — 3495 f s. o. — 3539 *Iu herren* (*Jungherren allen* Z) *si* (*si das* w, *si ouch* Z) *gekleit* (*leit* Z). in M geht *er sprach* voraus: statt sich zu freuen, dass drei schreiber den inquitlosen anfang der rede treu überliefert haben, schiebt V. mit dem vierten das inquit ein. *gekleit* (: *kunterfeit*) kann auch nicht richtig sein, da der dichter nur *geklaget* in den reim setzt, s. o. *leit* in Z und die vorhergehnden *ouch* (Z), *das* (w) führen auf das echte: *Iu herren sî et leit*. dieses *et, ot* ist überhaupt das stiefkind jüngerer schreiber, vgl. 1620 (*echt* nur in Z); 1642 (nur in WZ); 2252 (*beginnet* MW, *beginner* Z, *beginnet er* w, das echte ist *beginne et*); 3685 (*et* Ww, *doch* Z, *nurt* M); 4261 (*ot* nur in W); 4820 (*ot* nur in W, fehlt Mw, während Zf ganz sinnlos *er* haben); 4886 (*et aber* nur w, *aber* WZ, *ouch aber* Mf); auch 5323 führen die abweichungen auf *nû lâzen eht die rede sîn* (*l. niht* Z, *laze wir* Ww, *lasse ich* M); 5759 hat nur W das echte *ot*, das in MZ fehlt, in d durch *ouch* ersetzt ist. — 3665—3682. die ganze stelle ist vom herausgeber nicht verstanden worden. ohne mich auf die einzelheiten einzulassen, geb ich gleich den richtigen text:

3668 *Neit ich deheinen mîn genôz,*
niwan durch sîn werdekeit
3670 *umb anderz ich mit im niht streit.*
twanc mich iender hôher muot,
brâht swert durch helm ie daz bluot,
kleit sich mit sprize ie der luft,
geschach daz ie durch keinen guft,
3675 *daz würde dürkel schildes rant,*
brâht solich tjost ie mîn hant
daz grüener wase wurde rôt

und al zehant kœme der tôt,
kam ich mit hurt ie sô gevarn:
daz soltu niht der sêle sparn,
sît diu marter vor mir lît,
diu mir hie wol râche gît.

die beichte des heiligen zerfällt in zwei teile: im ersten macht er seine verdienste im kampf gegen die heiden geltend, um bei Gott erbarmen zu erwecken (3661 ff: *Engalt des ie kein Sarrazîn, Daz er mit tôde lite pîn, Des soltu mich geniezen lân, Daz ich müeze an dir bestân*). nun kommt das gegenstück: er hat auch gegen seine eignen ritterlichen glaubensgenossen aus ruhmgier tjoste mit tötlichem ausgang gefochten (*deheinen mîn genôz, durch sîn werdekeit, hôher muot, durch . . . guft, solich tjost, daz al zehant kœme der tôt*); das ist eine *schulde*, *diu* ihm *ist ze grôz*: aber auch all das möge Gott nicht der abrechnung mit der seele vorbehalten, da ihm ja die marter bevorstehe, die ihm dafür schon hier vergeltung bringe. —

3941 *die engel lûte singent,*
der maget lop sie bringent
W *hincz dir get also unser laut*
w *hincz dir got unser lawt*
M *hin czu ir spricht der engel lut*
Z *ze der got stimme also lut.*

V. setzt die la. von Z (mit der besserung *gât* für *got*) in den text: aber wie sollen daraus die varianten der übrigen hss. entstanden sein? *got* WZ ist jedesfalls richtig, ebenso *hinz dir*, da sich daraus die änderungen in M und Z leicht ableiten lassen: vor *lût* muss etwas gestanden haben, das den schreibern nicht mehr geläufig war; also *der maget lop sie bringent Hinz dir, got, also überlût*: *stimme* (Z) stammt aus *stimme* 3934, *unser lût* st. *uberlût* hatte jedesfalls schon die gemeinsame vorlage von WMw. — 4038 f *als wart . . . diu maget . . . Mit des heilegen geistes viure Entphlamet* (*Enphenget* Ww, *enpfangen* Z) *und enzundet*. hier mit M *enpflammet* zu schreiben, ist bare stümperei. — 4043 *Grôz gewalt wuohs über al Von* (*In der* M) *helle ûf* (*von* W) *erde(n) in* (*in des* w) *himel(s) sal*. widerum bietet M vulgäres, widerum fällt V. hinein: 'die gewalt wuchs überall hin, von der hölle auf die erde und bis in den himmel'. — 4104 ff (*Si*) *wurden ouch getoufet sâ Mit des himels touwe dô, Des si sint wurden vrô Und dar nâch* (*da* Ww, fehlt M) *liten* (*erlûten* w) *grôze* (*gar gr.* M) *nôt*. V. wählt mit Z *dar nâch*: also sie werden wegen der taufe später froh und leiden *dar nâch* (?) grofse not? natürlich gibt die la. von Ww das echte: 'weshalb sie später (im himmel) froh wurden, hier aber (*und dâ*) die marter erleiden musten'. — 4168 f *iuwer zunge ist üppec : Dâ gêt von* (*Da von nachet ûch* Z) *der gæhe tôt* : V. setzt *gât* in den text. aber wie kommt Z zu *nachet* (= *nâhet*)? das echte ist *wæt* (in der vor-

lage von Z *wahet* geschrieben); vgl. 5051 *Daz dâ von wæt der bitter tôt.* — 4175 *Gellig als diu vipper.* die bedeutung 'laut tönend, klingend' passt, wie V. in der anmerkung schreibt, allerdings 'nicht recht', sodass eine 'übertragung auf gemütseigenschaften' 'vielleicht mit bezug auf den bösen rat der schlange' 'angenommen werden muss'. wüste herumraterei! natürlich ist hier das bekannte von *galle* abstammende adjectiv gemeint. — 4193 *Der einen smekt, den andern siht* (nämlich den aspis und den basiliscus), *Der enweder* (*Entweder* w, *Der* ohne *enw.* W, *Von beiden* M) *mac* (*m. he* M) *genesen niht.* V. setzt die la. von Z in den text : sinn und was M gibt, weisen auf *Der enweders m. g. n.* 'der kann aus keinem von beiden heil hervorgehn'. — 4237 ff *sie* : *hie* : *hie* : *vie.* bei einem dichter, der die 'vierreime' sorgfältig meidet! l. *hienc* : *vienc.* — 4246 ff s. o. — 4308 ff der kaiser beschimpft seine gemahlin, da sie sich dem christentum zugewendet hat : *Ja beginnet man dîn wunder* (*mîn w.* w, *dicz w.* W, *Wan beginnet iemer von dir* Z) *sagen Her von Oriente Unz hin an Occidente.* V. list mit W *diz wunder.* aber die abweichungen bleiben dabei unerklärt; auch der sinn ist mangelhaft. das echte ist *kunter*, *kunder* 'falschheit'; wie der kaiser auch gleich nachher (4319) paraphrasiert *sô muoz man iemer mêre sagen Den valsch, den dû gen mir kanst tragen* und sie mit Helena *der valschen Kriechinne* vergleicht (4312). — 4350 f *Dem menschen si* (die planeten) *daz leben gebent Daz muoz* (*Die müssen* Z) *leben nâch ir art* : V. 'emendiert' *Daz* in *Daz er*, ohne not : denn nach *gebent* ist doppelpunct zu setzen, und *Daz* (nämlich *mensche*) ist das subject des folgenden satzes. — 4406 *Daz besihest* (*Das sichst du* w, *Da s. du* Z, *Du sist* M) *ûf dem trône*: die abweichungen lassen sich aus der von Z gebotenen (und von V. recipierten) la. nicht erklären : sie weisen vielmehr auf *Da sihest ûf dem trône.* — 4569 f *Wan swaz die hôhen* (*höchsten* w) *ane gânt* (*begand* w, *ane vant* Z) *Die nidern in des bî gestânt.* V. schreibt mit Z *vânt* : wider ein schlimmer, principieller fehler, der zeigt, dass der herausgeber die sprache seines autors nicht kennt. denn Reinbot setzt niemals die contrahierten formen in den reim, sondern bindet die wörter *vâhen, gâhen, hâhen, versmâhen* nur miteinander oder mit dem adv. *nâhen* und dem prät. *sâhen* (583. 689. 751. 1705. 1755. 2501. 3097. 4227. 4299). somit ist auch hier Z gegenüber der andern gruppe inferior. — 4571 f *Dar nâch râtet, waz ir welt, Sît ich dem* (*zem* Z) *schaden bin* (so st. V.s *hin*) *geselt* (*gesellit* M, *gezelt* Z). V. setzt *gezelt* mit Z in den text, was sicher unrichtig ist, denn das particip lautet bei Reinbot in den sichern fällen immer *gezalt* (871. 2125. 2951. 3959. 4753. 5257. 5273). dagegen steht das particip *geselt* von allen hss. überliefert 6058 (*ir sît zer helle geselt*), und danach war auch 5277 (*ir sît zer helle ouch geselt*, Ww *gezelt*) *geselt* in den text zu setzen, und ebenso an der vorliegenden stelle.

übrigens ist *seln* auch der viel seltenere ausdruck. — 4788ff *So ist er in solhem werde In dem klâren himel oben Daz in muoz* (*Da müz in* w, *Da mit mussen in* Z, *Des muozin in* f) *mit gesange* (*die engel* Z) *loben Die zehen kœre über al Und swaz ist in des himels sal.* V. nimmt *Daz in* aus WM und *müezen* aus Zf, ohne auf die andern varianten irgend rücksicht zu nehmen. der singular *muoz* ist sicher echt — denn Reinbot liebt es, zu pluralem subject das prädicatsverbum im singular zu construieren — und die sonstigen abweichungen erklären sich, wenn man statt des consecutivsatzes einen neuen hauptsatz annimmt, also *Den muoz mit gesange loben* (vorher ist doppelpunct zu setzen). diese im Georg beliebte fortführung durch das demonstrativ haben die schreiber öfter zu beseitigen getrachtet: einen ähnlichen fall hatten wir oben, zu 4350f, gegen V. zu verteidigen. — 4852 *in* ist druckfehler für *iu*, kehrt aber in der anm. getreulich wider! — 4945 l. *velt* st. *welt.* — 5024 *Dâ was* (*was* fehlt MwZ) *vil* (*viel* w) *manic degen fier* (*czyr* M, *schier* w): wie sollten die drei hss. das *was*, das V. mit W in den text setzt, verloren haben? das echte ist offenbar *dâ viel manic d.* — 5078 *Des gewerte er sie ouch* (*ouch* fehlt wZ) *sa* (*so* w): warum hätten w und Z *ouch* ausgelassen? *sie iesâ* ist zu lesen, vgl. 3627 (*er*) *wâpent sich ie sâ* (*ouch sâ* W, *dô sâ* r, *ie* fehlt Mw). — 5091 *lie* st. *hie.* — 5118 *Geordnet* (*Geformet* W) *und getihtet* (in w fehlt der vers). schwerlich wäre W auf *Geformet* verfallen, wenn nicht *Getermet* das ursprüngliche wäre, vgl. 901 (*zem tôde*) *getermet* (*getirmet* M, *geordnet* Z) und besonders 6059 *Ich geforme* M (*gevrume,* w fehlt) *iu niemer mêre Dekein gotlich êre* (*Zu dhainer gotleichen e.* W), wo V. gleichfalls *geterme* hätte lesen sollen. — 5277 s. o. zu 4571f. — 5323 s. o. zu 3539. —

5355 { W *Ietwed' pliche schilde*
w *Ietweders blickes schilde*
M *Igliches blickes schilde*
Z *Der liechten schilten blicke* }
{ W *Erlaucht daz gevilde*
w *Erleuchten d. g.*
M *Erluchtit d. g.*
Z *Das gewilde erluchte dicke.* }

es gehört wenig textkritisches feingefühl dazu, um mit V zu sehen, dass Z nur eine elende vulgarisierung bietet. aber das echte war aus WwM leicht herauszuholen: *Ietwederz, blicke, schilde* usw. der dichter hat eben von den *blicken*, die die schwerter aus den helmen schlagen, gesprochen und fährt nun fort: beides, die blitze und die schilde, erleuchteten das gefilde. — 5384 Georgs banner hat eine solche würkung, wohin immer man es neigte, *Daz daz vor ir* (*daz da von* Z) *veigte*: die la. von Z führt auf das echte, nämlich *von ir* 'durch es, das banner'; vgl. 3600 *Nu muostu von* (*bî* Z, *vor* r) *mir veigen.* — 5783f es ist von der kammer der

treue die rede, in die der ungetreue unter keiner bedingung einlass erhält : *Gieng* (*Giengen* d) *diu kamer gein* (MZ *in, gein* fehlt W) *endian* (*endyan* d, *endia* Z, *Indian* M) *Der selbe müeste* (*muoz* WM, *müsse* Z, *müste* d) *dâ ûzen* (*darus* M) *stân*. V.s anmerkung, dass Indien in Wolframs Willehalm als das entlegenste land bezeichnet werde, trägt zur aufhellung der stelle gar nichts bei. zu lesen ist : *Gieng im diu kamer gein Endiân, Der selbe muoz dâ ûze stân* : 'und wäre ihm die kammer auch soviel wert wie Indien, wäre er selbst bereit, Indien dafür hinzugeben, er müste doch draufsen bleiben'. vgl. zu dieser bedeutung von *gên* mhd. *daz gêt vür elliu dinc* udgl., ferner Parz. 308, 13. 616, 18 sowie unser nhd. 'das geht mir über alles' und DWb. IV 1, 2 s. v. 'gehen' II 19c, j. *Gieng im* schimmert noch in der la. von d *Giengen* durch, wie überhaupt dieses fragment einer sehr wertvollen hs. entstammt. mit der vorgeschlagenen besserung stimmt auch, dass Reinbot öfter ähnliche gedanken ausspricht, so 5860f *Und gæbe er eines küneges guot, Er kumt niemer dâ her în* (in die kammer der barmherzigkeit) und 5770 *Gæb im der allen den hort, Der aller künge ie wart, Diu kamer* (der beständigkeit) *wær im vor verspart*. — 5916 s. o. —

Soviel über den text. von s. 213—296 folgen anmerkungen, die vorwiegend aus dem Mhd. wb. geschöpft sind : und dieses hab ich nicht zu besprechen.

Wien. CARL KRAUS.

Mitteldeutsche Fabeln, zum ersten mal herausgegeben von K. EICHHORN. [enthalten in drei Einladungsschriften zur feier des Henflingschen gedächtnistages, welche im saale des Gymnasium Bernhardinum begangen wurde.] Meiningen, 1896. 97 u. 98. 118 ss. 4°.

Die fabeln befinden sich in der altd. hs. nr 1279 der Leipziger universitätsbibliothek auf bl. 11—110b. eine summarische übersicht von dem inhalt der hs. hat zuerst MHaupt gegeben in den Altd. blättern I 113—117. derselbe hat ebenda auf den folgenden seiten 8 der wichtigeren erzählungen u. d. t. 'Märchen und sagen' — und nachträglich s. 300ff die 'Crescentia' — abdrucken lassen. von den 90 fabeln sind dort nur die erste und der prolog als probe mitgeteilt; dies wenige ist unverändert wider abgedruckt bei Vetter in der Lehrhaften litt. des 14 und 15 jhs. (Kürschner DNL. bd 12) s. 84ff u. d. t. 'Aus einem md. Aesop und Avian'. zwei andre stücke der hs., Apollonius von Tyrus und Griseldis, hat CSchröder herausgegeben in den Mitteilungen der deutschen gesellschaft zu Leipzig V 2 (1872) und in der einleitung dazu die lautlichen eigentümlichkeiten seines textes besprochen.

Wie die von Haupt und von Schröder veröffentlichten prosaischen erzählungen, so bringen auch die gereimten fabeln E.s in sprachlicher beziehung manches neue. sie geben uns zuvörderst ein treues bild von dem in Obersachsen während der ersten

hälfte des 15 jhs. herschenden dialekte, in dem noch nicht *û* in *au*, *î* in *ei* übergegangen ist. der verfasser, ein 'alter kranker klosterbruder', wie er sich bl. 304ª nennt, bequemt sich überall noch dem volksmunde seiner heimat an. was uns hier überliefert wird, erhält aber in unsern augen noch dadurch einen ganz besondern wert, dass es von éiner hand geschrieben, ja dass es höchstwahrscheinlich die urschrift des autors ist, vgl. Haupt aao. 117 und Schröder einl. v. schon darum werden die germanisten die veröffentlichung E.s willkommen heifsen.

Seine arbeit lässt der herausgeber, entsprechend den hierzu bestimmten festschriften, in drei teile zerfallen. der erste behandelt auf 29 seiten als einleitung die sprache der fabeln (und ihre metrik); der zweite bringt den text der ganzen 3970 verse umfassenden fabelsammlung nebst einer vorrede; der dritte enthält die untersuchung über die quellen (und eine würdigung des autors und seiner leistung) auf 28 seiten.

Die im I hefte enthaltene darlegung würde m. e. vollständiger und hier und da genauer geworden sein, wenn sie sich nicht wie bei Schröder auf einen von ihm ausgehobenen abschnitt beschränkt, sondern gleich die ganze hs. in betracht gezogen hätte. sonst finde ich in einzelnen puncten folgendes zu erinnern.

Mit recht wird I 5 unter den wortformen, in denen md. *a* (*ae*) einem mhd. *o* entspricht, auch *saen* : *an* in v. 2364 aufgezählt. demnach hätte aber auch *saen* in v. 5 des textes verbleiben müssen, wie in der hs. und im abdruck Haupts steht, anstatt des vom hrsg. gesetzten *soen*; auch in der Griseldis 12, 32 und 13, 8 sowie im Apollonius 81, 2 bietet die hs. *saen*; an den ersten stellen hat Schröder ebenfalls *saen* in *soen* geändert. ebendahin gehörte *dant, daenth* in v. 1384 : *man sluges* (*das mûl*), *das sien lieb daenth* (: *ungewant*) und v. 1686 *zûch nu, das dine hut dant!* dazu wird einl. I 17 vom hrsg. vermerkt : 'das eigentümliche präs. *dant* 1686 wird nach dem prät. *daenth* 1384, das von einem *dennen* herzuleiten ist, gebildet sein'. das *a* entspricht auch hier vielmehr einem älteren *o*; daher war auf das in den wbb. genugsam bezeugte vb. *donen* zu verweisen. *dant* = *dont* wird auch bei Schiller-Lübben I 540ª, 13 u. VI 102ᵇ, 41 erwähnt; bei LHertel Thür. sprachsch. 86 *dunen*; auch *ir kant* v. 128 neben *kont ir* 182 ist wol so zu verstehn.

Unvermerkt sind ferner geblieben die beispiele, in denen md. *a* für mhd. *e* steht : so *daste eer*, wie man in der hs. und in dem abdruck Haupts s. 113 list; ebenda bl. 194ª *daste baeß* und bl. 214ª *daste serre*; im Eisenachischen rechtsbuche ed. Ortloff (14 jh.) III 104 *daste minner*; *dasto* neben *deste diste* bei HRückert Entwurf e. system. darstellung der schles. mda. 25; zu den dort gegebenen beispielen gehört auch Md. fab. 569 *das wart he geschant*, wo E. gegen die hs. *des* hat drucken lassen; 1403 *sich*

das frowen; 2512 *das kan he kein ere gehan*; 2715 *das mag he dir dang sagen*; 2603 *das schemete he sich zumale sere*; 1510 *sins salbes*; bl. 129 *ūm das geldes wille*; bl. 254ᵃ *das andern goldes*; Griseldis 13, 24 *das dynen*. im sächs. Osterlande hört man heute noch *dasserthalben*, *-wegen*. aufserdem findet sich md. *a* = mhd. *ou* in *ach* für *ouch*, *ôch*, v. 22 (von E. dafür *och* gesetzt) und bl. 266ᵃ 276ᵃ 293ᵇ, ferner *flach* = mhd. *flouch* in v. 41.

Einl. I 8 heifst es: 'für mhd. *öu* wird *oi* geschrieben', *froiden*, *boime*, *koifen*, *loifer*, *betroifen*, 'sogar *ei*: *freidig*, 880. 1642.' das letztere gehört aber offenbar nicht hierher, wie die beispiele vermuten lassen: 880 *die wasserslange was freidig u. geil*; 1642 *das pfert thrug gar freidigen hohen mut*; 1085 *der hunt was freidig u. jung*; 2492 *der hunt thrug grossen fr. mut*, 2610 *der ritter gut, frisch, fr. u. wolgemut*; bl. 278ᵇ *das gebot war freydeclich und grusamklich volbracht*. darnach geht *freidig* zurück auf das ahd. *freidi*, nicht auf *fröude*, und bedeutet hier 'saevus, audax, superbus', wie es sich bei JRothe und bei Luther noch gebraucht findet, vgl. darüber DWb. IV 1, 102.

Der weglassung des präfixes *ge-* hat der herausgeber nur bei den zeitwörtern im 1 teile seiner arbeit gedacht, nicht aber der bei den substantiven wie *gelücke*, *gevelle*. zu erwähnen war v. 236 *wen nerne ein lügke zuseleth*, 1718 *weme das lügke welde walden*, 240 *uff gelügke und gut velle*; statt dessen hat er überall *ge-* ergänzend hinzugefügt; vgl. dagegen RHildebrand in der vorr. zum Leipziger sachsenspiegel[6] X, anm. 2. in der nachbarschaft des mnd. sprachgebietes sind dergl. doppelformen nicht ganz selten, so vgl. über *lügke* zb. Lexer I 1975, im allgem. Zs. 40, 38; über *velle* Kinzel zu dem Junker und tr. Heinrich 1148. den präfixlosen substantiven stehn noch zur seite die zeitwörter *misselücken* v. 1936 und *missevellen* 275.

Weiter lass ich noch einige bemerkungen folgen zu dem im II teile mitgeteilten texte und seiner auffassung. auch hier sind es nur einzelne stellen, in denen ich vom hrsg. abweichen zu müssen glaube.

V. 163 lautet nach der hs. *He frass einen vor*, *den ander nach* dh. er frafs einen nach dem andern; E. ändert *den andern ach*; doch hat er selber ganz richtig in I 16 vermerkt, dass *ander* in allen casus ohne flexion stehen kann.

V. 333 *he gelobete gufft u. gabe*, 1124 *wen guft u. gabe ende nimmet*, bl. 261ᵃ *mache dyer met gabe und guft vyl fründe*, ebenda *er machte ym einen grossen namen met guft u. gabe*; bl. 270ᵇ *si erbotten yr vyl g. u. g.* zur erklärung von *guft* in dieser allitterierenden redensart hat E. auf *gufter* = 'prodigus' bei Lexer verwiesen. nach meiner auffassung steht das *u* hier mundartlich für *i*, wie in *nummer*, *ummer*, von E. in I 7 bereits aufgeführt, und in den beispielen bei Weinhold Gr. § 50. sonst vergleiche man über die in md. und nd. schriften verbreitete

phrase, die alten statuten der stadt Halle bei Förstemann NM. I 2, 81 *âne gifft und âne gabe* (14 jh.); gesetzsammlungen von Nordhausen ed. Förstemann 62[f] (15 jh.) *ez nicht lâzen durch gifft edir gabe*, ebenso in der Erfurtischen wasserordnung bei Michelsen rechtsdkm. a. Thür. 112, Mathesius Sar. 161[a] im DWb. I 1113 *durch gift und gab zum reich kommen*; endlich die stellen von *gifft u. gave* bei Schiller-Lübben II 109[a], 38 ff. dazu das Ub. d. st. Worms ed. Boos II 145, 18 *gegiftet u. gegeben hân zu eime rehten eigen* (a. 1325); 154, 15 *gegiftet u. gegeben recht u. redelichen dem spitdal*; Gaupp Das a. Magdb. u. Hall. recht s. 312 *also der vrowen gegiftet oder gegeben ist* (a. 1304); Hallische schöffenb. ed. GHertel II 465 *begiftiget unde begavet* (a. 1369); Förstemann NM. I 4, 123 u. 125 (aus Cönnern) *begiftiget u. begafet* (a. 1436—37); Haltaus Gloss. 116 *si haben sich vor dem gerichte — mit ören gütern begiftiget u. begabit* (a. 1474). im Sachsensp. Landr. I 12 findet sich zu *vergüftet* die var. *vergiftet, vergiftiget*; bei Hoefer Ausw. nr 160 *ick han gegeben unde vorgiftet* (a. 1333); Baur Hess. urk. I 1243 *daz he geben u. vergiftigen wulde soliche wiesen* (a. 1396); Weist. I 477 *die guter vergiften u. vergeben* (a. 1422); Hess. urkundenb. ed. Wyss. II nr 592 *ir sele zu heyle vorgiftet u. egenliche* (a. 1334); Merkerbuch von Wiesbaden ed. Otto s. 53 *die zinse vorgiften u. geben* und die beispiele bei Haltaus Gloss. 1858.

V. 453 *He dergreif sine jungen met sinen klawen, si begunden sere schrien unde rawen.* unter *râwen* hat man nach dem zusammenhange hier das klagende schreien der jungen füchse zu verstehn. auch von der stimme anderer tiere findet sich der ausdruck gebraucht, so in den Futilitates Germaniae medii aevi 6, 26 *ein guotiu fut macht katzen râwen* (: *pfâwen*); Frauenlob s. 176 (304, 4) *maukatze, esel, rauwest icht?* Cornelius Kil ed. van Hasselt 522[b] *raven, gelyck de vorschen* 'coaxare', dazu Stalder II 269, Schmeller-Frommann II 1. mit mhd. *riuwen* (ahd. *hriuwan*) worauf der hrsg. in der anm. verweist, hängt das wort wol schwerlich zusammen, eher mit ahd. *rohên, rohôn*, vgl. Germ. 8, 481; als lautmalendes wort führt es an Wackernagel Voces animantium[1], 27.

V. 537 *Der fuchs soite im* (dem raben) *ain gerese* (: *kêsen*) und 3970 *es besser wen unnütze gerese* (: *lesen*). was bedeutet hier *gerese* (hs. *geresse*)? E. vermutet eine ableitung von *redisôn* neben *redinon*. dem zusammenhange nach ist darunter eine (aufreizende) auf täuschung berechnete lobeserhebung, höfische schmeichelei, übertreibung, aufschneiderei gemeint, daher halte ich es für eine dialektische form des mhd. *gereize*, das auch in den Md. fab. 1173 erscheint und mehrfach bezeugt ist im Mhd. wb. II 1, 673, bei Lexer I 877 und im DWb. IV 3, 2623 u. 3628; besonders vgl. Vilmar '*Von der stete ampten u. von der fursten ratgeben*' (= *Des rates zucht* nach Germ. 6, 280) v. 787 : *der furste — sulde die ienen uzlese, dye mit tuscherige und mit gerese — umbe gehen*; Germ. 3, 311 aus MBeheim : *du treibest also vor*

mir dein gereiz (: *geiz*), *ob du mich möhst erschellen.* beachtenswert für die ableitung scheint aber auch eine stelle in der Chronik von Jacob Königshoven ed. Schilter s. 892, aus einer satzung der stadt v. j. 1366 : *were och ob man zu einem hufen ritende wurde oder uf ein geretze, wurde danne denheinem sin hengest — in dem huffen oder uf einem geregeze erstochen* usw. beispiele von obersächs. *ē* = mhd. *ei* bei E. I 8 und bei Schröder s. LXXXV.

V. 569 *Do hub er* (der rabe) *an sinen alden gesang* : *Tras, tras, das wart he geschant.* dass der rabe *tras tras* rufe, habe ich nirgends gehört noch gelesen, wol aber *cras cras*, und so steht auch in der hs. zu lesen. schon in Heinrichs Litanei 225, 27 (= 488 ed. Maſsmann) : *ich spriche sam der rabe cras cras, daz chiut morgen morgen*; in Simrocks Sprichw. s. 70 *cras cras ist der raben sang*; das Geistlich vogelgesang bei Grieshaber Vaterl. 339 (13) *heut will es ihm misslingin*, *drum singt er cras cras cras* = Wackernagel Voces var. animantium[1] 50 (25); vgl. auch das zeitw. *krassen*, wie ein rabe schreien, bei Hildebrand DWb. v 2069, das vielleicht auf ein älteres *krâzen* zurückgeht, siehe unten unter *lûzen*. für *k* statt des *t* im anlaute sprechen schlieſslich auch die volkstümlichen rufe *krâ krâ* im DWb. v 1908, sowie *grâ grâ* bei Hadamar 529, *grab grabe* bei MBeheim im Buch von den Wienern 49, 31.

V. 1034 heiſst es von der kreiſsenden erde : *si schreig unde sufzete sere, si bulgte noch wol mere.* in der anm. wird *bulgte* mit 'bebte' übersetzt, und auf *bulge* 'welle', *belgen* aufschwellen hingewiesen. doch fragt es sich, ob man in hinblick auf die hier vorkommenden und I 13 vermerkten wortformen *stragte*, *ragthe*, *bestagte*, *margte*, *sengte* (von *senken*), *trengthe* (von *trenken*) nicht vielmehr an *bulken*, *bülken* = brüllen, dröhnen, lat. 'mugire' zu denken habe. letzteres findet sich öfter in der hs., so bl. 240[b] *he schreyg und hüylte und bülkete*, bl. 280[a] *bülken und lüczen*, bl. 288[b] *hülen und bülken*; in Thüringen und Obersachsen hört man heute noch *belken* in diesem sinne, vgl. DWb. II 231 s. v. *bölken* und LHertel Thüring. sprachsch. 71. der ausdruck könnte dann als synonymum zu *kreizen* (*kreischen*) = 'vociferari, parturire' gefasst werden, über welches Hildebrand im DWb. v 2161—68 nachzulesen ist.

V. 2610 *ir dorft nicht sere wiet greten* (: *threten*), derselbe reim v. 2710. der hrsg. verweist auf Luther Hesekiel 16, 25 *du gretetest mit deinen beinen gegen alle so vorüber gingen*, nach der Vulgata *divisisti pedes tuos omni transeunti.* noch mehr beispiele von *greten* sind aus JRothes schriften in den citaten bei Lexer Nachtr. 218 anzutreffen; vgl. noch *vorgretit* bei Ebernand 348 und *ausgekretet* bei Hildebrand aao. s. v. *krätschen*. auch *griten* bei Lexer I 1089 gehört hierher, dazu Keller Altd. gedd. nr 5, s. 11, 9 *die zucht ist in ungemein, sitzen mit gridenden bein*; Muskatblüt 83, 96 *er mus die helle durchgriten* (: *mit pahen schreten*), *zergriten* bei Lexer III 1068.

V. 1691 *Last den armen püler bi uch ghen*; 1693 *spottet des armen pülers nicht*; statt auf mnd. *pulen*, klauben, bei Heyne DWb. VII 2211 konnte gleich auf *puler*, stümper, bei Schiller-Lübben II 381 verwiesen werden und auf Diefenbach Gloss. 285ª *ignavus, puler, eyn vordorben mester*; *puylre, vordorben meyster.* im Redentiner spiel ist *puler* dem *oltbuter* coordiniert. man hat darunter im allgem.ˢ wol leute zu verstehn, die ihr handwerk nicht kunst- und zunftgerecht betrieben. aus Obersachsen bringt den ausdruck unter andern auch JGKrünitz Oeconom. encyclop. (Berlin 1778) XIV 137 : 'die fleischer werden in stadt- und land- oder dorffleischer eingeteilt, und diese von jenen *lästerer*, an einigen orten, sonderlich in Zeitz auch *buhlen* [vgl. Frisch I 152ᵇ, DWb. II 500] oder *buhler* genennet. auch Kirchhof Wendunm. 131 gehört hierher : *ein armer gedacht*, *du liegst allhie im wald, arbeitest tag u. nacht, bleibst doch für u. für ein armer mühsehliger b u l e r und stumpfer.* in Zeitz hiefsen die dorfschlächter, welche ihre waaren in die stadt brachten, noch bis in die mitte dieses jahrhunderts die *biler* (*bühler*), *dorfbiler*, auch *krauterer, krauter, dorfkrauter,* anderwärts *störer.* übrigens könnte man wol aus der art der erwähnung in den fabeln vermuten, dass auch der dichter in seinem epimythion unter den von ihm bemitleideten *pülern*, deren zulassung er befürwortet, vorzugsweise solche leute begriff, die mühsam ihre fleischwaaren vom lande nach der stadt zu schaffen suchten und damit den brotneid und den spott der eifersüchtigen innung erregten.

V. 1996 *ich legke alle schüsseln almuterleine;* der hrsg. hat hier statt des *l* in *muterleine* ein *s* gesetzt; in meinen augen wäre dies ein eindringling, denn das wort ist zusammengesetzt aus *muter-al-eine*; vgl. übrigens noch Eschenburgs Denkm. 353 *er was unter in ein mutter leine* (: *cleine*); Karlmeinet 49, 21 *sitzen all moder leine allhie up desem steine*; 176, 16 *Orias quam zo hanti all moder leine gerant*; Grimm Gr. III 556.

V. 2078 *ich kan domet* (mit der axt) *nichtsnit beginnen, ich habe denne helm adder stelder inne,* auch III 13 wird dieselbe stelle wörtlich citiert : *stelder inne* statt *stel derinne.* — v. 2144 *de hende unde füße nicht mer arbeiten wolden alz si zu rechte soldin*; aber nach dem citat in I 20 hat der text eine andere fassung : *al si zu rechte solden,* und *al* wird in concessivem sinne genommen. ich vermute, dass in der hs., die ich hier nicht nachverglichen habe, *alzy* (*alsy*) steht, was im sinne des schreibers *alz si, als si* bedeutet. so findet man *alzy* geschrieben bl. 143ᵇ. 250ᵇ. *alsy* = *als si* bl. 284ª, *alsye* 240ᵇ, *alze* = *als se* bl. 262ª 290ᵇ, *dasy* = *das si* bl. 297ᵇ; dazu halte man die beispiele dieses sandhi bei Kraus D. gedd. I 107. — v. 2173 sagt der affe zu seinen jungen : *ir siet frie, ledig, edele unde bloß*, *aber ir siet vor dem arse bloß*, das erste *bloß* ist wol schreibfehler für *groß.* — v. 2862 nach der hs. *si thatens nicht alle gern,* nach meiner

auffassung : sie thaten es nicht ganz (grade) gern; E. hat wol ohne not *alle nicht g.* gesetzt. — v. 3018 *blumen, gras und edel gut krut,* hier konnte *edelgut* als éin wort gegeben werden nach Lexer I 509, so wie *korzewile* v. 166 *korzewile ist nicht lang.*

V. 3413 *he is vor[v]allen den lip* : in der anm. dazu möchte der hrsg. die 'sonst nicht belegte' construction von *vorvallen sin* aus 'reimnot' erklären. indessen *vervallen sîn* findet sich wie *schuldic sîn* (Lexer II 811 und DWb. IX 1902) auch noch anderwärts mit accusat. zur bezeichnung der bufse. so in Grimms Weist. V 684. 686. 687 *so ist er vervallen die höchste frevel* (a. 1354); Ofener stadtrecht § 425, s. 214 *so der kaufman gegriffen wirt, der ist verfallen dy war* (a. 1413—21); aus dem ältesten stadtbuch von SGallen bringt Scherer SGallens hss. 40[b] *der ist der stat ain phunt vervallen*; Alemannia 25, 148 *der wêre die vorgeschribene besserung verfallen* usw.

Von seltenen oder unbelegten ausdrücken sind noch hervorzuheben : v. 2885 *sich bestenken*, gestank um sich verbreiten, sich verunreinigen, bei Grimm DWb. I 1655 erst aus Logau bezeugt; — *jachsprunc,* m. voreiliger, unüberlegter sprung v. 942. — *lüczen (alze eyns esels gewonheyt iss)* swv. bl. 280, 'rudere' = mhd. *lüejen, lühen*; vgl. *möczen*, 'boare' bei Diefenb. Gl. 77[b] = mhd. *mugen möhen*; *mutzen*, *mauzen* im DWb. — *missevellen*, swv. v. 275 = misglücken, misraten. — *werehorn,* plur. *wereho[r]nre* in der überschrift von fabel 59, nur noch bei Ingold hrsg. von Edw. Schröder in der variante zu 29, 11 *die werhörner inzucken.* — der adverbiale ausdruck *wing u. wang* in v. 2366 *du geest hen und her, wing unde wang,* vgl. OvWolkenstein 32, 2. 1 u. 45, 1. 15.

Im III teile seiner abhandlung hat E. unter den lateinischen fabelsammlungen, soweit sie ihm zugänglich waren, eine genaue, fleifsige musterung gehalten. nach seiner untersuchung hat der fabulist für den ersten teil seiner sammlung vor allen den Anonymus Neveleti und den Romulus Anglicus (nach Hervieux Les fabulistes latins), für den zweiten teil den classischen Avian und die prosaauflösung desselben benutzt; von der deutschen litteratur kennt er wahrscheinlich den Boner und die tiersage. um dieses resultat zu gewinnen, sind die betreffenden fabeln alle einzeln durchgenommen worden. mit dieser einsicht in die quellen hat sich auch ein bild von der arbeitsweise des verfassers gewinnen lassen. nach der sprachlichen seite hin liefse sich vielleicht dieses bild noch erweitern durch eine vergleichung der Crescentia, welche in der hs. bl. 294[b] ff steht, mit derselben erzählung, welche der von LWeiland herausgegebenen Sächsischen Weltchronik (= Mon. Germ. histor. tom. II, fasc. I) einverwebt ist; der mnd. text, der dort die erzählung von der Cresc. enthält, ist in der hs. des fabulisten fast überall wörtlich in das mitteldeutsche übertragen.

Zeitz, juni 1898. FEDOR BECH.

Studien zur entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit von dr Carl Alt. [= Forschungen zur neueren litteraturgeschichte. herausgegeben von dr Franz Muncker. v.] München, Haushalter, 1898. viii und 90 ss. 8°. — 2 m.

Die erstlingsarbeit des jungen verfassers, die aus den anregungen Max Herrmanns erwachsen ist, bietet jedem Goetheforscher einige, wenn auch nur kleine, so doch dankenswerte und neue resultate. denn so eingehend wie A. haben sich selbst vLoeper und Düntzer nicht mit der äufsern entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit beschäftigt. eine gute einleitung spricht von Goethes neigung zu 'confessionen' und erörtert anlass und zweck der autobiographie; hier wäre vielleicht einschränkend zu sagen, dass Rousseaus Confessions kaum mehr ein so wichtiges vorbild für den alten Goethe gewesen sein werden, wie A. annimmt. dann handelt ein erstes capitel von den quellen, die der dichter benutzt hat. hier sind die nachweise A.s durchaus kundig und besonnen; ich wüste aus eignen zusammenstellungen kein neues material hinzuzufügen. ob die reisebemerkungen aus der Strafsburger zeit noch 1809ff vorhanden waren, scheint mir nicht ganz sicher. überzeugend dagegen ist die erörterung über das verhältnis des Briefwechsels Goethes mit einem kinde zu Dichtung und wahrheit. dass A. die gedruckten quellen zu den historischen und litterarhistorischen partien der autobiographie etwas summarisch behandelt hat, wird jeder ihm danken. nur Goethes verwendung dieser quellen könnte man gelegentlich etwas anders beurteilen als A. es ist wahr, der dichter hat bei der schilderung des krönungszuges den trocknen bericht, der ihm vorlag, in belebte erzählung mit dem schein unfehlbarer eigner erinnerung verwandelt. aber darin steckt nichts specifisch goethisches; das macht unter gleichen umständen jeder schriftsteller so. in bezug auf die technik wäre zb. die schilderung des künstlerfestes in GKellers älterem Grünen Heinrich heranzuziehen, um Goethes leistung nach dieser seite nicht zu überschätzen. — auch aus dem ii capitel der A.schen abhandlung ist mancher einzelgewinn zu schöpfen; manches datum ist genauer festgelegt als bei Baechtold im apparat der Weimarer ausgabe; die entstehungsgeschichte des postumen vierten bandes beruht sogar auf ungedruckten tagebuchnotizen; vortrefflich handelt A. über die paralipomena und abgelösten teile, die in den Biographischen einzelheiten und den Abhandlungen zum Divan eine stelle gefunden haben. aber — nach allem lob ist auch der tadel nicht zu unterdrücken — über eine grofse notizensammlung ist der verfasser nicht hinausgekommen. er stimmt zwar in die traditionell gewordene geringschätzung der arbeiten Düntzers ein, ohne sich doch dem wesen nach viel von ihm zu unterscheiden. im cultus der einzelbeobachtung reichen sie sich die hand. —

Wie wir an dem gewordenen kunstwerk sowol die äufsere wie die innere form studieren, so müssen wir an der werdenden dichtung neben der äufsern die innere entstehungsgeschichte verfolgen. A. hat sich beinahe nur mit der äufsern befasst. daraus kann ihm zunächst niemand einen vorwurf machen. der vorsichtig gewählte titel seiner arbeit lautet Studien zur entstehungsgeschichte . . .; das buch will also nur fragment sein; und dies fragment ist gut. aber, wer sich so tief und eifrig einmal in eine edle aufgabe versenkt hat, der hat die pflicht, sie zu ende zu führen. fragmentarisches arbeiten hat seine unantastbare berechtigung, wo eine neue anregung ausgestreut oder wo blofses material gekarrt wird, auch wo die kräfte des einzelnen nicht ausreichen und die hilfsmittel versagen. wo aber diese bedingungen fehlen, da müste das abbrechen einer arbeit eine ausnahme bleiben. nachgerade hat man in unsrer wissenschaft so viele häuser halbhoch gebaut; da stehn sie nun, unfertig, ohne dach; die werkleute sind unlustig weggelaufen, ein fremder aber mag und kann das angefangene nicht vollenden. damit nun der gute unterbau seinen zweck erfülle, sei der verfasser dieser studien gemahnt, die entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit abzurunden. —

Wie schon erwähnt, hat sich A. bisher mit éiner ausnahme nur für die äufsre entstehungsgeschichte interessiert. er weifs, welche partien der erzählung älter, welche jünger sind, aus welchen büchern diese oder jene mitteilung stammt, wo eine umstellung, auslassung oder einschaltung vorgenommen ist usw.; es muss ihn doch nun reizen, uns auch die innre entstehungsgeschichte zu schreiben, die auch ihm erst die belohnung für seine mühe wäre; uns also nicht nur festzustellen : erst entstand ein entwurf A, dann ein entwurf B, dann die ausführung C, sondern mit gewisheit oder mehr oder minder grofser wahrscheinlichkeit zu erweisen, welche rücksichten den künstler von einer stufe seiner arbeit zur nächsten führten.

Mit solchen wünschen und forderungen trage ich nichts fremdes in die arbeit A.s hinein. er selbst hat einmal s. 61 ff den versuch gemacht, ein bruchstück der innern entstehungsgeschichte von Dichtung und wahrheit zu schreiben, indem er das schema 27, 386 f mit Goethes späterer ausführung verglich. aber es ist nicht zu läugnen, dass A. hier völlig gescheitert ist. so ziellos kann man doch nicht einzelne fetzen des entwurfs herausreifsen; es muss doch die frage vorausgehn, ob das zu untersuchende schema es auch verträgt, in gerade dieser weise zerteilt zu werden. der wissenschaftliche anatom zerlegt eben einen organismus in andrer weise als der metzger; oder noch richtiger gesagt, ein organismus zerlegt sich vor den augen des forschers von selbst in seine teile. und ein organisches gebilde ist das in frage stehnde Goethesche schema, nicht ein beliebiger

haufen von notizen, wie A. zu glauben scheint und wie ihn andre paralipomena zu Dichtung und wahrheit in der tat darstellen. zu dieser erkenntnis hätte den vf. leicht eine strenge analyse des schemas führen können. und damit ligt der weg zur lösung des zweiten teils seiner aufgabe klar vor ihm: keine noch so grofse summe von einzelbetrachtungen, die immer mehr oder minder zufällig bleiben, kann hier helfen, sondern nur eine ausgebildete kunst wissenschaftlicher analyse. aus dem studium der innern form eines kunstwerks und seiner vorarbeiten erwächst uns wie von selbst die erkenntnis seiner innern entstehungsgeschichte.

Um mich verständlich zu machen, ohne doch über das blofs andeutende verfahren einer anzeige hinauszugehn, will ich dasselbe paralipomenon betrachten, das auch A. behandelt hat.

Was in Goethes handschrift und im rohdruck der Weimarer ausgabe 27, 386 f wie eine grofse reihe von unterschiedslos coordinierten aufzeichnungen erscheint, ist in wahrheit ein sehr sorgsam erwogener aufbau, dessen teile kunstvoll einander untergeordnet, in parallele gerückt usw. sind. ich muss das zuerst durch einen rubricierten abdruck beweisen, wobei ich durch eingeklammerte bemerkungen die disposition noch zu verschärfen trachte:

Siebentes Buch.

[Wie es Goethes art ist, knüpft er grofse veränderungen und entwicklungen an ein scheinbar zufälliges, isoliertes ereignis an:] *Veränderung des Mittagstisches.* [dann erst folgt thema und überschrift des ersten teils:]

I. *Veränderung in meiner Lage und frische Anstöfse.*
  A. [lyrik, voran eine allgemeine betrachtung:] *Psychologisch-pathologischer Gehalt meiner Arbeiten. Enggefafste Form, nach französischen Lieder-Mustern. Alle mythologischen Figuren verschwinden aus meinen Gedichten. Luna und Amor bleiben allein übrig.*
  B. [drama, voran eine allgemeine betrachtung:] *Eine Art von Ascetik, d. h. Vergegenwärtigung und Bewufstseyn der Leidenschaften, Mängel und Fehler und eine Lust sie kunstgemäfs darzustellen.*
    a. *Eigene: die Laune des Verliebten.*
    b. *Eigene und fremde: die Mitschuldigen. Tendenz dieses Stückes, merkwürdig wegen der Folgen. Es will so viel sagen als: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf.*

II. [das thema mit wörtlichem anklang an das erste gegeben:] *Veränderung der Societäts-Verhältnisse.*
  A. [im bürgerlichen verkehr:] *Madam Böhme stirbt. Entfernung von Böhme.*
  B. [im hörsaal:] *Gellert verscheucht uns durch Wehklagen und Bigotterie.*
  [überleitend:] *Erschütterung aller Autorität.*

C. [in weiteren Leipziger kreisen:] *Die Leipziger gegen Friedrich den Grofsen.*

D. [im studentischen umgang:] *Behrisch. Späfse desselben. Clodius als Zielscheibe. Gedicht an Händeln. Noch andre Possen von Behrisch.*

III. [zu diesen beschäftigungen und erlebnissen, die immerhin an alte vorbereitung anknüpften und deshalb als blofse veränderungen zu bezeichnen waren, tritt als das neue die immer sich steigernde anregung durch die bildende kunst:]

A. *Oeser. Als Künstler und Mensch. Nebulistischer Unterricht desselben. In D'Argentville Depiles und andern wird historische und critische Belehrung gesucht. Malerische Gegenstände poetisch behandelt. Oesers früherer Umgang und Bildung. Gegenwärtige Umgebung.*

B. *Richtung gegen das plastische Alterthum durch Lippert gegeben.*

C. *Wirkung von Lessings Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.*

D. *Erregte Sehnsucht nach Anschauung. Reise nach Dresden. Stoffartige Wirkung der Gallerie.*

E. *Stärker angereizte Tendenz zur Nachbildung. Breitkoppisches Haus. Familie. Geschäft. Bibliothek und Sammlung. Arzt. Doctor Reichel. Kupferstecher Stock in demselben Hause. Dilettantisches Umhertasten in verschiedenem Technischen.*

F. *Anziehungskraft des Grofsen in der Kunst. Winkelmanns Persönlichkeit. Wirkung. Erwartete Ankunft und Tod.*

[bis hierhin steht die person des jungen Goethe noch fast isoliert, oder höchstens im zusammenhang mit einigen Leipziger kreisen da; es galt nun noch, sie in beziehung zu den vielseitigen litterarischen unternehmungen der zeit zu setzen. aber diesen grofsen stoff beherschte Goethe, als er das schema dictierte, trotz mannigfachen vorstudien noch nicht nach wunsch. er merkt drum

IV. zunächst nur ganz allgemein an:]

A. *Einige Männer. Weifse, Hiller, Schiebler, Eschenburg, Zachariä, Lessing.*

B. [nur der abschnitt über das theater steht ihm in festeren umrissen vor der seele, und zwar knüpft er wie üblich die allgemeine ausführung an das einzelne erlebnis:] *Neuerbautes Theater und Spiel auf demselbigen.* [dann erst breitet er sich aus:] *Allgemeine Betrachtungen über das Theater. Über das deutsche.*

a. *Epoche vor der Minna.*

b. *Die Minna selbst. Erstes Stück von wahrem Nationalgehalt. Grofse Wirkung, ohne Widerspruch. Vortrefflichkeit des Stücks, besonders der zwey ersten Acte. Betrachtungen darüber. Bisherige Schätzung und Nachahmung der Ausländer. Erste Opposition gegen das Ausland.*

c. *Lessings Dramaturgie* 1767. 68.
d. *Wielands Übersetzung Shakespears. Beauties of Schakesp. Grofse Wirkung auf mich. Auswendiglernen und Vortragen der Monologe. (Die eigentlich geniale (centrifuge) Wirkung Shakspears wird durch Schröders zusammenziehende und der französischen Art sich nähernde Behandlung gehemmt.)*
e. *Gesellschafts-Theater. Herzog Michel. Minna von Barnhelm.* ꝛc. ꝛc.

Mit einer solchen analyse des schemas ist natürlich an und für sich noch nicht viel erreicht. aber sie ist uns doch als mittel zum zweck nützlich. denn dem, der uns die innre entstehungsgeschichte von DW schreiben will, gibt sie eine handhabe, um zwei unerlässliche fragen zu beantworten : 1) aus welchen gründen mag wol Goethe im fortgang seiner arbeit einen derartigen plan für sein siebentes buch entworfen haben? und 2) aus welchen gründen und wie weit ist er bei der ausführung wider von diesem plan abgewichen? auf diese fragen gibt kein nachschlagebuch der welt die antwort, sondern einzig das studium des kunstwerks selbst.

Zufällig wissen wir aus dem tagebuch Goethes, dass er das betrachtete schema zum 7 buch am 28 nov. 1811 dictiert hat. aber wäre uns dies datum nicht erhalten, so hätten wir zwar nicht den tag, wol aber etwa den monat der entstehung aus dem schema selbst erschliefsen können. schon das eine ist beweiskräftig : Goethe würde dem entwurf nicht die überschrift 'Siebentes buch' gegeben haben, wenn er nicht vorher die grenzen des sechsten genau festgelegt hätte. inhaltliche betrachtung führt aber noch weiter : einen so seltsamen plan zum 7 buch, der den jungen Goethe ganz gegen die sonstige art von DW auf weite wegstrecken hin isolierte, um dann die betrachtung der litterarischen zustände wie etwas vergessenes ganz am schlusse nachzuholen — solch einen plan konnte der dichter nur in einem ganz bestimmten zeitpunct ins auge fassen : nämlich als er eben das 6 buch in allen seinen wichtigsten partien abgeschlossen hatte. an dieses 6 buch schliefst sich nämlich dem geiste nach unser schema viel enger an als die spätere ausführung. um das zu zeigen, muss ich freilich noch einmal etwas weiter ausholen.

Das 6 buch behandelt bekanntlich die letzten anderthalb jahre in Frankfurt und das erste Leipziger semester. wir wissen aus dieser zeit über den jungen Goethe manche einzelheiten, wissen von seiner anknüpfung mit Ysenburg von Buri und dem bemühen, in dessen moralisch-litterarische gesellschaft einzutreten, wissen von allerlei getändel mit Corneliens freundinnen und einer jugendlichen neigung zu Charitas Meixner, wissen, dass Goethe in Frankfurt mufse und freie stimmung zu einer reihe von

dichtungen fand (Joseph, Anacreontica, Höllenfahrt Christi), wissen endlich aus den briefen von manchen Leipziger anregungen und zerstreuungen. aber das alles sind zufällige würklichkeiten, die der autobiograph samt und sonders beiseite gelassen hat, mit ausnahme der dichterischen versuche, die er im 4 buch vorauserwähnt hatte. die wahrheit, das von diesen zufälligkeiten abgelöste bild, enthüllte sich dem rückschauenden auge ganz anders; und die befreiung der tieferliegenden wahrheit von dem verdunkelnden störenden nebenwerk, die weise wahl und anordnung ist eben das werk des dichters.

Das resultat des 5 buches war eine leidenschaftliche verkettung Goethes mit seiner heimat durch die person Gretchens; um keinen preis hätte er damals (frühling 1764) die stadt verlassen mögen. nun löst er im 6 buch durch feine mittel die liebesleidenschaft in nichts auf und führt zugleich eine müde heilung durch tätigkeit vor (philosophie, genuss der natur, zeichnen im freien). die ruhe tritt ein; und das ist eine gelegenheit, während sonst alles in DW stetig vorschreitet, eine stillstehende rührende charakterschilderung der schwester zu geben, der vertrauten seiner jugendirrtümer. vor- und rückschauend, fünf jahre auf einmal umfassend, gedenkt Goethe auch derer, die sich damals um Cornelie scharten; er selbst aber spielt in dem kreise keine hervorragende rolle. er widmet sich vielmehr der vorbereitung für sein studium; aber es will keine neigung aufkommen. die communalen zustände Frankfurts, für die ihm durch die lectüre das verständnis aufgeht, ekeln ihn ebenso an, wie das mittel, das ihm diese erleuchtung verschafft hat, das studium der jurisprudenz. so ist das resultat der ersten hälfte des 6 buches das: Goethe scheidet ohne bedauern und heimweh aus trüben und unleidlichen verhältnissen. einzig die schwester könnte ihn zurückhalten; aber für sie ist ja gesorgt in jenem lustigen geselligen kreise.

Gegen die quälende vergangenheit contrastiert Goethe nun die zukunft, die wie ein glänzendes luftschloss vor ihm ligt. und das ziel der zweiten hälfte des 6 buches ist, zu zeigen, wie dieses luftschloss stück für stück vor der würklichkeit zerbröckelt. wenn er auch die vaterstadt in dieser zeit wahrlich nicht liebt, so ist doch der junge student einmal Frankfurter von geburt. aber jeden rest der alten reichsstädtischen eigenart will man ihm in Leipzig aberziehen. zwar die ersten eindrücke sind fesselnd, weil sie bunt sind. aber man stumpft bald ab. und nun beginnt die erziehung des äufsern und innern menschen: schon in den vorlesungen ist manches ganz anders als er es gehofft; dann tadelt man seine kleidung, bessert dann an seiner sprache, dann an seiner lebensart. endlich macht man ihm begreiflich, dass er auch in hinsicht auf den litterarischen geschmack von grund aus umlernen müsse; und so langt der gänzlich verzweifelte jüngling

dabei an, auch den letzten rest Frankfurter tradition dranzugeben: er verbrennt seine manuscripte.

So schreitet das 6 buch von DW in gerader linie vom gipfel zum abgrund; eine consequenz herscht, wie in keinem andern buch. und nun verstehn wir auch tiefer erst das vorhin zergliederte schema, das G. erst entwerfen konnte, als das 6 buch in allen integrierenden teilen vollendet war; denn das 7 buch, wie G. es am 28 nov. 1811 plante, sollte das kehrbild des 6 werden. auch hier eine gerade linie, aber bergauf. auf der schiefen ebene abwärts durfte der jüngling nicht bleiben; es muste anders werden, drum ist das thema der beiden ersten teile des entwurfs 'veränderung'. isoliert und auf sich angewiesen ist der junge Goethe am ende des 6 buches; im schema zum 7 arbeitet er sich langsam aus der absonderung in immer geselligere kreise hinauf. es fällt einem doch wie schuppen von den augen, wenn man auf diese weise den sinn von Goethes entwurf erkennt. ich hoffe Alt, für dessen arbeit ich mich würklich interessiere, durch diese fingerzeige einen kleinen dienst erwiesen zu haben. aber, nicht wahr, die art, wie er auf s. 61 ff den schönen Goethischen entwurf mit der spätern ausführung vergleicht, erscheint ihm selbst jetzt als unzulässig?

In die vergleichung selbst kann ich ihm hier nicht folgen. es würde kein ende werden. aber reizvoll sind diese studien zum äufsersten: wie Goethe bei der ausführung aus gewissenhaftigkeit nun doch den litterarischen vierten teil des entwurfs an den anfang stellt, wie ihm der stoff aber arg zu schaffen gibt, wie er dann aus der not eine tugend und aus dem spätern schwager Schlosser einen störenfried macht — genug! die entstehungsgeschichte, die innere, von Dichtung und wahrheit ist eben noch zu schreiben.

Marburg i. H. ALBERT KÖSTER.

SCHILLERLITTERATUR.

Parallelstellen bei Schiller von dr HEINRICH STICKELBERGER. beilage zum jahresbericht über das gymnasium in Burgdorf. Burgdorf, PEggenweiler, 1893. 125 ss. 8°.

Schillers fragment 'Die polizey' mit berücksichtigung anderer entwürfe des nachlasses. von LUDWIG STETTENHEIM, dr phil. Berlin W, FFontane & co., 1893. 73 ss. 8°.

Durch die schrift von Stickelberger ist eine seite von Schillers sprachstil schärfer als je zuvor beleuchtet worden und sie ist daher als ein gewinn für die wissenschaft zu begrüfsen, obgleich sie noch manches zu wünschen übrig lässt. man kann nicht sagen, dass durch die vielbeliebte parallelensucherei immer nur nutzen gestiftet worden sei: zwecklos ist die aufdeckung aller blofs zufälligen übereinstimmungen, bei denen ein einfluss des einen schriftstellers auf den andern ausgeschlossen ist, und aller

belanglosen übereinstimmungen, die nach allgemeinem sprachgebrauch hundert-, ja tausendfach vorkommen müssen. von dem ersteren fehler hält sich St.s arbeit frei, da sie nur die widerholungen gleicher oder ähnlicher wendungen innerhalb Schillers eigner werke verzeichnet; den zweiten hat sie nicht ganz zu vermeiden gewust. wichtiger ist die weitere frage, ob der verf. den eigentlichen wert seiner sammlungen scharf zu erkennen und dem leser klar zu machen verstanden habe, und darauf kann man kaum mit einem unbedingten ja antworten. allerdings hat St. die sog. 'unbewusten' widerholungen von den bewusten sorgfältig geschieden : er hat nur die ersteren behandelt und verspricht, auf die letzteren bei späterer gelegenheit einzugehn. aber seine worte über die bedeutung der unbewusten widerholungen verraten, dass er hier das richtige nur ahnt, nicht aber vollkommen erkennt. er weist mit recht die ansicht derer zurück, die 'das schnüffeln nach vorschwebungen' unter allen umständen abschätzig beurteilen; er meint, auch seine zusammenstellung werde dem 'vorwurf der mikrologie, der kleinigkeitskrämerei' nicht entgehn, fährt dann aber mit den gutes verheifsenden worten fort (s. 4): 'sei's! vielleicht dient das kleine doch etwas grofsem. die sammlung erwuchs aus einem innern bedürfnis zunächst für mich selber; also muss doch wol der menschliche wissenstrieb der sporn dazu gewesen sein'. leider hat aber der verf. das grofse, dem das kleine dient, nicht erschlossen; das zeigt der unmittelbar folgende satz : 'wie oft geht uns eine stelle 'im kopfe herum', und wir haben keine ruhe, bis wir sie finden'. nun, als blofses hilfsmittel für das gedächtnis wäre die schrift nicht gerechtfertigt, und die einzelnen parallelen fördern unser tieferes verständnis des dichters auch nicht immer. desgleichen bedeuten die allgemeineren bemerkungen auf s. 5f nicht viel : dass diese phraseologie Schillers eigenart charakterisiere und zeige, dass auch s e i n genie über gewisse kreise von vorstellungen und ausdrücken nicht hinaus könne.

Versuchen wir es, den tieferen sinn der tatsachen etwas entschiedener zu ergründen, so finden wir, dass die gesamtheit des prachtvollen materials uns eine besonders klare einsicht in zwei hervorstechende eigentümlichkeiten von Schillers sprachschöpferischer tätigkeit gewährt : erstens in sein ausgeprägtes wolgefallen am bedeutsamen ausdruck; er schwelgt in charakteristischen und würksamen worten, das wort ist ihm, auch abgesehen von dem inhalt, den es verkörpert, ein reizvoller gegenstand. das gleiche gilt von vielen andern dichtern, aber ich glaube nicht, dass man es in demselben sinne wie von Sch. auch von Goethe behaupten dürfte : bei Goethe ist das wort dem inhalt unbedingt dienstbar, es hat bei ihm keinen so selbständigen wert erlangt. wenig bekannt ist, was uns Alfred Meifsner berichtet (Blätter für litterar. unterhaltung vom 6 oct. 1870, nr 41), dass

sich in Sch.s bibliothek eine art 'rhetorik und stilistik' befand, die auf seinen sprachstil nicht ohne einfluss geblieben sein dürfte: Haman Poetisches lexikon, oder nützlicher und brauchbarer vorrat von allerhand poetischen redensarten (Leipz. 1751), nach Meifsner 'ein höchst wunderliches buch, eigentlich eine sammlung von poetischen prädicaten zu allen möglichen subjecten. mit zugrundelegung von Gryphius, Lohenstein, Brockes, Hofmannswaldau'. jedesfalls ist es interessant genug, dass Sch. aus solch einer quelle geschöpft hat, über die noch genaueres mitzuteilen sein wird. auch sie verrät uns das erwähnte wolgefallen am wort, auf das die vorliebe für widerholung kräftiger ausdrücke so entschieden hinweist. — diese widerholungen sind aber, zweitens, das äufserliche anzeichen für eine allgemeinere eigentümlichkeit von Schillers vorstellungsverlauf, nämlich für die starke beteiligung der associationen an seinem denken: sobald bestimmte sachvorstellungen in sein bewustsein treten, associieren sich mit ihnen ungewollt und ohne weiteres bestimmte auffallende wortvorstellungen, deren kräftiges gepräge einmal das wolgefallen des dichters erregt hatte. so ist die *Natur* meist die *ewige*, der *Kampf* der *thränenvolle*, die *Kunst* die *heitere* udglm., aber keineswegs nur diese stehnden beiwörter zu gewissen hauptwörtern, sondern, was St.s material so trefflich klar macht, die regelmäfsige verbindung bestimmter klangvoller wortreihen mit bestimmten gedanken verraten das vorwalten der association. wäre derartiges, wie bei manchen andern dichtern, bei Sch. noch stärker ausgebildet, so würden wir sagen dürfen, dass der stil schon zur manier würde. — also zwei eigentümlichkeiten Schillers werden uns durch St.s arbeit ungemein verdeutlicht: das verhältnis, in dem bei ihm sache und wort zu einander stehn, und das rege eingreifen der association, auch in den wortvorstellungen; diese letztere eigentümlichkeit ist aber nur eine partialerscheinung einer allgemeinen, auch aus dem inhalt von Sch.s werken nachzuweisenden tatsache.

Wenn St. solche ausdeutung seines materials vermissen lässt, so verrät sich dieser mangel auch in der verfehlten anordnung seiner darlegungen. er hat sich in dieser beziehung selbst unsicher gefühlt. 'eine richtige anordnung zu treffen, war schwierig. ist es am platze, von äufsern grammatischen gesichtspuncten auszugehn? heifst das nicht die blume zerpflücken? aber man nenne mir etwas besseres. manchmal bot auch die grammatik keinen einteilungsgrund mehr, und die beispiele musten nach dem zufälligen zusammentreffen von wörtern gruppiert werden' (s. 9). die grammatischen kategorien sind hier höchst unzweckmäfsig gewählt. so zb. wird in § 5 des I cap. vom 'substantiv mit adjectiv' gehandelt, und es werden darin als parallelen die ausdrücke *das heitre Reich der Kunst* und *das heitre Reich der Farben* angeführt (s. 29). die verbindung der wörter *das heitre Reich* ist

verhältnismäfsig belanglos, bedeutsam aber ist es, dass Schiller die kunst *heiter* nennt. wenn St. nun die bekannte inhaltliche parallele *Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst* nicht angeführt hat und nicht anführen konnte, so zeigt dies, dass seine einteilung unpassend gewählt ist. ist es ein fehler, dass das inhaltlich zusammengehörige getrennt wird, so ist das umgekehrte, dass die heterogensten dinge im zusammenhange betrachtet werden, doch noch weit störender. und dieser übelstand tritt in allen drei capiteln der schrift hervor ('I. übereinstimmung mehrerer satzglieder. II. übereinstimmung von wendungen. III. übereinstimmung von sätzen').

Nach meiner ansicht ist bei einer derartigen phraseologie die einteilung nach sachlichen gesichtspuncten allein richtig; ich habe mich bei durchsicht von St.s schrift in allen fällen nach der durchführbarkeit dieser anordnung gefragt, und ich bin auf keine unüberwindlichen hindernisse gestofsen. lebensgebiete, zustände, ereignisse, handlungen, situationen, raum- und zeitbegriffe usw. bilden die leicht auffindbaren allgemeinsten rubriken; es würde eine bequeme und folgerichtige übersicht möglich sein, die uns würklich aufklärte, während wir jetzt durch die sprünge der darstellung verwirrt werden. der verf. hat die grammatischen kategorien auf einen gegenstand übertragen, der gar keine grammatische, sondern nur eine psychologisch-stilistische bedeutung hat.

St. hat sich darauf beschränkt, die anleihen zu nennen, die Sch. bei sich selbst gemacht hat. aber hie und da ist diese beschränkung doch bedauerlich; so ist der *thränenvolle Krieg* doch nichts anders als übersetzung des homerischen πόλεμος δακρυόεις, der zuerst von Wolfram geprägte ausdruck *Minnesold* (s. 63) war durch Bürger und die Göttinger aus Bodmers zweiter sammlung der minnesinger (II 34 a : *minnen solt,* Ulrich von Lichtenstein) entlehnt, und durch sie weiter verbreitet. das 'intransitive *dringen* statt des transitiven *drängen*' (*die Stunde dringt*) ist nicht nur bei Schiller, sondern auch bei vielen seiner zeitgenossen häufig, der ausdruck *Ich bin nur noch der Schatten der Maria* und der ähnliche Attinghausens im Tell (s. 114 f) geht auf die berühmte stelle des Lear zurück : *Who is it that can tell me who I am? (Fool) Lear's shadow* (I 4) udglm. nur Sch.s entlehnungen aus der Bibel werden von St. gelegentlich in parenthese angemerkt. vermisst hab ich die aus der Emilia Galotti entlehnte wendung *das ist wider die Abrede*, die bei Sch. sowol der mohr im Fiesco (II 9) als Ferdinand in Kabale und liebe (II 3) widerholt, und die also als parallelstelle aus Sch.s werken bei St. hätte angeführt sein sollen. ausgeschieden wären besser ausdrücke wie *Land und Leute, Samt und Seide, Tod und Teufel, Lug und Trug* (s. 66), *Da kommt* (s. 48), *Wohl euch (uns) dass* (s. 56) udglm. : sie sind teils allgemeingut, teils nichtssagend. — doch genug der einwendungen gegen eine schrift, deren reiches material anregend

würkt und die als ergebnis umsichtigen fleifses dankbar aufzunehmen ist.

Seit dem erscheinen von Stettenheims gediegener schrift hat Gustav Kettner denselben gegenstand in seinen vorzüglichen Schillerstudien (beil. zum jahresber. der kgl. landesschule Pforta, Naumburg 1894) abermals behandelt; er hat uns aufserdem den text genauer als Goedeke dargeboten (Schillers Kleinere dramat. fragmente, Weim. 1895, s. 64—78). seine und Stettenheims leistung ergänzen sich. St. bleibt das verdienst, die quellen, aus denen Schillers phantasie geschöpft hat, bis ins einzelne nachgewiesen zu haben; dagegen hat Kettner den verlauf des dichterischen processes mit gröfserer einsicht und vollständigkeit erläutert. St. verweilt zunächst (s. 13 ff) bei den anregungen, die Sch. durch die seit 1792 von ihm selbst herausgegebene Pitavalbearbeitung Niethammers gewonnen haben dürfte; das interesse für das würken der polizei sei durch dieses werk geweckt worden. auch die Pitaval-übersetzung von Franz, die eine ganze reihe von rechtsfällen enthält, welche bei Niethammer fehlen, wird sorgfältig berücksichtigt (s. 19 ff). dieser teil von St.s quellennachweis ist der schwächste : der verf. spricht von einer 'bedeutenden einwürkung' (s. 20) und beachtet nicht genügend, dass sich zahlreiche züge in all solchen sammlungen von criminalgeschichten widerholen, und dass daher übereinstimmungen allgemeiner art zwischen Sch.s fragment und den Merkwürdigen rechtsfällen wenig oder nichts bedeuten. der versuch, eine anzahl weiterer dramenstoffe, deren titel Sch. verzeichnet (bei Goedeke nr 28, bd xv 2, s. 595; Kettner Kleinere dram. fragmente s. 80, 20—29), aus dem Pitaval herzuleiten (s. 22—28), ist zwar bemerkenswert und zeugt von umsichtigem fleifs, fördert aber doch keine gesicherte kenntnis zu tage, und vollends ist die annahme, dass auch der Warbeck und Demetrius nur 'veredelte Pitaval-stoffe' seien (s. 55) unbedingt zurückzuweisen. viel überzeugender ist die darlegung über die Braut in trauer (s. 28—33). St. sondert eine ältere und eine jüngere partie dieses fragments, verlegt jene, in der gespenster eine grofse rolle spielen, unter hinweis auf eine bekannte äufserung Streichers, in die Mannheimer zeit (1784—85), und weist bei dieser die nahen beziehungen zu den Kindern des hauses mit glück nach. am besten ist dem verf. die quellenuntersuchung über den teil des Polizeyfragments gelungen, den er nach der angabe in Sch.s calender als schauspiel, Kettner dagegen in seiner ausgabe (s. 64, 1—69, 15; Goedeke bd xv 1, s. 259, 1—266, 19) als trauerspiel bezeichnet. St. weist hier zunächst (s. 35) auf Hoffs Historisch-kritische encyklopädie hin, die Sch. 1787 besprochen hat, und in der er nicht nur eine treffliche charakteristik Argensons, sondern auch ein für das fragment verwertetes bonmot fand (vgl. s. 54). dann bespricht er den einfluss des buches von FJLMeyer Briefe aus der hauptstadt und

dem innern Frankreichs (Tübingen 1802, 2 bde), das nach Alfred Meifsners bericht der bibliothek unsers dichters angehörte: wer St.s gleich zu besprechende datierung des fragments für irrig hält, wird diese quelle ablehnen müssen. und endlich führt er uns (s. 41—48) in vorzüglicher darlegung den einfluss von Sch.s hauptquelle, dem Tableau de Paris des Mercier vor augen, über die dann ein wertvoller nachtrag (s. 57—73) noch genauer unterrichtet. auch die nur als möglich hingestellte abhängigkeit Sch.s von den Nuits de Paris des Rétif de la Bretonne ist recht wahrscheinlich; St. hätte bei der besprechung von Sch.s bekanntschaft mit Rétifs werken erwähnen sollen, dass auch der stoff des Gangs nach dem eisenhammer den Contemporaines dieses schriftstellers entnommen ist.

Weniger glücklich ist der verf. bei der datierung und erläuterung der fragmente gewesen. die datierung hängt zt. von der datierung der drei titelverzeichnisse ab, die sich in Sch.s nachlass vorgefunden haben, und die Kettner (Schillerstudien s. 1—6) genauer besprochen hat. für mich sind Kettners ausführungen über die beiden kleinern (Goedeke bd xv 2, s. 595 u. 596) durchaus überzeugend: hiernach fällt das verzeichnis nr 28 bei Goedeke (beginnend: *Der Genius. Das Kind.*) in den märz 1799, das verzeichnis nr 29 (beginnend: *1. Die Kinder des Hauses*) in das frühjahr 1804. dagegen kann ich Kettner nicht beipflichten, wenn er das grofse verzeichnis, das Sch.s calender im facsimile beigegeben ist (bei Goedeke als nr 27 abgedruckt), in den sommer 1802 verlegt: aus der hs. geht vielmehr ziemlich deutlich hervor, dass die titel zu verschiedenen zeiten niedergeschrieben sind (was auch St. annimmt, s. 39), und es ist auch leicht nachzuweisen, dass die reihenfolge der titel nichts besagt, da augenscheinlich mancher vergessene titel nachträglich eingefügt wurde. eine vorsichtige untersuchung muss daher das im übrigen so interessante schriftstück für datierungsfragen aufser betracht lassen.

St. sondert zunächst die komische und tragische behandlung des Polizeystoffes, wie nun auch Kettner in seiner ausgabe, und gibt den inhalt des lustspiels wider (s. 6f). der tragische stoff ist nach seiner ansicht bald nach der conception zu dem plan der Kinder des hauses ausgestaltet worden: gewis ist es wahrscheinlich, dass dieser plan aus der beschäftigung mit dem Polizeystoff hervorgegangen ist, ganz unwahrscheinlich aber, dass er die ältere idee ohne weiteres ganz und gar verdrängt habe. jedoch St. nimmt dies an: für ihn gibt es zunächst zwei entwürfe, das lustspiel Die polizey und das trauerspiel Die kinder des hauses. da er das titelverzeichnis, das sich in der hs. dieses fragments findet (bei Goedeke nr 28), in das jahr 1795 verlegt, so fällt nach ihm der ursprung der arbeit in eben dieses jahr (s. 12). Kettner hat aber erwiesen, dass das verzeichnis in den märz 1799 fällt, und so ist St.s datierung abzulehnen (wahrscheinlich ist die

conception in den october 1797 zu verlegen; Kettner Schillerstudien s. 15ff). weiter nimmt St. an, dass Sch. erst im j. 1802 die fragmentarischen gedanken über das sog. schauspiel Die polizei zu papier gebracht habe. dafür spreche die stelle, wo dieses planes in dem titelverzeichnis des calenders gedacht ist (vor den Feindlichen brüdern von Messina) — aber dies verzeichnis ist, wie gesagt, bei datierungen auszuschalten — und ferner die benutzung von Meyers buch Briefe aus der hauptstadt und dem innern Frankreichs, das erst 1802 erschienen ist. was aber St. hieraus mitteilt, ist allgemeineren charakters; nichts ist hier geboten, was Sch. nicht auch aus Mercier hätte schöpfen können. sind also St.s beweise für die späte entstehung des fragments nicht haltbar, so liegen anderseits gewichtige gründe dafür vor, es an den anfang der ganzen arbeit zu setzen. dafür spricht erstens die tatsache, dass das 'lustspiel' ein unmittelbares seitenstück zu ihm bildet: zahlreiche motive sind hüben und drüben nahe verwant, und wir können bei solcher sachlage die schlussfolgerung nicht zurückweisen, dass das zusammen überlieferte auch zeitlich nahe zusammen gehöre, also das sog. 'schauspiel' auch in das jahr 1797 falle. ferner aber trägt dieser letztere plan unverkennbar noch die spuren der ersten überlegungen, er enthält mehr allgemeine forderungen und einfälle, als ausgereifte vorstellungen eines eigentlichen planes; nur wenige scenen hat der dichter bereits klar erschaut. der entwurf wird daher sehr passend an den anfang der beschäftigung mit dem stoffe gesetzt, sehr unpassend würde er dagegen als schlussstein erscheinen. überdies reicht Sch.s bekanntschaft mit Mercier schon in die 80er jahre zurück; es steht also einer früheren datierung des plans nichts im wege.

Die falsche datierung des tragischen planes verrät einen tiefern mangel von St.s arbeit: der verf. trägt den äufsern stoff sehr verdienstlich zusammen, aber von Schillers arbeitsweise, von seiner phantasiebetätigung usw., von seiner ganzen geistigen eigenart hat er keine klare vorstellung. nur einmal weist er (s. 20—21) auf den schicksalsgedanken in den Kindern des hauses hin: aber statt diesen gedanken als einen solchen zu bezeichnen, in dem Sch. lebte und webte, und der vielleicht am meisten charakteristisch für ihn ist, weist er auch hier auf eine litterarische quelle, einen aufsatz Herders hin, als ob der dichter alles nur aus büchern zusammengeklaubt hätte! doch ich will hier öfter von mir gesagtes nicht widerholen. alles was St. in dieser hinsicht vermissen lässt, hat Kettner mit geschick und poetischem verständnis geleistet; wir dürfen annehmen, dass durch das von beiden gebotene unsre kenntnis der fragmente so weit gefördert ist, wie wir mit unsern mitteln gelangen können, und so liefse sich der schöne gewinn für weitere zusammenhänge zweckmäfsig verwerten.

Leipzig. ERNST ELSTER.

LITTERATURNOTIZEN.

Kleine schriften zur volks- und sprachkunde von LUDWIG TOBLER. herausgegeben von JBAECHTOLD und ABACHMANN. Frauenfeld, Huber, 1897. XVI und 320 ss. 5 m. — die herausgeber verdienen dank nicht nur für die zutreffende würdigung Ludwig Toblers, die sie der sammlung vorausschicken, sondern namentlich auch für die bibliographie am schlusse, in der alles, was von T. während mehr als eines menschenalters gedruckt erschienen ist, bis hinunter zur kleinsten zeitungsrecension, figuriert. Ludwig Tobler, so wenig er sich äufserlich geltung zu verschaffen gewust hat, war ein so feiner und in die tiefe dringender geist, dass man auf seine äufserungen, betreffen sie nun wissenschaft, politik oder schöne litteratur, gerne zurückgreifen wird. — bei der auswahl war der grundsatz mafsgebend, dem buche namentlich solche aufsätze einzuverleiben, die auch für den laien interesse haben, und so stehn im eingang die abhandlungen Über schweizerische nationalität, Altschweizerische gemeindefeste, Die mordnächte und ihre gedenktage, letztere zu den allgemein sagengeschichtlichen themen hinüberleitend durch den nachweis, dass die an die mordnächte sich anknüpfenden typischen details das ältere sind, teilweise urgermanischen brauch fortsetzen. es folgen : Über sagenhafte völker des altertums und mittelalters, Die alten jungfern im glauben und brauch des deutschen volkes, Das germanische heidentum und das christentum, Mythologie und religion; dann aus dem gebiete der linguistik : Ethnographische gesichtspuncte der schweizerdeutschen dialektforschung, Über die geschichtliche gestaltung des verhältnisses zwischen schriftsprache und mundart, Die fremden wörter in der deutschen sprache, Über die anwendung des begriffs von gesetzen auf die sprache.

Als das gediegenste stück möchten wir 'Das germanische heidentum und das christentum' bezeichnen, und wir machen auch deswegen besonders darauf aufmerksam, weil die abhandlung in der von germanisten wol kaum gelesenen Theologischen zeitschrift aus der Schweiz (1885) erschienen ist. im gegensatze zu der sonst beliebten abhängigkeitstheorie zeigt T., dass ein grund für die rasche annahme des christentums in vielen zufällig gemeinsamen oder sich berührenden vorstellungen und bräuchen ligt.

Reich an problemen sind die 'Ethnographischen gesichtspuncte der schweizerdeutschen dialektforschung' (aus dem Jahrbuch f. Schweizer gesch. XII). es ist darin der versuch gemacht, auf grundlage des wortschatzes eine einteilung der Schweizer mundarten zu gewinnen, insbesondere eine deutsch-burgundische gruppe zu construieren. ich glaube freilich nicht, dass diese annahme vom boden der mundarten aus überhaupt gestützt werden kann. auch dass Solothurn und Glarus unter éine zone kommen, spricht nicht zu gunsten der befolgten methode. wei-

tere ausführungen enthält dann die Festschrift zur philologenversammlung in Zürich 1887.

Die abhandlung über die Fremdwörter gehörte seinerzeit (1872) zum besten, ist aber jetzt durch die viele einschlägige litteratur, unter der sich immerhin gutes befindet, und hauptsächlich durch den ausbau der sprachgeschichtlichen forschungen veraltet. aufserdem ist sie als besondre schrift erschienen und noch als solche zu haben.

In der abhandlung über die Sprachgesetze betont T., dass das dogma von der ausnahmslosigkeit der lautgesetze in methodischer beziehung heilsam war, tatsächlich aber unrichtig ist, indem persönliche neigungen, und zwar nicht einmal consequent durchgeführt, in die lautgebung hineinspielen und sich auf andere übertragen, und da doch der satzaccent in seiner unendlichen mannigfaltigkeit wider alle regelmäfsigkeit zerstört. diese anschauung dürfte jetzt ziemlich allgemein sein. übrigens quält sich der aufsatz mit der definition des wortes 'gesetz'. — vollends ist T.s hang zum abstracten in dem aufsatz 'Mythologie und religion' ins spintisieren ausgeartet.

Es ist schade, dass die herausgeber anstatt derjenigen aufsätze, die sich in betrachtungen verlieren, aus dem reichen schatze, der ihnen vorlag, nicht actuellere themata ausgewählt haben, zb. Deutschlands verhältnis zur Schweiz, Volkslieder der romanischen Schweiz, Ästhetisches und ethisches im sprachgebrauch, oder eine auswahl aus den besprechungen zeitgenössischer erzeugnisse der dichtung und novellistik, oder aus den recensionen über sprachphilosophische schriften wie Steinthals Ursprung der sprache, Pauls Principien usw.

Die vorrede ist datiert vom märz 1897. mittlerweile ist uns auch Jakob Baechtold entrissen worden. seine Litteraturgeschichte und seine veröffentlichungen über Gottfried Keller sind in aller händen. mögen als ebenbürtiges seitenstück dazu auch die schriften Toblers nicht vergessen bleiben!

Basel, 31 mai 1898. ADOLF SOCIN.

Der stoff des griechischen epos von H. USENER [Sitzungsberichte d. kais. acad. d. wiss. in Wien, phil. hist. cl., bd CXXXVII, heft III.] Wien, CGerold Sohn in comm., 1897. 62 ss. gr. 8°. — auch die neueste untersuchung des grofsen philologen hat für uns nicht nur durch ihre methode bedeutung und nicht nur durch die gelegentlichen beziehungen auf Lessings, Herders (und Klotzens!) betrachtungen zur Thersites-episode (s. 44), auf Goethes Schwager Kronos (s. 32) und auf das Hildebrandslied (s. 22) oder die mythisch gewordene gestalt des dr Eisenbart (s. 36). die grundanschauungen vor allem gehn uns direct an, mag U. nun (s. 20) die theorie, dass das epos älter sei als die lyrik, eine durch Hegel uns eingeprägte, nun hoffentlich überwundene vorstellung nennen, oder mag er (s. 42 f) an der wunderbaren umformung des als sühnopfer hin-

gemordeten krüppels in den Lästerer Thersites ein unschätzbares beispiel dafür liefern, wie das bedürfnis psychologischer aufklärung in die geschichte der volksepen eingreift. verdankt doch der gleichen ursache zb. die ermordung von Etzels söhnchen durch Hagen ziemlich sicher ihren ursprung. erst dann werden wir in dem verständnis der entwicklungsgeschichte unserer grofsen epen eine neue stufe ersteigen, wenn neben textkritik, metrik, realinterpretation die psychologie als gehilfin der deutung angerufen wird. — ich benutze die gelegenheit, um die germanisten recht nachdrücklich auf eine neueste abhandlung Useners hinzuweisen, durch welche sein im Anz. XXIII 103 ff besprochenes werk über die Götternamen wertvolle ergänzung erfährt: Rhein. museum f. philologie NF 53 band, heft 3, s. 329—379: 'Göttliche synonyma'. dieser aufsatz ist (s. 330 anm. 1) als ergänzung des abschnittes 17 (s. 301—317) in den 'Götternamen' aufzufassen. er erläutert an zahlreichen beispielen, wie die ursprünglich selbständigen 'sondergötter' (s. 378) mit nahen verwanten zu einer gesamterscheinung verschmelzen, und wie nun die mythologen durch genealogische und andere künsteleien frühere und spätere vorstellung zu vereinigen suchen. ein besonders häufiger fall ist der, dass die beiden benennungen desselben gottes später dem göttlichen und irdischen vater eines heroen, so des Herakles, zuerteilt werden (vgl. zb. die freilich 'gelehrten' Rigsmal). dies kann aber erst geschehen, wenn der ursprünglich appellativisch gemeinte namen zum eigentlichen eigennamen wird (s. 330). unter den uralten 'vormythologischen fabeln und novellen' (nach Scherers ausdruck) spielt auch hier wider der kampf zwischen sommer und winter (s. 374 f) eine rolle. — anwendungen auf die germ. mythologie, vor allem auf den namenreichen Odin, liegen nahe; gibt ja doch Grimn. 49 ausdrücklich den localen ursprung mancher benennungen an. auch an die Griechen und Germanen gemeinsame scheidung göttlicher und menschlicher benennung (Myth. s. 276, nachtr. s. 101) ist zu erinnern, obwol in Alv. wol einfach eine kunstmäfsige, gelehrte aufteilung vorligt (vgl. meine Altgerm. poesie s. 469). vor allem aber ist wider das schlusswort zu beherzigen: 'verstehen werden wir die mythen nur so weit, als wir das einheitliche bild, das dichtung und mythographie gestaltet haben, in sein geschichtliches werden aufzulösen vermögen'.

Berlin, 26 juli 1898. Richard M. Meyer.

Das iranische nationalepos von Th. Nöldeke. [besonderer abdruck aus dem Grundriss der iranischen philologie.] Strafsburg, Trübner, 1896. 82 ss. gr. 8. 4,50 m. — der berühmte orientalist geht (s. 6) noch über Comparetti heraus, indem er ausspricht, 'dass die epopöen verschiedner völker auf ganz verschiedne weise zu stande gekommen sind'. dennoch kann ein so gelehrter kenner der volksepik aller nationen nicht umhin, auf schritt und tritt

analogien aus dem Nibelungenlied, der Karlssage, besonders auch den homerischen gedichten anzuführen: märchenhaftes alter von heroen s. 10 anm. 6; höfischer prunk, trinken s. 42; riesenkraft und riesenappetit — man denke an Hamarsheimt! — s. 45; phantastische geographie s. 49 f.; märchenhafte reichtümer s. 50; epische vordeutungen s. 51 anm. 1; gerade wie auch für die persönliche dichtungsweise des Firdusi sich von überallher analogien bieten: arbeit in unterbrochener folge — vgl. zb. Otfrid — s. 23; innere einheit trotz loser verbindung der stücke s. 35—39; subjective stellen s. 51; anachronistische elemente in der zeitschilderung s. 41 uö. selbst in einzelheiten begegnen überraschende übereinstimmungen, zb. im selbstlob Firdusis, Pindars und seines nachahmers Horaz (s. 30). es bieten sich daher hier die gleichen probleme wie auch sonst beim epos: dubletten (s. 39), widersprüche (s. 41), formeln (s. 54f). die ursprüngliche textgestaltung ist nicht zu erlangen (s. 66). die ästhetische kritik erweist sich hier, wo sie besonders Rückert handhabte, so gefährlich wie sonst überall (s. 70). mir sind besonders noch ähnlichkeiten mit dem Waltharius aufgefallen, ebenfalls einer von einem einzelnen gedichteten erneuerung alter sagenstoffe: die absichtliche variierung der zweikämpfe (s. 43), die schilderung des katzenjammers (s. 42 anm. 2), die gewissermafsen einen symbolischen anhang des epigonentums zu der trinkbarkeit der 'alten' bildet. — das persische epos ist zwar nicht gelehrt (s. 51), aber doch relativ modern und durchaus zum vorlesen bestimmt (s. 58), was einen starken einfluss des metrums auf die sprache (s. 59) nicht ausschliefst.

Den schluss bildet eine übersicht der deutschen übersetzungen, wobei Görres und Schack warmherzig anerkannt, Rückert aber doch (s. 79) weit über sie erhoben wird. gewis war für die reimfreude und sprachlust des persischen dichters (wortspiele auch hier besonders gern mit eigennamen s. 56, vgl. meine Altgerm. Poesie s. 301) kein besserer interpret als Rückert denkbar, wie für die allgemeine darstellung seines werkes kein besserer als ThNöldeke. RICHARD M. MEYER.

Niederrheinische ortsnamen von dr FRANZ CRAMER (in Beitr. z. Gesch. des Niederrheins, Jahrbuch des Düsseldorfer gesch.-vereins. 10 bd. 126—185). Düsseldorf, EdLintz, 1895. — die ortsnamen vorgermanischer herkunft, von denen es in den deutschen Rheinlanden geradezu wimmelt, fordern längst zu specialuntersuchungen heraus. der verf. der vorliegenden wird aber noch sehr viel zu lernen haben, bevor er einem solchen unternehmen gewachsen ist. wäre er es jetzt schon, so würde er sicher nicht unbedenklich etymologien von Mone oder Schneider auf treu und glauben hinnehmen oder selber einen namen wie *Elsenborn* (vgl. ndl. *els* 'eller, erle') als ligurisch, *Osseweg* (= ochsenweg) als *Ausava vicus, Verden* a. d. Aller (das alte *Fardium*) als *Virodunum* erklären können.

Ganz abgesehen von der frage, was lautlich möglich ist, die ja selbstverständlich in erster linie in betracht kommt, ist es ganz unmethodisch, den namen, den man deuten will, von seinem boden losszureissen. ligurisches *kar* 'stein' in allen ehren! — die gleiche lautgruppe wird aber auch in verschiedenen andern sprachen vorkommen und einen oder den andern begriff ausdrücken. und wenn es gilt ein bairisches oder steirisches *Karbach* zu deuten, in dem schon die zusammensetzung mit dem deutschen *bach* auch auf ein deutsches bestimmungswort schliessen lässt, so müssen wir doch zunächst fragen — C. tut es gar nicht —, ob nicht im deutschen und besonders in bairischer mundart ein *kar* vorhanden ist, das zu einer befriedigenden erklärung führt. in der tat hat das bairische das ahd. *char*, mhd. *kar* (= got. *kas*) fortbewahrt aufser als appellativum in einer fülle vielfach noch wolverstandener topischer namen. *Karbach* ist also 'Kesselbach'.

Dass die ligurischen namen am Rheine bei C. eine rolle spielen, wird man ihm nicht übel anrechnen, da selbst WDeecke im Jahrb. f. gesch., spr. u. litt. Elsass-Lothringens 10 (1894) zur fahne von d'Arbois de Jubainvilles Grofsligurien hält. die frage, ob die Ligurer ein idg. stamm gewesen sind oder nicht, ist ja gewis der erörterung wert und darf nicht als in negativem sinne entschieden betrachtet werden. dass es nicht an solchen fehlt, die sie als Indogermanen rechtfertigen wollen, ist begreiflich. der versuch aber, für eine vorgeschichtliche zeit ihren bereich bis nach Sicilien, Nordspanien und den brittischen inseln, bis an die Elbe und Donau auszudehnen, ist von d'Arbois de Jubainville aufs leichtfertigste begründet.

So wird zb. der deutlich zu warmen quellen in beziehung stehende stamm *bormo-* in orts- und götternamen für die Ligurer in anspruch genommen, obwol zugestandenermafsen ein ir. *berbaim*, cymr. *berwaf*, bret. *bervann* 'je bous, je bouillonne' existiert und die formen *Borvo* neben *Bormo*, *Βορβητόμαγος*, *Borbitomagus* (di. *Borvitomagus*) neben *Bormitomagus* jeden einsichtigen, dem es nicht darum zu tun ist, eine sensationelle hypothese um jeden preis zu halten, darauf führen müste, dass es neben gall. *borvo-* 'warm' ein gleichbedeutendes *bormo-* gegeben hat. dabei ist es belanglos, ob das wort mit aind. *gharmá* 'glut', preufs. *gorme* 'hitze' und mit *formus*, *θερμός*, *warm*, deren verhältnis untereinander selbst nicht einheitlich beurteilt wird, näher verwant ist. man vgl. auch den wechsel von *v* und *m* in *ferveo* und *formus* [1]. das *u̯*-suffix ligt auch vor in tirol. *gerben* = gären, bair. *gerbe*, mhd. *gerwe* schw. st. f. 'hefe', anord. *gjǫr* 'grums', *gjǫróttr* 'grumset'; diese nord. worte im verein mit anord. *gerð* 'hefe' beweisen, dass wir es hier nicht mit altem *j*-anlaut zu

[1] *fermentum* kommt hier nicht in betracht, da es aus *fervimentum* entstanden ist.



tun haben, und dass es im deutschen einen bereich von worten gibt, in dem *ger* aus germ. *jez*, idg. *jes* und so gut wie gleichbedeutendes *ger* aus idg. *g^{v}her* zusammengeflossen sein können. anderseits begegnet uns ein *m*-suffix in deutsch *bärme*, ndd. *barme*, ags. *beorma* 'bierhefe', und wenn aisl. *bane* zu griech. *ϑείνω* und wz. *g^{v}hen* gehört, ligt es nahe, dieses wort mit den vorerwähnten unmittelbar zusammenzubringen. und wenn im germanischen ein sporadischer übergang von *g^{v}h* in *b* vorkommt, wird man ihn für das keltische, in dem ja der wandel von *g^{v}* zu *b* lautgesetzlich ist, kaum ganz aufser betracht stellen dürfen. jedesfalls scheint mir aber kelt. *bormo-* und *bärme* zusammenzugehören, auch wenn wir von einer grundform *bhormo- bhermo-*, zu der dann möglicherweise auch *ferveo formus* zu stellen wäre, auszugehn hätten.

Es heifst geradezu das gras wachsen hören wollen, wenn man mit Deecke *Argentoratum* oder *Arialbinium* für halb keltisch, halb ligurisch erklärt. wenn auch im altertum ein fluss an der ligurischen küste den namen *Argentia* führt, berechtigt uns das doch nicht, dem gallobrittischen sein *arganto-*, dem irischen sein *argento-* nur in der bedeutung 'silber' zuzusprechen. es wird niemand behaupten wollen, dass die Kelten das silber schon kennen gelernt haben, als bei ihnen noch die idg. grundform *argn̥to-* galt; wir müssen also schliefsen, dass sich an die schon vorhandenen lautgesetzlich differenzierten formen von *arganto-* und *argento-* 'glänzend weifs' später die bedeutung 'silber' durch übertragung von andern volksstämmen her angesetzt habe. auch ein element *alb* ist keineswegs aufs ligurische beschränkt; oder ist auch lat. *albus*, ahd. *albiz*, anord. *alfr*, *elfr*, germ. *Albis*, griech. *Ἀλφειός* usw. usw. dem ligurischen abgeborgt?

Wir möchten aber trotz allem tadel C. nicht den rat geben, die flinte ins korn zu werfen. seine arbeit ist als materialsammlung verwendbar und zumal bei der behandlung der namen auf *-ïdcum* ist uns manche nicht ungeschickte herstellung der grundform aufgefallen. es hat den anschein, als ob er nach besserer schulung verdienstliches zu leisten im stande wäre.

Rudolf Much.

Die burgruine Wertheim a. M. und dr Wibels buch über dieselbe. ein beitrag zur burgenkunde von Otto Piper. mit einem lageplan der burg. Würzburg, AStuber, 1896. 52 ss. 8°. 1,20 m. — die kleine schrift wendet sich zunächst gegen die besprechung von Pipers 'Burgenkunde', die FWibel seinem buche Die alte burg Wertheim a. M. angehängt hat, doch wehrt sie nicht blofs die dort enthaltenen angriffe ab, sondern auf grund neuerlicher besichtigung der genannten burg werden W.s forschungsergebnisse, besonders hinsichtlich berchfrit, capelle, palas, Holderturm und citadelle einer eingehnden kritik unterzogen, wobei mancherlei, was für die allgemeine burgenkunde von interesse ist, erörterung findet. bei einer burg, die im laufe der jahrhunderte so viele

bauliche veränderungen erfahren hat, ist es aufserordentlich schwierig, zt. geradezu unmöglich, ursprüngliche anlage und aufbau zu reconstruieren, alle spätern zubauten und modificationen zeitlich genau zu fixieren und den zweck einzelner details zu bestimmen. um einigermafsen ins reine zu kommen, dazu gehört tüchtige, nicht blofs aus büchern gewonnene sachkenntnis, besondere beobachtungsgabe und nüchternes, von der phantasie unbeirrtes urteil. dass P. in diesen stücken seinem gegner weit überlegen ist, dafür zeugt fast jede seite des büchleins, und soweit eine entscheidung ohne augenschein möglich ist, muss ich mich in allen streitpuncten auf seine seite stellen und seinen ausführungen im wesentlichen zustimmen bis auf das, was s. 42 über die verwendung der geschütze gesagt wird.

Czernowitz. Osw. v. Zingerle.

Einführung in das ältere neuhochdeutsche zum studium der germanistik von Raphael Meyer. Leipzig, ORReisland, 1894. x und 99 ss. 1,60 m. — der verf. (Däne) will besonders ausländer, die lediglich mit der kenntnis des modernen deutsch ausgerüstet sind, in die historische grammatik einführen und hält es für das beste, dabei vom ältern nhd. auszugehn; er gibt daher einen commentar zu den ersten 55 strophen des liedes vom Hürnen Seyfrid. der grundgedanke des buches scheint mir verfehlt : das ältere nhd. in seiner buntheit, mit seinen werdenden und absterbenden formen ist für den anfänger ein höchst ungeeignetes gebiet; ein lernender, wie ihn M. im auge hat, wird im Hürnen Seyfrid, sobald der commentar ihm nicht mehr hilft, sofort stranden oder sich mit flüchtigem durchlesen begnügen. M. geht ja selbst bei seinen erklärungen überall aufs mhd. zurück, warum gibt er seinem schüler nicht gleich einen mhd. text, weshalb gerade das Siegfriedslied mit seinem unbestimmten sprachcharakter, mit seinen erstarrten epischen formeln? — der commentar selbst ist natürlich ganz elementar gehalten und gibt kaum zu bemerkungen anlass : dem lehrenden zwecke des buches entspricht es nicht, wenn s. 1 das verhältnis von *horn* zu *hürnen* besprochen, der ausdruck 'brechung' aber erst s. 25 eingeführt wird; ebenso war die bezeichnung 'enjambement' schon s. 29, nicht erst s. 37 zu erwähnen (das wort fehlt übrigens im sachregister), die flexion von *ziehen* schon zu str. 2 statt 11, die bedeutung von *reich* bei str. 33 statt 37 zu erläutern. das *p* in *nympt* ist nicht orthographische willkür, wie verf. s. 27 lehrt. *erkaltet* s. 28 ist nicht part., sondern ind. prät. wie *höret* str. 149 (Kehrein Gr. i § 383). in *bůrg* (str. 18) ist das *ů* für *u* aus druckergewohnheit zu erklären (Bahder Grundlagen 205 ff). *ye* str. 29, 1 (s. 64) bedeutet 'je', nicht 'stets'; mit *hort jch* beginnt ein vordersatz (anders in str. 142), str. 29 und 30 sind zusammenzufassen, die anakoluthie ist der situation angemessen. M. setzt bei seinen lesern wenig oder nichts voraus und erläutert die elementarsten dinge; dabei

ist ihm aber doch manches entgangen, bei dem dem anfänger eine erklärung not tut, so in str. 11 die ganz mhd. anwendung von *auch*; ich vermisse ua. eine bemerkung über den prägnanten sinn von *nam* in str. 17, über die alte bedeutung von *ungeheuer* (str. 18), von *urlaub* (str. 53), die anwendung von *zwang* in str. 19, die völkerzahl 72 in str. 54, den namen 'Hildebrandston' (s. 3). s. 11 (str. 3) war die alte bedeutung von *sinn* ('plan, anschlag') hervorzuheben, der ausdruck *holer stayn* (str. 31) nach str. 86ff. 128. 138 unsers gedichts zu erklären.

Verfehlt ist der versuch M.s, das in str. 43 überlieferte *gesinde* zu verteidigen. die stelle des volksbuches, das hier von einem comitat spricht, beweist nicht mehr, als wenn ein späterer, abhängiger druck *gesinde* böte. *gesinde* ist unmöglich wegen 43, 1. 7. 8. — ganz unglücklich ist auch die erklärung von *zů künig* in str. 17 (*der jungen waren dreye zů künig* soll heifsen: 'dem könige waren drei junge söhne'), schon wegen des bei *künig* fehlenden artikels; in der stelle aus Rosenplüt, die verf. anführt, ligt ein ganz anderes syntaktisches verhältnis vor ('für, im verhältnis, im vergleiche zu'). R. Meissner.

Textgeschichte der Regula SBenedicti. von Ludwig Traube. aus den Abhandlungen der k. bayerischen akademie der wissenschaften. III cl. XXI bd. III abt. s. 601—731. mit 4 tafeln. München 1898. 4°. 6 m. — ausgezeichnet durch ungewöhnlichen scharfsinn, geniales combinationsvermögen, sichere methode, profunde gelehrsamkeit verbindet Traube mit souveräner herschaft über den wissensbereich der classischen philologie hingebende liebe zum mittelalter. bedeutung und vorbildlicher wert seiner arbeiten pflegen in folge dessen über die schranken jeder sonderdisciplin und über den rahmen des gerade behandelten einzelproblems weit hinauszureichen. man muss darum wünschen, dass auch germanisten der neuesten schrift des vielseitigen forschers ihre teilnahme schenken und an der virtuosen handhabung aller mittel der kritik, an dem kunstreichen aufbau der beweisführung, an der fülle neuer ergebnisse sich ebensowol erfreuen als schulen. sie gilt obendrein einem werk der weltlitteratur, dessen verbreitung und würksamkeit nur hinter der Bibel zurückbleibt, dem gesetzbuch derjenigen congregation, welche die gestaltung der gesamten abendländischen cultur mafsgebend bestimmt hat.

Die geschichte der regel des hl. Benedict lag bisher im argen. man unterschied zwar zwei classen der überlieferung, nahm aber an, dass beide gleicher weise den ordensstifter zum urheber hätten. dem gegenüber erweist Tr., dass Simplicius, der zweite vorsteher des klosters Montecassino nach Benedict, es war, der um das jahr 560 das werk des meisters in stark interpolierter und verstümmelter form, eingeleitet mit neun schlechten versen eigenen fabrikats, der öffentlichkeit übergab. dieser gemeine text herschte zwei volle jahrhunderte lang. aber Karl der Grofse, der seinem

eigenen geständnis nach überall den trunk aus der quelle dem aus dem bach vorzog, liefs 787 das autograph Benedicts, das damals in Montecassino noch aufbewahrt war (es gieng erst 896 bei dem brand von Teano zu grunde), getreu sich abschreiben. diese copie wurde, gewisser mafsen als normalexemplar, in der kaiserlichen bibliothek hinterlegt. dort sind von ihr vielfach abschriften genommen worden. über eine derselben, welche höchst wahrscheinlich mit dem jetzigen Sangallensis 914 identisch ist, besitzen wir genauere kunde. sie besorgten nach dem jahr 817 Grimoald, der spätere SGaller abt, und Tatto für ihren lehrer Reginbert von Reichenau, der art, dass sie gleichzeitig am rande die varianten der gemeinen überlieferung genau verzeichneten. freilich kann ich aus dem brief der beiden mönche nicht mit Tr. herauslesen, dass sie von Reginbert aufser mit der abschrift auch mit der herstellung der collation beauftragt gewesen seien. das latein ihres begleitschreibens ist nicht so schlecht, dass man sich gezwungen sähe, die worte *hoc egimus, desiderantes vos utrumque et secundum traditionem pii patris etiam modernam habere* widerzugeben mit 'dies verfahren befolgten wir, da Ihr diese unterscheidung wolltet und neben der auf SBenedict selbst zurückgehenden textform die vulgata besitzen wolltet' (s. 693. vgl. 631). ich übersetze 'dies verfahren befolgten wir, da wir wünschten, dass Ihr beides und zwar neben dem authentischen text SBenedicts auch die vulgata besäfset' und erblicke sonach in der collation ein donum supererogationis der diensteifrigen schüler. seit Karl verschwand zwar in der hauptsache die Simplicianische form, doch blieb auch der normaltext nicht intact. einerseits entstanden, da die latinität Benedicts stark von der karolingischen abwich, ausgaben mit emendiertem wortlaut; anderseits bildeten sich contaminationsproducte heraus, indem man entweder die lesarten des ursprünglichen textes in exemplare des gemeinen hineincorrigierte, meist sehr unvollständig, oder varianten des geläufigern interpolierten in den echten einschwärzte.

Völlig allerdings überschauen wir die schicksale der regel bisher nicht. denn irgend einmal im sechsten oder siebenten jh., lange vor Karls zeiten, muss bereits ein exemplar der reinen fassung von Montecassino nach westen gelangt sein. wenn die sogenannte Regula magistri, welche, während des siebenten jhs. in Frankreich angefertigt, die Benedictinerregel teils wörtlich widerholt, teils umschreibt, in allem wesentlichen auf dem genuinen text basiert und blofs hin und wider spuren der beeinflussung durch den interpolierten zeigt, so lässt sich das nicht mittels der hypothese begreifen, dass schon frühzeitig italienische gelehrte für strittige stellen das original eingesehen hätten : sie träfe nur in dem fall zu, dass es sich um einen gemeinen text mit sporadischen ursprünglichen lesarten handelte. Tr. urteilt darüber s. 635 conform mit mir, kommt aber im weitern verlauf

seiner untersuchung auf diesen wichtigen punct nicht ausdrücklich zurück. auch die merkwürdige tatsache, dass die hs. der ahd. version (SGallen 916), welche sonst der vulgata folgt, den ausführlichern schluss des prologs der reinen fassung als selbständiges stück und vor dem prolog der interpolierten bringt, scheint mir trotz den erörterungen s. 682 ff noch nicht hinreichend aufgeklärt.

Ich hebe zum schluss hervor, dass über den bald Paulus Diaconus, bald Hildemar zugeschriebenen commentar zur regel Tr. gleichfalls helles licht verbreitet hat. in der tat gehört die kürzere redaction dem Langobarden an, die längere beruht auf vorträgen, welche Hildemar von Corbie gegen 845 über Paulus erklärung im oberitalienischen kloster Civate hielt. diese kennen wir aus zwei, von schülern verschiedener jahrgänge herrührenden niederschriften: von der einen hat Mittermüller 1880 einen abdruck besorgt, die zweite wird repräsentiert durch die Reichenauer zwillingshss. CCIII (mit ahd. gll.) und CLXXIX in Carlsruhe. St.

Rudlieb. übertragung des ältesten deutschen heldenromans von Moriz Heyne. Leipzig, SHirzel, 1897. 8°. VIII und 96 ss. 1,80 m. — Kögel spricht in seiner Gesch. d. d. litteratur I 2, 344 mit recht den wunsch nach einer zweckmäfsigen übersetzung des Rudlieb, einer der interessantesten dichtungen unsers altertums, aus. aber wie es schon keine leichte sache ist, das lateinische original ganz zu verstehn, ja manche stellen wegen der lückenhaften überlieferung und der sprachlichen form schier zum verzweifeln sind, so ist eine übersetzung, die dem werke nach form und inhalt gerecht werden will, eine besonders schwierige aufgabe. MHeyne ist jenem wunsche in der vorliegenden übertragung nachgekommen; dass er den hexameter im anschluss an das original nicht gewählt hat, ist nur zu billigen; ob aber die fünffüfsigen reimlosen jamben das entsprechende sind, wäre zu bezweifeln, man könnte eher an die kurzen reimpaare der mhd. zeit denken. der zusammenhang zwischen den bruchstücken wird durch kurze in klammern zugefügte zusätze hergestellt, sodass der eindruck eines einheitlichen ganzen erreicht wird. bei der anordnung der bruchstücke hat sich H. im wesentlichen an die ausführungen Laistners Anz. IX 79 ff, dem auch Kögel folgt, mit recht angeschlossen, desgleichen gelegentlich in worterklärungen, wenn auch die feste grundlage, die Seiler in seiner ausgabe gelegt hat, natürlich genügend respectiert ist. den sprachlichen ausdruck wollte H. so gestalten, dass 'der leichte plauderton des werkes' nicht verwischt werde; aber meinem gefühl nach hätte die feile doch mehr angewendet werden können. einzelheiten mag ich nicht herausheben, sie zeigen sich bei der lectüre jedem aufmerksamen leser ohne weiteres; wenn ich die tatsache überhaupt erwähne, so geschieht es aus dem gefühl des bedauerns, dass eine durch grofse vorzüge ausgezeichnete leistung durch einzelne flecken im eindruck

beeinträchtigt wird. — der becher, den Rudlieb auf die reise mitnimmt, ist *e corio sutum*; ob das nicht beibehalten werden konnte? in dem berühmten liebesgrufse des 17 bruchstückes entspricht *gramen et flores* der bekannten formel *bluomen unde gras*, die auf irgend eine weise doch verwendet werden muste. K. Marold.

Glossar zu den liedern der Edda (Sæmundar Edda) von Hugo Gering. 2 aufl. Paderborn, Schöningh, 1896. xv u. 112 ss. 8°. 4 m. — dass schon nach zehn jahren ein neudruck dieses für den anfänger bestimmten wörterbuches nötig wurde, beweist nicht nur, wie der vf. s. vii hervorhebt, dass das buch einem dringenden bedürfnis entgegenkam, sondern auch, dass es tatsächlich für den lernenden als praktisches hilfsmittel sich bewährt hat: nicht nur in Deutschland, sondern auch in Skandinavien, besonders in Schweden, sind nach angabe G.s seine benutzer zu suchen.

G. hat in dieser neuen auflage nichts gespart, um die praktische brauchbarkeit des glossars nach jeder richtung zu steigern. das misliche, dass in der ersten auflage der vielfach veraltete text der Hildebrandschen ausgabe den artikeln im wörterbuch durchweg zu grunde gelegt wurde, ist dadurch gemildert, dass der vf. s. xii—xv zur vororientierung des benutzers ein verzeichnis der ihm auf grund der neuern forschung notwendig erschienenen abweichungen vom Hildebrandschen text vorausgeschickt hat, sodass dieser gereinigte text nunmehr den artikeln im glossar zu grunde ligt. wird man hier über das, was dem vf. im einzelnen als notwendige besserung erschienen ist, naturgemäfs streiten können, so leuchtet doch der praktische fortschritt gegenüber der anlage der ersten auflage ein. aber diese zusammenstellung ist auch insofern lehrreich, als sie in knappester form einen einblick in die eddische textkritik der letzten 10 jahre gestattet: besonders sind neben seinen eigenen hier emendationen von Sijmons dem vf. zu gute gekommen. aber auch in den artikeln des glossars selbst zeigt sich das deutliche bestreben, abweichende ansichten nach möglichkeit zu berücksichtigen. so kündigt sich hier schon mehr als in der ersten auflage das grofse wörterbuch an, das ebenso wie der rest der Sijmonsschen Eddaausgabe hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.

Von den anregungen, die Heinzel an dieser stelle (Anz. xiii 284) bei der besprechung der ersten auflage gegeben, ist die eine in weitgehendster weise verwertet, da das gotische in viel gröfserem umfange in den artikeln des glossars zum vergleiche herbeigezogen ist — für den anfänger sicher eine wesentliche erleichterung. die aufnahme der eigennamen dagegen ist auch in der 2 auflage nicht erfolgt: übrigens lassen sich diese jetzt auch leichter missen, da die nach Heinzels recension erschienene Jónssonsche ausgabe, die, weil sie kritische tüchtigkeit und handlichkeit glücklich vereinigt, wol jetzt von den meisten für den handgebrauch benutzt wird, ein gutes namensregister enthält.

Auf einzelheiten einzugehn wird das grofse glossar genügenden anlass geben: hoffentlich erlebt das kleine, sorgfältig und praktisch gearbeitete bald eine dritte auflage.

Berlin. F. N.

De studie van het oudnorsch. rede uitgesproken bij de opening der lessen als privaat-docent aan de rijks-universiteit te Groningen den 13en october 1894, door dr R. C. Boer. te Groningen bij JBWolters, 1894. 31 ss. gr. 8°. — leider etwas verspätet kommt dieses referat über die antrittsvorlesung des jungen holländischen skandinavisten, der sich schon durch mehrere ausgaben altisländischer texte und einschlagende abhandlungen vorteilhaft bekannt gemacht hat. er sucht seinen zuhörern die grofse bedeutung der altnord. philologie, sowol vom sprachlichen wie vom litterarhistorischen standpunct aus, klar zu machen und ihr interesse für dies (wie es scheint) in den Niederlanden noch zu wenig gewürdigte fach zu wecken. zahlreiche, gut gewählte beispiele illustrieren passend die von ihm hervorgehobenen gesichtspuncte. möge bei seinen bemühungen der erfolg nicht ausbleiben, und möge bald eine neue prüfungsordnung die von ihm in der einleitung berührten misverhältnisse beseitigen, die vorläufig dem wissenschaftlichen studium der germanischen sprachen (bes. des deutschen und englischen) von seiten der zukünftigen gymnasiallehrer noch im wege stehn. in Skandinavien wie in Deutschland kann man sich nur schwer vorstellen, dass für die sprachlehrer an höheren schulen eine blofs praktische kenntnis ihrer fächer genügen soll! F. Holthausen.

Etymologisk svensk ordbok av Fredr. Tamm. fjärde häftet. *Fräknar — gnabbas.* Stockholm, Hugo Gebers förlag, 1896. 117—224 ss. 8°. 75 öre. — dies treffliche schwedische seitenstück zu den wörterbüchern Kluges und Francks schreitet leider sehr langsam vorwärts, aber es ist jedesmal eine freude für den recesenten — und gewis auch für die abonnenten — wenn ein neues heft in seine hände kommt. auch dieses vierte bietet des interessanten und lehrreichen die hülle und fülle. ich will hier nur zu dem artikel *främmande* bemerken, dass niederd. *fryəmt* (wie es in Soest heifst) nicht wol durch labialisierung von *e* entstanden sein kann, sondern mit hd. *fremd* im ablautsverhältnis steht; unter *fyrk* hätte noch auf ne. *farthing*, bei *fösa* auf ne. *feeze*, ae. *fésian* (cf. Murrays dict.) verwiesen werden können. neuerdings haben übrigens Kock in dem sammelbande Från filologiska föreningen i Lund (1897) s. 1 ff und Noreen in den Skrifter utgifna af kongl. humanistiska vetenskapssamfundet i Upsala bd v, nr 3 (Upsala 1897) eine anzahl von Tamms aufstellungen kritisiert und zt. andre etymologien vorgeschlagen. möchte die fortsetzung nicht zu lange auf sich warten lassen! F. Holthausen.

Hauksbók udgiven af det kgl. nord. Oldskriftselskab. København, Thieles bogtrykkeri. 2 und 3 heft, 1894—96. ss. 273—562;

I—CXXXIX. — mit den beiden heften ist nunmehr diese wichtige publication, die im Anz. xx 163 ff bereits bei erscheinen des 1 heftes angezeigt worden ist, abgeschlossen. der text beruht auf der gemeinsamen arbeit Eirik Jónssons und Finn Jónssons, das personenregister rührt von EJ. her, das ortsregister von FJ., dem wir auch die ausführliche und lehrreiche einleitung zu verdanken haben. das 2 heft enthält den schluss der texte uzw. Bretasögur (c. 28 bis schluss) s. 273—302; Viđræđa ædru ok hugrekkis und Viđr. líkams ok sálar s. 303—330; Hemingsþáttr s. 331—349; Hervararsaga s. 350—369; Fóstbræđras. s. 370—416; Algorismus s. 417—424; Eiríks s. rauđa s. 425—444; Skáldas. s. 445—455; Af Upplendinga konungum s. 456—457; Ragnarssona þáttr s. 458—467; Pronostica temporum s. 468—469; Elucidarius s. 470—499; Tillæg s. 500—506; das 3 heft die namenregister s. 507—562 und die einleitung (CXXXIX seiten), sowie auf zwei blättern widergaben von handschriftenproben. die einleitung orientiert eingehend über Hauk, die geschichte der Hauksbók, ihre einrichtung und orthographie, sowie über ihren inhalt, wobei auch die litterarischen fragen berücksichtigt werden. von den für die grammatik interessanten ergebnissen der genauen darstellung und prüfung der orthographie sei hier besonders hervorgehoben das resultat der untersuchung der norwegischen partien, dh. der teile, welche nach allgemeiner annahme als rein norwegische abschriften gegolten haben. dies sind die stücke *Heimlýsing ok helgifrœđi* s. 150—177 und *Heimspeki ok helgifr.* s. 178—185 (c. 1—4), die von zwei verschiedenen händen geschrieben sind. FJ. kommt zu dem ergebnis, dass das erste stück tatsächlich von einem Norweger geschrieben ist, doch nach einer isländischen vorlage, von der er sich nicht vollständig zu gunsten norwegischer schreibung und aussprache emancipieren konnte, sodass hier die bezeichnung 'halvnorsk' am platze zu sein scheint, das interesse an diesem stücke erleidet hierdurch übrigens keine einbufse, wie J. mit recht hervorhebt. das zweite stück ist zwar ebenfalls von einem Norweger geschrieben, doch hat sich dieser so eng an die isl. vorlage gehalten, dass nur wenige spuren seine heimat verraten. Hauks eigene orthographie wird von FJ. als nahezu rein isländisch bestimmt, immerhin zeigen einige, wenn auch unbedeutende norvagismen, dass der aufenthalt in Norwegen auch sprachlich nicht ganz ohne einfluss auf ihn geblieben ist. die orthographie seiner zwei secretäre hat ganz isl. charakter; dagegen scheint im Elucidarius wider eine norw. abschrift eines isl. originals vorzuliegen, unter ziemlicher bewahrung des isl. charakters, doch mit durchbrechenden norvagismen; die umgekehrte annahme (isl. abschr. eines norw. orig.) findet Jónsson sehr unwahrscheinlich. ein lob der ausgabe auszusprechen, ist überflüssig; wer die aufreibende mühe zu würdigen versteht, die in einer so peinlich sorgfältigen, diplomatischen ausgabe von 500 druckseiten ligt, wird in dem

werke selbst das beste zeugnis und lob der hingebungsvollen arbeit der herausgeber erblicken. O. JIRICZEK.

The Saga of king Olaf Tryggwason, translated by J. SEPHTON. London, DNutt, 1895. XXVII und 500 ss. — The tale of Thrond of Gate, commonly called Færeyinga saga, englished by F. YORK POWELL. ebenda, 1896. XLV und 83 ss. — diese übersetzungen bilden die beiden ersten bände einer 'Northern library'. ein programm über die ziele derselben ist nicht beigedruckt; der folgende band soll eine ausgabe und übersetzung der Ambalessaga enthalten; darnach sind die grenzen der auswahl sehr weit gezogen oder vielmehr überhaupt nicht abgesteckt, und der collectivtitel drückt zunächst wol kein weiteres programm als die absicht des verlegers aus, andre bände nachfolgen zu lassen, wenn das unternehmen von der teilnahme und dem interesse des publikums getragen wird. da das studium der altisländischen sprache doch nie in dem mafse ausbreitung erfahren kann und wird, dass übersetzungen überflüssig genannt werden könnten, darf man dem unternehmen den wunsch guten gedeihens auf den weg mitgeben. in Deutschland haben mehrfache versuche, auf diesem wege der altnordischen litteratur auch aufserhalb der fachkreise freunde zu erwerben, keine merkbaren erfolge gehabt, vielleicht weil kleine einzelerscheinungen in dem jährlichen bücherstrom zu leicht untergehn. ob nicht ein grofs angelegtes, gut organisiertes unternehmen, das die wichtigeren Islendingasögur, die Fornmanna- und Fornaldarsögur als ganzes mit hilfe zahlreicher mitarbeiter frisch in angriff nähme, mehr erfolg hätte? vielleicht würkt der vorgang der Engländer anregend. — die Saga O. Tr. ist hier nach dem texte der Fornmannasögur übersetzt, die Fær.s nach Rafns ausgabe. während Sephton sich mit einem ganz kurzen vorwort begnügt, hat Powell seinem buche hübsche Prolegomena mitgegeben, die über composition und chronologie der saga, über die Færöer und die fær. Sigmundballaden usw. handeln, sowie eine zusammenstellung der culturhistorischen notizen der saga über krieg, seefahrt, handel usw. enthalten. hervorzuheben ist namentlich die feine charakterisierung der kunst des bzw. der sagaschreiber. auch die schwierige frage der vorgeschichte der saga berührt P., doch ohne auf allen puncten zu zweifellosen und einwandfreien resultaten zu gelangen. Golthers aufsatz Zur Færeyingasaga in den Germanistischen abhandlungen zum 70 geburtstag KvMaurers (1893) ist dem verf. offenbar entgangen. die selbständigkeit der Sigmundballaden scheint mir überschätzt zu sein; dass ihre übersetzung in einem frei compilierten text mitgeteilt wird, hat schliefslich bei den populären zwecken des buches nicht viel zu bedeuten, doch wäre es besser gewesen, die varianten auseinander zu halten. s. XXXII, wo von den handschriftlichen sammlungen færöischer lieder die rede ist, war lieber auf das handschriftliche Corpus carminum færoensium von Grundtvig und Jörgen Bloch zu verweisen, das alle einzelsamm-

lungen in sich schliefst und deren erwähnung in einer kurz orientierenden einleitung überflüssig macht : auch der hinweis auf AOlriks beschreibung desselben im Ark. f. nord. fil. 6 (1890) käme den interessen mancher leser wol entgegen, da dies der einzige aufsatz ist, aus dem man sich über den inhalt der sammlung orientieren kann. schliefslich sei erwähnt, dass aufser der in Rafns ausgabe enthaltenen færöischen übersetzung der saga durch Schröter noch eine zweite von der hand Hammershaimbs vorligt (Føroyingasöga, útlögd úr íslandskum av VUHammershaimb, Tórshavn, prentað í prentsmið ju Dimmalættings, 1884), ein zeichen für das begreifliche interesse, das man der saga auf ihrem alten schauplatze entgegenbringt. die übersetzungen Sephtons und Powells lesen sich sehr gut, sind, soweit ich nach stichproben zu einem gesamturteil berechtigt bin, verlässlich und treu, und erweisen eine bemerkenswerte eignung der englischen sprache zur widergabe altisländischen stils, dem infolge der knapperen satzfügung eine englische übersetzung jedesfalls näher kommen kann, als es im deutschen möglich wäre. O. Jiriczek.

Spelen van Cornelis Everaert vanwege de Maatschappij der nederlandsche letterkunde te Leiden met inleiding en aanteekeningen uitgegeven door dr J. W. Muller en dr L. Scharpé. 1 aflevering. Leiden, boekhandel en drukkerij voorheen EJBrill, 1898. iv und 262 ss. gr. 8°. 3,30 fl. — Cornelis Everaert, ein zeitgenosse Pamphilus Gengenbachs und Hans Sachsens, färber und walker zu Brügge und factor der rederijker-kammer 'De drie sanctinnen', hat in den jahren 1509—1534 einige dreifsig 'esbatements' und 'tafelspelen', allegorische festspiele, derbe schwänke, mirakel gedichtet, die in seinem eigenhändigen sammelcodex auf der Burgundischen bibliothek zu Brüssel aufbewahrt werden. was Jonckbloet, Kalff und teWinkel in ihren litterargeschichtlichen darstellungen darüber bieten, geht auf einen flüchtigen artikel von Willems im Belg. museum 6 (1842), 41—50 und wenige textabdrücke : ebda s. 52—66 und bei van Vloten Nederl. kluchtspel i 80—129 zurück und brachte keinerlei förderung der erkenntnis und des urteils. so erscheint die von der Maatschappij beschlossene und in würdiger ausstattung begonnene gesamtpublication höchst erwünscht und bildet für die herausgeber gewis eine lohnende aufgabe. die erste lieferung bringt die kleinere hälfte der stücke, aber unter ihnen die nach stoff und behandlung, wie es scheint, charakteristischsten : in diplomatischem abdruck, der hier dem autograph gegenüber wol am platz ist, mit verbesserung der erkennbaren schreibfehler, auflösung der abkürzungen und sonstigen leichten änderungen, wie sie der leser des druckes verlangen muss. die editionsarbeit selbst stellt sich demnach als ziemlich leicht dar. aber die herren Muller und Scharpé versprechen uns für den abschluss des werkes eine einleitung und anmerkungen mit vielseitigem programm, dessen ausführung ich mit lebhaftem interesse

entgegensehe. denn für das verständnis dieser stücke nach ihren quellen, ihren anlässen und der umgebung, aus der sie hervorgegangen sind, ist allem anschein nach viel zu tun. und wenn die herausgeber nun gar noch ihren plan ausführen, der ausgabe ein eingehendes glossar nachzusenden (das ich persönlich bei der lectüre oft lebhaft vermisst habe), dann werden sie an diesem sprachlich und culturgeschichtlich höchst anziehenden poeten von der schwelle der neuzeit reichlich gesühnt haben, was zwei vorausgehnde generationen verschuldeten. E. Sch.

Die Annaberger lateinschule zur zeit der ersten blüte der stadt und ihrer schule im xvi jh. ein schulgeschichtliches culturbild von Paul Bartusch, seminaroberlehrer. Annaberg, commissionsverlag der Graserschen buchhandlung (Richard Liesche), 1897. 8°. vii und 192 ss. 2,50 m. — vom schulwesen der stadt Annaberg — im obern sächsischen erzgebirge — hat man bisher wenig gewust. dass diese gemeinde — eine junge gründung (1496) — die im 16 jh. durch ihren bergbau glänzenden aufschwung nahm und zu den volkreichsten deutschen mittelstädten gehörte, auch ein reiches und blühendes schulwesen entwickelt hat, erfährt man aus der vorliegenden reichhaltigen und sorgfältigen monographie, die nur wünschen lässt, dass sie eine auch die folgezeit darstellende fortsetzung erfahre. die quellen für die jahre vor der reformation und für deren anfänge sind spärlich. hier werden übrigens noch ergänzungen möglich sein, wenn man den wegen der verbreitung des humanismus nachgeht: nicht bemerkt ist zb., dass Johann Sturnus (den ich s. 5. 13. 142 erwähnt finde) erzieher der söhne des Bohuslaus von Hassenstein und mitglied der gelehrten Donaugesellschaft war (Aschbach Gesch. d. Wiener univers. ii 426 f) — nachklänge der bestrebungen des Celtischen kreises werden daher durch ihn nach Annaberg gedrungen sein. reiches material stand aber für die mitte und zweite hälfte des jhs. zu gebote, schulacten und nachrichten aus chroniken. bei den letzteren wünschte man eine kritik ihrer zusammensetzung und glaubwürdigkeit, vielleicht stünden dann insbesondre die ausführungen des verfassers über die schülerzahl auf festerem boden. auch die (städtischen) visitationsprotocolle scheinen, wo sie urteile des lobes (oder tadels) aussprechen, nicht überall und in gleichem maſse vertrauenswürdig: das wolverhaltungszeugnis, das superintendent und rat 1598 der schule ausstellen (s. 89), stimmt nicht recht mit dem protocoll der consistorialen visitation vom selben jahr (s. 31 anm. 3). die ausnutzung und mitteilung des stofflichen inhalts dieser quellen macht sonst aber durchaus den eindruck aller wünschenswerten genauigkeit und zuverlässigkeit. die gesichtspuncte der gruppierung sind vom äuſsern und innern organismus der schule genommen und durchaus sachgemäſs. bei den massenhaften wertvollen einzelheiten, die das buch zur cultur-, schul- und gelehrtengeschichte beibringt, macht sich der mangel eines registers leider wider recht fühlbar.

Für den deutschen unterricht ist nichts neues zu gewinnen. wie anderswo herscht auch in Annaberg im 16 jh. und tief ins 17 hinein die lateinische sprache. es gab in der stadt natürlich auch eine deutsche schule — über sie erfährt man wenig, sei es dass die quellen schweigen, sei es dass sie für B. aufserhalb des eigentlichen themas lag. es wird aber aus den quellen auch nicht unmittelbar klar, in welchem mafse das deutsche im unterricht der niedersten classen (vi. v) verwendet wurde (s. 123). in der iv wurde in einer sonntagsstunde katechismus- und psalmenlehre deutsch getrieben (s. 125) — überhaupt knüpft sich der gebrauch der muttersprache am stärksten an den religionsunterricht : der lehrplan des Wolfeshus 1594 hat in der iv classe zwei stunden psalmen, katechismus und evangelien lateinisch und deutsch, und noch mehr deutsch kommt in den religionsstunden der v cl. in anwendung (s. 137). auch deutsche schreibübungen werden genannt (ebenda). aus der art, wie lateinische prosastilübungen betrieben wurden, geht hervor, dass das deutsche als unterrichtsmittel hier eine rolle hatte (s. 143). das 'Vorzeichnus der deutzschen lieder' s. 35 möchte man kennen. in der liste der komödien (s. 157 ist Gnaphaeus statt Grapheus zu lesen) kommt s. 158 (zum j. 1590) eine — '*Miles Christianus der christliche ritter*' — vor mit dem ausdrücklichen zusatz '*germanico idiomate conscripta*'. andere, lateinische, wurden für zweite aufführung verdeutscht (s. 160). — über die schulbibliothek und ihre handschriftlichen briefe s. s. 151 f.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Johann Jacob Engel. ein vortrag von dr CARL SCHRÖDER. Schwerin, Bärensprungsche hofbuchdruckerei, 1897. 67 ss. 8⁰. 1,20 m. — in schlichter sprache wird auf grund selbständiger quellenbenutzung und genauer vertrautheit mit der litteratur das leben Engels erzählt. es kommt dem vf. mehr auf eine charakteristik von Engels persönlichkeit als auf eine kritik seiner werke an. Sch. begnügt sich in dieser beziehung meist mit anführung fremden urteils, ohne dadurch unselbständig zu erscheinen. man hat eher den eindruck einer übergrofsen bescheidenheit. für Engels biographie gewann Sch. verschiedenes aus acten und unbekannten drucken, wodurch bes. die nachrichten über Engels jugend bereichert wurden. aber freilich die hauptzüge hatte schon Nicolai sicher gezogen, sodass nur einzelne retouchen nötig wurden. ich könnte verschiedenes aus dem briefwechsel Nicolais zur ergänzung anführen, doch begnüg ich mich mit einer tatsache, die Gülchers brief von Amsterdam 26/30 mertz 1773 nahelegt: *Mich soll verlangen die Jubelhochzeit zu sehen, die Er* [Engel] *HE. W:* [Weifse] *abgetretten hat.* davon war bisher nichts bekannt; Minor (Weifse s. 178) sagt ausdrücklich, Weifse behandle einen selbsterfundenen stoff. für die art Engels bezeichnend ist eine scene, die sich während Gülchers anwesenheit in Berlin

Mercks wegen abspielte; und sie wird auf Nicolais wunsch im briefe vom 6 juli 1776 aus Breslau ausführlich geschildert. darin sagt frau Nicolai zu Engel, man würde über ihn falsch urteilen, wenn man ihn nur in seiner melancholischen stimmung kennen lernte. die angst um seine gesundheit und um seine bequemlichkeit geht besonders aus Engels eigenen briefen an Nicolai vor der übersiedlung nach Berlin hervor. übrigens hat zwischen beiden männern, wie Nicolai auf den briefen bemerkt, eine zeit lang entfremdung geherscht, weshalb, weifs ich nicht. Nicolai deutet auf intriguen von andrer seite hin. — im 'anhang' vereinigt Sch. die erhaltenen gedichte Engels, was um so willkommner ist, da sie auf Engels ausdrückliche anordnung von der gesamtausgabe ferngehalten werden musten. beigegeben ist ferner ein sehr gelungener lichtdruck nach dem bilde von Friedrich Weitsch (1802), durch Joh. Jos. Friedhoff in schabkunst nachgebildet, dessen ähnlichkeit schon Nicolai rühmt (s. 38). wenn man mit der reproduction bei Schröder den schnitt von DBerger 1805 vor dem 12 bande der Schriften vergleicht, dann sieht man den grofsen fortschritt unsrer technik und freut sich doppelt, das bild nun in so treuer widergabe zu besitzen. freilich ist es etwas komisch, dass unter einem porträt aus dem jahre 1802 das facsimile einer unterschrift von 1771 steht, das stört aber nicht weiter. Nicolai hat seiner schrift bekanntlich die nach dem leben angefertigte zeichnung Chodowieckis beigegeben, die sich neben Weitsch recht fremdartig ausnimmt. Eschenburg scheint also recht zu haben, dass sie keineswegs so gelungen war, als Nicolai behauptet.

Lemberg, 25 februar 1898. R. M. Werner.

Nachklänge der sturm- und drangperiode in Faustdichtungen des 18 und 19 jahrhunderts. von dr Roderich Warkentin. [Forschungen zur neueren litteraturgeschichte. herausgegeben von dr Franz. Muncker i.] München, Carl Haushalter, 1896. viii und 101 ss. 8°. 2,40 m. — in meiner 1886 verfassten anzeige von Kralik-Winters Deutschen puppenspielen glaubte ich das erscheinen eines buches Prolegomena zu Goethes Faust 'binnen jahresfrist' versprechen zu können (Anz. xiii s. 78). leider fand ich keinen verleger, und so blieb meine behandlung des jetzt von W. aufgegriffenen themas manuscript. mein ziel war ein wesentlich anderes als das W.s. ich betrachtete die von 'kunstdichtern' herrührenden bearbeitungen des Faustdramas hauptsächlich auf den ertrag, den sie zur reconstruction des volksdramas oder puppenspiels vom dr Faust ergeben könnten. dadurch gewann ich ein problem, während sich bei W. eigentlich kaum der schein einer einheit findet; er fasst die genannten dramen etwas ungeschickt als zeugnisse für das fortleben des Sturms und Drangs, zieht aber nur jene gestaltungen herbei, die vor dem jahre 1832 erschienen, und analysiert sie im zusammenhang mit den übrigen werken

ihrer verfasser. um sich nun doch nicht allzuweit von seinem eigentlichen thema zu entfernen, liefert er keine monographien und zieht doch wider nicht zum thema gehöriges herbei. deshalb macht das ganze keinen einheitlichen eindruck und gleicht eher vorstudien zu einem buch als einem buche. trotzdem kann man das heft dankbar begrüfsen, weil unsere kenntnisse bereichert werden, und weil wir von Faustdichtungen erfahren, die keineswegs allgemein bekannt und nicht immer leicht zugänglich sind, weil uns manches unbekannte, einzelne berichtigungen und eine bessere beleuchtung von Sodens und Schinks persönlichkeit gegeben wird. mir will nur scheinen, als hätte sich der vf. allzustark im kreise der kunstdichtung gehalten und die puppenspiele wie die volkstümliche litteratur nicht genügend beachtet. dass Maler Müller schon in seiner jugend *'mit schaudern'* das puppenspiel gesehen hat, durfte doch nicht vernachlässigt werden. für W. ist nur Weidmanns allegorisches drama wichtig. allerdings hat er recht, die merkwürdige nachwürkung dieses theaterwerks hervorzuheben. das verhältnis, in dem der jüngere Lessing dazu stand — ob er ihm etwa wie Wagners Kindesmörderin dramaturgendienste leistete? — hat er nicht aufgeklärt. das drama, das zuerst am 18 juni 1775 in Prag aufgeführt wurde (vgl. Ferd. B. Mikowec 'Zur Prager theatergeschichte'. Bohemia 18 märz 1858 nr 77), muss wol deshalb so beliebt gewesen sein, weil es den Faust eigentlich als bürgerliches trauerspiel nach dem muster der Miss Sara Sampson behandelte und so dem modegeschmacke nahebrachte. man muss aber daran erinnern, dass Fausts eltern, sowie Fausts selbstmordgedanken nicht blofs von Weidmann, sondern schon von dem volksbuche Widmanns in die litteratur eingeführt worden sind. anderseits hat W. durchaus nicht alle nachklänge an Weidmann bei späteren dramatikern gebucht. wenn bei Soden Mephistophiles läugnet, dass die teufel 'gefallene' wesen seien, und meint: *Wer nach Freiheit ringt, fällt nicht. Unabhängigkeit ist Würde*, so gemahnt das an die einführung bei Weidmann: *Wisse, wir sind keine vertriebnen, wir sind freie Geister.* bei beiden erwidert Ithuriel auf die frage, was ihn auf die erde treibe: *Pflicht!* für die expositionsscene hat aber Soden, was weder Seuffert noch W. hervorhebt, das wichtigste von Maler Müller geliehen. merkwürdig erinnert Fausts verwunderung beim contractschluss: *Schwöhren? den Bund? — Auch die Hölle hat also noch ihr Ceremoniel? Wahrlich! Satan! darüber dacht ich euch erhaben* an Fausts worte bei Goethe v. 1716 ff: *Auch was Geschriebnes forderst du Pedant?* usw. die aber im fragment von 1790 noch nicht erscheinen. Braun von Braunthal hat dann (s. 28) die neuerung, dass Mephistopheles sagt: *Bin kein Pedant in dem Geschäfte, Mit dem Contract hats keine Not.*

Bei betrachtungen, wie sie W. anstellt, wird notwendig ein andrer hier und dort etwas vermissen, was ihm an den betrach-

teten werken noch wichtig erscheint. so würd ich betonen, dass Soden trotz seiner Virginia (W. s. 12) ein Lessingianer war, und dass er im schlusse seines Fausts trotz seiner ungeschicklichkeit wenigstens éine wendung braucht, die nicht unglücklich und als wesentlich zu erwähnen ist. Mephistophiles ruft aus: *Habe alle Tugenden und Eine Leidenschaft, so bist Du Mein!* darin sieht Soden die begründung des unglücklichen ausgangs. die schlussscene stimmt mit Marlowe und dem volksschauspiel. — bei Chamisso war zu erinnern, dass er im Peter Schlemihl (cap. VIII) durch den teufel die gestalt des Thomas John herausfischen und mit blauen leichenlippen sagen lässt : *Justo judicio Dei judicatus sum; Justo judicio Dei condemnatus sum.* darin zeigt also Chamisso kenntnis des puppenspiels. — gar nicht überzeugend ist die ansicht W.s, dass Klingemanns Faust ein nachklang des sturmes und drangs sei, obwol der bühnenkundige autor von allen vorgängern züge geliehen hat. einiges hebt W. hervor. viel mehr aber ist dieser Faust eine bürgerliche tragödie aus der schule der schicksalsdichter und kann als ein vorläufer von Raupachs 'Müller und sein kind' (1830) gefasst werden. W. überschätzt das werk, dessen analyse mir übrigens nicht geglückt erscheint. unverständlich bleibt mir, weshalb W. Braun vBraunthals tragödie, die erst 1835 erschien, behandelt hat, trotzdem sie ihrer anlehnung an Müller und Goethe unerachtet unmöglich mehr als nachklang des sturms und drangs zu bezeichnen ist. in Mundts Lit. Zodiacus II s. 292f wird das drama ganz richtig an Goethe angereiht, dessen Faust, erster wie zweiter teil, von Braun fast parodiert wurde. davon erfährt man bei W. nichts. — bei der besprechung von Schinks Faust vermiss ich die erkenntnis, dass Mathilde die allegorie der liebe, wie Eckard die allegorie des gesunden menschenverstandes ist, dass sie später nur in einer maske zu Faust zurückkehren, Mathilde als page, so dass die zuneigung zu einem jungen freunde statt der liebe, Eckard als Kaspar Fröhlich, so dass scherz und einfalt statt des gesunden menschenverstandes weiter für den geprüften prüfer retter und stütze bilden. aber wie gesagt, solche bemerkungen enthalten weniger einen tadel als eine andre anschauung. wer sich nicht selbst mit dem thema beschäftigt hat, wird W.s arbeit gewis willkommen heifsen und zwar keine vertiefung, aber eine erweiterung seiner kenntnis aus ihr schöpfen. bei dem neuen unternehmen, das mit diesem heft eröffnet wird, soll auf das interesse des gröfsern publicums, nicht ausschliefslich auf die forderungen des fachpublicums rücksicht genommen werden, und ich glaube, dass selbst den fachleuten nicht sämtliche von W. besprochenen dichtungen bekannt sein dürften.

Lemberg, 24 febr. 1898. R. M. Werner.

William Taylor von Norwich. eine studie über den einfluss der neuern deutschen litteratur in England von Georg Herzfeld. [Studien zur englischen philologie. herausgegeben von Lorenz

Morsbach ii.] Halle, Niemeyer, 1897. viii und 71 ss. 8⁰. 2 m. — William Taylor von Norwich (geb. 1765, gest. 1836) ist der erste Engländer, der für die kenntnis und das verständnis der neuern deutschen litteratur unter seinen landsleuten systematisch gearbeitet hat. leider hat er dabei unglück gehabt : unverschuldetes darin, dass er, ein frühgeborner zeitgenosse der grofsen, classischen periode und als fernstehnder fremdländer, naturgemäfs das volle verständnis für das werdende nicht immer haben konnte, also manchen fehlgriff in der wertung der ausländischen poesie tun muste; verschuldetes unglück dadurch, dass er zur zeit seiner vollkraft, also bis in seine vierziger jahre hinein, sich in der kleinarbeit von recensionen und essays zersplittert und erst als müder sechziger an die abfassung seines Historic survey of german poetry herangeht. so wurde sein lebenswerk durch ein schwaches opus maximum schlecht abgeschlossen. überdies will es das verhängnis, dass diese arbeit in Taylors gröfserem nachfolger Carlyle einen rücksichtslosen kritiker findet, der sie in grund und boden recensiert. sie verfällt dadurch auch bald in vergessenheit, und so wird der autor um den lohn seiner lebenslangen, opferwilligen bestrebungen gebracht. — danach begreift es sich, dass Taylors immerhin erhebliche verdienste einer litterarischen 'rettung' bedurften. sie wird ihnen durch die schrift Herzfelds. dem verf. ist tactvolle objectivität nachzurühmen. sein kritischer blick bewahrt ihn vor den naheliegenden übertreibungen. geschickt schafft er sich die basis für sein werk. erst skizziert er — weit ausholend — die grundverschiedene art der beziehung der deutschen litteratur zur englischen im 16 und im 18 jh. dann zeigt er, wie mangelhaft das verständnis der Engländer für die Deutschen vor Taylor gewesen : sie hatten nur schlechte übersetzungen in schlechter auswahl ohne innere erkenntnis der wesenheit des fremden. nun setzt Taylor ein. in knappen zügen wird sein entwicklungsgang gegeben, werden die individuellen bedingungen für seine spätere tätigkeit aufgewiesen. erst kommt die periode der frühen neunziger jahre mit den übersetzungen von Bürgers Lenore, von Lessings Nathan, Goethes Iphigenie. in der stoffwahl und ausführung lässt der vf. die geistige und künstlerische eigenart Taylors sich spiegeln. dann folgt die epoche der recensionen, die sich oft zu essays erweitern. auch hier legt der vf. seine kritischen sonden gewissenhaft ein. über die erstaunliche fruchtbarkeit des vielseitigen autors übersieht H. nicht dessen preciösen neustil, der sich in fremden entlehnungen bis zu einem gewissen grade entnationalisiert, nicht seine geistreicheleien, die sich mitunter zu selbstgefälligem selbstzweck setzen. auch die ethischen momente werden aus Taylors schaffen herausgeholt : in der ersten decade unsers jhs. muss der deutschfreundliche tapfer gegen den litterarischen strom seiner zeit schwimmen. mit dem eingang des zweiten jahrzehnts bricht das

ökonomische unglück über ihn herein. er hält sich stramm, trotzdem sich ihm das leben verdüstert. die arbeit dauert fort — übersetzungen und kritiken in buntem wechsel — doch sie wird schwächer. am schwächsten gerät sein hauptwerk von 1828—30. elend ist die altdeutsche periode dieser litteraturgeschichte, ungleichwertig sind die partien der neuern zeit. trotzdem war Carlyle zu hart in seinem urteil. ja die gehässige sucht zu verurteilen lässt sich nicht verkennen.

War Carlyles kritik — wie sie das ja sein durfte — absolut, dh. forderte sie von dem buche alles in dessen zeit erreichbare ohne rücksicht auf den autor, so ist H.s kritik als rettung individuell, dh. sie zeigt, was dieser autor in seinem buche geben konnte, was er hätte geben können. um die persönlichen grenzen der leistungsfähigkeit Taylors zu finden — nicht nur für sein hauptwerk, sondern seine gesamte tätigkeit —, bemüht sich H. mit erfolg, die figur seines helden aus dessen politisch-litterarischer zeit herauswachsen zu lassen. er schildert ihn im milieu und durch das milieu. fleifsig trägt er die facten zusammen und formt den spröden stoff zu lebendigen litteraturbildern um. so wird seine kritik objectiv, seine darstellung überzeugend. der im leben unglückliche Taylor hat jetzt, nach langer zeit, glück gehabt mit seinem verlässlichen und geschmackvollen retter.

Innsbruck. R. Fischer.

Kleine schriften von Friedrich Zarncke, ii band: Aufsätze und reden zur cultur- und zeitgeschichte. Leipzig, EdAvenarius, 1898. vi und 402 ss. gr. 8. 8 m. — aus diesem zweiten bande der Kleinen schriften tritt Zarnckes bild runder und bedeutender hervor, als aus dem ersten. mag auch der sohn als liebevoller nekrologist (s. 391) versichern, Z. sei 'kleinlicher arbeit, die für sich blieb und nicht auf ein ganzes zurückzuwürken vermochte, abhold' gewesen — man empfieng aus den vielen splittern der 'Goethe-schriften' doch zu sehr den eindruck einer unberechtigten gleichwertung von grofsen und kleinsten problemen. hier sehen wir dagegen eine persönlichkeit, der der lebendige fluss der gesamtentwicklung die hauptsache bleibt: derselbe, wenn er in zahlreichen studien zur geschichte der Leipziger universität und recensionen zur geschichte anderer hochschulen sich der mächtigen entwicklung unserer universitäten freut, oder wenn er 1870 mit jubelndem patriotismus und tapferer energie gegen particularismus und ultramontanismus auftritt; derselbe, wenn er (in der rede über die schulaufsicht durch die kirche s. 305f und der noch bedeutenderen über den religionseid s. 311f) männlich die freiheit der forschung und das unbedingte recht der wahrheitsliebe verteidigt, oder wenn er JGrimm, DFrStraufs, GCurtius, GVoigt in warmen worten feiert. — allgemeine charakteristiken gelingen ihm besser als individuelle: die ausgezeichnete darstellung der geschichte der philosophischen facultät (s. 17f) bringt so glückliche schlagworte wie

dies für die umbildung der universitäten mit beginn des 17 jh.: 'an die stelle der wissenschaftlichen bildung trat nun der begriff der wissenschaftlichen forschung' (s. 27). die charakteristik dagegen, die er gegen Belger (s. 238) von Moriz Haupt entwirft, scheint uns, wenn auch interessant, doch einseitig und nicht frei von (übrigens begreiflicher) bitterkeit, die auch in dem artikel über Schölls Nipperdey (s. 245) mitspricht. über Haupts akademische lehrweise habe ich andere schüler doch ganz anders urteilen hören als Z. (s. 239); und vor allem hat Z. selbst, als er noch bei Haupt lernte (s. 383), recht sehr anders geurteilt. aber auch die liebevollen aufsätze und reden über die brüder Grimm (s. 193 f) erheben sich nicht zu anschaulicher charakteristik und bleiben in der aufzählung der verdienste haften. wie lebendig wird dagegen Norddeutschland vor 100 jahren durch die mitteilungen aus der familiengeschichte (s. 259 f)! höchst dankenswert sind auch die berichte über ThKörners relegation aus Leipzig (s. 100 f) und den geheimbund der studenten, zu dessen häuptern Karl Hase gehörte (s. 118 f): die akademischen und die politischen verhältnisse im beginne des jahrhunderts treten aus den acten und noten nur zu grell heraus.

Alles in allem ist doch Zarnckes verwunderung darüber, dass Haupt 'nie etwas zusammenhängendes von einigem umfang geschrieben hat', mindestens so verwunderlich als Haupts angebliche 'selbstironie' (s. 239). Haupt wie Zarncke waren naturen, die sich vor allem in der beherschenden kenntnis weiter gebiete wol fühlten und deren arbeit immer mehr ein fast weiblich bemühtes ausputzen und zurechtstreichen an dem rock des geliebten wurde; des besitzes fühlten sie sich so sicher, dass sie anstürmenden aufbaus glaubten entbehren zu können. sie vertreten in typischer weise jenen gipfel sicherer kenntnis, in dem der mann der äufsersten akribie sich plötzlich wider dem dilettanten nähert: beiden gilt der gelehrte besitz zu viel, der wissenschaftliche erwerb zu wenig.

RICHARD M. MEYER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ZUM GOTISCHEN EPIGRAMM[1]. WLuft hat Anz. XXIII 392 FLeos aufsatz in der Deutschen rundschau 32 (1882 III), 414 ff und meine dort (s. 416 anm.) mitgeteilte auffassung der gotischen worte übersehen:

–| ´ –| ´ – | ´ ◡
scapjam matjan jah (oder *jad*) *drincan*,

die sowol der überlieferung (im gegensatz zu der Lufts) als auch dem metrischen (meiner überzeugung nach ebenfalls im gegensatz zu der deutung Lufts) durchaus gerecht wird, indem die auslautenden consonanten mit den folgenden anlauten überall posi-

[1] ich habe diese bemerkungen einem an mich gerichteten briefe vom 26 mai v. j. mit zustimmung des verfassers entnommen und noch vor dem frühen tode WLufts (s. die personalnotizen) zum druck befördert. E. S.

tionslänge bilden und die gotischen worte also, wie Luft mit recht fordert, was aber bei ihm selbst nicht der fall ist, sich 'denselben metrischen regeln fügen, nach denen die latein. worte gesetzt sind'. in Lufts *gamatjam jah* soll got. *-m* metrisch als ein nichts gelten : wenn er sich dafür darauf beruft, dass latein. *-m* 'position mit einem andern consonanten zu machen schon in relativ alter zeit nicht mehr im stande' war, so ist dazu für unser epigramm zu bemerken, dass dessen dichter nicht das lat. *-m* vernachlässigt, sondern *quisquam dignos* scandiert. und das got. *-h* in *jah*, das im 6 jh. im cod. A und der hs. der Skeireins allen möglichen conss. sich assimiliert, konnte zu anfang desselben jhs. wol graphisch, aber darum noch nicht, wie nach Luft, auch metrisch unterdrückt werden.

In *jad*, wenn der dichter diese form hörte, und *scapjam* ist einfach auslautender cons. mit folgendem anlautenden gleichen cons. je nur einmal geschrieben. in *matzia* wird *-a* für *-ā* = *-an* stehn. der cod. S(almassianus) hat *drincan*, was freilich nichts zwingendes gegen L.s *drigkam* zu beweisen vermag. derselbe einzig maſsgebende codex hat *eils* (das *citz* des andern cod. dürfen wir nicht 'ohne bedenken' mit *eils* 'verschränken', sondern es ist nichts als eine entstellung von *eils*) : schon aus diesem grund ist L.s *gails* abzuweisen und bei *hails* zu bleiben. das gotische anlautende *h* war eben, im gegensatz zum lat. *h*, das ein nichts war, noch ein etwas, das, wenn auch graphisch von den Römern ignoriert, als ein etwas vom dichter gefasst werden konnte, indem es mit dem *-r* position bildet. — übrigens hat, was aber für das epigramm nichts zur sache tut, L. s. 393 das '*ubi dicit. genuit* ·ç· *ponitur*' falsch verstanden : es bedeutet ja doch nicht, wie L. meint, dass das gotische *g* vor palatalen vocalen und auch vor *ai* in **gails* wie *j* laute und dass (wie es der unkundige notwendig aus L.s satze entnehmen muss) die Goten **gails* mit ihrem zeichen für *j* geschrieben hätten, sondern einfach, dass im gotischen für das got. *j*, di. für den laut, den das latein. *g* vor palatalen vocalen ('*ubi dicitur genuit*') hatte und der mit dem laut des latein. *i* cons. zusammenfiel, ç (das latein. zeichen für *g*) 'ponitur', die Goten dagegen für den laut des latein. *g* vor *a*, *o*, *u* ('*ubi dicitur gabriel*') und den laut got. *g* das zeichen griech. Γ 'ponunt'.

L. würde auch, wenn er Leos aufsatz gelesen hätte, nicht zu dem Maſsmannschen 'stoſsseufzer des dachstubenpoeten, den der Goten zecherlärm . . . störte', zurückgekehrt sein, sondern mit Grabow, Lichtenstein (Anz. VI 374 zum schlusse) und Leo das epigramm verstanden haben als eine klage, dass unter dem gotischen regiment die poesie nicht gedeihen könne. H. Möller.

'Der seele minnegarten und die perikopen' ist Altdeutsche blätter II 84 eine, ebenda 267 vervollständigte, mitteilung HHoffmanns

über dasjenige ms. der Hamburger stadtbibliothek betitelt, das jetzt nr 99 in scrinio ist. in dieser mitteilung ist die angabe 'Das erste gedicht, s. 1—11, zu anfange unvollständig, beginnt:

Sie hant oren die man sit
vñ en horen iedoch nit usw.'

irrig.

Mit den citierten versen beginnt allerdings s. 1 des codex, sie gehören aber ebensowenig wie alle übrigen verse der seiten 1—4 zu dem ersten gedichte. die beiden 1/2 und 3/4 paginierten, von demselben schreiber wie der übrige codex geschriebenen blätter sind nämlich nur eingeklebt; noch als Uffenbach die hs. katalogisierte (Bibliotheca Uffenbachiana mscta ... Halae ... 1720, IV, col. 5—6), war das 1/2 paginierte mit seiner vorderseite auf die innenseite des vorderdeckels, das 3/4 paginierte mit seiner rückseite auf die innenseite des hinterdeckels aufgezogen, und das letztere entspricht zeile für zeile den seiten 269/270, das erstere zeile für zeile den seiten 271/272, die zusammen das, durchaus correct eingeheftete, innerste blattpaar einer blattlage der perikopen bilden.

Die textabweichungen sind minimal, jedesfalls nicht derartig, dass sie den schreiber eventuell hätten auf den gedanken bringen können, die seiten 3/4 und 1/2 auszuschiefsen und durch eine neue abschrift des betr. perikopenstückes zu ersetzen. ebensowenig boten hierzu etwa äufserliche mängel der seiten 3/4 und 1/2 irgend anlass.

Der schreiber hat durch den ganzen codex hin, mit alleiniger ausnahme der seiten 10 und 11, einzelne verse um ihres inhalts willen durch ein paar davorgesetzte strichelchen ausgezeichnet, und von diesen strichpaaren hat der rubricator regelmäfsig eines um das andere mit einem paragraphenzeichen übermalt. da nun die seiten 3/4 und 1/2 jene strichelchen reichlich, aber keinerlei rot aufweisen, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie überbleibsel eines andern von demselben schreiber geschriebenen completen exemplars der perikopen seien; es ist vielmehr anzunehmen: entweder, dass unser schreiber die betr. partie versehentlich doppelt abgeschrieben habe und dann die eine abschrift, nämlich die seiten 3/4 und 1/2, als duplum ausgeschossen worden seien, oder dass ihm ein teil seiner copie zeitweilig abhanden gekommen sei und er diesen durch eine neue abschrift ersetzt habe. ob er mehr als das noch jetzt in duplo vorhandene doppelt abgeschrieben habe, lässt sich nicht ausmachen; auch nicht, ob die seiten 3/4 und 1/2 oder aber die seiten 269—272 die früher geschriebenen seien.

Auf alle fälle beginnt der erhaltene teil des ersten gedichtes erst mit seite 5, und zwar ohne überschrift mit den bereits von Uffenbach aao., wennschon nicht ganz correct, abgedruckten versen:

kvm der armen vader kvm usw.

dass dies nicht, wie man nach Uffenbach glauben sollte, der würkliche anfang des gedichtes ist, ergibt sich schon daraus, dass es s. 5, sp. 1, v. 36f heifst:

nů lost ſit ich nēnen wil
vch hie daȥ dritte ſtucke

und s. 6, sp. 1, v. 20f:

her noch ich vch benēnen wil
daȥ vierde ſtucke vn maȥen gvt

und dass s. 9, sp. 2, v. 13ff alle *vier ſtucke*, in umgekehrter reihenfolge, recapituliert werden:

Gehorſam iſt daȥ erſte
vnde auch da bi daȥ herſte
Daȥ ander iſt otmudekeit
die alle hohfart ie vermeit
Daȥ dritte iſt daȥ man alle mal
sich gode heÿmelichen ſal
Daȥ vierde iſt ſa geſchaffen
daȥ man vnnucȥiȥ claffen
Mit namen zů allen ȥiden
genczliche ſal vermiden
an allen enden hie vnde dort

ohne dass s. 5, sp. 1, v. 1—35 von einem *ersten* oder ausdrücklich von einem *andern ſtucke* die rede wäre.

Mit s. 5 beginnt ein completer quaternio, der vom schreiber selber auf ihrem untern rande als ‘II’ bezeichnet ist. davor fehlt also eine ganze lage; von dieser ist weiter nichts zurückgeblieben als der heftfaden.

Hamburg, 27 juni 1897. FRITZ BURG.

NACHTRAG ZU DEN SCHLIERBACHER FUNDEN (Zs. 42, 220ff). 226, 61 sca[te] . . n] *l.* sca[te]n 226, 68 frvht] *l.* brvht 226, 72 *die ergänzung des anl.* S *in* [S]alcke *ist unsicher* 222, *anm.* 2 Pater] *l.* Per Dominum nostrum etc. 223, 14 vhilfet] *l.* [Z]vhilfet.

Zell a. d. Pram, oct. 1898. KONRAD SCHIFFMANN.

ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN PHILOLOGIE.

1. Wilhelm Grimm an Friedrich Schlegel.

Wohlgeborner, Hochgeehrtester Herr!

Ich nehme mir die Freiheit, die Correspondenz meines Bruders mit Ihnen fortzusetzen, unsere gemeinschaftlichen Arbeiten, wodurch ich auch einen kleinen Beitrag zu Ihrem Museum geliefert, geben mir ein halbes Recht dazu. Mein Bruder ist seit diesem Jahr als Legationssecretär im Hauptquartier der Alliirten, durch diese Trennung, wie überhaupt durch die neue Zeit, die uns hoffentlich das Glück der alten wiedergibt, sind wir in unsern Verhältnifsen so wie in vielen unserer Arbeiten gestört worden; ich kann aber sagen mit Freuden, wir hoffen sie unter befsern

Aussichten und mit leichter und freier Brust wieder fortzusetzen. Bei der Bewegung in der man ietzt lebt und dem Antheil an der grofsen Sache läfst mich die Zeit, die mir übrig wäre, doch nicht oft zum ruhigen arbeiten kommen, zum Theil bin ich auch damit beschäfftigt unsere grofse Bibliothek durchzusehen, damit wir von den Franzosen das gestolene wieder fordern können.

Indefsen komme ich doch in Gegenwärtigem mit einer literar. Bitte an Ew. Wohlgeb. die aber wieder in Verbindung mit dem politischen steht. Wir haben im vorigen Dec. eine neue Ausgabe des armen Heinrich von Hartmann von der Aue zum besten unserer Freiwilligen angekündigt; der Müller.Text ist höchst verderbt, das Gedicht selbst von ausgezeichnetem Werth und überdies für diese Gelegenheit recht pafsend. An dieser Ausgabe soll natürlich keine Mühe gespart werden, von der vatic. Hs. erhalten wir durch Glöckle eine Abschrift, sehr angenehm war es mir daher, in der Anzeige des Ms. zu Colocza das unter dem Namen des GesammtAbentheuers eine Sammlung von kleinen Erzählungen enthält auch den armen Heinrich, No cxxv, zu finden. Diese neue Recension wird für die Critik des Textes gewifs von Nutzen seyn und ich habe in der Einlage den Herrn Kovachich zu Pest gebeten mir davon (so wie vom Reinhart Fuchs des Glichsener, der sich glücklicherweise auch noch einmal findet) eine Abschrift zu verschaffen. Da ich seine Adrefse nicht weifs, ist nun meine Bitte an Sie, ihm diesen Brief sobald als möglich, denn ich möchte die Arbeit in dieser Zeit beendigen, zukommen zu lafsen, wollten Sie ein paar empfehlende Worte hinzufügen, so wäre dies eine besondere Güte, für die ich sehr dankbar seyn würde.

Ich weifs nicht, ob Ihnen eine Sammlung von Kinder- und Hausmärchen, die wir, vor einem Jahr etwa, herausgegeben, zu Gesicht gekommen ist; es war längst meine Absicht Ihnen einmal ausführlich darüber zu schreiben und Sie um Ihre Ansicht und Urtheil zu bitten, was mir auch heute die Zeit nicht erlaubt. Uns ist das Buch werth, das wir mühsam gesammelt, weil wir Freude an diesen unschuldigen und doch auch bedeutenden Sagen haben, die dem schönsten menschlichen Leben so nahe stehen. In der Auffafsung mag man leicht für poetische Arbeiten ungeübte Hände erkennen, dafür sind sie auf der andern Seite auch treu und ohne falsche Zuthat. Dafs sie der Geschichte der einheimischen Poesie von Nutzen sind ist wohl klar und zeigt auch hin und wieder wie ich glaube der Anhang; allein es war auch die Absicht dabei, dafs das Buch als eins, das Leben und Poesie enthält, wirken möge, dafs es ein eigentliches Erziehungsbuch werde. Es ist ja nichts anders als eine Sammlung defsen, womit das Volk sich erbaut und erfreut und womit es seine Kinder aufzieht. Man hat eingewendet, dafs manches wo nicht anstöfsig, doch so sey, dafs man es Kindern nicht geradezu sagen dürfe, allein es lag fast immer blos in der Verschiedenheit der Sitten

und ich vertraue darauf, dafs ein gesunder Sinn nur das rechte sieht und findet. Ich mufs hier abbrechen, aber ich wünsche sehr Ihre Meinung darüber zu vernehmen.

Das Museum fährt ungestört fort, Sie haben diesesmal dort das Glück gehabt den Druck und das Zerstörende des nahen Kriegs nicht zu empfinden. Unsere Altdeutschen Wälder werden noch einige Monate müfsen ausgesetzt bleiben.

Mit vollkommener Hochachtung Ew. Wohlgeb. ergebenster

Cafsel am 16ten Febr. 1814. W. C. Grimm

Secretär der Bibliothek.

Diesen schönen brief habe ich im april auf einer Liepmannssohnschen auction erstanden. der katalog bezeichnete vdHagen als adressaten, was ganz unmöglich ist, denn sein und seiner genossen 'Museum für altdeutsche litteratur und kunst' war schon 1811 *entschlafen, und WGrimm hatte keinen grund, an den von ihm in den Heidelberger jahrbüchern scharf beurteilten mann solche äufserungen über die märchen zu richten oder gerade von dieser seite hilfe in Österreich zu erbitten. es handelt sich um Friedrich Schlegels Deutsches museum (Wien* 1812*f), dessen mitarbeiter Jacob war* (3, 53 *'Gedanken über mythos, epos und geschichte'), aber auch Wilhelm auf grund des gemeinsamen aufsatzes 'Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die brüder Grimm in Cassel'* (4,391). *Kovachich liefert* 4, 404*ff eine beschreibung der Kalocsaer handschrift, die* 1818 *von Majláth und Köffinger abgedruckt wurde, mit vollständigem inhaltsverzeichnis* (s. 410 LIII *'Dicz ist fuchs reinhart genannt', s.* 415 DXXV *'Dicz ist ein mere sich von den armen Heinrich'). — Der arme Heinrich* 1815 *s.* 142 *'Eine dritte neuerlich zu Colocza in Ungarn aufgefundene handschrift noch benutzen zu können, haben wir vergeblich gewartet ... der gelehrte Ungar Kovachich, auf reisen begriffen, hat zu spät geantwortet, dass er nach erfolgter rückkehr aufs freundlichste helfen wolle, jetzt aber kein andrer das geschäft übernehmen könne, indem selbst eine versendung der hs. nach Pest oder Wien unübersteigliche schwierigkeit habe, weil das domcapitel im besitz derselben sey'.*

2. Jahn an Bernd.

Berlin den 1ten des Brachmonds 1816.

Mit einer guten Gelegenheit, durch einen braven Deutschen, den Hauptmann Leopold von Gerlach schicke ich Ihnen 'Die Deutsche Turnkunst'. Ich hoffe Sie werden der Schrift einen Platz in Ihrer Bücherei vergönnen. Haben Sie so viel Mufse, so lesen Sie doch gefälligst den Vorbericht, und sagen mir unverhohlen Ihr Urtheil über meine Grundsätze der Wortbildung und deren Anwendung. Der vierte Abschnitt würde Ihnen vielleicht dann am Anziehendsten sein.

Vieweg hat mir mahl gesagt: Es würde noch ein Ergänzungsband zum Campe nachgeliefert werden. Wahrscheinlich haben

Sie dann auch die Besorgung. Auf diesen Fall will ich Ihnen bereitwillig meine Sammlungen als Nachlese zustellen. Es sind doch wenigstens ein Paar tausend Wörter die noch alle gäng und gebe sind, worunter viele so schon seit Luther Schriftsässigkeit haben.

Die Ankündigung von Krausens Urwortthum schicke ich Ihnen, um sie zu prüfen und auch Ihre Stimme als Worthalter in der Sprachgemeinde ab[zu]geben. Es ist jetzt ein Aufschwarken so vieler Sprachwolken die nur der lebendige Odem des Sprachgeistes aus einander wehen kann, der leidige Sprachkrittel reitet auf dem Höllhefs[1] blind zu Moder und Verwesung. Auch ich sollte ein Vor-Urtheil zur Ankündigung schreiben, was ich aber vor der Sprachgemeinde nicht zu verantworten glaubte.

Dies für sich. Sonst vertrage ich mich mit Wolke, Zeune, Dr. Karl Müller, der ein Verteutschwörterbuch der Kriegsprache versucht hat, recht gut, halte ihnen aber in der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache Obstand, wenn sie die Sprache verständigen wollen. Haben Sie Müllers Verteutschwörterbuch nicht, so will ich es Ihnen schicken.

Die Gesetzurkunde der Berl. Gesellschaft für Deutsche Sprache werden Sie mit dem Einladungsschreiben zur Mitgliedschaft bereits erhalten haben.

Sie sind uns nun an der Warthe näher, als an der Prosna, und werden gewifs im Slavenlande nicht versklaven.

Ihr ergebenster Friedrich Ludwig Jahn
Grofse Friedrichstrafse 208.

Quartblatt in meinem besitz, ohne bezeichnung des adressaten: Christian Samuel Theodor Bernd, neben Radlof mitarbeiter am Campischen wörterbuch, 1813 *gymnasiallehrer in Kalisch an der Prosna,* 1815 *in Posen. Krause ist der philosoph Karl Christian Friedrich Krause, der die Berliner gesellschaft für deutsche sprache gegründet und schon vor der Dresdener 'ausführlichen ankündigung eines vollständigen wörterbuchs oder urwortreichtums der deutschen sprache' den plan eines 'urworttums' vorgelegt hatte.*

3. Lachmann an Zeune.

1. Aprill 1835

Mein verehrter Freund,

Vom Verderben des Marktes ist unter uns gar nicht die Rede: nur quälen, drängen und treiben lafs ich mich nicht gern.

Der ganze Inhalt der beiden Handschriften, mit mühseliger Arbeit errungen, kommt in meiner Ausgabe jedem zu Gute, der das Verhältnifs der Nibelungenhandschriften im Ganzen betrachten will, wofür sie sehr wichtig sind, oder der in einem andern Zusammenhang etwas Einzelnes daraus zu brauchen Gelegenheit

[1] Höllhefs *deutlich, aber AKöster vermutet einleuchtend* 'Höllhest' *als das beabsichtigte und verweist auf Myth.*[4] 704.



hat. Dafs es zwei bisher unbekannte Hdss. sind, und ihr Verhältnifs, kann da den Leser angenehm überraschen, die Neuheit ihm den Gebrauch versüfsen. Aber eine allgemeine Notiz, wie sie nach der Bekanntschaft von einer halben Stunde sich geben läfst, kann nur die Frucht fahrender Neugier und nur ein unbefriedigendes Futter für die Neugier sein. Wer sie liest, dem wird die Überraschung, die er künftig nicht ohne Nutzen haben könnte, verdorben, und doch nichts Wissenswerthes und Zusammenhangendes geboten.

Dies, und nichts anders, ist mein Motiv Ihrer Notiz meinerseits keinen Vorschub zu leisten. Ich brauche beide Hdss. noch kurze Zeit, um nachzusehen wo ich etwa nicht aufmerksam gewesen bin. So lange bekommen Sie sie nicht wieder zu sehen. Nachher habe ich über beide nicht mehr zu verfügen, und Sie mögen dann thun was Sie nicht lassen können. Ob Meusebaeb es billigt dafs über die seinige etwas Unnöthiges gedruckt erscheint, mufs er selbst wissen : und damit er Ihre Absicht erfasse, schicke ich unsere Correspondenz eher an ihn als Sie diese Antwort erhalten.

Für mich würde der Erfolg kein andrer sein, als dafs ich zu meiner Beschreibung der Handschriften nichts hinzusetzen, sondern nur dies verschweigen würde, 'Eine unnütze Notiz hat früher schon Zeune gegeben'. Wenn es aber etwa ein anderer sagt, so bin ich daran unschuldig. Von Büsching wäre es freundschaftlicher gewesen, Ihre Notiz über Hartmanns Gregorius zu unterdrücken, als hinzuzusetzen 'Eine bessere Nachricht giebt folgender Aufsatz' (Wöchentl. Nachrichten 4, s. 121). Ob Sie aus Freundschaft gegen sich selbst etwa die Notiz über die Nibel.Hdss. unterdrücken wollen, werden Sie selbst entscheiden: auf die meinige hat Druck und Unterdrückung gleich wenig Einflufs, sondern ich bleibe unverändert Ihr ergebenster

Lachmann.

Von mir auf der Liepmannssohnschen auction im april erstanden. der name 'Zeune' ist im text und auf der adresse s. 4 ausradiert, zwei scharfe stellen mit rötel eingeklammert. es handelt sich um die handschriften J (1835 *von der kgl. bibliothek zu Berlin erworben, s. Lachmann* 2 *ausg. s.* VII) *und h* (*Lachmann s.* IX : *'h, eine papierhandschrift des funfzehnten jahrhunderts, hat der freiherr Karl Hartwig Gregor von Meusebach im jahr* 1830, *ich kann wol sagen mir und meiner ausgabe zu liebe gekauft. ich habe ihre lesarten nicht allein zum andenken an die damahlige freude, sondern weil einiges daraus zu lernen ist, in meinen anmerkungen stehen lassen, obgleich nachher leicht zu erkennen war dass sie nur abschrift von J ist'*). *er hat sie noch oder wider im frühjahr* 1841, *Wendeler s.* 244. *Zeune, schon von der recension des Wartburgkriegs her mit Lachmanns schärfe vertraut, beschränkte sich* 1835 *in vdHagens Germania* 1, 103 *auf die erklärung : 'Ob*

nicht die beiden kürzlich für Berlin gewonnenen handschriften, eine auf papier, eine auf pergament, in die mir herr professor Lachmann, welcher beide jetzt in seiner wohnung hat, freundlich einsicht gestattete, für die örtlichkeit dieser jagd eine neue, vielleicht die richtigste bestimmung, enthalten, will ich jetzt zurückhalten, da wir in kurzem in dem zweiten bande zur Lachmannschen ausgabe einen ausführlichen bericht darüber erhalten werden'. dagegen liefs es sich vdHagen nicht nehmen, ebenda s. 179 *auf die beiden hss. hinzuweisen und s.* 251 *ff ausführlich über J zu berichten. Lachmann ignoriert ihn. für Zeune hatte er trotz alledem ein gewisses humoristisches wolwollen, man denke nur an die drollige anekdote von Z. als luftschiffer im Grimm-Meusebachischen briefwechsel s.* 101 (*s.* 224 *Z. bei Goethe*); 1840 *aber, als Z. sich erdreistet über entweihung der Nibelungen zu sprechen, schilt er ihn verächtlich* (*an Haupt, Vahlen s.* 60 *vgl.* 247 *und* 126*f*).

4. Jacob Grimm an Wurm.

Hochgeehrter herr professor,

im drange von arbeiten und geschäften gelange ich erst heute zur beantwortung Ihrer gütigen zuschrift vom 8. d. m. Ihre samlungen zum deutschen sprachschatz, die Sie sich uns zu überlassen entschliefsen wollen, enthalten nach der mitgetheilten probe ohne zweifel reichhaltiges, unserm wörterbuch dienendes material. Darf ich Ihnen dafür ein exemplar desselben anbieten? das ist wenig, aber viel mehr ist das bewustsein, mühsame eigne collectaneen herzugeben zur verwendung in ein vaterländisches werk, in welchem sie ihre rechte stelle finden, ohne welches sie möglicherweise ungenutzt liegen bleiben würden. Falls Sie bei Ihrem entschlufs beharren, bitte ich die sechs folianten Ihrer samlung an die Weidmannsche buchhandlung in Leipzig abzusenden; meinen lebhaften dank dafür werde ich im verfolg des werks noch vielfachen anlafs finden Ihnen zu wiederholen. sprache und literatur sind der Deutschen heiligste gemeinschaft, auf deren grund ihnen dereinst auch eine ausgedehntere zu theil werden wird und mufz. Hochachtend und ergebenst

Berlin 22 mai 1852. Jacob Grimm.

Das blatt hat mir vor jahren in Strafsburg die wittwe des Münchner sinologen und historikers Karl Friedrich Neumann geschenkt, nebst andern, die zweifellos an ihn selbst gerichtet sind; doch erscheint er, überhaupt auf ganz fremden gebieten tätig, in Jacobs vorrede sp. XLII *nicht unter den helfern und wird den brief als autograph erhalten haben. es ist wol an den Münchner Wurm zu denken. Jacob schreibt den* 17 *dec.* 1852 *an SHirzel* (*Anzeiger der zeitschrift für deutsches altertum* 34 — *Anz.* 16 = 226; *vgl. Hirzel* 35, 242*f*): *'dieser Wurm ist es, der mir seine collectionen nach erscheinen der ersten lieferung antrug, ich lehnte sie aber aus ursachen ab und dafür sucht er sich nun zu rächen. es kann*

ihm aber zuletzt sehr übel bekommen'. ihm und Sanders, der seine concurrenzarbeit Uhland widmen wollte, doch von dem freunde der brüder Grimm zurückgewiesen wurde, gilt ja die bittre abwehr im vorwort sp. LXVIII : *'Zwei spinnen sind auf die kräuter dieses wortgartens gekrochen und haben ihr gift ausgelassen . . . ihr frevel ist unsrer öffentlichen zerrissenheit ein zeichen. alles dankes, der ihrem armen flicken am zeug sonst vielleicht geworden wäre, gehn sie baar'.*

ERICH SCHMIDT.

VON JACOB GRIMMS 67 GEBURTSTAGE.

Aus einem briefe WWattenbachs an seine schwester Sophie, Berlin den 6 jan. 1852, *mitgeteilt von* E. DUEMMLER.

'Vorgestern wurde Jakob Grimms Geburtstag mit einer Gesellschaft gefeiert wozu sie mich auch eingeladen hatten. Homeyer brachte seine gesundheit aus, Jakob sprach in seiner eigenthümlichen Weise von seinen 67 Jahren, und dafs er noch Kraft und Frische zur Arbeit, und Lust zum Leben in sich fühle, auch es als ein gutes Omen annehme, dafs ihm eben heute der erste Druckbogen des weitaussehenden Wörterbuchs gebracht sei. Herzliche Worte von Wilhelm, mit grofser Rührung allerseits, die dann durch Jakob und Lepsius sich in Scherz und Heiterkeit auflöste. bei Tisch vergofs Rudolf ein ganzes Theebrett gefüllter Weingläser über Kortüm und Gerhard; da bald nachher der alte Jakob sich unserem Tische näherte, sagte Curtius zu ihm : Bei Ihnen fliefst ja der Wein in Strömen. J. warf einen Blick auf unsern Tisch, und erwiederte : Ah! Sie wollen andeuten, dafs Sie keinen Wein haben, und eilte fort ihn zu schaffen. Das machte einen höchst komischen Effect'.

Am 18 october 1898 starb zu Dresden prof. FRANZ MAGNUS BÖHME, der, auf den bahnen Erks wandelnd, der geschichte der volkstümlichen deutschen musik in fleifsiger sammeltätigkeit reiches material zugeführt hat. — am 23 october erlag in Berlin dr WILHELM LUFT, kaum 27 jahr alt, plötzlich einem herzleiden, das den altdeutschen studien einen strebenden und scharfsinnigen jünger raubte.

WILHELM STREITBERG wurde als ao. professor der vergleichenden sprachwissenschaft an die akademie zu Münster berufen. — ebendort hat FRANZ JOSTES mit dem titel professor seine lehrtätigkeit wider aufgenommen. — der privatdocent dr ALBERT LEITZMANN zu Jena wurde zum extraordinarius befördert.

Prof. PAUL FÖRSTER in Bonn folgt einem rufe als professor der englischen philologie an die universität Würzburg.

Habilitiert haben sich: an der universität Wien dr THEODOR RITTER VON GRIENBERGER für germanische sprachgeschichte und altertumskunde, an der universität Giefsen dr KARL HELM für deutsche philologie.

In den personalnotizen des vorigen heftes muss es statt KELLNER heifsen: KELLER.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 2 mai 1899

Abriss der urgermanischen lautlehre mit besonderer rücksicht auf die nordischen sprachen zum gebrauch bei akademischen vorlesungen. von Adolf Noreen. vom verfasser selbst besorgte bearbeitung nach dem schwedischen original. Strafsburg, Karl JTrübner, 1894. xii und 279 ss. 8°. — 5 m.

Von einer geplanten ausführlichen besprechung des obengenannten vortrefflichen buches, die aber, weil sie zuviel material in sich aufnehmen sollte, liegen blieb, gestatt ich mir, von der redaction aufgefordert, folgendes noch jetzt mitzuteilen.

Zu teil i: die sonanten (s. 1—102). am wenigsten wird in Noreens buch seine darstellung des ablauts auf allgemeine zustimmung rechnen können. dem studierenden, für welchen das buch bestimmt ist, müssen die erscheinungen des ablauts in N.s darstellung als vollständige regellosigkeit erscheinen. richtig wird zwischen einem qualitativen und einem quantitativen ablaut unterschieden. die theorie, dass dieser 'durch veränderungen der tonstärke hervorgerufen sei' 'dürfte' nach N. (s. 38) 'für viele fälle das richtige getroffen haben', die annahme dagegen, dass jener 'veränderungen der tonhöhe' seine entstehung verdanke, 'im wesentlichen verfehlt sein'. dem gegenüber halte ich, wie Hirt (Ark. f. nord. filol. xii 83), diese letztere annahme 'für einen der best begründeten puncte des idg. vocalsystems'. der unterschied zwischen qualitativem und quantitativem ablaut wird aber von N. rein mechanisch gefasst. die ablaute *ē* : *a* (§ 18) und *ă̄ ē̆ ŏ̄* : *ə* (§ 20), die mit formen des quantitativen ablauts wie *ā* : *a* (§ 23), *a e o* : — (§ 29) durchaus auf einer stufe stehn, werden zum qualitativen ablaut (§§ 12—22) gestellt, ohne dass ein wort davon gesagt wird, dass jene ablaute anders zu beurteilen sind als ein ablaut *e* : *o*. zum quantitativen ablaut wird dagegen der vocalwechsel dehnungs-*ē* : *e* gestellt (*nēmum* : *niman* usw., § 24) ohne ein wort der erklärung und ohne eine bemerkung über den unterschied von dehnungsvocal und altem langen vocal. wie überhaupt in der regel der lange vocal vorangestellt wird, so dass als erste form des qualitativen ablauts der ablaut *ē* : *ō* behandelt wird (§ 12) vor dem ablaut *e* : *o* (§ 13), so wird beim vocalwechsel dehnungs-*ē* : *e* vom langen vocal ausgegangen, was historisch betrachtet dasselbe ist, wie wenn man beim vocalwechsel italien. *viéne* : *venite*, *suóle* : *soléte* aus *vĕ́nit*, *sŏ́let* : *vĕnī́mus*, *sŏlḗmus* vom

ie, uo oder der diesen diphthongen zu grunde liegenden dehnung *ē, ō* ausgehn wollte. umgekehrt wird dagegen beim ablaut *e* : dehnungs-*ō*, wo zufällig diese beiden formen neben einander zu belegen sind (§ 15), von der kürze ausgegangen und derselbe zum qualitativen ablaut gestellt. also *e* in aisl. *suefn* ist (s. 72) quantitativer ablaut von *ē* in aisl. *suǽfa* 'einschläfern', *ō* in aschwed. *sōva* 'einschläfern' dagegen (s. 54) widerum qualitativer ablaut jenes *e*. überall werden nur je zwei glieder einander gegenübergestellt, so dass eine und dieselbe ablautform in sehr verschiedenen reihen widerkehren kann, was auch alles sehr wol angienge, wenn nur irgendwo eine tabelle den lernenden über das verhältnis dieser verschiedenen reihen zu einander aufklärte. sollte nicht alles reinlich aufgehn, so würde niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn aus gründen wie den von N. in den 'einleitenden bemerkungen' § 11 dargelegten ein irrationaler rest bei ihm aufserhalb des systems verbliebe. aber ein system, geboten auf die selbstverständliche und dem lernenden nicht verborgen gelassene gefahr des irrens hin, ist dem lernenden nützlicher und dem mann der wissenschaft als leser, soweit derselbe darüber denkt wie ich, auch wenn er selbst das gebotene system für ungenügend und wesentlich unrichtig halten sollte, wenn nur der verfasser es für möglich und vielleicht richtig hält, in einem wissenschaftlichen buche weit lieber als gar kein system.

Während vereinzelt, so s. 165 beim worte *teikn* ahd. *zeihhan*, mitgeteilt wird, dass die vorliegenden formen 'durch ausgleichung eines ablautenden paradigmas' entstanden seien, und zwar eines nicht mit grundsprachlichen sondern in germanischen lauten von N. angesetzten, wird in manchen andern fällen, wo sie zur erklärung der vorliegenden doppelformen sehr angebracht gewesen wäre, eine entsprechende bemerkung unterdrückt. so wird die als beleg für den ablaut *er* : *r̥* s. 97 angeführte differenz westnord. (*Inge-, Þor-*)*biǫrg* und ostnord. (*Inge-*, *Val-*)*borg* doch gewis auch nach der auffassung N.s, der Beitr. 7, 431 ff (1879) den ablaut in der germ. nominalflexion aufdeckte, sich durch ausgleichung nach verschiedener richtung hin aus einem paradigma germ. *-berʒō*, gen. *burʒáz* erklären. (dass diese und hundert ähnliche doppelformen nicht von einem accentwechsel innerhalb der nominalflexion herrühren, bringt Hirt mich nicht zu glauben.) daneben würde die anführung des neutralen collectivs auf *-io-* von 'berg', *-berʒi̯a-* (ahd. *ga-pirgi*) und *-burʒi̯a-* (*Ἀσκι-βούργιο-ν ὄρος*, saltus Teuto-*burg*iensis, vgl. Much Beitr. 20, 9) am richtigen orte sein. s. 63 bei anführung des suffixes germ. *-in-* : *-un-* vermiss ich die erwähnung der doppelheit got. (*Saur*)*-ini* ahd. *-in* acc. *-inna* und an. *-ynja* (vgl. Kluge Nom. stammb. § 39—42, Wilmanns DGr. II § 240 ff und die dort angeführte litteratur); das *-un-* auch hd. und nd. in formen wie ahd. *Buochunna* (a. 922, *Puohunna* a. 888, s. Förstem.), woneben

der urspr. nom. auf *-enī* durch silva *Baceni*-s = germ. *Bōkenī* di. 'buchin' bezeugt ist. — zu *-ter-* : *-tr-* oder *-er-* : *-r-* s. 86 stellt sich *Bructeri* und daneben der name des gaus *Borahtra* (vgl. Much Beitr. 17, 143); zu *-es-* : *-s-* ebda der name der Ems, germ. acc. *Amesįā*^{n} (Tac. *Amisia*), und daneben *Amsi-* im namen der *Ampsi*-varii, welche zusammengehörigkeit Müllenhoff läugnete, weil ihm der schwund des vocals noch undenkbar schien; dazu *Ôsna*-bruggi, Osnabrück am nebenfluss der Ems, der Hase, di. 'brücke der Ἀμψάνων' [1].

Das *ē*, das im hd. zu *ea, ia, ie* diphthongiert wird, wird von N. s. 30, wie gegenwärtig noch von den meisten, als 'geschlossenes *ē*' angesetzt, während es vielmehr (und entsprechend natürlich das germ. *ō*, woraus hd. *oa, ua, uo*) ursprünglich und im hd. und ndfrk. bis zur diphthongierung, offen gewesen ist, s. ref. KZ. 24, 508 ff (1878), JFranck Anz. XVII 191, Zs. 40, 51 ff und dort angeführte litteratur, Mackel Zs. 40, 254 ff, Kossinna Zur gesch. d. vn. Griechen (Trübnersche Weinholdfestschr. 1896). wenn ich jenes *ē* als 'offen' ansetze, so mein ich damit nicht ein geschlossenes (narrow) *æ̂*, sondern ein 'wide' *ē* (s. Zur ahd. alliterationsp. s. 67). dass das romanische aus offenem lat. *ĕ ŏ* durch dehnung erwachsene *ē ō*, woraus *ie uo*, und das mit jenem gleichlautende *ē* aus lat. *ae* offen gewesen ist, wird anerkannt: warum soll es dort ein offener, hier im germ. ein geschlossener laut gewesen sein, der, zt. in denselben ins germ. mit *ē ō* herübergenommenen wörtern, die gleiche diphthongierung mit demselben resultat erfährt? die lateinischen l a n g e n *ē*, die im hd. in ä l t e r e n lehnwörtern die gleiche diphthongierung erfahren, sind nicht gegen den offenen charakter des germ. *ē* ins feld zu führen: wahrscheinlich sind diese lat. *ē* bereits in den ersten jhh. unserer zeitrechnung, zu einer zeit wo lat. *ē* noch die länge des *ĕ* war, v o r der zeit wo die lat. grammatiker das *ē* als geschlossen bezeichnen, dem germ. zugegangen; jedesfalls war der laut, wo und soweit derselbe diphthongiert wurde zur zeit der diphthongierung (ahd. *meas, ziagal, ziahha, bieza*) und soweit derselbe im nd. und ae. durch *ê* vertreten ist (mnd. *têgel, têke, bête*, ae. *bête, mêse*) [2], genau derselbe laut, wie der der weit später auf-

[1] dieser gen. plur. bei Strabo p. 292 in den hss. (Müllenhoff Ἀμψιανῶν nach p. 291, wo die hss. Καμψιανοί). die länge des *ô* in *Ôsna-* (mit der qualität = got. *ô*) bezeugen die mundartlichen formen, ostwestfäl. *Aufen-*, Ravensberg *Eofenbrügge*.

[2] mnl. *bête*, nnl. *beet* muss aus dem nd. entlehnt sein. mnl. *tíke*, nnl. *tijk* weist auf *thêca* mit geschlossenem *ê*: entweder ist das wort mit diesem laut am untern Rhein soviel später herübergenommen, oder das lat. *ē* ist im nordwesten am untern Rhein früher geschlossen geworden als im süden an der Donau. (ebenso ae. *mýse* wenn = *míse*, oder in dieser form noch später herübergenommen zu der zeit, wo ahd. *spísa*?) oder wenn lat. *ē* schon zur zeit der ältesten entlehnungen geschlossen gewesen sein sollte, dann ist dieser im germ. fehlende laut im süden und wo das betr. wort von süden her aufgenommen wurde, durch offenes *ē*, im nordwesten am

genommenen aber zugleich diphthongierten gedehnten lat. kürze und der des ebenfalls gleichzeitig diphthongierten *ē* in germ. wörtern.

N. behandelt dieses *ē*, soweit es sich in germ. wörtern findet, in § 10 unter einer überschrift, unter der schwerlich jemand es suchen wird, als 'contraction'. mindestens hätte dieser überschrift ein fragezeichen hinzugefügt sein müssen, da N. im texte selbst die 'genesis' dieses *ē* als 'noch nicht ganz klar' und es nur als 'wahrscheinlich' bezeichnet, dass es 'durch contraction aus anteconsonantischem ieur. *ēį* entstanden, was besonders daraus hervorgehen dürfte, dass neben dem betreffenden *ē* in verwanten wörtern *ai*, *ī*, *i* oder deren vertreter stehen'. dieser letzte umstand deutet weit eher auf eine entstehung aus *i* als aus *ēį*. das *ē* ist m. e. aus ursprünglichem kurzem (offenen) *e* (mnd. *hêde* aus *hezdō*, mnl. *herde* ae. *heorde*, bei N. fehlend; *kên* aus **kezna*- aus *ʒesnó-*? vgl. HPedersen IF. 5, 60 [1]), oder, wie aus dem von N. zusammengestellten material selbst hervorgeht, in den meisten fällen aus einem aus *ĭ* erwachsenen (offenen) *e* entstanden [2], in den meisten fällen vor germ. *z* > *R* (vgl. lat. *sero*, *fore* aus **sizō*, **fuzi*, germ. *iz* > *eR* > westg. *ē*, *mē* neben hd. *mir*, *wē* neben hd. *wir* aus enklitischem germ. *viz* neben hochtonigem germ. *vejez*, as. *mêda* ae. *méd* 'miete' neben got. *mizdō* ae. *meord*), aufserdem vor dem spiranten germ. *ʒ* (ahd. *stiega* ua., vgl. Ehrismann Littbl. 16, 219), vor *r* (*hēr* aus **hir*) und vielleicht noch vereinzelt vor andern conss. *Frēso* ist vielleicht contamination von *Frīs*- und *FrēR*- aus *Friz*-. (*mēs* ist sicher das entlehnte *mēsa* = *mensa*, nicht, wie N. s. 31. 192 will, als ein urspr. **mēįd-to*- zu got. *maitan* und den von Lidén Beitr. 15, 512f behandelten wörtern gehörig.) die auf Jellinek Beitr. 15, 300 (und Sievers ebd. 18, 409f) zurückgehnde, auch von Kossinna und zt. von Franck s. 53 vertretene ansicht, dass das *ē* aus *ēi* erwachsen sei, ist überall da, wo die ablautreihe *ei oi i* vorligt und der folgende cons. mit zur wurzel gehört, di. für die meisten fälle, völlig unmöglich. statt von einer 'contraction' wäre also m. e. richtiger von einer 'dehnung' zu reden gewesen. die regel für den eintritt dieser dehnung ist freilich noch unklar.

Als ergebnis vermeintlicher 'contraction' behandelt N. in dem-

untern Rhein aber durch *ī* widergegeben worden, wie letzteres in einer jüngeren periode allgemein geschah; vgl. Franck aao. s. 45ff. das vereinzelte frühe *ī* aus geschlossenem *ē* beweist eben indirect, dass das ihm zur seite stehnde später diphthongierte *ē* aus lat. *ē* nicht ein geschlossenes *ē* gewesen sein kann.

[1] 'kien' könnte jedoch auch das entlehnte **kē-ni*- oder **kē-no*- einer nachbarsprache sein, dessen wurzelsilbe mit monophthongierung eines urspr. diphthongen dem germ. *hai*- in got. *hais* 'fackel' entsprochen hätte.

[2] vgl. KZ. 24, 511. ebenso Holz Urgerm. geschl. *ē*, Leipz. 1890 s. 7ff, bei dem freilich viel unrichtiges, dem ich aber in den hauptpuncten recht gebe.

selben § 10 aufserdem noch unter 2 das *ū* in *būan*, das antesonantisch aus *ōu̯* entstanden sein soll (während es eher zum *ōu̯* in einem ablautverhältnis steht), und dem das got. *au* vor voc. gleichgesetzt wird (welches meiner überzeugung nach vielmehr aus *ō* entstanden ist, das zt. aus *ōu̯*, vgl. Anz. xx 117 ff), und unter 3 ein analoges *ī*, das N. antesonantisch aus *ēi̯* entstehn lässt, und dem im got. *ai* entsprechen soll. dieses letzte ist meiner überzeugung nach sicher unrichtig (das got. *ai* vor voc. ist vielmehr aus *i̯* oder *ē* entstanden): ahd. *fīant* ist nicht = got. **faiands*, wie es nach N. s. 36 scheinen muss, der nur das got. *faian* jenem particip zur seite stellt und das got. *fijands* gar nicht erwähnt, und die *Suiones* des Tac., aisl. *Suíar*, waren nicht, wie N. ansetzt, got. **Swaians*, sondern sicher **Swijans* (die *Suiones* sind aus, wenigstens im weiteren sinne, gotischer, nicht aus nordischer mundart von den Römern erkundet).

Das afr. *lógia, útlógia* '(eine jungfrau) verheiraten', dann auch medial (von der frau) 'verheiratet werden', ist nicht (N. s. 43. 77) germanische bildung der *ō*-stufe von der wurzel *legh-*, sondern vielmehr das lat. *locāre* (aliquam alicui) 'verheiraten', herübergenommen innerhalb der jüngeren schicht der lat. lehnwörter (s. KZ. 24, 510), die für lat. *ĕ ŏ* in offner silbe das gedehnte offne *ē ō*, woraus as. afr. ae. an. *é ó* (*breve, domus, schola, probāre*, ae. *prófian*, afr. *próvia*, an. *prófa*), und für lat. tenuis und media zwischen vocalen den westroman. tönenden spiranten zeigt (wie in ahd. *spiagal, cruogo, fīga* aus *speculum, crocus, fīcus*).

Zu teil II: die consonanten (s. 103—234). s. 115: 'nach einem (ursprünglichen oder erst durch die ... lautverschiebung entstandenen) spiranten bleibt jedoch ein [l. eine] ieur. tenuis unverschoben, oder vielleicht ist der fall der, dass die einmal durch lautverschiebung entstandenen spiranten in der betreffenden stellung wider zu tenues geworden sind (s. Meringer Zfdög. 39, 140 f)'. die regel wird darauf im einzelnen s. 116 f in der form einer reihe von ausnahmen von der lautverschiebung mit den worten vorgetragen: 'dagegen in der verbindung *sp*' (*st, ft, ht, sk*) 'bleibt' die tenuis, oder 'unterbleibt die verschiebung'. es kann m. e. keinem zweifel unterliegen, dass Meringer mit seiner kurzen andeutung aao. s. 141 recht hat (ich habe, unabhängig von Meringer, seit jahren in meinen vorlesungen den hergang demgemäfs dargestellt). die tenuis ist nicht 'geblieben', vielmehr gibt die germ. tenuis an stelle der indogerm. tenuis, einen vorzüglichen beleg dafür ab, dass, wenn irgendwo ein laut an der stelle desselben lautes einer älteren sprachperiode begegnet, der gewöhnlich ohne weiteres gezogene schluss, dass eben derselbe laut die ganze zwischenzeit hindurch dieselbe stelle eingenommen habe, sehr leicht ein fehlschluss sein kann[1]. die wandlung eines ton-

[1] vgl. EZupitza KZ. 35, 253 f: 'wir ... lassen einen sprachlichen process gern den verlauf nehmen, den der mensch, hätte er in der angelegen-

losen spiranten nach tonlosem spiranten in die tenuis ist ein geläufiger lautübergang, zb. im neugriechischen[1]: dass in derselben weise die aus vorgerm. *pt kt, sp st sk*[2] hervorgegangenen germ. *ft χt, sp st sk* secundär aus urgerm. *fþ χþ, sf sþ sχ* (das *f* überall bilabial) entstanden sind, dafür sehe ich 1) einen beweis in der behandlung des vorgerm. *tt*, s. u.; aufserdem spricht dafür 2) die behandlung der germ. tonlosen spiranten *f þ χ* als vertreter der urspr. tenuisaspiraten *ph th kh*, die nach vorhergehendem tonlosen spiranten ebenfalls zu tenues *p t k* geworden sind (N. § 36: in der verbindung *sph* 'bleibt' *ph* als germ. *p*; nach ursprünglichem oder secundärem *s, f, h* 'bleibt' *th* als *t*, usw., got. *slōht* 'schlugst' aus *-ktha*). 3) der umstand, dass urgerm. *fþ, χþ* uns vereinzelt noch tatsächlich überliefert scheinen: Caesar, der *Tenchtheri* schrieb, wofür später *Tencteri*, hörte in diesem namen gewis noch germ. *χþ*; in 'Matribus *Vapthiabus*'[3] bezeichnet *pth* (für sonst übliches *pt* = germ. *ft*) gewis noch germ. *fþ*: diese *th* sind als zeugnisse für urgerm. *þ* nach *χ, f* zunächst natürlich für ein bestimmtes gebiet innerhalb der bestimmten zeit aufzufassen, indem die wandlung des spiranten in die tenuis, wie namentlich der folgende vierte punct zeigt, nicht auf dem ganzen germ. gebiete gleichmäfsig vor sich gegangen ist[4]. 4 das im nl. und westfäl. bis heute erhaltene *sch* = *sχ* ist in meinen augen das gebliebene urgerm. *sχ*, nicht secundär wider aus *sk* hervorgegangen. dass das jüngere nhd. nnd. (aufser westfäl.) *š* nicht aus *sk*, sondern aus *sχ*, mhd. mnd. *sch*, hervorgegangen ist (auf dem wege *sš* > *šš*,

heit etwas zu sagen gehabt, als den einfachsten und praktischsten vorgeschlagen hätte. aber die sprache ist origineller als der sprachforscher; um von einem punct zum andern zu gelangen, bedient sie sich durchaus nicht immer der geraden linie als des kürzesten weges, sondern geht in die kreuz und quer, oft auch rückwärts wie zu erneutem anlauf'.

[1] vgl. AThumb Handbuch der neugriech. volksspr., Strafsburg 1895, s. 13. *ϑ* wird nach jedem *σ, φ, χ* zu *τ*: *αἰστάνομαι* 'fühle', *φτάνω* 'erreiche', *λεύτερος* (*υτ* = *φτ*) 'frei', *ἐχτρός* 'feind'; *σχ* wird *σκ*: *σκίζω* 'spalte', *σκολειό* 'schule', *ἄσκημος* 'ungestalt, hässlich'; *σφ* dialektisch zu *σπ*: *σπάζω* 'schlachte', *σπίγγω* 'presse'. ebenso wird im au. *þ* (aus ð) nach *s, f* zu *t*, s. Noreen Aisl. gr. § 183, 2 a. c; im ae. *sþ* zu *st*, s. Sievers Ags. gr. § 201, 6, wozu noch das adän. lehnwort ae. (Chron. a. 1012) me. *husting*, ne. *hustings*; im jüngern engl. *fþ, sþ* zu *ft, st* (ae. *þeofð*, me. älter *þeofðe*, jünger *þefte*, ne. *theft*, ae. *nos-ðyrl*, ne. *nostril*); die unbequemheit des *sþ* tritt ne. noch zu tage in der gestaltung griechischer fremdwörter wie *asthma*, *Isthmus*, in denen griech. *th*, abweichend von der allgemeinen regel, ne. = *t*; entsprechend ist im anlaut *phth* ne. zu (*ft*, woraus nach abwerfung des *f*) *t* geworden (*phthisic* = *tĭzik*).

[2] *k* setz ich hier und im folgenden der kürze wegen für urspr. *c k q*.

[3] CIRhen. ed. Brambach nr 1993. vgl. Much Zs. 35, 318. der name, germ. *vaftī*, bedeutet eher 'weberin' als (wie Kern Revue celtique 2, 177 annahm) mit dialektischem *ft* für *χt* 'wächterin, hüterin'.

[4] beide namensformen mit *fþ, χþ* werden vielleicht allgemein mittelfränkisch, in erster linie jedoch ubisch gewesen sein. für die inschrift vermutet Much aao. ubische herkunft, und auch der name der *Tenchtheri* wird mit *χþ* von Caesar in erster linie aus ubischem munde gehört sein, s. BG. IV 8. das ihm nicht wie *χϑ* vom griech. her geläufige gall. *χt* schrieb Caesar *ct*.

oder stellenweise, besonders hd. *šχ* > *šš*, > *š*), wird gewis allgemein anerkannt (die wandlung *sk* > *š* ist nur in dem falle eine geläufige, dass palatalisierung vorligt, wie im italien., schwed. und zt. engl., *sk*ⁱ > *stš* > *sš* oder *štš* > *šš* > *š*). spontane wandlung eines *sk* in *sχ* aber ist nichts weniger als eine geläufige, so wenig wie die des *sp* in *sf*: geläufig ist nur die umgekehrte wandlung, wie die des *χs*, *φs* in *ks*, *ps*[1], so die des *sχ* in *sk*: nur im zusammenhang mit einer allgemeinen wandlung aller *k* in *χ*, wie die germ. lautverschiebung (denn die hd. verschiebung kann hier nicht in betracht kommen), kann die wandlung *sk* in *sχ* verstanden werden. die Römer geben germanisches *sχ*, wo sie es hörten (wie in *Xerusχōz* oder *Herusχōz*, *Sχaðinauχā-*), in sprache und schrift durch ihr *sc* wider, und diese röm. schreibung hat sich ununterbrochen bis in die ahd. und and. zeit hinein fortgesetzt. ich glaube, dass ahd. anfrk. as. *sc* in grofser ausdehnung in würklichkeit ein *sχ* gewesen ist; anderseits aber ist anzunehmen, dass, wie im gotischen, so auch im altdeutschen das urgerm. *sχ* vielfach würklich in *sk* übergegangen ist, dem übergang der *sf*, *sþ* in *sp*, *st* parallel: auf der grenze zum mhd. und mnd. wird dann von einem zusammenhangenden gröfseren gebiete aus, wo sich das *sχ* constant gehalten (vielleicht dem nordwestdeutschen), dieses sich verbreitet und das *sk* verdrängt haben und zwar nicht durch einen eigentlich lautphysiologischen vorgang[2].

Wenn vorgerm. *sk st kt pt* durch die germ. lautverschiebung zu *sχ sþ χþ fþ* geworden ist, dann m ü s s e n vorgerm. *tk*, *tt* (und *tth*, N. s. 190 ff), wenn diese verbindungen bestanden und nicht statt derselben bereits älter *tsk*, *tst* (*tsth*) eingetreten war (s. u.), zu *þχ*, *þþ* geworden sein (und vorgerm. *kk*, *pp*, wenn es solche gab, zu *χχ*, *ff*). (N.s bemerkung zu anfang des § 35, unmittelbar auf die oben s. 117 angeführten sätze von der nichtverschiebung der tenues nach spiranten folgend: 'möglicherweise sind auch die durch assimilation eines nasals mit einem [l. einer] vorhergehenden tenuis entstandenen germ. geminaten *pp*, *tt*, *kk* schon ieur. vorhanden, also unverschoben'[3], ist demnach, wenn ich recht habe, abzuweisen.) umgekehrt, wenn vorgerm. *tt* im german. zu *þþ* verschoben ist, dann m u s s vorgerm. *pt*, *kt* und *s* + tenuis durch die lautverschiebung geworden sein, was oben gelehrt. ur-

[1] vgl. neugriech. *αυσ*, *ευσ* > *αψ*, *εψ*, Thumb s. 14.

[2] indem ich oben nur vom hd. und nd. rede, will ich damit keineswegs für nördlichere fries.-engl. mundarten die möglichkeit der längeren erhaltung des *sχ* abweisen, wie auch anderseits die widereinsetzung des *sχ* nicht an der grenze des deutschen halt gemacht hat. ich führe hier nur an, dass auf der insel Sylt an stelle des zu meiner zeit geltenden *sk* früher nach sichern positiven zeugnissen allgemein *s* mit folgendem velaren spiranten gesprochen worden ist, entweder bewahrung des urgerm. *sχ* oder nachahmung des nd. oder nl. *sχ*. in unserm jh. dringt ebenso auf dem wege der mode *š* für *sk* aus dem nd. in nordfries. gegenden vor, das *sk* verdrängend.

[3] vgl. KZ. 24, 517 und dazu Beitr. 7, 460 anm. 2.

germ. *þχ* aus *tk* ist später zu *sχ* (und dieses in derselben ausdehnung wie das aus *sk* entstandene *sχ* zu *sk*), urgerm. *þþ* später zu germ. *ss* geworden. dass dieses *ss* aus *þþ* hervorgegangen und vorgerm. *tt* durch die lautverschiebung *þþ* geworden ist, hab ich bereits Beitr. 7, 460 behauptet (das letztere damals zunächst nur für die stellung vor der tonsilbe, während ich es seit Kluges darlegung Beitr. 9, 150 f für alle fälle angenommen habe), und ich habe seitdem trotz allem widerspruch daran festgehalten, und eben als notwendige consequenz dieses satzes hat sich mir nicht lange nachher das oben dargelegte über die verschiebung der tenues nach spiranten ergeben. Kluges lehre (aao. 151), dass vorgerm. *tt* zu germ. *þt* geworden sei, ist unmöglich, denn wenn *tt* (nicht *tst*) urgerm. *þt*, dann ist *tk* (nicht *tsk*) urgerm. *þk*, und wie dieses tatsächlich germ. *sk* (N. s. 116 f), so wäre jenes *þt* germ. *st* geworden: nimmermehr hätte es germ. zu *ss* werden können. die gewöhnliche annahme ist jetzt die, dass das erste *t* 'schon in ieur. zeit auf irgend welche weise spirantisch modificiert' worden sei (N. s. 190). das 'in ieur. zeit' mag richtig sein, nämlich als vorstufe für das iran., slav., lit., griech. *st*, aber dass die modification gemeinindogerm. gewesen sei, halt ich für unbewiesen[1]. wenn, nach Osthoffs und Brugmanns früherer annahme, urspr. *tt* vorgerm. *tþt* (und *tk* vorgerm. *tþk*) geworden ist, dann wäre dieses nach meiner ansicht durch die lautverschiebung *þþþ* > *þþ*, woraus später *ss* (*tþk* zu *þþχ* > *þχ* > *sχ*) geworden. wenn Braune (IF. 4, 341 ff), der vorgerm. *tst* ansetzt, im übrigen mit seinen darlegungen in der hauptsache recht haben sollte, so würde ich am ehesten geneigt sein anzunehmen, dass urspr. *tt* germanisch bereits vor der lautverschiebung ebenso wie im ital. zu *ss* geworden sei[1], in welchem falle dieses *ss* für die frage, ob tenues nach spiranten germanisch verschoben worden sind, nicht in betracht käme. bestand vor der lautverschiebung *tst*, so wäre dieses durch die lautverschiebung nach der gewöhnlichen annahme *þst*, nach mir *þsþ* geworden, das möglicherweise mit ausstoſsung des mittleren *s* zu *þþ* hätte werden können. geschah dieses nicht, so wäre *þsþ* und ebenso *þst* zu (*þ*)*st*, dieses aber nimmer zu germ. *ss* geworden. dass aber im 1 jh. v. Chr. nicht schon *ss*, wie Braune will, und nicht (*þ*)*sþ* oder (*þ*)*st*, und nicht bereits vor der lautverschiebung *ss* an stelle des urspr. *tt* gegolten hat, dafür sehe ich einen beweis im namen der *Chatti*, di. germ. *Xaþþōz* = *Hessen*[2].

Bei besprechung der wandlung der tonlosen spiranten in tönende nach Verners gesetz tritt in N.s buch s. 124 ff die gegen-

[1] wegen des kelt. *ss* vgl. die anm. zum schlusse des aufsatzes 'Chatti und Hessen' in der Zs. 43, 178 ff.

[2] s. o. in der Zs. 43, 172 den artikel 'Chatti und Hessen', der ursprünglich innerhalb dieser besprechung als excurs zu dieser stelle geschrieben, seines umfangs wegen als besondre kürzere abhandlung ausgehoben ist.

probe nicht deutlich hervor: es werden zwar genug beispiele für den wechsel der tonlosen und tönenden gegeben, aber es fehlt eine übersichtliche zusammenstellung solcher fälle, die unter vergleichung von formen verwanter sprachen mit gewahrtem urspr. accent die regelmäfsigkeit der belassung der tonlosen nach haupttonigem sonanten derselben silbe zeigen. der leser, der Verners gesetz erst aus N.s buch kennen lernen sollte und die gegenprobe selbst machen will, findet solche für germ. *f þ χ* im abschnitt s. 115ff nur mit mühe und in geringer zahl inmitten andrer beispiele, für *s* gar nicht. betreffend das *-s* in endungen werden s. 133 einige typische beispiele für die wandlung von *'-os* in germ. *-az* angeführt, während von *-ós* nichts gesagt wird: der leser wird annehmen müssen, dass es germanische nom. sg. m. *-as* aus urspr. *-ós* gebe[1]. die bemerkung ebd. über den schwund des *-z* im westgerm. muss der leser so verstehn, dass das *-z* als solches, nicht als *-R* im westg. geschwunden sei.

Ich bemerke zu beiden abteilungen des buches noch einige einzelheiten, wobei ich alles, was ich bereits von andern angemerkt finde, unterdrücke. s. 46: afr. (*sin thredda*) *siá* ist nicht '(drittnächster) verwanter' sondern 'nachkomme (im dritten gliede)', aus *selven-* zu *seq-* 'folgen' (wie afr. *siá* = got. *sailvan*)? — s. 66: N.s annahme, dass ae. *éce* aus *ejek-* aus *ajik-* entstanden sei (dessen *-ik-* mit dem *-uk-* in got. *ajuk-dūþs* in einem wechselverhältnis stehe), ist unmöglich. — s. 69: beim ablaut *ā* : *a* wird afr. *nosi* 'nase' mit langem *ō* angesetzt und zu lat. *nāres* gestellt: das afr. *nose*, rüstr. *nosi* ist vielmehr genau = ae. *nosu*, das weiter unten s. 101 beim ablaut germ. *ne* und *na* : *nu* an der richtigen stelle steht. — s. 83 und widerholt 94 und 131 werden

[1] Hirts soeben Beitr. 23, 329 ausgesprochene annahme, dass *-rs* aus *-rós* im got. geblieben, dagegen *-rz* aus *'-ros* zu *-r* geworden sei, halt ich (abgesehen davon, dass die regel durchaus nicht genau stimmt) für unmöglich. denn ich glaube, dass der am meisten uniformierende gotische dialekt am wenigsten die *-s* und *-z* so lange auseinander gehalten hätte, bis nach speciell gotischem gesetz *-rz* zu *-r* werden konnte. die offenbare tatsache, dass laute *r l n m*, die einen vocal neben sich verloren haben, auch nach vorhergehndem cons. in fällen wie *akr(s)* im gotischen und altnordischen consonanten bleiben, ebenso wie im heutigen franz., nicht sonanten werden oder einen hilfsvocal zu sich nehmen, verbietet anzunehmen, dass das *s* etwa nach sonantischem *r* erhalten sei (*akṛs*), weist aber auf eine andre erklärung. wie lat. acc. *cārum*, *fĕrum*, *librum*, pl. *-ōs*, vulgärlat. *cārŏ(s)*, *fĕrŏ(s)*, *librŏ(s)*, im franz. zu *cher(s)*, *fier(s)*, aber mit erhaltenem vocal *livre(s)* geworden ist, ebenso muss zu der zeit, wo germ. acc. (nom.) *steura(z)* zu *steur(z)* ward, der hier geschwundene vocal im vorhistorischen gotischen als vielleicht reducierter vocal noch eine zeitlang erhalten geblieben sein, wo dem *r* (und ebenso wol einem *l n m*) ein geräuschlaut (oder überhaupt ein cons. aufser mitlautendem vocal) vorhergieng, *akr^a(z)*, und dieser vocal muss noch vorhanden gewesen sein zu der zeit, wo *-rz* zu *-r* ward, got. *stiur*. für die substantive trifft, soweit die nominative belegt sind, die regel zu, während für die adjectiva constatiert werden muss, dass aufser den alten comparativen *anþar*, *hvaþar*, *unsar*, *izvar* alle adjectiva, wozu auch *hórs* 'buhlerisch', das *-s* analogisch angenommen haben.

gar nicht vorkommende ae. *Héahas* = *Chauci* angesetzt (ebenso begegnen in dem buche einige ahd. geographische unformen, vgl. Much Beitr. 20, 30f). — s. 99 wird ahd. *untar* 'zwischen, unter' aus urspr. *m̥dh-* hergeleitet. zu trennen sind als zwei ursprünglich verschiedene wörter einerseits die gemeingerm. präp. *unter* 'sub' aus *n̥dh-* (skr. *adh-* lat. *inf-rā*) und dies vielleicht aus *m̥dh-*, andrerseits das innerhalb des germ. nur deutsche *unter* 'zwischen' = lat. *inter* skr. *antár* (aus urspr. **én-tor*, *n̥-tér-*), comparativbildung von urspr. *en(i)* 'in'. — s. 164 : das adverb mnd. mnl. *vaken* 'oft', als lehnwort auch ins fries. übergegangen, hat nicht urspr. langen vocal und *k* aus *kk* aus *kn*, sondern es ist der dat. plur. von *fak* 'fach', ae. *fæc* 'zeitabteilung', vgl. JGrimm Wb. III 1220 unter *fach* 6; das *k* also zu N. s. 183f (wechsel von ieur. tenuis und media im wurzelauslaut). — mit Tamm Beitr. 6, 400ff, der s. 169 zwar citiert, dessen ansicht aber nicht angeführt wird, glaub ich gegen N. s. 170, dass germ. *-t* aus *-d* auslautend in einsilbigem worte gewahrt, nur in mehrsilbigem worte geschwunden ist. — s. 195 unten werden bei besprechung des wechsels *-r* : *-n* ahd. *hēr(e)ro* : gr. *κοίρανος* zusammengestellt. jenes wort hat an dieser stelle nichts zu tun, da es eine verhältnismäfsig junge übersetzung des roman. 'senior' ist und als solche nicht ein alter erstarrter comparativ mit *-r-* sein kann, vielmehr ein comp. auf germ. *-z-* ist. — s. 216 unten : die von N. angenommene länge des *u* im namen der *Sturii* ist unsicher, vgl. Anz. XXII 152 unten f.

Die correctur der zahlreichen cursiv gedruckten wortformen ist im ganzen eine vorzügliche gewesen. es finden sich innerhalb derselben, abgesehen von dingen wie *r* für *r̥* und ähnlichen kleinigkeiten, nur sehr wenige druckfehler (es fehlt zb. ein *h* in der grundform von *νίφα* s. 177 z. 6 v. u.) und versehen (zb. *c* für *ʒ* in der grundform von lat. *genius* s. 8 z. 20), die nicht bereits von vf. selbst auf der beim oder besser vor dem gebrauch zu berücksichtigenden letzten s. 279 berichtigt sind[1]. dagegen sind innerhalb des nicht cursiven textes mehrfach kleinere sprachliche verstöfse stehn geblieben, die indessen beim gebrauch in keiner weise stören können[2]. eine grofse unbequemlichkeit beim

[1] s. 52 bei besprechung des suffixes germ. *-in-* : *-an-* sind zwischen z. 11 und 12, wo wir lesen '*hanan* 'hahn'; 'sieben'', vor 'sieben' einige wörter ausgefallen, die sich nach s. 63 z. 12 und des vf.s Urgerm. judlära I 39 mit sicherheit als 'ahd. *sibin* : *siban*' ergänzen lassen.

[2] so zb. im ersten satz des vorwortes : wiewol ich weifs, dass . . ., habe ich jedoch (l. doch) . . .; s. 1 z. 9 vocale : kurze . . ., reducierten (l. -te) . .; s. 2 anm. 6 : Saussure stellte (l. trug) die annahme vor . .; s. 3 note : rücksicht, nur wenn (l. nur rücksicht, wenn) . .; s. 144 z. 14 : indem ich an (l. auf) die genannten paragraphen verweise . .; s. 186, 2 z. 3 : ob der eine laut aus der andern entstanden ist . .; s. 193 z. 3 : die erscheinung gehört . . überhaupt nicht der lautlehre (l. in die lautlehre, der lautlehre an), ua.

gebrauch des buches, in dessen text häufig auf §§ desselben buches verwiesen wird, ist es, dass die nr der durchschnittlich vier seiten langen, häufig aber weit längeren §§ nicht oben an der inneren seite des columnentitels angegeben ist.

Ich habe nur einen kleinen teil dessen anführen können, was ich in dem buche etwas anders hätte wünschen können, und habe völlig schweigen müssen von den weit zahlreicheren, zu jenem sich etwa wie 100 : 1 verhaltenden dingen, in denen ich dem vf. zustimme. sein buch, das nichts weniger als elementar ist und das für jede erscheinung nicht, wie bücher ähnlicher art gewöhnlich, nur wenige, sondern überreiche beispiele bietet (die freilich nicht überall ohne weiteres ohne kritik hinzunehmen sind), ist im allgemeinen als ein vorzügliches hilfsmittel für studierende wie für universitätslehrer aufs beste zu empfehlen.

Hermann Möller.

Die germanischen gutturale. von Ernst Zupitza. [Schriften zur germanischen philologie, herausgegeben von Max Roediger. achtes heft.] Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1896. 262 ss. 8°. — 10 m.

Durch welche laute werden die idg. labiovelaren, velaren und palatalen consonanten im germanischen vertreten? das ist die frage, deren beantwortung der verfasser des vorliegenden buches seiner eigenen angabe noch erstrebt (vgl. s. 1 z. 14ff).

Dieser in den einleitenden bemerkungen angekündigten untersuchung geht nun aber noch eine im inhaltsverzeichnis 'erster teil' genannte einleitung voraus, in der Zupitza die lehre vom übergang idg. labiovelarer geräuschlaute in germ. reine labiale als irrig zu erweisen versucht; und diese 48 seiten füllende 'kritik der labialisationstheorie' bildet ohne zweifel den interessantesten, den streit am meisten herausfordernden teil des ganzen werkes. so mag sich denn auch die hiermit beginnende besprechung, zumal die zeit für ein ausführliches referat ohnedies bereits verstrichen scheint, im wesentlichen auf die kritik der labialisationstheorie beschränken, also auf die von Z. unternommene beantwortung der frage, wodurch die idg. labiovelare im germ. nicht vertreten werden.

Der vf. unterwirft die für den übergang von gutturalen in labiale vorgebrachten beispiele einer strengen kritik, sucht neue gleichungen an stelle der ihm falsch erscheinenden zu setzen und bemüht sich, die verhältnismäfsig kleine zahl von fällen unleugbaren übergangs von gutturalen in labiale durch andere als rein lautgesetzliche vorgänge zu erklären.

Wie die ganze arbeit verrät auch der hier ins auge gefasste abschnitt einen nicht gering anzuschlagenden fleifs und eine befähigung zu etymologischer forschung, die sogar anspruch auf bewunderung erheben darf. aber diesem beneidenswerten spürsinn bleiben die irrwege doch nicht ganz erspart. ein paar bei-

spiele, die Z.s arbeitsweise veranschaulichen, werden diese misgriffe erklärlich machen. s. 17 z. 9 ff heifst es:

'Mehrere deutungen lässt arm. *gail*, gen. *gailoy*, zu. jedesfalls aber ist an der verwantschaft mit *vṛka-* usw. festzuhalten, die zusammenstellung mit ir. *fáelchú* daher nicht zu billigen. letzteres bedeutet eigentlich nichts als 'wilder hund'. (*fáel* zu kymr. *gwyllt* 'wild', got. *wilþeis*). vgl. *cú allaid*; es ist eine ganz unursprüngliche bezeichnung des wolfes'.

Dass arm. *gail* mehrere deutungen zulässt, werde ich nicht bestreiten. diese etymologische mehrdeutigkeit gebe ich überhaupt für alle wörter zu, die jemals in irgendjemandes mund genommen worden sind. es fragt sich eben nur, welche erklärung anspruch auf wahrscheinlichkeit hat.

Ein fremdwort scheint das arm. *gail* nicht zu sein. denn von allen sprachen, die mit der armenischen in berührung gekommen sind, haben nur die südkaukasischen eine ähnlich klingende bezeichnung des wolfes aufzuweisen : ingiloi *gel*, gruzinisch *mgeli*, mingrelisch *geri ngeri*, lazisch *mgeri*. dieser umstand der beschränkung des ähnlich klingenden wortes auf das s ü d kaukasische deutet aber entschieden auf eine entlehnung in umgekehrter richtung, wie sie beispielsweise im gruzinischen und mingrelischen *artcivi* sowie im svanetischen *artciv* aus arm. *arcvi arciv* 'adler' = aind. *ṛjipyá-* 'sich streckend, im fluge ausgreifend' (dem beiwort des *śyēná-* 'adler') allem anschein nach vorligt.

Von allen bisher versuchten gleichsetzungen mit idg. wörtern ist nun aber die mit ir. *fáel* die e i n z i g e, gegen die beim heutigen stande des wissens kein stichhaltiger einwand erhoben werden kann. abgesehen von dem durch n i c h t s gestützten vorurteil, dass arm. *gail* zum aind. *vṛka-* gehören müsse, weifs Z. denn auch gegen die von Stokes herrührende gleichung *fáel* = *gail* nur die behauptung ins feld zu führen, *fáel* entspreche dem kymr. *gwyllt*, *fáelchú* bedeute 'wilder hund' und sei eine ganz unursprüngliche bezeichnung des wolfes. Z. vergisst jedoch, dass die gleichung *fáel* = *gwyllt* eine hypothese, die bedeutung 'wolf' dagegen eine t a t s a c h e ist. vgl. *Imsái Cónchobar chucu amal fáel fó chairib* 'Conchobar wendet sich gegen sie, wie ein wolf [sich] unter die schafe [stürzt]' Tochmarc Ferbe, LL. 258 b; Ir. texte III 2. 516; *Dásthir imbi iarum ocus rodn-imbeir forru amal fóelaid etir cháircha* 'darauf wird er wie rasend und stürzt sich auf sie, wie ein wolf unter die schafe' Togail Troi, H. 2, 17. 160 a. 160 b; Ir. texte II 1, 45; *fer eissidhe no theghedh fri faeladh* 'er war der mann, der wolfsgestalt anzunehmen pflegte' Cór Anmann Ir. texte III 2, 376.

Ein anderes beispiel, und zwar ein noch besseres für die versuchte charakteristik, ist ein bericht über die behandlung, die der vf. dem worte *leber* und seinen würklichen oder mutmafslichen verwanten zu teil werden lässt. im hinblick auf franz.

foie, ital. *fegato*, span. *higado* aus lat. *ficatum*, dem oft mit *jecur* verbundenen adjectivum, nimmt er auch für das ahd. *lebara libera*, aisl. *lifr* und aengl. *lifer* eine entwicklung aus attributivem λιπαρός an. (vgl. Meillet Mém. soc. ling. VIII 285, auf den Zupitza übrigens auch hinweist.) wär es nun bei dieser vermutung geblieben, so liefse sich kaum etwas einwenden. Z.s ehrgeiz begnügt sich jedoch nicht mit einer vermutung. das germanische wort für leber soll deshalb nicht zu *yakṛt*, ἧπαρ etc. gestellt werden können, weil anlautendes *lj* im germanischen nicht zu *l*, sondern zu *j* werde. nach Z. gibt es nämlich noch ein zweites, bisher verkanntes wort mit anlautendem *lj*, das ist das dem aind. *yugám* gr. ζυγόν etc. zu grunde liegende urindogermanische substantiv, und dieses ist bekanntlich im got. zu *juk* geworden. ganz aus der luft gegriffen ist diese behauptung nun freilich keineswegs. Z. beruft sich auf das arm. *luc* 'joch', dessen *l* Bugge (KZs. 32, 87) aus der einwürkung des lautlich und begrifflich nahestehnden verbs *lucanem* 'ich spanne ab' zu erklären versucht hatte. aber wenn sich auch Z.s behandlung nicht widerlegen lässt, ja sogar eine stütze an dem arm. *luc* findet, darf man dabei vergessen, mit welcher vorsicht beim heutigen stande des wissens jede arm. etymologie aufzunehmen ist? ist es zudem nicht merkwürdig, dass im slavischen, wo eine ausgesprochene vorliebe für anlautendes *lj* (woraus dann palatales *l*) herscht, das idg. **ljugo-* zu *igo* geworden ist? vielleicht wird man einwenden, dass es sich bei diesen beliebten slav. lautverbindungen nicht um das idg. *j* handle, sondern um ein erst spät aus dem *e* des diphthongen *eu̯* entstandenes. dann dürfte man jedoch noch immer eine aufklärung darüber erbitten, warum wortanlautendes idg. *lj* (bezw. *li̯*) anders behandelt worden ist als ein silbenanlautendes. in den slavischen verben mit einem *i̯o* -suffix wie *melją* 'mahle', *stelją* breite aus, *velją* 'befehle', *kolją* 'schlachte' beginnt ja die zweite silbe mit *lj*, nicht mit *j*.

Doch Z. bearbeitet noch ein schwierigeres problem. 'im idg. war ein adj. **liperos* oder **lip*ᵉ*ros* häufiges beiwort von *ljēk*ᵘ*ert*. die verbindung vererbte sich in das sonderleben des arm. hinein, aus **lekard lear* aber entstand durch contamination *leard*'.

Soll man da den scharfsinn des vf. bewundern, oder soll man wie er (s. 13 z. 13) ausrufen : 'dâ hœret ouch geloube zuo'? vorher hat er übrigens erwähnt, dass Hübschmann Arm. stud. n. 120 den schwund des *ku̯* auffallend finde, um dann fortzufahren : 'in der tat ist alles in ordnung, wenn man für das arm. von altem *p* ausgeht'. darin denk ich nun aber anders, und was dem einen recht ist, sei dem andern billig. ich wundere mich über den schwund des intervocalischen *p*. denn ich denke an *aĩvēs* 'fuchs' ἀλώπηξ, *arciv arcvi* 'adler : ai. *ṛjipyá-*, *ev* 'und' aind. *api*, griech. ἐπί, *evᶜn euᶜn* 'sieben' : aind. *saptá sáptá* uaa.

Doch ich will einmal annehmen, alle von Z. aufgestellten etymologischen gleichungen wären in jeder beziehung unanfechtbar — und viele sind es vielleicht — die tatsache, dass im germ. oft ein labialer consonant an stelle eines älteren gutturalen erscheint, bleibt nach wie vor bestehn. dass got. *fimf* zu *πέντε* etc. gehört, ist so sicher wie nur irgend etwas auf idg. sprachgebiete, und Z. bezweifelt es natürlich nicht. aber das zweite *f* ist nach ihm das ergebnis eines assimilationsprocesses. gut. wenn nun das *f* des got. *wulfs* 'wolf' auch das ergebnis eines assimilationsprocesses wäre?

Doch hören wir zunächst noch Z.s ansicht über eine erscheinung an, die er 'alternation' nennt.

Er constatiert der wahrheit gemäfs einen durchgreifenden parallelismus zwischen gutturalen und labialen wurzeldeterminativen und unterscheidet drei classen: 1) die reine wurzel kann neben ihren weiterbildungen noch nachgewiesen werden, wie in *στύω* 'richte steif empor' neben aind. *stúka-* 'zopf' und aind. *stupá-* 'schopf'; 2) die wurzel ist noch leicht herauszuschälen, aber in ihrer einfachsten gestalt nirgends mehr vorhanden, wie bei aind. *tuh* 'quälen' : *tubh* 'durch einen schlag verletzen'; 3) ein abtrennen der alternierenden wurzeldeterminative ist dem heutigen stande der kenntnisse nach nicht zulässig, so dass man sich auf die feststellung von parallelwurzeln zu beschränken hat wie bei aind. *sácati* 'er folgt' : *sápati* 'er bedient'.

Z. verfehlt nicht darauf aufmerksam zu machen, dass unter den idg. sprachen keine reicher an 'alternationen' sei als die germanische, dass diese aus einigen ererbten mustern ein würkliches princip abstrahiert und dasselbe zum range eines consonantischen correlats zum ablaut erhoben habe.

Wenn nun die von Z. aufgestellte liste nur solche wörter enthielte, bei denen alternierende wurzeldeterminative, wenn auch nicht für die urzeit nachzuweisen, so doch wahrscheinlich zu machen wären, dann könnte man die alternationen in einen gegensatz zu den germanischen übergängen von gutturalen in labiale stellen. Z.s wortliste weist aber beispiele auf, bei denen der gedanke an ein erbteil aus der vorgermanischen zeit unmöglich aufkommen kann. so erscheint, um nur ein einziges beispiel herauszugreifen, neben dem ahd. *forscôn* 'forschen' ein *forspôn*. meines wissens berechtigt nur das bei Otfr. IV 12, 16 vorkommende *forspotun* (VP) (*forskotun* F) zum ansatz des letzteren. dass hier nun von einem aus vorgermanischer zeit ererbten parallelismus nicht die rede sein kann, davon ist Z. sicherlich ebenso fest überzeugt wie ich.

Wenn aber nur ein einziger fall nach art des *forscotun*: *forspotun* vorligt (tatsächlich ist die armut aber ja nicht so grofs), dann ist doch wider einmal festzustellen, dass ein germanischer labial einen älteren guttural vertritt, und zwar widerum in der

nachbarschaft eines alten labials. bei *fimf* war es ein 'assimilationsprocess', bei *forspôn* ist es eine 'alternation'. wer hat denn aber als augen- und ohrenzeuge feststellen können, wann die alten Germanen assimilierten, alternierten oder den angeblichen lautgesetzen folge leisteten? wir stehn vor der tatsache, dass ein labial oft einen guttural vertritt. dieser nicht aus der welt zu redende übergang wird dann als nicht lautgesetzlich bezeichnet. da darf man aber wol fragen, welchen sinn man mit dem in diesem zusammenhang gebrauchten ausdrucke 'lautgesetzlich' verbinden soll? was er für einen sinn haben kann, wenn nicht den unsinnigen, dass es eine von menschen unabhängige menschensprache gebe?

Die ausführungen des vf. scheinen mir also die lehre vom übergang idg. labiovelarer laute in germ. reine labiale nicht widerlegt, sondern im hohen grade wahrscheinlich gemacht zu haben, freilich nicht im sinne einer jenseits der menschlichen gesellschaft sich vollziehenden entwicklung, nicht im sinne eines metaphysischen vorgangs, sondern im sinne eines controlierbaren, der erfahrung zugänglichen processes. darüber aber sollten sich doch alle freuen, die wie Z. selbst aprioristischen speculationen abhold sind (vgl. s. 47).

Wenn ich mich etwas schroff gegen eine auffassung wende, die ich für verhängnisvoll halte, weil sie rein mechanische arbeit grofszüchtet, so verkenn ich deshalb doch nicht die gröfse der leistung, die Z. unter den gegebenen bedingungen, dh. im banne des vorurteils vom lautgesetz, vollbracht hat. ich bewundere seine fähigkeit zur combination von etymologischen gleichungen und achte den seltenen fleifs, von dem seine arbeit zeugt. aber wenn ich zugeben kann und will, dass die vorliegende arbeit als die reichste sammlung aller in betracht kommenden fälle dauernden wert besitzt, ich kann wenigstens hinsichtlich des hier besprochenen abschnitts nicht zugeben, dass Z. das von ihm erstrebte ziel erreicht hat, und ich kann mein bedauern darüber nicht unterdrücken, dass Wilh. vHumboldt für ihn wie — leider — für zu viele sprachforscher tatsächlich umsonst gelebt zu haben scheint.

Marburg, 6 dec. 1898. F. N. Finck.

German orthography and phonology, a treatise with a word-list, by George Hempl. I part.: The treatise. Strafsburg, Karl JTrübner, 1897. xxxii und 264 ss. 8°. — 8 m.

Der verfasser bietet in seinem buch eine systematische abhandlung über das geschriebene, gedruckte und gesprochene neuhochdeutsch. das buch ist eigentlich für Engländer und Amerikaner bestimmt, aber auch für den Deutschen, dem es um eine bewuste auffassung des jetzigen zustandes seiner sprache zu tun ist, ist es interessant genug, um etwas ausführlicher besprochen zu werden. nachdem auf s. 1—17 die entwicklung der äufsern form der deutschen buchstaben, der geschriebenen und gedruck-

ten, von der Römerzeit bis zu uns hin dargestellt worden ist, wird auf s. 18—57 nach einem kurzen überblick über die frühern schreibweisen die moderne rechtschreibung unter zugrundelegung der staatlichen erlasse behandelt. der zweite teil des buchs ist der behandlung der lautlehre gewidmet. um ein verständnis der eigenart der deutschen lautlehre zu ermöglichen, ist dem ganzen ein capitel allgemein phonetischen inhalts vorausgeschickt. die sprechorgane, die physikalischen grundlagen der sprachlaute, die vereinigung der einzellaute zu silben und sprechtacten und schliefslich die verschiedenen arten des lautwandels werden darin in gedrängter form behandelt. H. zeigt sich dabei in manchem von Sievers abhängig, dem auch das ganze werk als dem lehrer und freunde des verfassers zugeeignet ist. bei der behandlung der silbenfrage gibt er sich demselben dualismus hin, wie Sievers in seiner Phonetik[4]. schallsilben und exspirationssilben lässt er nebeneinander gelten, und bei ihm sieht man ebensowenig wie bei Sievers, welchem wissenschaftlichen zweck diese zwiespältige auffassung des silbenbegriffs, die in ihrer praktischen anwendung nur zu widersprüchen mit sich selbst und mit den aussagen des naiven sprachgefühls führt, dienen soll. selbständiger zeigt H. sich in der darstellung der arten des lautwandels. die meisten erscheinungen des lautwandels sind auf die würksamkeit des musikalischen und dynamischen accents und des rhythmus zurückzuführen, und die letzte erklärung für sie wird man in der besondern, durch vererbung und umgebung bestimmten gemüts- und geistesanlage des sprechenden suchen müssen — alles dinge, die nicht leicht zu beobachten oder gar quantitativ zu bestimmen sind. H. geht auf sie nicht weiter ein, für praktische zwecke erscheint es ihm genügend, die arten des lautwandels in zwei gruppen einzuteilen : in die des phonetischen und die des psychologischen lautwandels. unter phonetischem lautwandel versteht er einen solchen, dessen unmittelbare ursache in den in wort- und satzgefüge würksamen physikalischen factoren zu suchen ist: solche factoren sind sprechstärke und tonhöhe, lautdauer und der charakter der nachbarlaute. die erscheinung, dass stimmhafte verschluss- und reibelaute im auslaut stimmlos werden, gehört zur gruppe des phonetischen lautwandels. die art, wie sie H. erklärt, scheint mir allerdings wenig glücklich zu sein. dass in einem wort wie engl. *bad* der letzte teil des *d* stimmlos ist, erklärt er aus dem geringen ausatmungsdruck, der am ende des wortes herscht und der nicht mehr dazu ausreicht, die stimmbänder in schwingungen zu erhalten. wird nun, so fährt er fort, die tätigkeit der stimmbänder am ende des vocals schon eingestellt, so ist der schlussconsonant in seinem ganzen verlauf stimmlos (wie im dtsch. *bad* = *bät'*). man muss annehmen, dass die für den stimmverlust beim *d* des engl. *bad* beigebrachte erklärung auch für das deutsche beispiel heranzuziehen ist. dass aber die

geringe höhe des ausatmungsdrucks den übergang von einer stimmhaften lenis zu einer stimmlosen fortis verursachen soll, ist in sich selbst widersprechend. natürlicher ist es wol, das gegenteil anzunehmen, dass gerade der stärkere atemdruck, überhaupt die gröfsere articulationsenergie, die für die bildung des *t* in *băt'* gegenüber dem *d* in den flectierten formen des wortes verwendet wurde, den stimmverlust nach sich zog. damit die stimmbänder in tätigkeit bleiben, darf der atemdruck nicht unter eine gewisse grenze heruntergehn, er darf aber auch nicht eine gewisse grenze überschreiten. — interessant ist es, wie H. die tatsache erklärt, dass lange vocale im deutschen meist zugleich geschlossen, kurze aber meist offen sind. bei dem geschlossenen vocal ist der atemweg enger als beim offenen, der atem kann daher nicht in solcher menge abströmen, wie es der fall wäre, wenn der vocal offen gebildet würde, und das ist nötig, um die für die übrigen laute erforderliche atemmenge aufzusparen. beim kurzen vocal ist es eben wegen der kürze der lautdauer nicht nötig, die atemausgabe in dieser weise zu regulieren. dieselbe bedeutung wie die stärkere erhebung des articulierenden zungenteils beim geschlossenen vocal im allgemeinen soll nun speciell für die hintere vocalreihe die lippenrundung haben. H. sagt es zwar nicht ausdrücklich, man darf es aber wol zwischen den zeilen lesen, dass er annimmt, die anatomischen verhältnisse der gutturalen sprachwerkzeuge, der hinterzunge und des weichen gaumens, machten die herstellung einer den atemabfluss genügend hindernden enge schwierig, und diese annahme wäre nicht unberechtigt. die tätigkeit der leichter beweglichen lippen beim *o* und *u* hätte so die bedeutung einer hilfsaction, die zu jeder gutturalen articulation hinzuträte. beim kurzen *o* und *u* ist diese hilfsaction nicht nötig, da ohnehin bei der kürze des lautes nicht sonderlich viel atem verbraucht werden kann, *ŭ* und *ŏ* haben daher neigung zur entrundung, wie sich das in der entwicklung von indogerm. *ŏ* > germ. *ă*, altengl. *ŏ* > neunordengl. *ă*, altengl. *ŭ* > neuengl. *ʋ* zeigen soll. beim langen *a* lässt die tiefe zungenstellung dem atem verhältnismäfsig freien abzug. um dem auf diese weise leicht eintretenden atemmangel zu begegnen, hilft sich die sprache, indem sie die zunge mehr gegen den harten gaumen hin articulieren lässt: *ā* > *ē*, oder indem mit der *a*-articulation lippenrundung verbunden wird: *ā* > *ō*, wie das letztere in der entwicklung von indogerm. *ā* > germ. *ō* und von altengl. *ā* > neuengl. *ō* würklich geschehen ist. einem einwand ist diese ganze atemsparhypothese ausgesetzt: wie kann, wenn langes *a* die gefahr eintretenden atemmangels in sich birgt, es überhaupt zur entwicklung eines solchen *ā* kommen? und wie lässt es sich, wenn das princip möglichster atemsparung würksam ist, begreifen, dass langes *u* sich zu *ao* entwickelt wie in ahd. *hūs* > nhd. *haus*?

Psychologisch nennt H. diejenigen arten des lautwandels, deren

entstehung auf die würksamkeit von associationsvorstellungen, wie sie sich an die bedeutung oder form eines wortes anknüpfen, zurückzuführen ist. die erscheinungen der analogischen längung ursprünglich kurzer vocale in einsilbigen wörtern, die der sog. volksetymologie und der lautsubstitution gehören in diese gruppe.

Unter spontanem lautwandel versteht H. einen solchen, dessen ursache bisher noch nicht genügend erkannt ist. der ausdruck 'spontan' ist augenscheinlich von Sievers übernommen, in seiner definition entfernt sich aber H. bedeutend, und der sache nach mit gutem recht, von Sievers. bei diesem hat es fast den anschein, als ob der spontane lautwandel sich durch ein positives merkmal von dem bedingten unterscheide, als ob die ursache eines verschiebungsactes irgendwie bestimmt und dem wissenschaftlichen bedürfnis ein genüge getan sei, wenn gesagt wird, er verdanke der 'freien willkür' des sprechenden (Sievers, Phon.[4] s. 692) seinen eintritt. 'freie willkür' ist ein begriff rein negativen inhalts und passt in die rüstkammer des phonetikers ebensowenig hinein wie in die des naturforschers, der das all des geschehens als ein überaus künstliches und dem menschen schwer erkennbares, aber von gesetzen durchaus beherschtes system von bewegungen auffasst. was H. unter spontan versteht, verträgt sich nun allerdings nicht mit dem, was man sonst gemeiniglich unter spontan versteht, und das ganze wort hätte daher besser aufgegeben werden sollen. in das gebiet des spontanen dh. des bisher noch unerklärten lautwandels fallen nun leider gerade die interessantesten verschiebungsacte innerhalb der deutschen sprachgeschichte : die diphthongierung der langen vocale und die meisten einzelacte der hochdeutschen lautverschiebung (weiterhin natürlich auch die der germ. lautverschiebung).

Zu dem capitel über die deutsche aussprache (s. 107—162) ist manches zu bemerken. mit unrecht bestreitet H. die existenz einer hd. gemeinsprache. dass eine solche als ideal würksam ist, kann von keinem bestritten werden, der die sprache der gebildeten besonders in Norddeutschland, ihren abstand von den einzelnen mundarten vorurteilsfrei beobachtet. und dass die aussprache, wie sie im ernsten drama auf allen bühnen Norddeutschlands gepflegt wird, dem ideal der gemeinsprache am nächsten kommt, wird in Deutschland kaum noch von jemand bezweifelt. H. aber scheint überhaupt einen zusammenhang zwischen der bühnensprache und den formen, in denen das ideal der gemeinsprache sonst im munde der gebildeten erscheint, nicht anzuerkennen. er sieht in der bühnensprache nichts als eine künstliche construction, aufgestellt von leuten, die von phonetik oder sprachgeschichte wenig verstanden. das wäre richtig, wenn man das, was hinsichtlich der aussprache von einem theaterintendanten gewünscht und in druck ausgegeben wird, für die würkliche bühnensprache ansehen wollte. das darf man aber nicht. die bühnensprache hat sich ohne regle-

ment entwickelt, sie ist ein selbstherrliches gewächs, und jene vermeintlichen constructeure können in ihren büchern nichts anderes als eine registrierung des bereits feststehenden und zum teil besserungsvorschläge bieten, deren sachlicher wert allerdings vom sprachwissenschaftlichen verständnis der verfasser abhängig ist.

Was H. über die dauer der laute im deutschen (s. 114) sagt, ist im einzelnen nicht ganz richtig. im englischen werden lange vocale vor stimmlosen consonanten etwas gekürzt, und die consonanten sind nach kurzem vocal etwas länger als nach langem, beides soll im deutschen nicht der fall sein. das ist aber doch so und wird durch zuverlässige messungen erwiesen: *ā* ist in *bắdn̥* länger als in *bắtn̥* (c. 27 : 19), *t* in *rát'ĭ* länger als in *rắt'ĭ* (c. 17 : 13).

Auch zu der darstellung der lautwerte der einzelnen buchstaben, die in alphabetischer reihenfolge sehr ausführlich besprochen werden, ist manches zu bemerken. der unterschied zwischen den beiden formen, in denen die verschluss- und reibelaute (als *b* und *p*, *v* und *f*, *z* und *s* usw.) im deutschen erscheinen, ist ungenügend bestimmt, wenn man, wie H. es tut, allein die tätigkeit der stimmbänder dabei berücksichtigt. dass das mittönen der stimme kein wesentlicher factor bei der bildung der *b*, *d*, *g*, *v*, *z*, *γ*, *ž* ist, wird durch die tatsache bewiesen, dass diese laute stimmlos gesprochen werden, wenn sie im absoluten anlaut stehn oder ihnen ein stimmloser laut vorhergeht, zb. in *ƀăt'* und *dăs ƀắt'*. für meine person hab ich das mit geeigneten apparaten festgestellt und meine beobachtungen an andern Norddeutschen stimmen damit überein. auch geben ja sprachforscher wie Sievers, Vietor, Storm uaa. zu, dass die gemeinhin als stimmhaft bezeichneten *b d v z* usw. auch in stimmloser form auftreten können. was die beiden formen der verschluss- und reibelaute, die *b d v* von den *p t f* trennt, ist nicht das mittönen oder nichtmittönen der stimme, sondern der unterschied in der articulationsstärke, der kraft, mit der der verschluss resp. die enge gebildet und der atem gegen den verschluss oder die enge gepresst wird. auch in der lehrpraxis — und H. will ja ein praktisches buch bieten — wird sich die bestimmung, *p t k* unterscheiden sich von *b d g* durch ihre stimmlosigkeit, nicht bewähren. ein schüler wird die norddeutschen *b* und *p* eher unterscheiden und sprechen lernen, wenn man ihm sagt, beim *b* werde der lippenschluss sanft, mit wenig energie, beim *p* dagegen kräftig, mit grofser energie gebildet, als wenn man sagt, beim *b* ertöne die stimme, beim *p* nicht. — bei der besprechung des *r* vermisst man eine erwähnung des einflusses der articulationsstärke auf die lautbildung. das gerollte zungenspitzen-*r* braucht zu seiner hervorbringung ein ziemliches mafs von articulationsstärke, es findet sich daher ausgeprägt nur in betonter stellung. ist die articulationsstärke nicht zu grofs, um einen verschluss zwischen zungenspitze und alveolen herbeizuführen,

so kommt es nur zu einem spirantischen *r*. in ganz unbetonter stellung kommt es nicht einmal zur bildung einer spirantischen enge, von der ganzen zungenarticulation bleibt nur eine schwache erhebung der hinterzunge gegen den weichen gaumen — Sievers 'gutturale einschnürung' — übrig. das ergebnis ist ein getrübter, nach *a* hinneigender *ä*-laut, das sog. kehlkopf-*r*. in eben diesen laut mündet bei ganz schwacher articulation auch das zäpfchen-*r*. die beiden hauptformen des *r* im deutschen wären demnach das (gerollte) zungenspitzen-*r* und das (gerollte) zäpfchen-*r*, über die zu gleicher zeit ein individuum in seiner gewöhnlichen aussprache wol kaum verfügt. das kehlkopf-*r* dagegen ist nicht als eine dritte hauptform des *r*-lautes anzusehen, wie H. es scheinbar tut, es ist sozusagen die bei schwächster articulation auftretende schwundform der beiden hauptformen, und es findet sich daher neben einer von diesen in der aussprache der meisten individuen. H. empfiehlt dem lernenden, sich das zäpfchen-*r* oder das kehlkopf-*r* anzueignen. wie man mit einem kehlkopf-*r* allein auskommen soll, ist mir unbegreiflich : *rabe* zb., mit einem solchen *r* ausgesprochen, würde wol kaum von einem deutschen als *rabe*, eher vielleicht als ein verunglücktes *habe* verstanden werden können. — eine gröfsere ausführlichkeit in der bestimmung der articulation der einzelnen laute wäre bei diesem abschnitt durchweg zu wünschen. die bestimmung des *s* als point fricative ist zu weit, auch *ʃ* ist ein point fricative; die angabe der gegend, gegen die hin die zungenspitze articuliert, ist zu einer eindeutigen bestimmung der laute notwendig. — was H. über die articulation des *l* sagt — die hinterzunge werde gesenkt, die vorderzunge gewölbt, so dass nur ein geringer raum zwischen ihrer oberfläche und dem gaumen bleibe — kann leicht zu dem misverständnis führen, als bestehe garnicht der alveolare verschluss, das vorhandensein der für das *l* charakteristischen seitlichen öffnung ist nur nebenbei in dem umschriftschlüssel, in dem *l* als zeichen für den 'voiced side sonorous consonant' aufgeführt ist, angedeutet. — die diesem abschnitt reichlich beigegebenen anmerkungen enthalten beobachtungen über lautmodificationen in einzelnen mundarten, auch findet in ihnen die aussprache der eigennamen und fremdwörter eingehnde darstellung.

Der dritte teil des buches handelt vom accent. die beiden hauptformen des accents sind tonhöhe und tonstärke. in der tonhöhe findet die gemütsbewegung, in der tonstärke die verstandestätigkeit ihren ausdruck. gründe für diese festsetzungen erfahren wir nicht, auch nichts über die interessante frage nach der beziehung zwischen tonstärke und tonhöhe. in den ausführungen über die natur des stärkeaccents und seine form macht sich wider die abhängigkeit H.s von der Sieversschen Phonetik in manchem ungünstig geltend. die bemerkungen über den zusammenhang zwischen schallfülle und stärkeaccent sind durchaus unklar. Sie-

vers folgend gibt auch H. an, dass die exspirationsbewegung im sonanten der silbe ihren höhepunct erreiche. neuere experimentelle untersuchungen über diese frage (Neuere Sprachen, bd 6, s. 122 ff) haben zu einem andern ergebnis geführt: nach ihnen erreicht die exspirationsbewegung im verlauf des die silbe anlautenden consonanten und zwar kurz vor der explosion desselben zum vocal hin ihren höhepunct. die beispiele, die Sievers und H. für den schwachgeschnittenen accent anführen, scheinen mir nicht glücklich gewählt: in wörtern wie *gehalt*, *barett* soll die energie (der stärkeaccent, stress) in der schwachtonigen silbe allmählich abnehmen, während mir m e i n gefühl (und mehr als gefühl können auch Sievers und H. für ihre angabe nicht ins feld führen) deutlich sagt, dass die energie in dieser silbe continuierlich steigt.

Für die setzung des accents sind nach H. 5 (und mehr) factoren mafsgebend: 1) die tradition, 2) der bewustseinszustand des sprechers, 3) die rücksicht auf das verständnis des hörers, 4) die analogie, 5) der rhythmus und andere physische factoren. diese fünf factoren dürften aber wohl auf drei zurückzuführen sein. tradition und analogie gehören zusammen, beide beruhen, wie auch H. ausdrücklich sagt, auf der association von inhalt und form. und der factor 3 geht m. e. in dem factor 2 auf, die rücksichtnahme auf das verständnis des hörers ist nichts als ein glied im bewustseinszustand des sprechers. für den satzaccent kommen hauptsächlich die factoren 2 und 3, für den wortaccent der factor 1 in betracht. bei der besprechung des factors 2 wird die lehre vom psychologischen subject und prädicat eingehend behandelt. das psychologische prädicat, die mitteilung, erhält im satze den haupton. die würksamkeit dieses grundgesetzes wird an zahlreichen beispielen erläutert, aber auch zahlreiche beispiele beigebracht, an denen man sieht, wie oft dies grundgesetz zur erklärung der tatsächlichen betonung im satze nicht ausreicht. H. versucht in vielen fällen, den dem grundgesetz entgegenarbeitenden factor zu bestimmen, vieles aber bleibt noch unerklärt. — wie der satzaccent erfährt auch der wortaccent eine breite behandlung. die accentgesetze für das einfache wort, für die ableitungen, die eigentlichen und uneigentlichen zusammensetzungen werden klar dargelegt. die accentverschiebung, wie sie bei den adjectiven mit *un-* und andern zusammengesetzten adjectiven auftritt, erklärt H. aus verschiedenen ursachen. viele dieser adjectiva, wie *unsäglich*, *unausstehlich*, sind direct von verben abgeleitet, und die vorsilbe *un-* ist bei ihnen aus demselben grunde unbetont wie die negationspartikel vor dem verbum. in andern fällen steht die idee des ganzen worts, nicht die des ersten gliedes im vordergruud des bewustseins, und die vorsilbe *un-* bleibt unbetont wie andere negationswörter. schliefslich wird die accentverschiebung auch durch den sprechrhythmus oder ge-

nauer durch die schwierigkeit, eine folge von silben mit stetig abnehmendem accent auszusprechen, begünstigt. mit diesen angaben ist das problem der accentverschiebung aber nicht gelöst, nur verschoben : es fragt sich nun, weshalb ist die negationspartikel trotz ihrem höchst bedeutsamen inhalt vor dem verbum meistens unbetont? und, wenn diese frage gelöst ist, weshalb ist nicht auch die vorsilbe *un-* in wörtern wie *unglücklich, unangenehm* unbetont?

Ein index und ein ausführliches wörterverzeichnis mit phonetischer umschrift wird als zweiter teil des werkes später ausgegeben werden.

Das werk stellt im ganzen einen annehmbaren beitrag zur erkenntnis des modernen zustandes unsrer sprache dar. zeigt es auch in seinem theoretischen teil wenig selbständigkeit, in der lautlehre manche lücken, so bietet es doch in den zahlreichen beispielen, die von einer gründlichen kenntnis der gesprochenen deutschen sprache und von einer feinen beobachtungsgabe zeugen, zum mindesten eine treffliche, wohlassortierte materialsammlung dar. und was mir als ein hervorragendes verdienst erscheint, das ist der versuch, die deutsche sprache nach der phonetischen seite hin in umfassender weise darzustellen, auch die unbequeme lehre vom accent gründlich zu behandeln. wenn der versuch nicht ganz nach wunsch gelungen ist, so ligt das zum grofsen teil daran, dass für die accentlehre grundlegende untersuchungen noch immer fehlen. aber der versuch an sich bedeutet schon einen schritt vorwärts.

Danzig, im october 1898. ERNST A. MEYER (Upsala).

Grammatik der mundart von Mülheim a. d. Ruhr. von EMIL MAURMANN. [Sammlung kurzer grammatiken deutscher mundarten, herausgegeben von O. BREMER, bd IV.] Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898. VII und 108 ss. 8°. — 3 m.

So ligt denn die erste grammatik von Bremers sammlung vor, ein mäfsiges bändchen, aber ein durchdachtes und durchgearbeitetes werk. man hat von Maurmanns buch den eindruck, dass der stoff wider und wider durchfiltriert wurde. so kam geradezu ein muster von knapper darstellung zu stande, die auf engstem raum ein sehr ausgedehntes material zusammenarbeitet. dabei ist sorge getragen, dass eins ordentlich ins andre greift. man kann mit verweisungen gar nicht genug tun. zum schluss ist, um das auch gleich hier zu erwähnen, in nachahmenswerter weise ein verzeichnis a l l e r behandelter wörter hinzugefügt, das das auffinden jeder einzelheit sofort ermöglicht. bei der einteilung hat wol — und mit recht — Holthausens buch über die Soester mda. zum muster gedient. nach einer kurzen einleitung folgt die phonetische darstellung der laute. bei der erörterung der circumflectierten betonung — wegen der eigenart dieser

rheinischen circumflectierten betonung hätt ich lieber einen namen wie 'springender accent' beibehalten gesehen — werden gleich die dinge mitgenommen, die eigentlich in den historischen teil gehört hätten. dieser spricht zunächst von der geschichte der einzelnen laute, dann von den hauptgesetzen für die geschichte der mda. (dehnungen, diphthongierungen, einwürkung von consonanten auf die vocale usw.). dann wird der versuch gemacht, eine relative zeitfolge der bestimmbaren lautgesetze festzustellen, der im anhang von Bremer durch eine tabelle in form eines stammbaums ergänzt wird. hierauf folgt eine 'übersicht der entsprechungen'. ein dritter teil der lautlehre handelt von den satzdoppelformen [1) unter einfluss des accents, 2) sandhierscheinungen]. die wortbildungslehre — dh. im wesentlichen die flexion — weicht von den gewöhnlichen einteilungen nicht ab. auch einige seiten text- und ausspracheproben fehlen nicht; es sind kinderlieder und derbe volkstümliche redensarten gewählt. über das register haben wir schon gesprochen. was die beobachtung betrifft, so erhält man den eindruck einer eleganten sicherheit, und bei der systematischen verarbeitung haben ausgebreitete historische kenntnisse dienste getan, wenn auch der historiker M. nicht ganz dem phonetiker M. entspricht. umsichtig hat er auch die lehnwörter in der mda. beobachtet und sorge getragen, die lautlehre nicht durch elemente, die zu verschiedenen zeiten aus nachbarmundarten oder schriftsprachen in den sprachschatz aufgenommen sind, verwischen zu lassen. dass einmal ein problem übers knie gebrochen wird, wie § 94, ist ausnahme. über den consonanten in *flyk* 'flügge', die vocale in *sė:x* 'säge' und *šrė:x* 'schräg' hätte er sich leicht besser unterrichten können. die schematisierende vorstellung, dass *fenster* ein *ē* habe, scheint sich nicht ausrotten zu lassen. es hat auf germ. boden niemals so geklungen.

Natürlich hat M. Bremers terminologie und transscription angenommen. da er ohne zweifel daran gebunden war, so ist hier eigentlich nicht der ort, darüber zu sprechen. ich möchte aber trotzdem gewisse bedenken nicht zurückhalten. eines betrifft die transscription grundsätzlich. ich muss mich immer von neuem fragen, ob wir, soweit es irgendwie angeht, nicht besser daran täten, alles was eine sprache an durchgreifenden eigentümlichkeiten hat, systematisch vorweg zu lehren und uns im übrigen möglichst an die gewöhnliche schrift zu halten. bei den ins einzelne durchgeführten transscriptionen, die ja immer noch eine vermehrung der zeichen erfordern können, wird es immer schwieriger, die lautbilder zu fassen, und man hat schliefslich ein ganzes buch mühsam durchstudiert und dabei von der mda. im ganzen eine viel weniger lebendige vorstellung erhalten, als bei einer fürs einzelne minder zuverlässigen oder minder genauen schreibung. jedesfalls aber ist Bremers transscription besonders ge-

schickt ausgesonnen, und verhältnismäfsig leicht list man sich auch in sie hinein. dann möcht ich fragen, ob sich der bruch mit der überlieferung nicht besser hätte vermeiden lassen. so zb. wenn das zeichen (◡), das von jeher als quantitätszeichen gebraucht worden ist, nunmehr in einem ganz andern sinne angewant wird, nämlich um enge (geschlossene) vocale von weiten (offenen), allerdings nur bei kürzen, zu unterscheiden. so etwas muss doch notwendig verwirrung anrichten, und in der tat hat es M. nicht vermieden, das zeichen in den beiden verschiedenen werten unmittelbar nebeneinander anzuwenden. noch bedenklicher scheint mir folgendes. die gewöhnliche aussprache der consonanten, historisch einfacher und doppelter, wird als 'überkurz' angesehen. ausnahmsweise, zb. wenn im compositum zwei gleiche consonanten zusammentreffen, wie in *pack-kammer*, und deutlich articuliert wird, dann entsteht ein — kurzer consonant! also gerade der fall, den wir gebrauchen, um 'lange' consonanten anschaulich zu machen, hat 'kurze', und im normalzustand der sprache gibt es nur überkurze. das muss einen denn doch bedenklich stimmen, wenn der normalzustand einer sprache — das gesagte gilt nicht etwa blofs von der hier besprochenen mda. — eine bezeichnung erhält, die doch an sich einen dem normalen entgegengesetzten sinn hat. ich muss darin einen unberechtigten vorzug erkennen, der dem nackten experiment zu teil wird. es wäre gewis nicht berechtigt, M. oder Br. die eigenschaft als historiker abstreiten zu wollen. aber ich meine, wir sollten auf der hut sein und geflissentlich alles vermeiden, was wie ein zugeständnis an eine moderne richtung aussieht, die einzig und allein das experiment verehrt und von der blofsen vernachlässigung geradezu zu einem fanatismus gegen alles traditionelle fortschreitet. unter uns wissen wir ja wol, dass die sprachwissenschaft vor allem eine historische wissenschaft bleiben muss.

Die knappe, alles überflüssige vermeidende und dabei eine fülle von stoff verarbeitende darstellung M.s wird ohne zweifel anregend und befruchtend würken. indessen gehört schon recht viel wissen dazu, um den inhalt ordentlich auszuschöpfen, und ich meine, dass der herausgeber und der verleger der sammlung doch bedenken sollen, ob es nicht erspriefslicher wäre, den verfassern einen gröfseren spielraum zu gestatten. M.s buch halte ich für sehr geeignet als grundlage für akademische vorlesungen. aber wenn wir ordentlich weiter kommen wollen, haben wir reichliche hilfe von leuten nötig, die grofsenteils auf das selbststudium angewiesen sein werden. M. kennt ja gewis Edw. Schröders dissimilationserklärungen, aber er sagt von *kŷnex* kein wort mehr als dass der nasal ausgefallen sei, und so ist ihm ohne zweifel auch in andern fällen eine erklärung oft bekannt, ohne dass etwas davon verlautet. das *ei* von *sĕil* 'segel' wird im drange mit andern *ei* auf *aji* zurückgeführt. was s. 83 note über fälle

wie *wochener vier, stücker zehn* gesagt ist, wird, wer es nicht schon so weifs, damit nicht verstehn. wird sich § 60 anm. 2 jemand das richtige denken, dass nämlich die wörter *pó:šę* 'ostern', *pló:stęr* 'pflaster', *só:tęrdax* 'samstag' mit bereits langem *a* in die mda. hineingekommen sind? die bemerkung über *heifsen* § 73 anm. 1 wird unverständlich bleiben und, ich fürchte, in seiner kürze auch der § 206. ist es auch nur eine folge der gedrängtheit, wenn es § 61 so aussieht, als solle *rou* 'leichenschmaus' = ahd. *râwa* gestellt werden? es ist natürlich *hriuwa*. wesentlich ist es wol auch die gedrängtheit, die schuld daran trägt, dass nicht nur auf citate fast ganz verzichtet wird, sondern auch auf die beleuchtung der tatsachen durch parallelen aus andern mdaa. noch schmerzlicher bedaure ich, dass bei dieser darstellung fast überall die historische perspective verloren geht. man kann die fassung von § 88 (in *xél* zb. ist *u̯* ja gar nicht geschwunden) und § 127 als beispiel anführen, aber ebensogut vieles andre. wie äufserlich bleibt die fassung § 106 anm. 2 über inlautendes *f*! ich bezweifle darum M.s historische auffassung nicht, er erfüllt ja nur Bremers programm, Deutsche phonetik s. XVII. in dieser weise wird freilich die sammlung hauptsächlich nur dem künftigen geschichtsschreiber der deutschen sprache dienen und auf lange hinaus auf den nutzen verzichten, den sie sonst nebenher stiften könnte. anderseits unterstützt sie geradezu die geschichtsfeindliche richtung der grammatik.

Gerade weil ich sonst an M.s buch in methodischer hinsicht wenig auszusetzen finde, möcht ich hier noch eine allgemeinere anregung geben. wer einige sachkenntnis besitzt, wird sich nicht im mindesten wundern, dass trotz der gründlichen durcharbeitung des stoffes sehr viele fragezeichen übrig bleiben. M. und jeder mundartenforscher könnten passend dasselbe wort aus dem Faust als motto setzen, das Brugmann so glücklich für seinen Grundriss gewählt hat. M. hebt derartige rätsel oft hervor. aber bei manchen dingen, für die eine ausdrückliche erklärung nicht gegeben wird, kann man zweifeln, ob das blofs aus sparsamkeit unterlassen ist, oder ob sie für den verfasser auch zu den rätseln gehört haben. ich halte es für methodisch geboten, in dieser hinsicht niemals einen zweifel bestehn zu lassen. die nachprüfenden und benutzenden sind nicht so leicht in der lage wie der verfasser, mit bestimmtheit zu wissen, ob sie es noch mit einem problem zu tun haben. ich würde auch nicht einfach sagen '*r* ist zu *n* geworden in *knît* (mhd. *krîde*) kreide'. wir wissen ja nicht einmal sicher, ob diese verbreitete form etymologisch mit *kreide* zusammengehört (sie könnte wol volksetymologisch zu *gnîtan* 'schaben' gehören), und wenn übergang von *kr* zu *kn* stattgefunden hat, so kann das nur unter ganz besondern umständen geschehen sein. eine anzahl unerklärt bleibender fälle seien hier zusammengestellt: die vocale von *evęr* 'aber', *es* 'als', *āl* 'alle';

2. 3 ps. von *dzāγə̨* (und, nach analogie, von *jāγə̨*) *dzī:xs* usw.; *xilə* 'gelten' (flectiert das vb. noch stark?); die präsensformen von *gehn* usw. (§ 260 ff). warum bleibt im compar. *dy̆zdə̨z* das *r* vor *d*, während es in *šq̇ødə̨z* verloren geht? unerklärt bleibt die verteilung von *i* und *ĭ*, *u* und *ŭ* (weite und enge kürze) § 44 f. 53 f. bei der von *o* und *ŏ*, § 47 f, *ø* und *ø̆*, 50 f, sowie der verwandlung von *ŭ* in *ŏ*, § 55 und von *y̆* in *ø̆*, § 58, wird die folgende consonanz in anspruch genommen. M. selbst scheint es nicht entgangen zu sein, dass die sache bedenklich ist, wenn vor genau demselben consonanten *ø̆* statt *ø*, also engerer laut, und *ø̆* statt *y̆*, also weiterer laut, auftritt. das sind ganz besonders fälle, wo wir zu bedauern haben, dass uns das material nicht vollständig vorgelegt ist. doch das wird wenigstens für Bremers sammlung wol immer ein frommer wunsch bleiben. ich hebe ferner hervor das *ê* im präs. von *sagen* und *legen*, sowie das *īa͡* in dem von *liegen*; ebenso bleiben *īa͡*, *ūa͡* und *ȳa͡* in andern fällen unerklärt, und in der übersicht der entsprechungen fehlen diese consonanten. als übersehen merk ich auch an die entwicklung von *γ* im auslaut. *kø̆yxə̨l* trotz der vocalischen und consonantischen abweichung mit *kegel* zusammenzubringen, ist nicht methodisch. es führt mit bestimmtheit auf **kûγl-* (*ø̆y* ist nl. aussprache, wie in den in § 78 angeführten wörtern), eine form, die unmittelbar neben *kugel* und *keule* steht. das prät. von *tun*, hier *dī·a.t*, fällt auch im westfäl. durch seinen vocal auf. es scheint, dass *dede* verhältnismäfsig früh mit schwund des *d* zu einsilbigem *dē* wurde und diese form zum teil wider die endung *-də* angenommen hat. am auffälligsten bleiben die formen von *lèzə̨*. die vocale, vor allem das *ū* des prät., finden im system der mda., wie es vom verfasser aufgestellt ist, gar keinen platz. auch die verteilung von *ŭ·a.* und *ó* im prät. der verba der 4 ablautsreihe wird nicht klar. das gleiche gilt bei einer reihe von fällen vom eintritt oder auch unterbleiben der circumflectierten betonung, was manchmal vom verfasser nicht hervorgehoben wird. ist *dȳ:γə̨* 'taugen' richtig? § 151, 4 erscheinen die 3 pss. *šlø:p* und *dī·n.t* circumflectiert, die übrigen nicht; aber § 255 steht auch *šløp*. eine der formen ist wol druckfehler? sonst ist trotz der schwierigkeit dem corrector nicht leicht etwas entgangen. s. 39 z. 1 lis *ō̆* statt *o*; s. 83 z. 6 v. o. steht *dī·a͡.nšə*; vgl. *dī·a͡.n* § 94; § 139 lis *xèstə̨*. die beiden abweichenden typen von *ŭ* in § 265 haben wol keine besondre bedeutung? *dräuge* s. 105 wird nicht druckfehler sein, es hätte aber besser entweder *draugi*, allesfalls *dräugi*, oder *drôge* geschrieben werden sollen. auch *šnu·z.* im 2 kinderliede s. 83 gegen *šnŭ·ə.z* § 169 ist wol kein versehn.

Ich gestatte mir dann noch eine reihe mir wesentlich erscheinender einzelfragen zu besprechen, zunächst eine von ziemlich einschneidender art, in der ich andrer ansicht bin, als M. zu sein scheint.

Die ältern diphthonge *iə* (aus germ. *ê*², *eo* und aus durch contraction oder in andrer weise entstandenem *ea*, *ie*), *uo* (aus germ. *ô*) und dessen umlaut erscheinen in der mda. als *ī:*, *ū:*, *ȳ:*, dh. als lange weite *i*, *u*, *ü* mit springendem accent, vor folgendem *r* jedoch als die betreffenden engen laute *ɩ:*, *ů:*, *ẙ:*, wofür, wenn das *r* auslautet, diphthongische, gleichfalls mit springendem accent gesprochene *ĭ·ə̨.*, *ŭ·ə̨.*, *y̆·ə̨.* eintreten (*ĭ* usw. sind halblange enge laute), also zb. *lī:t* 'liefs', *brī:f* 'brief', *lī:f* 'lieb', *lī:γə̨* 'liegen', *tī:n* (aus *tēan*, nl. *tien*), aber *hɩ:* (*r* ist später geschwunden), *fĭ·ə̨.ɛ* 'vier', *bĭ·ə̨.ɛ* 'bier', *probɩ:ɛə̨* 'probieren'; *blū:t* 'blut', *ɛū:pə̨* 'rufen', aber *šuŭ·ə.ɛ* 'schnur', auch *bɛŭ·ə̨.ɛ* 'bruder', *fů:ɛə̨* 'füttern'; *fȳ:lə̨* 'fühlen', *sȳ:t* 'süfs', aber *my̆·ə̨ɛkə̨* (dimin. von *mutter*) 'weibliches kaninchen', *šnŭ·ə̨.ɛkə̨* 'schnürchen'. das buch sagt zur erklärung nichts, als dass vor *r* die weiten vocale *ī:* usw. zu den engen *ɩ:* usw. geworden seien. bei dieser darstellungsart — es wird nicht einmal erwähnt, dass zwischen westgerm. *ō* und mülheim. *ū:* die diphthongierung zu *uo* ligt — kann ich nicht bestimmt wissen, was eigentlich M.s meinung über die vorliegende frage ist. indessen scheint es doch, dass er in dem übergang der offenen zu den geschlossenen vocalen eine unmittelbare einwürkung des *r* erkennt. das halt ich von vornherein für unwahrscheinlich. trotz der proteusnatur des *r* scheint mir d i e s e würkung denn doch an sich höchst fraglich, und in unsern sowie verwanten mundarten spricht nichts für sie. bei der entschiedenen entwicklung zum zäpfchen-*r* wird man sie gewis nicht wahrscheinlich finden, und wir treffen sonst in der mda. keine spur davon, dass ein vocal vor *r* spontan enger würde, es lautet *bīr* 'birne' und kurz *u*, *ü* werden vor *r*-verbindungen zu *o*, *ö*. die erscheinung steht vielmehr im zusammenhang nicht nur mit der tatsache, dass dieselben laute in der Soester und andern westfäl. mdaa. sich vor *r* anders verhalten als sonst, sondern auch mit dem unterschied, den mittelfränk. mdaa. aufweisen zwischen *gôt* zb. und *schnûr*, *lêf*, mit *ê* oder doch weitem *ɩ*, und *fɩr*, *bɩr* mit engem *ɩ*, wobei es ebensowenig wahrscheinlich sein würde, von einer verwandlung des *ô* und *ê* durch *r* zu *û* und *ɩ* zu reden. das *r* spielt allerdings selbstverständlich seine rolle dabei, aber die würkung war nicht eine so unmittelbare, sondern vermittelt durch die alte diphthongierung von *ô* und *ê*², die, wie ich ein andermal darzulegen hoffe, auf einem wesentlich weitern gebiete vorhanden gewesen sein muss, als man in der regel annimmt[1]. die diphthonge, die sich auf einem grofsen teil dieses gebietes von neuem zu *ô* und *ê* entwickelten, müssen von anfang oder doch von einer bestimmten zeit an vor *r* anders gelautet haben als sonst, der nachschlag war ein andrer oder aber war früher ab-

[1] daraus ergibt sich wol auch eine erklärung für die schon oft besprochene auffallende form, die das wort *gut* in vielen nd. mundarten hat.

sorbiert. wenn in Mülheim und auch zum teil im westfäl. wörter wie *bruder, futter, füttern* dieselbe entwicklung zeigen wie solche, in denen seit alter zeit *r* auf die vocale folgte, so können wir wol an dem schlusse nicht vorbei, dass der diphthongische charakter der laute in verhältnismäfsig sehr junger zeit noch bestanden haben muss; in der chronologie unseres buches steht der schwund des intervocalischen *d* erst an vorletzter stelle. ich verkenne nicht, dass dieser umstand uns eine schwierigkeit in den weg legt.

Das *e* in *renne* 'dachrinne' ist auch mnd. nnd. (Holthausen § 51c — vgl. Anz. XIII 14 — Woeste), clevisch (Teuthonista), mhd. und nhd., und das wort geht eben auf eine andere grundform als got. *rinnô* zurück. überhaupt dürfte M. sich bei schwierigkeiten manchmal beherzter über vermeintliche grundformen hinwegsetzen. wie soll sich in *xêtə* ein umlaut erklären, wenn es gleich *gosse* ist? wir haben es ohne zweifel mit einem andern worte zu tun, mit einem westfäl., auf *au-i* beruhenden *gôte*, Woeste *gœte*, das in Mülheim entlehnt ist. die aussprache desselben wortes in Ruhrort scheint mir auch auf alte länge zu weisen. s. auch oben über *kegel* und unten über *brühe*. — § 62. in betreff der höchst merkwürdigen umbildung des ablauts bei den st. verbis 4) und 5) classe, prät. *ŭ·a.* mit demselben laut wie *u·a* [*ŭ·a.*] aus älterem *ô*, germ. *au*, meint M., die entwicklung sei jedesfalls von *nemen* und *kumen* ausgegangen. richtiger wol wird zunächst blofs das letztere in anspruch genommen, dessen prät. pl. frühzeitig *kômen* war. dann allerdings wird sich *nemen* analogisch angeschlossen haben und in weiterer entwicklung die übrigen vba. mit *ē* im infin., soweit sie überhaupt gefolgt sind. — *šmū:kə* 'rauchen' lässt sich mit nl. *smoken* nicht rechtfertigen, da dies letzte auf *ŭ* oder *au* (woneben noch *û* bezeugt) ist und keineswegs auf germ. *ô* weist. desgleichen ist es in bezug auf den umlaut und die verbalclasse irrtümlich, wenn ags. *prôfian* gewählt wird, um *pœ̄:və* zu erläutern. *vāəšəuə* 'warnen' (nl. *waarschuwen*) hat sicher mit ahd. *skouwôn* nichts zu tun. — das auffallende *ī·a.* in *schwiegervater* usw. (ähnlich *swaigerfåer* Jellinghaus Westfäl. gr. § 47) wird nicht ohne wahrscheinlichkeit aus hd. *schwägerin, verschwägert* erklärt, die als *šwēger-* entlehnt die genannte mundartliche form ergeben haben können. die vorausgesetzte verbreitung der form *šwēger-* (= hd. *schwäger-*) ist aber wol schwerlich erwiesen. unmöglich ist sie aber darum freilich nicht. die sache wird sich nicht so leicht entscheiden lassen, da das litterarische *sweger-* (Teuthonista, mnd. usw.) auch als *swiger-* gedeutet werden kann. unter diesen umständen wäre immerhin zu erwägen, ob sich nicht etwa *ê* autochthon in *swëhur, swëhres* entwickelt habe und von hier aus auf *swiger-* übertragen worden sei, wie auch umgekehrt für *swëher swaher* und *swœher* bezeugt sind. — *ʒitə* und *ʒivə* sind nicht auf *writan, wrîban* zurückzuführen, s. mein Etym.

wb. — natürlich kann in *stup* 'stumpf' (ebenso westfäl. *stupp*) nicht *m* ausgefallen sein, sondern das wort setzt ein älteres *stupp* (oder *stubb*) voraus, s. mein Etym. wb. unter *stomp*. — die § 102 vorgetragene fassung, in *tibə*, *ktibə* sei *b* aus *bb* nur erhalten, weil ausl. *p* daneben stehe, als das lautgesetzliche sei vielmehr *hevə* 'haben' (trotz *ik hep*) anzusehen, ist wol von dem parallelismus *γ* aus *gg* beeinflusst. ich bezweifle die richtigkeit entschieden. die in anm. 1 und 2 genannten wörter sind doch sicher nicht so jung in der sprache, wie es darnach der fall sein müste, und anderseits hat die annahme, lautgesetzliches *hebben* habe nach der frühern gestalt der 2) 3) sg. *heves, hēfs, hevet, hēft v* angenommen, schwerlich etwas so bedenkliches. — 'auffällig' ist das *t* in *tsûr* 'trauer' nur, so lange man fortfährt, das wort mit ags. *dreórig* zusammen zu stellen, wogegen eben die anderweitigen tatsachen sprechen. — zu § 116 anm. verweis ich auf mein Etym. wb. unter *wreef* und *gewricht*. — § 119. 2. die wörter die nicht *š* aus *s* aufweisen, haben alle *t* hinter *s*. also *rs* wird zu *rš*, aber *rst* nicht zu *ršt* (weil hier *r* früher schwand?)? für *fēšə* 'first' müssen wir dann allerdings eine grundform ohne *t* ansetzen. — das weitverbreitete *š* in *nīštsəx* erklärt sich sehr leicht, wenn man nicht von nhd. *neugierig*, sondern von mundartlichem *neusgierig*, nl. *nieuwsgierig* ausgeht; *sγ* oder *sg* ist über *sx* zu *š* geworden; vgl. auch Aron Beitr. 17, 257. — zu § 121 anm. bemerk ich, dass die auf nichtverschiebendem gebiete weit verbreitete spirans in *sich, -lich* als eine in unbetonter silbe eingetretene lautveränderung angesehen werden muss, die mit der lautverschiebung nichts zu tun hat. — § 123. für auslaut. *ŋ* statt *ŋk* in nebensilben kommt wol die tonlosigkeit in betracht. — wenn M. sagt: 'analog' *īzəl* 'esel' ist *Vīzəl* 'Wesel' gebildet, so klingt das, als ob man annehmen solle, die mda. habe analog dem verhältnis *īzəl* : anderweitigem *esel* ein auswärtiges *Wesel* in *Vīzəl* (auch westfäl. *Wiəsel*) eingeführt. so ist der vorgang wol selbstverständlich nicht gewesen. — die schwierigkeiten in § 157 und 158 lösen sich wol dahin auf, dass ursprünglich *ûu* und *iuu* in der mda. *û(u)*, *iuuu* (mit verschärftem *u*) aber *ɔu(u)* und *iuuui ɔy(u)* ergeben. man muss sich dann allerdings zu der folgerung entschliefsen, dass die grundformen von *bɔuə* (= mhd. *biuwen*?) 'bauen' und *klɔyəl* 'knäuel' gleichfalls *uu* gehabt haben. *vāšɔuə* (§ 80) ist dann vielleicht entlehnt aus einer mda., die auch *ûw* in *ouw* verwandelte (*schouwen* für 'scheuen' zb. im Teuthonista). *btsɔy*. 'brühe' hat mit diesem hd. wort offenbar etymologisch nichts zu tun, sondern gehört zu fläm. *brui*, Glossar von Bern (hg. von Buitenrust-Hettema) *bru* 'brei'; s. mein Etym. wb. unter *brouwen*. — dass *zə*, *šə*, die tonlosen inclinierten formen neben betontem *dĭĭ* das nl. *je* 'ihr' seien, wird man wider nicht wahrscheinlich finden. wie sollte neben das betonte *du* ein unbetontes *ihr* getreten sein? auch lautlich

ist eine erklärung aus *j* mit vorangehendem *d, t* geboten; vgl. *babęblšę* 'bonbon', wahrscheinlich aus *bábelotše, babilotje* und die andern diminutive mit *šę* aus *-tjə* § 211. es wird also wol eine form *di̯ə*, assimiliert *ti̯ə* zu grunde liegen, die sich irgendwie aus unbetontem *dir*, oder der durch betontes *dĭr* modificierten form *də* entwickelt hatte. — ist § 230 gemeint, dass die 2) imperativ auf die 3) sg. opt. zurückgehe? und ligt ein grund zu dieser annahme vor, dh. genügt nicht die voraussetzung, dass, wie auch andrer orten, die imperative nach den schwachen verben die endung *-e* angenommen und den vocalwechsel beseitigt haben? — die ganze formenlehre ist von dem auch bei Bremer Beitr. z. geogr. d. d. mundarten 108 anm. ausgesprochenen gedanken beherscht, dass die erhaltung eines auslaut. flexions-*e* immer einer besondern lautlichen erklärung bedürfe, weshalb vertretung des nom. durch den acc., eintritt einer endung *-dən* in schw. prät. st. *də* udgl. angenommen werden. man wird sich wol von der richtigkeit, in dieser allgemeinheit wenigstens, schwerlich überzeugen; die geschichtlichen tatsachen bestätigen sie nicht. man wird vielmehr andere erklärungen zu suchen haben, die zum teil auch leicht zu finden sind. in § 272 anm. insbesondere möchte ich fragen, ob die endung *-dən* denn auf dem lande wirklich vorhanden ist.

Zum schlusse will ich noch zwei probleme zur erwägung stellen. wie so häufig, sind auch in dieser mda. vereinzelte kürzungen langer vocale zu erwähnen, § 153 und vereinzelt sonst, die ohne ersichtlichen grund eingetreten sind. vielleicht verlohnt es sich in dieser schwierigen frage folgendes zu erwägen. wenn zwischen dem vorangehnden consonanten, dem vocal und dem folgenden consonanten eine besonders geringe bewegung der sprachorgane stattfindet, ist es leicht möglich, dass die silbe im tempo der rede akustisch einen kürzern eindruck macht als andere silben mit längen. auf grund davon findet vielleicht würklich eine quantitätsverschiebung statt, die sich dann in der sprache festsetzt. bei den meisten der hier angeführten beispiele, besonders bei *sit* 'seite', *bŭk* 'bauch', *bў·l.* 'beule', *hўl·ę* 'heulen', sogar *bў·l.* 'beutel', sowie auch beispielen aus andern mundarten, die mir grade einfallen, würde die sache gut stimmen.

Es hat für mich etwas peinliches, dass wir über das oben erwähnte verhältnis *dʀāγę* : *dʀī:xt*, wo doch über die grundformen *dragan, dregid* kaum ein zweifel bestehn kann, also über einen vorgang, der sich in verhältnismäſsig junger zeit vor unsern augen vollzogen haben muss — in ähnlicher lage befinden wir uns öfter —, eine genügende rechenschaft nicht zu geben vermögen. auch hier hab ich nur ein unsicheres problem zu bedenken zu geben. das umlauts-*e* hat durchweg neigung zu *i* überzugehn. für unsere mda. könnte sie bei *īzęl* und *Vīzęl* betätigt sein, ferner ist sie betätigt bei *e* vor nasalverbindungen (§ 174); im allgemeinen aber nicht,

sondern ist *e* kurzes oder gedehntes *e*, auch zb. in *tĕγə* 'gegen', *šlĕ:x* 'schläge'. nun stimmt *drī:xt* von *dragen* mit *wī:xt* von *wegen* überein, aber die verba haben sonst keine einzige ganz übereinstimmende form, die eine analogie zwischen beiden veranlassen könnte. dürfen wir nun wol annehmen, dass die neigung des *e* zu *i* und die allgemeine association der st. verba sich in die hände gearbeitet haben zur erzeugung dieser form? dh. ist es grundsätzlich denkbar, dass vorhandene neigungen der sprache, die im allgemeinen nicht zum durchbruch gelangen, unter besondern begünstigenden umständen dies vereinzelt wol tun? ist es möglich, dass sprachliche vorgänge erst durch das zusammenwürken verschiedener momente zu stande kommen, die einzeln nicht im stande gewesen wären, die würkung vollkommen zu erzeugen? ein anderes beispiel wäre *bīrə* 'beeren' aus *beri* (§. 171. 192 *kazbīr*) unter volksetymologischer beteiligung von *bīrə* 'birnen'. nebenbei sei bemerkt, dass in andern nd. und nl. mundarten der spätere lautliche zusammenfall der ursprünglichen formen *dregis*, *dregid* und *wigis*, *wigid* (mnd. *drēges*, *wēges*) zu einem analogischen präsens *dregen*, lautlich wie aus **drēgan*, geführt hat. aber eine brücke von dieser tatsache zu den Mülheimer formen weifs ich nicht zu finden.

Auf mein anfangswort zurückgreifend widerhol ich, dass mit M.s buche Bremers sammlung verheifsungsvoll eröffnet ist. kann den wünschen, die ich vorzubringen hatte, in zukunft rechnung getragen werden, um so besser. mög es ein gutes omen für die sache sein, daas Bremer hier mit einem mitarbeiter des 'Sprachatlas' verbündet erscheint, und diese bundesgenossenschaft dazu beitragen, die gegenseitigen misverständnisse ganz zu beseitigen zu weiterem glücklichem verein der kräfte.

Bonn, juli 1898. J. Franck.

Altisländisches elementarbuch. von dr B. Kahle. [Sammlung von elementarbüchern der altgermanischen dialekte. hsg. von W. Streitberg, 3.] Heidelberg, CWinter, 1896. 8°. xii und 238 ss. — 4 m.

Das buch ist, wenn man von Streitbergs Urgermanischer grammatik absieht, das zweite eigentliche elementarbuch derselben reihe. beim vergleich mit dem gotischen von Streitberg fällt sofort in die augen, dass es der citate entbehrt. der unterschied ist schwer zu verstehn. eher möchte man in dem gotischen band, der für den ersten anfänger berechnet ist, die gelehrten verweise missen, als in diesem nordischen, den doch erst vorgerücktere in die hand nehmen, die oft genug das bedürfnis haben werden, die historischen und aufsernordischen zusammenhänge zu verfolgen oder manchen problemen weiter nachzugehn. in andern puncten ist Kahle vom herausgeber abhängiger. so gleich im orthographischen : auf Streitbergs wunsch ist wie in dessen Urg. gr. auch hier die Noreensche schreibung beibehalten worden,

und zb. K.s persönliche und nur zu gerechtfertigte neigung, für die stimmlose und stimmhafte spirans im einklang mit den ältesten hss. gleichmäfsig *þ* zu verwenden, blieb unberücksichtigt. sollte aber die nordische orthographie in der ganzen sammlung eine gleichmäfsige sein, so hätte dafür m. e. der vf. des nordischen buches mafsgebend sein müssen.

Cap. 1 bringt litteraturangaben. von den zeitschriften nur die skandinavischen, wol weil die übrigen bei Streitberg stehn (der aber auch das Arkiv schon aufzählt); von bibliographien die beiden verzeichnisse von Möbius und die alljährliche im Arkiv, woneben die im Berliner Jahresber. ü. d. ersch. a. d. geb. d. germ. phil. nicht hätte übergangen werden sollen : namentlich die ausgezeichneten jahrgänge aus Mogks feder haben uns allen doch häufig vortreffliche dienste geleistet und sind für den studenten mindestens bequemer, oft wol auch zugänglicher. die aufgeführten einzeluntersuchungen zur lautlehre beziehen sich alle auf accent und vocalismus; für den consonantismus werden keine genannt, und so vermisst man hier aufser anderm Hofforys Consonantstudier schmerzlich. nachdem das 2 cap. über die stellung des aisl. und das 3 über die quellen (ältere runendenkmäler und älteste hss.) orientiert hat, beginnt mit dem 4 der erste haupteil, die laut- und accentlehre.

K.s grammatik beruht, wie er im vorwort bescheiden hervorhebt, im wesentlichen auf der Noreenschen und auf Wimmers materialsammlungen. das ist nicht blofs zu entschuldigen, sondern zu loben. Noreens bewährte arbeiten in seiner Grammatik wie in Pauls Grundriss sind, teils wegen ihrer ganzen anlage teils wegen ihrer geringen übersichtlichkeit, grade zur einführung wenig geeignet, und sein Abriss wider ist mindestens für den autodidakten zu knapp : schon deshalb ist eine so lichte und wol gegliederte behandlung des gleichen stoffes, wie K. sie bietet, nur mit dank zu begrüfsen. dass Holthausen sich kurz vorher dieselbe aufgabe gestellt hatte, bedeutet in diesem falle keinen schaden, denn beide bücher behalten auch neben einander durch manche eigenheiten ihren selbständigen wert.

Wie bei Noreen und Streitberg figuriert auch bei K. s. 21 zwar germ. *o*, aber anm. 1 zu § 72 bezweifelt doch mit gutem recht, im hinblick auf das trotz nachfolgendem *a*, *o* intact gebliebene germ. und urnord. *eu*, ob es ein urgerm. *o* überhaupt gegeben habe. jetzt hat Kock Beitr. 23, 511 ff dargelegt, dass der *a*-umlaut von *u* nicht urgerm., sondern eine einzelsprachliche entwicklung und in den an. dialekten zt. ziemlich spät eingetreten ist. das stimmt vortrefflich dazu, dass ich ihn fürs gotische geleugnet habe, und als urgerm. wird er somit wol definitiv beseitigt sein.

Im übrigen wär es undankbar und wenig angebracht, einzelne paragraphen mit zu augenfälliger abhängigkeit des vf.s von

seinen vorgängern herausgreifen zu wollen. um so mehr, als es seinem buche auch an eignem und neuem nicht fehlt. das gilt besonders beim vocalismus von seiner darstellung der synkope und der umlaute. so bietet § 124 eine sehr detaillierte chronologie des vocalschwundes. dieser soll (von präfixen abgesehen) am frühsten die zweite silbe urnord. zweisilbiger haupttoniger compositionsglieder getroffen haben: *salhaukum* < **sali-* (Snoldelev um 800), *Asmut* < **Ansumundu* (Sölvesborg 8 jh.). damit wird für brechung und umlaute, für die wir bisher ältere und jüngere perioden je nach schwund oder erhaltung der brechenden oder umlautenden *a, i, u* unterschieden, eine frühste epoche erwiesen, wo sie trotz dieser synkope fehlen. die darauf fuſsende gruppierung der umlautsperioden bei K. ist inzwischen auch durch Kock Arkiv 12, 249 ff im wesentlichen bestätigt worden. nur ob das andre extrem ihrer chronologie, späteste synkope bei urnord. zweisilbigen ersten compositionsgliedern ohne hauptton, richtig ist, dafür müsten doch erst weitere und sicherere aisl. beispiele als das eine *bryllaup* < **brūði-hlaup* beigebracht werden, dessen *i* erst nach der periode des jüngeren *i*-umlauts ausgefallen sein soll (§ 127 anm. 1).

Beim consonantismus (cap. 11—12) eine erwägung zu K.s § 216. nach ihm wird germ. *nn* vor idg. *r* zu ð: hier ist natürlich 'germ.' zu streichen, denn die regel gilt ja ebenso für an. *nn* < *nþ* (**annreR* > *aþrer*). aber auch die fassung 'vor idg. *r*' ist nicht einwandfrei. dgl. schreibt freilich auch Noreen Aisl. u. anorw. gramm.[2] § 201 'vor *r*, nicht vor *R*' (ebenso Grundr. I[2] 568). das scheint zunächst zwar selbstverständlich, weil es ein *R* nach *nn* seit dem 9 jh. (K. § 177 anm. 2, Grundr. I[1] 423, vielleicht sogar seit dem 8: Grundr. I[2] 524) lautgesetzlich nicht mehr gab, die lautgruppe vielmehr zu *nn(n)* assimiliert war (*brunn* < **brunnR* usw.; doch s. u. s. 146). aber anderseits ist in solchen fällen vielfach das endungs-*r* (oder -*R*) analogice widerhergestellt worden (**brunnr, *svinnr, *finnr* usw.) und dann auch hier derselbe lautübergang uneingeschränkt eingetreten (*bruþr, sviþr, fiþr*). die frage ist, ob er hier lediglich nach dem muster der älteren *aþrer* usw. erfolgt oder aber, ob er nicht überhaupt verhältnismäſsig jung und in allen fällen, dem alten **annrer* wie dem neuen **brunnr*, gleichzeitig eingetreten sei. ich glaube das letztere und ziehe daher die uneingeschränkte fassung bei Holthausen § 72 vor[1].

K. sagt § 216 anm.: 'da *nn* mit *r* nur infolge von synkope zusammenstöſst, muss der übergang zu ð also erst nach dieser stattgefunden haben', dh. nach ca. 700 (K. § 124 oder Grundr. I[2] 523 f). das ist klar. aber wir können ihn auch sofort weiter hinabschieben, vielleicht bis zum 10 jh., vgl. run. *maþR* (Röck).

[[1] s. jetzt auch Noreen Aschwed. gr. § 229.]

denn einmal scheint *nn* < *nþ* in **anreR* vor dem 9 jh. überhaupt noch nicht vorhanden gewesen zu sein (K. § 194, Grundr. I^2 525). ferner würde der seit dem 9 jh. zu belegende schwund von *þ* vor *r* (*hvárer* < **hvaþreR*: K. § 172, Grundr. I^2 576) wahrscheinlich zu **árer* usw. geführt haben, um so wahrscheinlicher als in *aþrer*, *sviþr* usw. dieser wandel durch den systemzwang anderer *þ*-formen nicht gehemmt worden wäre wie in *yþr* (> *ýr*, Noreen Gramm.[2] § 232), das in den ältesten isl. hss. nur so vorkommt (Larsson Ordförrådet 76. 375). endlich zeigt das ständige nebeneinander von act. *fiþr*, *viþr* und med.-pass. *finnsk*, *vinnsk* (Larsson 88. 367), dass die neue med.-pass.-endung, deren eintritt ins 10 jh. gesetzt wird (Grundr. I^2 526, doch vgl. ib. 641), das *þ* noch nicht vorfand[1]. dabei haben K. § 216 anm. und ich hier keinen unterschied gemacht zwischen dem *r* in *bruþr*, *maþr* und dem in *sviþr*, *teþr*, wie es Noreen Gramm.[2] § 217, 4b und Grundr. I^2 573 tut: dieser will in *svinnr*, *tennr* das *r* nicht analogisch hinzugefügt, sondern lautgesetzlich von jeher erhalten wissen, weil nach diesen *nn* < *nþ* das *R* sehr früh zu nicht assimilierbarem *r* geworden sei. das stimmt in dieser form freilich nicht zu der von Noreen vorher aufgestellten chronologie, wonach der wandel *nþ* > *nn* dem 9 jh. angehören soll, der zusammenfall von *R* und *r* nach dentalen aber erst dem 10 jh. (Grundr. I^2 525, vgl. K. § 179). sonst aber ist immerhin möglich, wenn Noreens neuste datierung des *nR* > *nn* schon fürs 8 jh. (s. o.) richtig ist, dass das *R* nach dem jüngeren *nn* < *nþ* nicht mehr assimilationsfähig gewesen. für unsern zweck ist die unterscheidung belanglos.

Folgende entwicklungsreihe stell ich also auf: um 700 *innre, anþreR, vinnR, finþR, brunnR, tenþR, hvaþreR*; 8—9 jh.: *innre, annreR*[2], *vinn(R), finn(R)*[2], *brunn(R), tenn(R)*[2], *hváreR*; 10 jh. zuerst: *innre, annrer, vinnr vinnsk, finnr finnsk, brunnr, tennr, hvárer*; dann: *iþre, aþrer, viþr vinnsk, fiþr finnsk, bruþr, teþr, hvárer*; und so noch in den ältesten isl. hss. consequent. die belegten beispiele sind nach Larsson, wenn ich keins übersehen habe: *ǫþrom ǫþro aþra aþrer aþrar, bruþr, fiþr, gryþra* (comp. zu *gruþr*), *guþr, kiþr* (a. pl. zu *kinn*), *kuþr kuþra, maþr, miþr* (adv. comp.), *muþr, saþr saþrar saþre, syþre, sviþr, teþr* (n. pl.), *tviþre, þriþr, viþr*; zu *iþre, ruþr, þuþr, uþr* sind zufällig keine

[1] hierdurch wird auch am besten Tamm Beitr. 7, 445 ff widerlegt, der für unser *þ* unmittelbar an den alten spiranten im ursprünglichen *nþ* anknüpft; vgl. auch Noreen Grundr. I^2 459.

[2] ob hier die *n* einmal stimmlos gewesen (vgl. prät. *nenta* = got. *nanþida*, K. § 171, 3), ist nicht auszumachen und bei der völlig analogen weiterentwicklung von **innre* und **annreR* kaum wahrscheinlich. aber warum werden jetzt **innre* und **annreR* nicht zu **ére* und **árer* wie **unnreR* zu *órer*? es scheint also, wie *nn* < *nR* (**unnreR* < **unRareR*) etwas älter als *nn* < *nþ* (s. o.), dass so auch der schwund jenes *nn* vor *r* schon vollendet gewesen sei bei eintritt dieses *nn* < *nþ*.

-*þr*-, sondern nur lautgesetzliche -*nn*-formen belegt; als würkliche ausnahme hab ich nur einmaliges *þrennre* gefunden (Stockh. hom., dem aber anderseits auch grade obiges *tviþre* entstammt), während die scheinbare *rennr* sich nach Noreen Gramm.[3] § 139, 2 erklärt (*renr*). also auch diese überlieferung bietet keinerlei anhalt dafür, das *þ* in dem einen falle (*aþrer* usw.) für älter anzusehen sei, als in dem andern (*bruþr* usw.). spätere *vinnr, brunnr* usw. sind (wie jenes *þrennre*) analogiebildungen. K.s § 216 würd ich also fassen : 'schon vorlitterarisch ist jedes *nn* vor (jedem) *r* zu *þ* geworden, ausnahmen oder doppelformen beruhen auf systemzwang'.

Die formenlehre ist bei K. übersichtlich und correct; auf problematische einzelheiten will ich nicht eingehn (so ob die männlichen eigennamen auf -*a* würklich nach § 285 gehören; zuletzt Kock Beitr. 23, 489; Noreen Grundr. I[2] 612 bleibt mir dennoch wahrscheinlicher). der dritte hauptteil bringt 'Syntaktisches', dh. keine systematische darstellung der syntax : dann dürfte auch manches selbstverständliche besser fehlen (wie gleich § 433 'der nom. ist der casus des subjects'), das jetzt die an. besonderheiten nur weniger hervortreten lässt. sonst ist diesem abschnitt die syntax bei Holthausen sehr zu gute gekommen. die beigegebenen lesestücke (43 ss.) entstammen dem Stockh. hom., der Laxdǿlas., der Heimskringla, der Njála, der Vatnsdǽlas. und mögen dort willkommen geheifsen werden, wo der sonstige germanistische studienplan nur knappe stündchen fürs an. freilässt, die für zusammenhängende denkmäler nicht ausreichen. den schluss machen ein genügendes glossar und leider wider zwei volle seiten berichtigungen und nachträge (die aber das § 164 z. 2 verdruckte 'nom.' statt 'urn.' noch nicht enthalten). doch alles in allem darf das schlussurteil über K.s buch günstig ausfallen.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Otfrid und die übrigen Weifsenburger schreiber des 9 jhs. von PAUL PIPER. mit dreifsig facsimiletafeln in lichtdruck und zwölf facsimileautotypien. Frankfurt a. M., FEnneccerus, 1899. 24 ss. und 30 tafeln. fol. — 21 m.

Dass Otfrid nicht nur den Vindobonensis, sondern auch den Palatinus seines Evangelienbuchs eigenhändig geschrieben habe, war Piper vor mehr als zwanzig jahren mittels innerer gründe nachzuweisen bemüht gewesen. aber er hatte niemanden überzeugt. darum versucht er jetzt auf paläographischem wege seine these glaubhaft zu machen und zwar in der erweiterten gestalt, dass er auch die schreiber BCD des Weifsenburger codex traditionum einbezieht und deren identität unter sich und mit Otfrid behauptet. das material, auf welchem er fufst, besteht einerseits aus den 30 sein buch begleitenden photographischen tafeln, von denen die neun ersten sowie die dem text s. 8—11 eingedruckten autotypien schriftproben der schreiber A—G des codex traditio-

num liefern, während die weitern einundzwanzig ausgewählte seiten der hss. V, P und D des Evangelienbuchs reproducieren, anderseits aus den facsimilibus des Vindobonensis und des Palatinus in Dahns Urgeschichte der germanischen und romanischen völker IV (1889), in Erdmanns akademischer abhandlung Über die Wiener und Heidelberger hs. des Otfrid (1880) und in Koenneckes Bilderatlas.

Um zu zeigen, dass Pipers methode verkehrt und dem gemäfs auch sein resultat unhaltbar ist, muss ich einen umweg einschlagen. ich nehme vorläufig an, er habe den nachweis der identität erbracht 1) für die schreiber BCD des codex traditionum = O 3, 2) für den ersten schreiber des Vindobonensis und des Palatinus = O 1, 3) für den zweiten schreiber des Vindobonensis und des Palatinus = O 2, und frage nun: worauf gründet er seine gleichsetzung von O 3 mit O 1 und mit O 2? nach s. 15[b] auf gewisse merkwürdige, den drei supponierten schreibern gemeinsame ligaturen des *b* und des *h* mit vorangehnden buchstaben: man habe den endstrich eines *a*, *e*, *i*, *l* usw. und die rundung eines folgenden *b* oder *h* in einem zuge gemacht und erst nachträglich den langen schaft von *b* und *h* durch die gewonnene schleife hindurchgezogen, ein *b* somit ähnlich einem deutschen schluss-*s* geschrieben. aber diese ligaturen existieren in würklichkeit nicht, sie sind von Piper erträumt, und es fiel niemals den schreibern ein, *b* oder *h* in der geschilderten weise herzustellen. vielmehr entsteht der schein einer ligatur überall und muss überall entstehn, wo das *b* mit völlig geschlossener rundung und der vorangehnde buchstab mit etwas nach oben auslaufender spitze gebildet wird. das lässt sich für *b* an hunderten von beispielen aus hss. des 9. 10 und 11 jhs. zeigen, für *h* sind die belege darum minimal, weil dieser buchstab im innern lateinischer worte ganz selten vorkommt und auch im innern deutscher nur dann häufiger begegnet, wenn deren dialekt die verbindung *th* kennt. hätte Piper, statt sich ausgebreiteter kenntnis der schriftarten des 9 jhs. selbstgefällig zu rühmen (zb. s. 21[a]), lieber in den landläufigen hilfsmitteln sich umgetan, so würden ihm die so genannten *b*-ligaturen auf tafel 34. 35 von Enneccerus Sprachdenkmälern (Nidhards Historiae: *labore, abscedere, urbēq;, absq;, uerbis, abire, sperabat, subdere* usw.) oder auf tafel 31 (Fränkisches gebet: *publico, sarabaitis, habeant, abbati, debℨ*) massenhaft entgegengetreten sein; auch die vermeintliche verbindung *dh* weisen die Nidhardbll. reichlich auf.

Im weitern verlauf seiner untersuchung bereiten Pipern die pseudoligaturen noch manche schwierigkeit. bei dem corrector des Vindobonensis findet er sie nur in geringer zahl: sehr begreiflich, denn dieser pflegt die rundung des *b* oben nicht zu schliefsen. das passt aber schlecht zu der theorie, dass Otfrid der corrector und derselbe mann wie O 1, O 2, O 3 sei: so hilft

sich Piper mit der sonderbaren erklärung, auf die noch zurückzukommen sein wird: 'bei cursiver schrift fehlt es an zeit zu so künstlichen verschlingungen' (s. 19[b]). hin und wider findet er sie bei den schreibern E und F der traditionen: auch hier ist er um ausflüchte nicht verlegen: 'wo sie zu sein scheinen, ist es ein zufälliges zusammentreffen der buchstaben' (s. 21[b]). zahlreich begegnet er ihnen im Discissus: hier führt er ihr auftreten auf den einfluss der vorlage zurück (s. 22[a]). endlich trifft er sie massenhaft an bei dem schreiber A des codex traditionum. und nun werden wir durch das grofsmütige geständnis erfreut (s. 21[a]): 'indem wir A als besondern schreiber bestehn lassen, begeben wir uns des rechtes, die ligaturen mit *b* und *h* als specielles kennzeichen für O, mithin als beweis für die identität von O 1 und O 2 zu benützen, freilich in der überzeugung, dass es dieses kennzeichens nicht mehr bedarf und dass selbst unter der voraussetzung, dass diese ligaturen auch sonst im kloster geübt wurden, die consequente entwicklung derselben bei O immer noch ein hervorragend individueller zug ist'.

So räumt Piper indirect selbst die nichtidentität von O 3 mit O 1 und O 2 ein. und wer unbefangenen sinnes und im besitz normaler augen O 3 mit O 1.2 vergleicht, wird, auf die gefahr hin, von Piper der oberflächlichkeit geziehen zu werden (s. 15[a]), den *q* mit dem 'abzwick', den 'endausladungen' der *e* und *a*, namentlich am zeilenschluss, geringen wert beimessen, weil diese formen in hunderten von hss. des 9 jhs. widerkehren, überhaupt die schriftzüge wenig ähnlich finden, im gegenteil wahrnehmen, dass das runde *d*, welches O 3 promiscue mit dem geraden verwendet, auf den vorliegenden tafeln von O 1 und O 2 blofs dreimal begegnet (XIII$^{\alpha}$ *Vuildu*, XV$^{\alpha}$ *kündtun*, XXX$^{\beta}$ *dato*; denn der schreiber der vorrede für Liutbert, der tafel XI. XII rundes *d* sechsmal gebraucht, war ein andrer, s. u.), oder dass offenes *a*, dessen O 3 mit vorliebe sich bedient, bei O 1.2 nur vereinzelt vorkommt (s. die stellen s. 15[a] anm.). freilich der dafür s. 11[a] ersonnene grund 'dass das offene *a* selten ist, hängt damit zusammen, dass das ganze den charakter einer schönschrift tragen sollte, in welche das mehr nach rechts hin liegende offene *a* nicht passt' muss jeden mit hss. des 9 jhs. vertrauten heiter stimmen. unter solchen umständen könnte der einbezug von O 3 in den kreis der untersuchung zwecklos erscheinen. aber gerade P.s hauptkunststück beruht auf ihm. mit hilfe von O 3 verflüchtigt er eine durchgehnde discrepanz zwischen O 1 und O 2 in nichts. O 1 versieht sein *g* regelmäfsig mit offenem, O 2 mit geschlossenem kopf. nun weist der schreiber C von O 3 beide gestalten neben einander auf: also, folgert P. (s. 9[a]. 14[b]), darf die verschiedenheit des *g* nicht als zeichen zweier schreiber aufgefasst werden. gewis hat noch niemand behauptet, dass éin individuum sich nicht mehrerer formen desselben buchstaben bedienen könne. sind wir

aber darum berechtigt, einen schreiber, der viele quaternionen hindurch consequent und ausschliefslich nur éine gestalt eines bestimmten buchstaben anwendet, mit einem andern zu confundieren, der ebenso consequent und ausschliefslich eine zweite gebraucht?

Reifsen alle stränge, lassen einzelne buchstabenformen in O 3 oder beim corrector mit solchen von O 1.2 sich nicht identificieren, flugs ist P. mit dem zauberwort 'cursiv' bei der hand. ich muss bekennen, in das geheimnis des begriffs, den P. damit verbindet, nicht völlig eingedrungen zu sein. bald versteht er darunter urkundenschrift, bald schnellschrift, bald flüchtige schrift. das hauptcharakteristicum der mittlern und jüngern römischen wie der merovingischen cursive machen doch ihre ligaturen aus, hervorgerufen durch das bestreben, die feder möglichst wenig abzusetzen. damit aber reimt sich nicht P.s oben citierte bemerkung 'bei cursiver schrift fehlt es an zeit zu so künstlichen verschlingungen'. ebenso wenig kann ich den cursiven charakter seiner tafel VI^{a} 1—11 und 21 ff gegenüber 12—20 einsehen : der unterschied der letztern partie von der vorangehnden und folgenden reduciert sich auf die gröfsern spatien hinter den einzelnen, durch puncte getrennten namen. mir scheint, dass P. kleinere, dünnere, schlankere schriftzüge mit dem prädicat 'cursiv' bedenkt, oder, wenn ich auslassungen wie s. 19^{a}, wo die vom corrector geschriebenen seiten und seitenteile cursiv genannt werden, und s. 8^{b} 'gewisse formen, wie zb. das merovingische *a*, scheinen vorwiegend der freiern schreibweise eigen' erwäge, dass er den ductus der traditionenschreiber und des correctors als cursiv der buchschrift der Otfridhss. entgegensetzt. dann aber muss es doch höchlich frappieren, dass einerseits die harmonie der züge von cursiver und buchschrift als beweis der identität ihrer schreiber gilt, anderseits die verschiedenheit der züge von cursiver und buchschrift als unbeweisend für die nichtidentität ihrer schreiber hingestellt wird. obendrein stimmen innerhalb der cursive selbst die zeichen keineswegs überein : das *k* auf facs. 9. 11 weicht gänzlich von dem ab, welches der corrector gebraucht. man sieht, welche kautschukartige dehnbarkeit dem begriff 'cursiv' inne wohnt; mit seiner hilfe lässt sich alles beweisen.

Bei dem corrector begegnen mehrfach die *b, d, h, l* mit schäften, welche, gleich den *b* und *l* unsrer schreibschrift, anscheinend aus zwei strichen bestehn (s. 19^{b}). ähnliche finden sich in O 3 (s. 7^{b}. 8^{b}). ihr fehlen in O 1 wird (s. 12^{ab}) folgender mafsen erklärt : 'ich sehe hierin nicht mit notwendigkeit das anzeichen eines andern schreibers. vielmehr finde ich darin nur den ausdruck des umstandes, dass man in V 1 P 1 [db. O 1] mehr schulgemäfs sorgfältig verfuhr, während man in den weniger zur repräsentation bestimmten partien, die zu O 3 gehören, sich cursiveren manieren überliefs'. diese deutung greift fehl. einmal

sind jene doppelschäfte nichts singuläres: sie kehren zb. wider in der ahd. benedictinerregel (s. das von Piper Nachträge s. 65 gelieferte facsimile), weiter in der Londoner hs. der Notae Senecae (Palæographical society III 187), in dem Würzburger codex von Cicero De inventione (Chatelain XVII[a]). zweitens entstanden sie nicht in der weise, dass ein kurzer aufstrich dem längern nach unten gerichteten zug vorangegangen wäre. vielmehr beabsichtigte der schreiber einen der im 8. 9 jh. üblichen keulenförmigen schäfte herzustellen und spreizte, damit derselbe recht dick ausfiele, die feder; aber diese war nur ungenügend mit tinte gefüllt, daher brachte sie statt des einen keulenstriches zwei feine rahmenstriche hervor. auf seiner tafel VI und auch sonst kann P. bei den allerverschiedensten buchstaben, niedrigen und hoch gehnden, solches ausbleiben der tinte bequem beobachten. natürlich beweist das auftreten der erscheinung sowol bei dem corrector als bei O3 nicht das geringste für deren nähere beziehungen.

Übrigens kann ich keineswegs Pipern die gleichheit der von ihm unter O3 zusammengefassten schreiber BCD des codex traditionum einräumen. B ligiert immer *st*, C niemals, D schwankt. B kennt für *ue* und *us* nur die abkürzung durch komma, C sowol durch komma wie durch doppelpunct, und letztere wiegt bei D entschieden vor. die merovingischen *a* bilden die drei schreiber verschieden. der abkürzungsstrich von *per* zeigt bei B schräge, bei CD gerade richtung. nur B kennt abbreviaturen von der art wie II[b] 14. 22. 24. III[a] 6.

Dass ich O1 und O2 nicht identificieren kann, hob ich schon hervor. schwieriger ist die frage, ob O1 und O2 in sich einheitlich sind, dh. ob der erste schreiber des Vindobonensis (V1) und der erste schreiber des Palatinus (P1) derselbe war und ob der zweite schreiber des Vindobonensis (V2) mit dem zweiten des Palatinus (P2) zusammenfiel. für O2 reicht mir das material nicht aus; V2 ist nur durch die tafeln X. XIX vertreten, auf welchen der buchstab *k* nicht vorkommt. was O1 anlangt, so besteht zwar kein entscheidender grund wider die gleichsetzung von V1 und P1, wahrscheinlich dünkt sie mich aber nicht: V1 gebraucht die ligierte gestalt des *st* ebenso häufig wie die nicht ligierte, bei P1 begegnen nur auf tafel XXVI drei beispiele der ligatur; die *k* von V1 zeigen, abgerechnet zwei fälle tafel XVII, gegenüber denen von P1 stark abweichende form. aber auch wenn wir P. zugäben, dass V1 = P1 und V2 = P2 sei (und mehr verlangt er gegen ende seiner arbeit s. 24 selbst nicht, denn offenbar ist ihm bei seinen übrigen resultaten wenig geheuer), so wäre damit für seinen eigentlichen zweck nichts gewonnen. denn der corrector, dh. Otfrid, ist eine durch seine charakteristische schrift, namentlich seine *h*, *k* und das unter die zeile reichende geschwänzte *z*, sowol von O1 wie von O2 streng gesonderte persönlichkeit; und dass er seine verbesserungstätig-

keit auf den Palatinus ausgedehnt habe (s. 24[b]), lässt sich in keiner weise mit hilfe der vorliegenden tafeln dartun. wenn etwa P. s. 5[a] durch seine note zu tafel xxvi 'beachte besonders das *z*' andeuten will, dass dies *z* von dem corrector des Vindobonensis herrühre, so muss ich dagegen bestimmtesten protest einlegen. wider ein anderes individuum war der copist der praefatio ad Liutbertum: ihn isoliert die form der ligatur für *ct*. was in seiner partie tafel xii 20—22 auf rasur steht, schrieb, wie schon Erdmann sah, der schreiber der urkunde tafel iii[b]; dieser aber war weder Otfrid noch der corrector der im original von Otfrid geschriebenen urkunde tafel ix.

So bleibt es, trotz der mühe, die sich P. gegeben, *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν*, in allen wesentlichen puncten bei den resultaten Erdmanns. St.

Die grofse Heidelberger liederhandschrift in getreuem textabdruck herausgegeben von dr Fridrich Pfaff. erste und zweite abteilung (sp. 1—640). Heidelberg, CWinter, 1899. — jede abt. 5 m.

Wer in jenen zum glück vergangenen tagen, da die grofse liederhandschrift C schon durch ihren aufbewahrungsort Paris der intensiven wissenschaftlichen ausnutzung entzogen war, wer damals mit minnesingerkritik sich beschäftigt hat, der kennt die schmerzen, die uns aller orten aus den widersprechenden angaben Bodmers, Beneckes und vdHagens erwuchsen, der weifs, welch gefühl der unsicherheit sich einstellte, sowie die lesung der reichsten aller minneliedersammlungen in frage kam. Lachmann und Haupt haben sich in seltsamer gemütsruhe meist begnügt, für ihre ausgaben die wenig zuverlässigen frühern abdrücke und abschriften auszunutzen: wie unberechtigt ihr gutes zutrauen war, darauf konnten inzwischen schon die von Apfelstedt zu Wolframs liedern nachgetragenen varianten (Germ. 26, 220) aufmerksam machen. aber wer war früher in der lage, das ferne original einzusehen, wenn ihn zweifel plagten? das ist anders geworden, seit C in die heimat zurückgekehrt ist; das wird ganz anders werden, da uns nun durch Pfaffs sorgfalt ein genauer abdruck der ganzen hs. dargeboten wird. das erste gefühl seiner publication gegenüber darf billich nur befriedigung sein und dank für den selbstlosen fleifs des herausgebers, für die unterstützung des badischen ministeriums, die den kostspieligen druck erst ermöglicht hat. die äufsre erscheinung ist würdig: die lettern des textes sind etwas klein und zuweilen blässer als wünschenswert, aber elegant und scharf; ein böses augenpulver freilich bilden die anmerkungen. der ersten abteilung ist das farbige bild Rudolfs von Neuenburg beigegeben, leider nicht in mechanischer reproduction, sondern in einer nachbildung, die ein vergleich mit der Krausschen photographie nicht gerade als peinlich treu erscheinen lässt: das tritt namentlich bei dem gesicht und dem

kissenmuster hervor. indessen, das bild ist ja nebensache. hübsche zierbuchstaben, die übrigens nicht etwa die entsprechenden initialen der hs. nachformen, schmücken den eingang jedes neuen dichters. getreue facsimiles der hauptsächlichsten schreiberhände verheifst Pf. für die letzte abteilung, die neben andern nützlichen beigaben auch eine ausführliche einleitung bringen wird. erst sie wird es ermöglichen, die absichten und grundsätze des herausgebers ganz zu würdigen, und ich gedenke seinerzeit auf sie einzugehn.

Aber schon die vorliegenden hefte lassen die einrichtung des abdrucks so weit erkennen, dass sie éin erhebliches bedenken herausfordern. handschriftenabdrücke, zumal sonst edierter texte, sind wertvolle grundlagen kritischer arbeit : aber ausgaben sind sie nicht, zur lectüre sind sie nicht bestimmt, und es gibt für sie nur éin lob, das der sclavischen treue. so war es ein recht abstruser einfall Pfeiffers, dass er in seinen abdrücken der Weingartner und der kleinen Heidelberger liederhandschrift die reimzeilen absetzte. er sagt darüber (St. litt. ver. 5, VIII) : 'dieses hielt ich für notwendig, denn ein facsimileartiger abdruck, der die handschrift zeile für zeile widergäbe, wäre eben so unschön fürs auge, als unbequem für den gebrauch, und was hätte man damit gewonnen?' was hätte man damit gewonnen? so fragt ein philologe? als ob nicht so und so oft allein schon die örtliche umgebung fehler erklärte und einblicke in die geschichte der überlieferung gewährte; als ob nicht jede abweichung von der anordnung der hs. die echtheit des bildes trübte und zu consequenzen führte, die sich zunächst gar nicht übersehen lassen. Pfaff hat sich durch Pfeiffers vorgang leider zu gleichem verfahren bestimmen lassen, und die folgen sind nicht ausgeblieben. ich hebe heraus, was sich mir aufdrängte, als ich, um eine stichprobe zu machen, Pf.s abdruck der lieder Burkarts von Hohenfels (sp. 372—389) mit der photographie der Berliner kgl. bibliothek verglich (leider bei sehr ungünstiger beleuchtung).

Sp. 383, 22 notiert Pf. : '6 zeilen leer'. er selbst bemerkt in dem prospect des werkes : 'vielfach ist nach den einzelnen liedern für nachträge raum gelassen, und zwar dann stets genau so viel zeilen des liniierten pergaments, als eine, zwei oder mehr nachtragsstrophen erfordern würden'. für wie viel strophen man platz reservierte, das hätte sich also aus zeilengetreuem abdruck ohne weiteres ergeben : die zeilen des Pf.schen textes dagegen gestatten keinerlei schluss darauf, was die leeren zeilen der hs. hätten fassen können, und wem das zu wissen not tut, der muss doch wider auf das original zurückgehn. — ferner : es ist unbequem, dass die gestrichenen worte und buchstaben in den anmerkungen müssen aufgesucht werden, noch dazu ohne dass im text irgendwie auf sie hingewiesen wird, und es ist das auch unanschaulich : die correctur versteht sich an ihrer stelle am besten. die methode, die zb. der kritische apparat der weimarischen Goetheausgabe

befolgt, gestrichenes, wenn auch mit andern lettern gesetzt, ruhig im contexte zu lassen, verdient bei einem hs.abdruck den vorzug. aber freilich, mit dem absetzen der reimzeilen verträgt sich das schlecht. — weiter: 383, 16 druckt Pf. *entrinnē*; die hs. trennt: *en-trinnē* : so geht eine sprachliche tatsache bei Pf. verloren. und wenn er 375, 9 druckt *ge ingeſindet*, während in der hs. *ge* den zeilenschluss bildet, so wird die trennung des präfixes vom verbum eben erst durch Pf. vorgenommen, nicht durch die hs. bezeugt. das sind ja kleinigkeiten : der handschriftenabdruck kann aber keinen höhern ehrgeiz haben als auch im kleinsten getreu zu sein.

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob in der hs. zwei silben zusammen geschrieben sind oder getrennt, und vdHagens art, neben der vollen trennung auch eine halbe, ein ganz kleines spatium einzuführen, wäre zuweilen nicht übel angebracht gewesen. so zweifle ich, ob 383, 7 *en wil*, 383, 8 *en mag*, 383, 17 *miſſezeme*, 389, 17 *vber ſtozet* das rechte trifft; ich zweifle aber kaum, dass 373, 22 besser *zerſwingē*, 380, 27 *īmines*, 33 *inder*, 383, 41 *innallē*, 384, 8 *zeſnel*, 385, 14 *kurzewile*, 387, 14 *aldie*, 388, 24 *īminē* gedruckt stünde. in der mehrzahl dieser fälle hat Pf. anscheinend das zusammenrücken sonst selbständiger worte gescheut : aber diese schreibergepflogenheit ist für fragen des satzaccents, der en- und proklise nicht ohne wert. übrigens tastet der herausgeber an andern gleichartigen stellen die zusammenschreibungen der hs. nicht an.

Die circumflexe des textes, hohe spitze winkel vielleicht von jüngerer hand und jedesfalls wol von blasserer tinte, gibt Pf. mit recht gewissenhaft wider. andre ähnliche zeichen lässt er unbeachtet : insbesondre die *i*-striche. das bedaur ich. ein diplomatischer abdruck wird doch gut tun, ı und *i* ebenso zu scheiden wie *ſ* und *s*, was Pf. getan hat, wie etwa auch *r* und ꝛ, was Pf. nicht getan hat. *ſuſt* (zb. 374, 46) sieht ohne *i*-striche wie *ſuſt* aus, erst sie machen das *ſi iſt* deutlich. — das nota-zeichen am rande zu eingang der meisten neuen töne lässt Pf. fort; dagegen hebt er es durch bunte buchstaben hervor, wo er in der hs. kennzeichnende initialen am anfang neuer töne fand. ich hätte auch die nota lieber beibehalten gesehen, zumal da nach Könneckes proben, die ich gerade nur einsehen kann, die abstufungen zwischen den ton- und stropheninitialen keineswegs so grell scheinen, dass sie sich unzweifelhaft von einander abhöben. — den schreiberwechsel constatiert Pf. in den anmerkungen, anscheinend im genauen anschluss an Apfelstedt, so, dass er das auftreten einer andern hand jedesmal angibt. wo nun eine hand längere zeit das feld beherscht, da braucht es langes suchen, ehe man findet, welchem schreiber sie gehört, und man fürchtet immer noch, etwas übersehen zu haben. ich hätte gewünscht, dass Pf. bei jedem neuen dichter die chiffer des schreibers wider

mitgeteilt und überall, wo er den wechsel der hand vermerkt, auch hinzugefügt hätte, wie weit der neue ductus ununterbrochen fortreicht. auch eine geringfügigere verschiedenheit von schrift und tinte, wie ich sie zb. 373, 27 wahrzunehmen glaube, die zwar nicht auf einen neuen schreiber, aber doch auf eine unterbrechung der aufzeichnung hindeutet, hätt ich gern verzeichnet gefunden. die eingeschobenen [!] neben auffälligen lesungen beunruhigen mich mehr als dass sie mich vergewissern : ihr ausbleiben drängt an stellen, wo man sie erwartet, den zweifel an der verlässlichkeit des abdrucks geradezu auf.

Aber ein solcher zweifel würde in der regel irre gehn. abgesehen von den worttrennungen hab ich Pf.s text sehr reinlich gefunden. in Burkarts gedichten sind mir nur zwei schwerere fehler aufgestoſsen : 376, 28 muss das erste *ir* vielmehr *ie* heiſsen, und 388, 36 les ich statt *mv̊ht* deutlich *mo̊ht.* sonst corrigier ich noch : 376, 15 *miſſewēde,* 379, 2 *von*, 5 *vlucket*, 381, 3 *pflihten*, 30 *blick*, 382, 34 *lvket*, 384, 22 *hˢzē*, 31 *mīneklichen*, 387, 48 *alleſ*, 389, 27 *zů.* in andern fällen, wo die photographie mir zweifel lieſs, mag das original für Pf.s lesungen entscheiden[1]. mit der fehllosen sauberkeit des lichtes reproducieren menschenauge und menschenhand nicht; den billich urteilenden werden die kleinen fehlerlisten oben in der anerkennung von Pf.s gewissenhafter sorgfalt nicht beirren. ROETHE.

Geschichte des deutschen streitgedichts im mittelalter. von HERMANN JANTZEN. [= Germanistische abhandlungen begründet von Karl Weinhold, hrsg. von FVogt. XIII heft.] Breslau, Köbner, 1896. 98 ss. — 3 m.

Die arbeit von Jantzen enthält eine zusammenstellung der deutschen streitgedichte bis 1500. vorausgeschickt sind überblicke über die antiken, die mittellateinischen, die französischen und provenzalischen, die skandinavischen und altenglischen streitgedichte. des vf.s fleiſs und belesenheit ist des lobes wert. indessen hat er sich doch wol ein etwas zu umfangreiches gebiet für eine erstlingsarbeit gewählt. über eine zusammenstellung ist er nicht herausgekommen : es ist ihm nicht gelungen, die geschichte der von ihm behandelten gattung aufzurollen. auch finden sich einige lücken. so hätte zb. Konrads von Würzburg Klage der kunst, welche die deutschen processualallegorien eröffnet, nicht übergangen werden sollen. der vf. scheidet 'kämpfe um den vorzug', 'sängerkriege', 'rätselspiele, weisheitsproben, gelehrte gespräche.' die kämpfe um den vorzug sind die am frühesten nachweisbare gruppe. die einzelnen ihr zugehörigen

[1] ich schwanke 374, 43 zwischen *gegē* (Pf.) und *gegī*, 375, 24 zwischen *alleſ* (Pf.) und *alliſ*, 388, 2 zwischen *erwern* (Pf.) und *irwern*; 376, 26 zwischen *mv̊ſte* und *můſte* (Pf.); 386, 22 ist mir der letzte buchstabe von *lieb* unsicher; 375, 32 deckt ein fleck den raum zwischen *zallē* und *vndē*.



gedichte sind nicht glücklich disponiert. hauptgruppe : der dichter lässt die von ihm gewählten gegner selbst sprechen. I) streit der jahreszeiten; II) streit zwischen leblosen dingen oder tieren; III) themata aus dem liebesleben; IV) streitgedichte geistlichen inhalts; V) streitgedichte ethischen inhalts.

Man sieht : es sind formelle und sachliche gesichtspuncte durcheinander gemengt. in I und II ist nach streitenden gegnern geordnet; in den gruppen III—V stehn streitgespräche zwischen würklichen personen und allegorien. namentlich in der vierten gruppe tritt das hervor. hier sind nacheinander behandelt: A. 1) kämpfe zwischen leib und seele; 2) der kampf von barmherzigkeit, friede, gerechtigkeit und wahrheit um das heil des menschen; 3) Heinzelein von Konstanz 'Von den zwein sanct Johansen'; 4) frau und priester, frau und jungfrau usw.; 5) tod und leben. B. 1) ehre und schande, tugend und laster, treue und untreue, zucht und unzucht usw.; 2) streit der vertreter zweier stände um ihren vorzug; 3) gedichte des 15 jh. ähnlich setzt sich gruppe III zusammen. mir scheint doch, dass die gedichte, die kämpfe zwischen bürger und hofmann (Oswald vWolkenstein ed. Weber s. 118), minner und krieger (Liedersaal II 25), minner und trinker (Ls. II 329) vorführen, enger zusammengehören mit denen, die frau und priester, frau und jungfrau oder die vertreter verschiedener stände auftreten lassen, als mit dem streitgedicht von herz und leib (Hätzlerin s. 211), mit dem sie nur das gemeinsam haben, dass auch von liebe die rede ist.

Eine logisch strengere scheidung hätte hier auch die chronologie schärfer hervortreten lassen. eine gruppe für sich bilden vorab diejenigen streitgedichte, in denen menschliche figuren auftreten. selten handelt es sich bei den deutschen um benannte personen, wie in den lateinischen gedichten Ganymed und Helena, Phyllis und Flora. nicht Phyllis und Flora sondern zwei physiognomielose frauen streiten bei Heinzelin über den vorrang des ritters und pfaffen (vgl. s. 4), ebenso zwei schwestern im liederbuch der Hätzlerin (s. 211 vgl. Jantzen s. 45). auf diese form, die sich direct an den typus Phyllis und Flora anlehnt, wird wol die ganze reihe der gedichte zurückzuführen sein, in denen sich zwei frauen streiten. sie wird erst im 14 jh. beliebt. möglicherweise ist die entwicklung so zu denken, dass zunächst nur das thema etwas variiert und nicht mehr gefragt wurde, ob ritter oder pfaff zu lieben sei, sondern, ob überhaupt 'pesser sey ze lieben oder on lieb ze bleiben' (vgl. J. s. 51 f) oder ähnliches. damit wurde aber schon nahegelegt, auch die streitenden nach charaktereigenschaften oder stimmungen zu differenzieren, was gelegentlich auch äufserlich markiert ist. wir haben : die graue und rote, die treue und die untreue, die freche und die stille, die fürwitze und die stäte usw. (vgl. s. 52). in den Nürnberger producten des 15 und 16 jh. wird dann auch die ständeteilung

in diese gedichte mit weiblichen partnerinnen aufgenommen unter aufgabe der behandlung von liebesfragen : die frau und die magd. eine andere neuerung vollzieht, soviel ich sehe, Hans Sachs, wenn er das thema, ob besser sei zu lieben oder nicht, zwischen einem mann und einer frau abhandeln lässt (Keller III 406ff. MG. I fol. 6, vgl. Fastnachtsp. 1).

Ist somit für diese classe sicherlich der typus 'Phyllis und Flora' vorbildlich gewesen, so lässt sich von ihm aus vielleicht auch die brücke schlagen zu derjenigen gruppe von gedichten, in denen vertreter zweier verschiedener stände auftreten. es muste sehr nahe liegen, den miles und den clericus, über deren vorrang in dem lateinischen gedicht gestritten wird, in person auf den plan treten zu lassen zum kampf über das thema, 'welcher bas möht geben den freulin hohen müt'. ein solches gedicht fehlt nun allerdings. aber sollten nicht der höfische edelmann und der bemittelte bürger bei Oswald vWolkenstein nur moderneren verhältnissen angepasste substitute jener älteren gegenspieler sein? mag man aber die ableitung von dem typus 'Phyllis und Flora' gelten lassen oder nicht, jedesfalls ist die ganze gattung des gesprächs zwischen vertretern verschiedener stände ebenfalls relativ jung und erst im 14 jh. recht ausgebildet. auch bleibt der disput dann nicht auf den vorrang in liebessachen beschränkt, sondern erstreckt sich auf andre dinge. namentlich der ritter und der bauer werden seit dem 14 jh. gern contrastiert, wofür denn auch der allgemeine gegensatz zwischen arm und reich eintritt (vgl. s. 53f). zwar gab es auch bei den alten derartige gedichte. J. hat auf ein 'iudicium coci et pistoris iudice Vulcano' hingewiesen (s. 4). aber der faden scheint durch die jahrhunderte nicht fortgesponnen zu sein. denn die paar mlat. streitgedichte, die man allenfalls hierher ziehen könnte (s. 16f), sind in Deutschland schwerlich bekannt geworden.

Die geistreiche frivolität, die 'Phyllis und Flora' durchzieht, fehlt diesen jüngeren streitgedichten ganz. so rücken auch geistliche gedichte in die nähe der weltlichen. denken wir uns den gegensatz von ritter und priester ganz ernsthaft genommen, ihre stellung innerhalb der sittlich-religiösen weltordnung behandelt, so wäre das wol ein thema für ein geistliches streitgedicht. ein solches ist nun allerdings abermals nicht erhalten : aber doch nur einen schritt weiter auf derselben bahn liegen die gedichte von Suchensinn und Rosenplüt, die den vorrang zwischen priester und frau behandeln (vgl. s. 59)[1], woran sich weiter einerseits die disputation zwischen frau und jungfrau (s. 60), anderseits Stephan Vohpurks satire 'Wolf und priester' (s. 59f) anschliefsen.

Nach einer andern seite hin reihen sich an die stände-disputationen die zwischen vertretern verschiedener lebensauffassung:

[1] 'Priester und frau' und das 'Lob der fruchtbaren frau' sind zwei verschiedene Rosenplütsche gedichte, was J. verkannt hat.

minner und kriegsmann Lieders. II 25, minner und luderer Lieders. II 329, minner, spieler und trinker Kolm. hs. ed. Bartsch 493[1] usw. (s. 46 ff). dass für diese classe der ausgangspunct der streit um den vorrang bei den damen ist, hat J. richtig hervorgehoben; im lauf der entwicklung aber tritt dies moment ganz zurück, wie die hierher gehörigen dichtungen des 16 jh. zeigen, von denen Szamatólski VJL. 2, 90 ff einige besprochen hat.

Viel früher belegbar und weiter verzweigt als die sämtlichen eben besprochenen dichtungen sind merkwürdiger weise diejenigen streitgespräche, in denen leblose dinge, mythologische begriffe oder allegorien die streitenden sind. drei gruppen ergeben sich. am schwierigsten ist es über den ursprung des streites der jahreszeiten ganz ins reine zu kommen. antike tradition lässt sich nicht von der hand weisen; aber anderseits werden doch auch volkstümliche einflüsse, wie sie LUhland annahm, vorhanden gewesen sein. auf frostige schulscherze mag die zweite nie recht populär gewordene gattung 'vinum et aqua', 'linum et ovis' zurückgehn. die dritte gruppe enthält die moralischen begriffe. hier scheint mir die tradition der rhetorenschulen unabweisbar. an der spitze der ganzen gattung steht der streit zwischen tugend und laster in den Ὧραι des Prodikos und der zwischen dem Λόγος δίκαιος und dem Λόγος ἄδικος bei Aristophanes. schwerlich führt ein grader weg von diesen mustern zu den deutschen streitgedichten des 13 und der folgenden jhh., in denen liebe und schönheit (bei J. s. 48[2]), frau ehre und schande, treue und untreue, wahrheit und unwahrheit usw. auftreten (ebda s. 61 ff). dergleichen 'conflictus' musten aber den christlichen lehrern von je sehr erwünscht sein; zie zogen auch verwante nach sich, wie denn offenbar der pseudo-augustinische 'conflictus ecclesiae et synagogae' auf antike muster zurückgeht (vgl. PWeber Geistliches schauspiel und kirchliche kunst, Stuttgart 1894). ebenso haben wir eine pseudo-augustinische schrift 'de conflictu vitiorum et virtutum' Migne XL 1691 ff. die kirche und die welt scheinen nicht in dieser weise gegenübergestellt zu sein, obgleich das nahegelegen hätte. dagegen ersehe ich aus J. (s. 18), dass es eine mlat. 'disputatio mundi et religionis' gibt (J. übersetzt nicht ganz correct: des laienstandes und der mönche). in Deutschland haben wir eine mischgattung (halballegorisch): der mensch und die welt, die Walthers[3] ernster abschied von der welt eröffnet (s. 65).

[1] minner und spieler auch in der hs. des germanischen museums 5339a fol. 272—280.

[2] anfangs ist es vielmehr anmut und schönheit, was J. verkannt hat. erst allmählich drängt sich die moderne bedeutung von *liebe* an stelle der mhd. es hätte sich — wie mir Edw. Schröder an den rand schreibt — hier und anderwärts hübsch zeigen lassen, wie die einmal geprägte litterarische formel fortwürkt auch mit verändertem inhalt.

[3] Walthers bedeutung für die entwicklung des streitgedichts hätte irgendwo zusammenfassend behandelt werden müssen. über seine neigung zu

über das sehr merkwürdige gedicht Frauenlobs von 'minner und welt' vgl. s. 50. — recht alt ist jedesfalls auch der Conflictus animae et corporis (s. 13ff; deutsche nachahmungen s. 56f). als eine verweltlichung betracht ich das offenbar an ein verlornes französisches vorbild sich anlehnende sog. I büchlein Hartmanns und das verwante gedicht bei der Hätzlerin (vgl. J. s. 43). man vergleiche auch das spiel mit der antithese 'cors-cuers', 'lîp-herze' bei Quesne de Bethune, FvHausen, HvRugge und Reinmar.

Es kann nicht die aufgabe dieser besprechung sein, in der umordnung des von J. gesammelten materials fortzufahren. an den capiteln über die 'sängerkriege und rätselspiele' hab ich wenig auszusetzen, es sei denn dass ich nichts wesentlich neues daraus erfahren habe. auch das capitel über den einfluss der streitlitteratur zu den fastnachtspielen streift die probleme nur eben. beachtenswert ist hier, dass J. auf einen wichtigen aufsatz Feifaliks WSB. 36, 119ff hingewiesen hat, der manches interessante enthält und auf den er noch etwas ausführlicher hätte eingehn können. zunächst sind dort böhmische gedichte erwähnt, die in das von J. behandelte gebiet gehören: stallmeister und clerc ('podkonie a žák'), also eine variation des typus 'clericus et miles', leib und seele; dann stehn unter den lateinischen gedichten des anfangs zwei aus Prager hss. des 15 jh. stammende, die besondere aufmerksamkeit verdienen. für das eine (Feifalik s. 169) hat J. bereits die verwantschaft mit dem deutschen fastnachtspiel Keller n. 70 betont. es enthält ein zwiegespräch zwischen mutter und tochter. die mutter will der tochter einen mann (carnalem socium) geben und lässt die verschiedenen stände revue passieren: *Filia, vis militem bene equitantem? — vis monachum bene cuculatum? — rusticum nigrum et turpissimum? — clericum bene litteratum?* die antwort lautet jedesmal: *Nolo, mater cara, nolo mater cara, quia non sum sana,* bis der 'scolaris laicus' angeboten wird, wo sich dann das *Nolo* in ein *Volo*, das *non sum* in ein *iam sum sana* verwandelt. interessanter fast noch scheint mir für die frage nach dem ursprung unserer fastnachtspiele das zweite (= nr 5, Feifalik s. 163), eine regelrechte revue: Adam, Loth, Samson, David werden der reihe nach aufgerufen: '*Dic tu Adam primus homo, qui deceptus es in pomo*', '*Dic tu Loth*' usw. und geben der reihe nach ihr urteil über die weiber ab, das in den refrain ausläuft: *ne mulieri credite!* wir haben eigentlich ein regelrechtes kleines drama, wenn anders die fastnachtspiele der revueformen auf diesen namen anspruch machen können. es scheint mir auch nicht ausgeschlossen, dass es würklich durch eine gesellschaft von 5 fahrenden schülern vorgetragen wurde. meistens führt sich der dichter ein, wie der einschreier eines fastnachtspieles:

dramatisch-mimischen scenen vgl. jetzt Burdach ADB 41, 86. das muss einmal in einen gröſseren historischen zusammenhang gestellt werden.

Recedite, recedite!
ne mulieri credite.

doch das führt schon aus den grenzen heraus, die sich J. für seine arbeit gesteckt hat; aber, ohne dass diese grenzen nach allen seiten überschritten werden, können die probleme dieser ganzen litteraturgattung auch nicht gelöst werden.

Jena, 27 october 1898. VICTOR MICHELS.

Die deutsche priamel, ihre entstehung und ausbildung. mit beiträgen zur geschichte der deutschen universitäten im mittelalter. von WILHELM UHL. Leipzig, Hirzel, 1897. VIII und 540 ss. 8°. — 8 m.

Uhls erklärung der priamel ist revolutionär. wenn sie richtig ist, so sind so ziemlich alle bisherigen litterarhistoriker seit Lessing und Herder über die priamel im unverstand gewesen. ein irrtum Herders hat sich von geschlecht zu geschlecht fortgeerbt, mit seiner definition 'sie ist ein kurzes gedicht mit erwartung und aufschluss' ist es nichts.

Der erste der drei abschnitte, in die das buch zerfällt, behandelt 'die vorgeschichte des begriffes' (s. 1—112) und sucht die zwei fragen zu beantworten: 'was versteht man unter einer priamel?' und 'was bedeutet das wort priamel?' (s. 3). folgendes ist in den hauptzügen der gang von U.s untersuchung: Herders ansicht von der priamel als dichtgattung führt auf den begriff 'praeambulum = einleitung', aber sie ist falsch, denn unter priamel wird in den hss. des 15 jh. nicht immer 'ein sprichwortartiges gedicht mit epigrammatischer spitze' verstanden, vor allen dingen fehlt meistens die letztere; die benennung 'priamel' kann also nicht von der bedeutung 'einleitung', überhaupt nicht von 'praeambulum' abgeleitet werden (s. 22). es folgen dann die positiven resultate (s. 26 ff). die bezeichnung 'priamel' kann als eine lateinische nur in gelehrten, in universitäts-kreisen entstanden sein. so hat das 'quodlibet' seinen namen von der grofsen akademischen disputation, der 'quaestio quodlibetica', und so die 'priamel' den ihren von der 'quaestio praeambularis'. dieses war die einladung zur qu. quodlibetica und wurde vorher am schwarzen brett angeschlagen. wir besitzen noch zwei solcher einblattdrucke, beide von der universität Erfurt, von 1497 und 1499. wie also die qu. quodlibetica dazu herhalten muste, eine 'gewisse art scherzhafter mischmasch-gedichte', eben das quodlibet, zu bezeichnen, so gab die qu. praeambularis, 'die den inhalt jener grofsen disputation quasi in nuce repräsentierte' (s. 43), den namen ab für die priamel. diese ist also ein studentenwitz (oder scholarenwitz s. 536). man verstand vermutlich im 15 jh. in akademischen kreisen, namentlich zu Heidelberg und Erfurt, unter der priamel eine art der verspottung des küchenlateins (s. 81): die häufung ungleicher dinge, zunächst in der mischung von lateinischen und deutschen wörtern, am ende auch lediglich in deutscher sprache,

war die eigentliche urform unserer priamel (s. 82). eine andere manier der verspottung des küchenlateins, deutsche wörter mit lateinischen endungen zu versehen, hat die maccaronische poesie hervorgerufen. weiterhin gehören zur priamel die fastnachtpredigt, scherzhafte kleinere sachen aus der lasstafeln- und praktikenlitteratur, die depositionsrede. das beste beispiel dafür, was man alles im 15 jh. unter priamel verstand, gibt die grofse Wolfenbüttler hs. 2. 4 Aug. fol. (bestehend aus zwei aufeinanderfolgenden teilen, F und G, von éinem schreiber). folgt eine ausführliche beschreibung derselben und sorgfältige aufzeichnung derjenigen gedichte, die in dieser hs. mit 'priamel' überschrieben sind (s. 91—109). das endresultat ist: die priamel ist ein mischmasch (s. 112); eine nähere bestimmung wird im eingang des zweiten abschnitts gegeben.

Zwingen nun würklich die überlieferten tatsachen zu solchen, von den bisherigen annahmen so mannigfach abweichenden ergebnissen? es möge mir gestattet sein, an der hand von U.s reichhaltigem material die sachlage zu erörtern.

Priamel oder *preambel* kommt als litterarischer terminus vor Lessing und Herder in folgenden fällen vor:

1) In 4 hss. aus der zweiten hälfte des 15 jhs., als überschrift von gedichten oder in den registern. drei davon, C (cgm. 713), D (Dresden M 50), R (Wolfenbüttel Aug. 29, 6), enthalten viele dichtungen Rosenplüts, aufser priameln: fastnachtspiele, weingrüfse, erzählungen ua.; D zb. ist eine der wichtigsten Rosenplüt-hss. in C (zweimal *priamel*), D (dreimal *preambel*), R (zweimal *priamel*) bezieht sich das wort nur auf würkliche priameln, in der vierten hs. dagegen, in der oben genannten Wolfenbüttler FG steht *priamel, priamell, priamellus* viel häufiger und zwar über stücken sehr verschiedenen inhalts. bevor ich jedoch die beweiskraft dieser hs. prüfe, führ ich, nach U.s material, ein weiteres zeugnis für priamel als dichtungsart an:

2) Die glosse *'preambulum' sprache, beysprach, sprichwort* (Diefenbach Gloss. 451b, U. s. 14) im Voc. theutonicus a. 1482 gedruckt durch Conrad Zeninger in Nürnberg. diese glosse kann doch wol nicht auffallen (U. s. 14), denn die hs. des germ. museums (E) gebraucht *'sprichpörter'* als überschrift von priameln, und in den drucken des 16 jhs. heifsen diese *'sprüche'* (U. s. 111), *'sprüchlein'*, in der hs. b *sprüchlin* (Euling Hundert priameln s. 15 u. 17). die übersetzung von 'praeambulum' und die bezeichnung der priamel durch *'sprichwort, sprichwörter, spruch, sprüchlin'* ist ja eigentlich auch die nächstliegende, und mit welchem andern vorhandenen deutschen kunstausdruck hätte man sie treffender benennen können? den plural *'sprichpörter'* für eine einzelne priamel gebraucht E wol, weil diese aus einer reihe von sentenzen besteht. ich denke, jene glossierung im Voc. theutonicus erklärt sich also sehr natürlich, und alles stimmt,

wenn man bei der bisher giltigen ansicht über die priamel bleibt. ja, man wird umgekehrt diese übersetzungen und benennungen *beysprach, sprichwort, spruch* als beweise dafür ansehen dürfen, dass eben die priamel das ist, was man bisher darunter verstanden hat. — ferner führt U. (s. 22) aus Zarncke Die deutschen universitäten im ma. (s. 73, 23 u. 151, 18) zwei priamelartige sprüche an, die daselbst '*dicterium*' genannt sind, also widerum beispiele von 'priamel' = 'sprichwort', und ich kann die folgerung nicht verstehn : 'sprichwörtliche reden können nicht mit dem ausdruck *preambel* usw. bezeichnet worden sein'. hinzugefügt sei, dass auch Wagenseil eine priamel (es ist nr XLVIII bei Euling) *proverbium* nennt (De civ. Norimb. s. 157).

U.s hypothesen über das wesen der priamel sind eigentlich nur auf die hs. FG gegründet. weil hier auch solche dinge mit 'priamel' überschrieben sind, die nicht mehr unter Herders definition fallen und gar keine pointe haben, ua. kleine gedichte religiösen inhalts, stellen aus Freidank und dem Renner (die letzteren hat U. nicht erkannt), so muss die priamel ein viel weiteres gebiet umfasst haben, die mannigfaltigsten litteraturerzeugnisse fielen im 15 jh. unter diesen begriff. 'selbstbewustsein der epigonen-doctrin' ist es wenn Wendeler die ausdehnung der bezeichnung priamel in der hs. FG dem schreiberunverstand beimisst; 'die schreiber jener hs. haben das entstehen der gedichte, die sie niederschrieben, selber noch miterlebt' (s. 108). auf s. 94 aber ist ausgesprochen, dass die betr. teile von FG von éinem schreiber herrühren (auch Euling s. 9 stimmt für éinen schreiber), und die schreiber des 15 jhs. konnten doch nicht auch die abfassung des Freidank und des Renner miterlebt haben! durch diese verteidigung U.s ist der schreiber von FG nicht glaubwürdiger geworden.

FG ist eine sammelhs. und verwant mit der von Euling Germ. 33, 159 ff beschriebenen Leipziger hs. von CDR unterscheidet sie sich dadurch, dass sie nicht wie jene noch andere dichtungen Rosenplüts enthält. sie steht nach Euling (Hundert priameln s. 4 u. 15) ziemlich ab von CDR durch die menge ihrer willkürlichkeiten und hat einen überarbeiteten text. die Freidankverse, die sie mit der Leipz. hs. gemein hat (bei U. s. 100, Euling Germ. 33, 168), sind zb. sehr entstellt. wir haben es also mit einem willkürlichen und nicht sorgfältigen schreiber zu tun. in den überschriften der einzelnen stücke steht *priamel* oder *priamell* oder latinisiert *priamellus*. letzteres ist wol nur eine von dem schreiber selbst gemachte form, denn belegt ist sie sonst nirgends, — lateinisch kann sie auch gar nicht sein, das lat. wort ist ja *praeambulum* oder *praeambula* plur. neutr. — indem er einfach die endung *-us* an *priamell*, mit doppeltem *ll* statt einfachem nach damals geläufiger orthographie, anhängte. darf man nun würklich einem minderwertigen schreiber nicht zu-

trauen, dass er mit priamel auch solche gedichte bezeichnete, die streng genommen dieser gattung nicht unterstehn? er dehnte eben den begriff, bewust oder unbewust, aus, etwa zu dem sinne von mhd. *spruch*. die meisten der betreffenden stücke gehören in die kategorie der sprüche! diese ausdehnung war nicht einmal gewaltsam, denn viele haben im inhalt oder in der form (anapher) verwantschaft mit den eigentlichen priameln, nur dass die schlusspointe fehlt oder verschwommen ist. auch einige rein lyrische, geistliche gedichte werden *priamel* usw. überschrieben, die fernab von diesem begriff ligen, aber der grund hierzu ist ersichtlich : direct vor den betreffenden sachen stehn die geistlichen priameln Rosenplüts (U. s. 103), von diesen aus übertrug der schreiber die überschrift einfach weiter. bezeichnend für sein verfahren ist auch folgendes : fol. 99[b] (U. s. 100) sind fünf reimpaare aus verschiedenen teilen des Freidank unter der überschrift *'ein p̄amel von gutē selczamēn dingeñ'* vereinigt (die paare 1, 2, 3 und 5 hat U. als Freidankverse erkannt, 4 ist ebenfalls aus Freid., = 48, 11); ursprünglich standen diese einzelnen fünf sprüche getrennt, wie aus der Leipz. hs. (Germ. 33, 168) zu ersehen ist, der urheber der Wolfenb. hs. hat sie aber zusammen als ein ganzes vereinigt und mit jener überschrift versehen, er hat also aus verschiedenen nicht zusammengehörigen sprüchen, die gar nicht als eine priamel gedacht waren, *'ein priamel'* gemacht; U. freilich nennt es ein höchst charakteristisches beispiel für die mittelalterliche mischmaschpoesie. und endlich, es fallen nicht einmal alle in FG *'priamel'* usw. überschriebenen stücke unter U.s sehr weite fassung dieses begriffes, denn der geistliche liedercyclus (s. 107) und der vom tod (s. 108) können auch hier nicht untergebracht werden, so dass U. selbst bezüglich der letzteren es für unerfindlich erklären muss, mit welchem rechte überhaupt diese gedichte den namen 'priamel' tragen. — dass aber der vf. von FG selbst noch eine ahnung hatte von der beschränkten geltung der bezeichnung 'priamel', das geht aus einer überschrift im register hervor (U. s. 95) : *Hernach volgen gar hubsche priamel die nit vast geystlich vnd auch nit schamper seind* . . . . U. ist von seinem standpunct aus mit recht darüber erstaunt und bemerkt : 'merkwürdiger weise steht nämlich die priamel während des 15 jhs. in dem schlimmen geruche, etwas ganz besonders unanständiges zu sein, und das wort muss notwendig diesen beigeschmack gehabt haben'. wer aber die priamel nur in dem beschränkten begriff, wie es bis jetzt geschah, auffasst, wird dieses in hinblick auf den vielfach zotenhaften inhalt besonders der Rosenplütschen priameln für natürlich halten.

Wir werden also den überschriften, die ein 'unkundiger schreiber' (Euling s. 40) einer anzahl von gedichten vorsetzte und die sich leicht aus unverstand oder willkür erklären lassen, kein gewicht beilegen und ihnen keine beweiskraft zutrauen gegen-

über den drei andern, bessern hss. diese, und auch die glosse *preambulum*, weisen alle daraufhin, dass man in der tat in der 2 hälfte des 15 jhs. — eben nur um diesen zeitraum handelt es sich — eine ganz bestimmte gattung von gedichten 'priameln' nannte, nämlich gerade die, welche wir wider seit Herder als solche zu verstehn gewohnt sind. in Nürnberg erhielt sie ihre classische ausbildung, besonders durch Rosenplüt, den meister der fastnachtspiele, der weingrüsse, der klopfan, dort erhielt diese rege gepflegte kunstgattung auch den namen (vielleicht von Rosenplüt selbst, vgl. Euling s. 16), der also zunächst nur in localem gebrauche war. nur auf diesem boden und in solchem litterarischen zusammenhang ist die priamel recht zu begreifen (vgl. hierzu Roethes art. Rosenplüt, ADB 29). was dürfen wir also mit 'priamel' bezeichnen? zunächst jene Nürnberger sentenzenreihen, dann überhaupt diejenigen, welche die nämliche typische form haben, wobei man mit Scherer (Dtsche studien 1, 63 f) eine strengere und eine losere form unterscheiden mag (vgl. auch Roethe Reinmar vZ. s. 246). weitere ausdehnung widerspricht der geschichte dieser benennung.

Wie verhalten sich zu dem vorhergehenden die schon angeführten positiven ergebnisse U.s? 'wie war es möglich, dass eine deutsche dichtungsart mit einem lateinischen namen belegt wurde'? (s. 26). nun, ist 'priamel' ein speciell Nürnberger ausdruck, so erklärt sich die lateinische benennung einfach, denn Rosenplüt gebrauchte fremdwörter massenhaft. übrigens gab es auch noch andere dem lateinischen entnommene litterarische kunstausdrücke, zb. *vers*, *equivocum* oder *quivick*, *glos*, *exempel*, und die meistersinger, die bürger waren und keine studenten, gebrauchten in ihrer tabulatur mit vorliebe lateinische wörter. dieser 'gewichtigste einwand, der gegen die Herdersche erklärung zu erheben ist' (s. 26), ist also nicht allzuschwer zu beseitigen und damit fällt auch die folgerung, dass der name 'priamel' nur in gelehrten, in universitätskreisen habe aufkommen können. — aus anschlagzetteln am schwarzen brett soll der name hergenommen sein (s. 27 ff). es ist gewis ein verdienst U.s, auf diese '*quaestio praeambularis*', das vorläufige programm der grofsen '*quaestio quodlibetica*', hingewiesen und somit einen schätzbaren beitrag zur universitätsgeschichte geliefert zu haben, aber ein zusammenhang mit der priamel, auch nicht in jenem weiteren sinne wie U. sie auffasst, ist doch nicht zu ersehen. die 'quaestio praeambularis' bestand, gemäfs den hier abgedruckten proben, aus ganz nüchternen thesen, und die 'quaestio quodlibetica', die durch sie, nach U.s erklärung, angekündigt wurde, war eine ernste und schwierige, wenn auch nach unsern begriffen unfruchtbare, wissenschaftliche leistung, deren nichteinhaltung unter umständen verweisung von der universität nach sich zog. der spafs wurde erst losgelassen bei der *quaestio accessoria*, und nur hier konnte

der studentenwitz sich luft verschaffen. und doch soll dieser, speciell die verspottung des küchenlateins, zunächst mit 'priamel' bezeichnet worden sein (s. 81)! das erste beispiel, das dafür citiert wird, sind einige verse aus Murners Schelmenzunft, cap. II v. 11—16 : *Codex lodex decretal* usw., *lodex* sei 'offenbar nur eine scherzhafte reimbildung zu *Codex*' (s. 80); es ist nichts anderes als das lat. *lodix*, das nach Diefenb. Gloss. s. v. *lodex* vom 14—16 jh. sehr bekannt war. weiter soll die herübernahme der benennung 'priamel' aus der *quaestio praeambularis* eine parallele haben an der entstehung des terminus 'quodlibet' aus der *quaestio quodlibetica* (s. 27). aber quodlibet tritt als name für eine dichtungsart erst in der galanten poetik, hauptsächlich also am anfang des 18 jhs. auf, und die 'quaestiones quodlibeticae' wurden schon im 16 jh. abgeschafft, folglich kann die bezeichnung der dichtung nicht mit der qu. quodlibetica zusammenhängen. — in der quaestio praeambularis also wurden keine witze gemacht und wurde auch das küchenlatein nicht verspottet — und wird denn irgend in den gedichten, die mit 'priamel' bezeichnet sind, das küchenlatein verspottet?

Unter solchen erwägungen kann ich diesen ergebnissen U.s nicht zustimmen. man kann vielleicht in engem anschluss an die tatsächliche überlieferung des wortes *praeambulum* = *priamel* auf einfacherem wege zu einem resultate über die bedeutung des wortes und die entstehung der benennung gelangen. U. hat das material auch hierfür fleifsig gesammelt (s. 14 ff). der allgemeine sinn von *praeambulum* ist 'vorlauf', das wort wird, aufser besonders in der musik (U. s. 19), speciell angewendet für den eingang in der predigt. U. führt dafür zb. an : aus Frisch '*Preambel' Eingang oder Vorrede an einer Predigt*, und aus Seb. Franck Morie encomion (Götzinger s. 113) eine wichtige stelle. gerade diese stelle (allerdings nicht die wenigen von U. citierten zeilen), bezw. die des lat. originals des Erasmus, lässt einen zusammenhang des predigteingangs mit der dichtungsgattung priamel deutlich erkennen, so dass es höchst wahrscheinlich ist, dass die benennung 'priamel' eben von dem praeambulum der predigt hergenommen ist. es werden die geschmacklosen prediger gegeifselt. da heifst es (Götzinger s. 112) : '*Darnach* (*wann sie wöllen sagen von der lieb*), *machen sie ein vorred* [*exordium* bei Erasmus] *von dem fluss Egypti, Nilo genannt. Oder* (*so sie die geheimnufz des Kreutz wollen auftůn*) *so fahen sie mit gůtem wind an von dem Babylonischen drachen Bell. Oder* (*wann sie von dem fasten wollen reden und disputirn*) *Machen sie darzů ein eingang* [*principium*, Erasmus] *von den zwölf zeichen. Oder* (*so sie von dem glauben wöllen wort machen*) *reden sie lang vorher von der fierung des cirkels*'. dann wird noch ein anderer predigteingang mit solchen umschweifen geschildert und fortgefahren '*Als sich nun etwa vil verwunderten und disen Horatianischen*

spruch bei sich murmelten : „was wil das werden — oder wo wil diser hinaus?“ — zůletzt hat er die sach dahin gefüert' usw. auf s. 113 folgen dann ua. einige benennungen : *'Disen so neuen eingang und vorlauf* [*exordium*, Erasmus] *in der predig' 'einfart'* [*ἔφοδον*, Er.] und *'insinuation, eingang'*, endlich auch die zt. von U. angeführte stelle : *'aber dise gelerten* [di. die geistlichen, nicht beliebige gelehrte] *haben darfür, ir preambel und vorlauf (wie sie es nennen,* [*præambulum sic enim vocant*, Er.]) *dann zůmal meisterlich sein nach kunst der rhetoric, wann der eingang nichts hat das zů der sach dient; auch nichts gemeins mit der andern red gar, dass sich der zůhörer, dieweil verwunderndе, das bei sich selbs wispel : wo wil diser nun hinausz? odder warzů dienet nun disz unnütz geschwätz?'*

Diese schilderung eines 'praeambulums' der predigt entspricht ganz dem charakter der priamel und enthält die hauptbedingungen der definition, welche Herder für die strengere form gegeben hat : erwartung und aufschluss. der hörer der predigt wird durch eine 'präambel oder vorlauf' in spannung versetzt, das ist die erwartung; diese findet ihren abschluss in der nennung des gegenstandes, von dem die predigt handeln soll, mit oft überraschender spitze, das ist der aufschluss; vgl. auch Wackernagel über die priamel in der Poetik rhetorik und stilistik[2] s. 212f, bei U. s. 10 : 'während in ihrer (di. der einzelheiten) aufzählung präambuliert wird, begreift man gar nicht, wo es damit hinaus soll'.

Der übliche name für dieses präambel oder vorlauf ist in der predigtlitteratur 'exordium'. dieses ist seit dem 13 jh. ein besonderer, wenn auch nicht notwendiger bestandteil der predigt, vgl. Cruel Gesch. d. d. predigt im ma., bes. ss. 283. 308. 325. 409. 492. 598. 600. 630. 656; Linsenmayer Gesch. d. predigt in Deutschland ss. 153. 203. 232. 395. 413; Lecoy de la marche La chaire française au moyen âge s. 291ff (nennt das exordium 'le préambule'). gerne wante Berthold vRegensburg ein exordium an. es diente ihm 'gewöhnlich zur hinleitung auf seinen gegenstand, und hier bewährt er sofort seine rhetorische kunst an der aufgabe, die aufmerksamkeit und spannung seiner zuhörer zu erregen', Cruel s. 308, dazu das beispiel: *Unde dô der almehtige got menschen und engel gedâhte ze machen, dô geschuof er ein dinc, daz ist aller dinge beste . . . sô geschuof er nie niht sô edels noch sô reines . . . Ez ist edeler danne sunne unde mâne, ez ist edeler danne silber unde golt, ez ist edeler danne allez edele gesteine, ez ist edeler danne alle wurze, ez ist edeler danne die elementen* usw. . . . *Ez heizet tugent* (Pfeiffer I 95f). ebenso verfährt er in seinen lateinischen reden, vgl. Jacob Die lat. reden des sel. BvR. s. 117. eine beschreibung des exordium und anleitung zu seiner abfassung gibt Surgant in seinem Manuale curatorum, libri primi consid. XI fol. XVI[b]f. De

introductione : *videlicet quod prius euangelium praedicandum aut epistolam vel materiam festi dicendam diligenter respiciatis. et attendatis bene quod sit principale quod ibi intenditur et tractatur. et tunc more juristarum quasi casum breuem inde formetis. vel summariam sententiam quam ante oculos statuatis quasi metam ad quam tendat introductio. et ubi terminetur.* an den predigtstil überhaupt erinnert in der priamel die anapher (der technische ausdruck im predigtwesen ist 'repetitio', Surgant fol. xxxiii[a]) und die steigerung ('comparatio', Surgant fol. xxviii[b]), vgl. auch U. s. 97. da also in dem exordium der predigt, das auch praeambulum genannt wurde, die formalen grundzüge der priamel enthalten sind, so wird man annehmen dürfen, dass eben dieses die veranlassung gab, die betr. dichtungsart ebenfalls '*preambel, priamel*' zu nennen, bezw. dass bei dieser namengebung besonders das praeambulum der predigt vorschwebte, da hier der inbegriff des präambulierens am klarsten zum ausdruck gekommen war.

Naturgemäfs muste sich die besprechung zunächst dem ersten, dem theoretischen teile von U.s buch zuwenden. weitaus den grösten umfang aber nimmt die beispielsammlung, der zweite und dritte abschnitt, ein, 'Die priamel in den litteraturen des auslandes' (s. 113—206) und 'Die priamel in Deutschland' (s. 207—534). in der einleitung des zweiten abschnitts bestimmt U., auf grundlage der 'resultate' des ersten, die priamel weiterhin (s. 117) : sie ist 'im grunde nichts anderes als die älteste form der 'witzigen' sentenz; 'witzig' hier noch im alten, ernsthaften sinne genommen'. diesem sehr weiten begriffe entsprechend sind die beispiele ausgewählt, sie überschreiten also weitaus das gebiet dessen, was unter die alte definition der priamel fällt. ja es genügt oft ein mehr oder weniger allgemeiner ausspruch mit zwei oder mehr parallelgliedern im subject oder in der aussage, sodass in solchen fällen die priamel im wesentlichen nur noch eine syntaktische figur ist. — doch diese zusammenstellung ist — unter beiseitelassung der principienfrage — ein capitel für sich und hat selbständige bedeutung. sie ist ungemein reichhaltig. die orientalischen und die europäischen litteraturen sind umfassend angezogen; das meiste steuert natürlich die deutsche bei, und zwar in ihrer historischen entwicklung von der Edda bis auf die neuzeit, das nd. und das 16 u. 17 jh. sind mit recht besonders berücksichtigt, für die studien über die lyrik des angehenden 18 jhs. bildet die abhandlung über das quodlibet (s. 441—515) einen interessanten beitrag. stammbuchblätter, rechtssprüche, bauernregeln ua. schliefsen sich an : es ist eine überaus reiche sammlung, und es muss ihr unter der sentenzen-litteratur eine hervorragende stelle eingeräumt werden. hält man dazu, dass in dem ersten teile, der dem begriff der priamel gewidmet ist, dieses thema in viel eingehnderer weise behandelt ist als je bisher, so wird auch demjenigen, wel-

cher mit U.s ansicht vom wesen und entstehn der priamel nicht einverstanden ist, das buch wertvoll sein und er wird dem vf. für seine grofse mühe dank wissen.

Heidelberg. GUSTAV EHRISMANN.

TYL UILENSPIEGEL. Antwerpen — Michiel van Hoochstraten — z. j. (ca. 1512). [Phototypischer neudruck durch MARTINUS NIJHOFF, 's-Gravenhage, 1898.] — 7 m.

'*Wan er ist wunderlich gewesen in seinem leben, wunderlich wil er auch sein in seinem tod*' — so sagen die leichengäste bei Ulenspiegels begräbnis, und man könnte den ausspruch recht wol auch auf das volksbuch: einerseits in der zeit seiner ersten litterarischen würkung und anderseits in seinen neuern und neusten buchhändlerischen schicksalen anwenden. der echte alte niederdeutsche Ulenspiegel, der im j. 1500 ans licht trat, ist uns, wie es scheint, unwiderbringlich verloren. die ganze reiche textgeschichte des buches, des einzigen originalwerkes, welches Niedersachsen zur weltlitteratur beigesteuert hat, geht von der Strafsburger bearbeitung aus, die uns gleichfalls im ersten druck (ca. 1509—1512) unbekannt und nur in den beiden weitern auflagen des gleichen, Grüningerschen verlags von 1515 (A, exemplar im Brit. museum, neudruck von Knust) und 1519 (B, exemplar in Gotha, ausgabe von Lappenberg) erhalten ist. im j. 1865 erwarben sich Asher & co. in Berlin das verdienst, auf grund der fragmentarischen exemplare der k. k. hofbibliothek zu Wien und der k. bibliothek in Berlin einen vollständigen photolithographischen neudruck der ausgabe des Kölners Servais Kruffter (C) herzustellen, gaben ihn aber irrig als 'ältesten druck' und mit der falschen bezeichnung 'in niedersächsischer mundart' in den handel. und im j. 1898 macht uns Martinus Nijhoff im Haag den noch jüngern text des Michiel van Hoochstraten nach dem einzigen (Kopenhagener) exemplar in ähnlicher weise zugänglich und ergänzt ihn dankenswert im anhang aus der nächsten Antwerpener ausgabe von 1575, behauptet aber in dem kurzen geleitwort widerum, dass sein druck, den er 'ca. 1512' ansetzt, 'voorzoover men weet, aan alle andere uitgaven in andere talen verschenen, voorafgaat'!

Ich bedauere lebhaft, dass ich von meinen untersuchungen über die textgeschichte und die entstehung des Eulenspiegel, zu denen ich auch dank der grofsen liebenswürdigkeit des herrn oberbibliothekars dr CWBruun in Kopenhagen widerholt diese älteste niederländische ausgabe hier in Marburg benutzen durfte, nicht wenigstens die längst feststehnden resultate über die genealogie der drucke bekannt gegeben habe: sie hätten einer derartigen selbstteuschung jedesfalls vorbeugen können — aber vielleicht hätten sie auch diesen facsimiledruck verhindert, und das würd ich immerhin bedauern: an ihm haben wenigstens

die niederländische und die französische litteraturgeschichte ein engeres interesse.

Ich will mich heute darauf beschränken, die stellung des vorliegenden druckes D (diese sigle stimmt zu Scherers bezeichnung, meine übrigen siglen weichen ab) kurz darzulegen, bemerke aber sofort, dass die eingehnde beschreibung und charakteristik dieses textes bei Lappenberg s. 152—160 soweit zutrifft, als es das jenem forscher (1854) zugängliche material gestattete: denn er muste seinen druck von 1519 noch für das älteste exemplar der oberdeutschen fassung halten. Lappenberg hat durchaus richtig gesehen, dass D nicht älter sein kann, als die Strafsburger fassung (Murners?), da aus dieser mit ausnahme der zweiten alle erzählungen mit den ähnlich lautenden — meist gekürzten — überschriften entlehnt sind. diese überschriften aber sind, wie ich anderwärts beweisen werde, durchaus das werk des Strafsburger redactors, der niederdeutsche text von 1500 hatte keine überschriften. es war aber nicht Lappenbergs text (B), sondern der druck von 1515 (A), den Hoochstraten seiner ausgabe zu grunde legte. A und B gehn nämlich selbständig auf das verlorene X, den ältesten Strafsburger druck zurück und weisen neben den gemeinsamen beide auch eigene fehler auf: D teilt, soweit der sehr stark abweichende niederländische text überhaupt eine controle gestattet, die fehler mit A, so gleich in der ersten geschichte *Amplenen* st. *Ampleuen*. von den zahlreichen erweiterungen des ausdrucks in B, die man in Knusts anmerkungen ziemlich vollständig beisammen findet, weist das freilich durchweg kürzende D keine einzige auf.

Aber Hoochstraten brachte, vielleicht auf der Frankfurter messe, wo ihm der grofse buchhändlerische erfolg des werkes bekannt geworden sein mag, noch einen zweiten druck des Ulenspiegel in seinen besitz, den des Servais Kruffter (C), welcher in Köln seit 1519 druckte und seinerseits gleichfalls den Strafsburger druck A, aber in selbständiger redaction widergegeben hatte. Hoochstraten entlehnte diesem drucke freilich nur seine zweite geschichte, welche dort den gleichen platz hatte (ohne aber mitgezählt zu werden): '*Hoe Ulespieghel antwoorde eenen man die nae den wech vraghede*'. aber er nahm ihn sich in andrer weise zum vorbild. hatte Kruffter statt der 95 historien der vorlage nur 78 gegeben, so schränkte sie Hoochstraten gar auf 46 ein: den bildlichen schmuck, der in XAB — und zwar grofsenteils von der hand des Urs Graf! — 86 von 95 historien zu teil ward, gab er nur 27 seiner geschichten mit, wie Kruffter gar nur 25, und schliefslich liefs er das titelblatt Kruffters nachschneiden.

Auch die holzschnitte Hoochstratens zeigen deutlich die zwischenstellung von D zwischen XAB [1] und C. die Strafsburger

[1] ich habe dank der oft bewährten gefälligkeit des hrn geh. hofrat prof. dr Pertsch das Gothaer exemplar von B aufs neue vergleichen können:

ausgabe hat bis hist. 78 (die zahl 42 ist ausgefallen) für jede historie ihr bild, wobei freilich 5 mal derselbe holzschnitt mehr oder weniger unpassend widerholt wird; von da ab fehlt der holzschnitt bei nrr 79. 80. 85. 86. 88. 90—92. 95. die breite des druckes nehmen 12 bilder ein; in der mitte des blattes steht das schlussbild (zu hist. 96); bei 73 bildern wird die blattbreite erst durch einen bald rechts, bald links daneben gestellten schmälern holzstock mit einer (wechselnden) architectur hergestellt, und zwar finden 4 verschiedene stöcke verwendung (je 14—22 mal): diese holzstöcke hat Grüninger zweifellos schon in andern verlagsartikeln ähnlich benutzt. D nun ahmt dies verfahren nach: Hoochstraten liefs nur einen dieser holzstöcke, diesen aber zweimal nachschneiden und verwendete die beiden im ganzen 11 mal zur herstellung der blattbreite der illustration auf bogen 𝔄 bis 𝔈; von bogen 𝔉 ab hat er dies umständliche verfahren aufgegeben. von seinen 27 illustrationen[1] sind aufser diesen 11 noch weitere 13 dem Strafsburger druck nachgeschnitten, darunter nur ein die blattbreite füllender (nr 3), die übrigen in der $^2/_3$ druckbreite ihrer vorlage, mit fortlassung des architectonischen nebenstocks; durchweg roh, aber in genauer anlehnung. in éinem falle hat der holzschneider das motiv (ein gastmahl) selbständig behandelt (nr 16 zu A hist. 33) und mit randleisten aus dem vorrat Hoochstratens umgeben, in einem weitern falle (nr 5) lehnte er sich frei an einen holzschnitt von C an, obwol er die von Kruffter zu hist. 5 gegebene darstellung bei hist. 11 verwertet. einmal (nr 2) war er ganz auf sich selbst angewiesen: bei seiner zweiten geschichte, die er dem Kruffter entnahm, ohne dort eine illustration zu finden; gerade dieser holzschnitt zeigt die äufserst rohe kunst des Antwerpeners am deutlichsten. dreimal hat er A nachgebildete holzschnitte, welche durch auslassung der betr. historie frei waren, an andrer stelle verwertet: nr 8 zu hist. 16 statt 52, nr 24 zu hist. 89 st. 49, nr 25 zu hist. 90 st. 53. dass das titelbild aus C, das schlussbild wider aus A stammt, sei besonders betont, weil es die abhängigkeit von diesen beiden ausgaben auf den ersten blick beleuchtet.

Über den reducierten historienbestand von D gegenüber (XA) B hat Lappenberg s. 154 ff schon erschöpfende auskunft gegeben. '*Die Prologhe*' ist aus der '*Vorred*' von A zusammengezogen. der text hat nur für die äufsere geschichte des volksbuchs interesse: er enthält über XAB und C hinaus nichts altes und nichts neues —

dass es illustrativ mit A (und X) übereinstimmt, entnehm ich aus proben, die ich früher im Brit. mus. durchzeichnen liefs.

[1] ich bemerke, dass man die nur im druck von 1575 erhaltenen beiden holzschnitte getrost in die betrachtung einbeziehen kann, denn sie sind unzweifelhaft von den alten, inzwischen freilich etwas ramponierten stöcken abgezogen; nur könnte der nebenstock, der hier 1575 beidemal fehlt, in D (es handelt sich um bogen 𝔈) noch gestanden haben.

das lateinische epitaphium am schlusse ausgenommen, das mit den im Arch. f. littgesch. 15, 333 f gedruckten epigrammen verglichen werden mag. er ist frühstens 1520 und wahrscheinlich bald nach diesem jahre gedruckt : 1532 wurde nach ihm die älteste französische übersetzung (Lappenberg s. 161) hergestellt.

E. Schröder.

Griechische epigramme und andere kleinere dichtungen in deutschen übertragungen des xvi und xvii jahrhunderts. mit anmerkungen und ausführlicher einleitung herausgegeben von Max Rubensohn. [= Bibliothek älterer deutscher übersetzungen. herausgegeben von August Sauer. 2—5.] Weimar, Emil Felber, 1897. 8°. cclxxvi und 210 ss. — 10 m. (subscriptionspreis 8,80 m.).

Dass die deutsche litteratur vom 16 ins 17 jh. nur unter dem gesichtspunct einer dem antiken muster, sei es direct, sei es durch die vermittlung andrer moderner litteraturen, hindurch nacheifernden kunstübung verstanden werden kann, wissen wir namentlich seit Ernst Höpfners vortrefflichen untersuchungen. unter den antiken gattungen war aber der lehrhaften weise der zeit keine so gemäfs als das epigramm, namentlich wenn man das wort in weiterm sinne fasst; keine ist so sehr durch eigene nachbildungen der humanisten in lateinischer sprache gepflegt worden, und auch bei den nachbildungen in den nationalsprachen spielt das epigramm stets eine wichtige rolle. daher ist die auswahl von übersetzungen griechischer epigramme bei deutschen dichtern des 16—17 jhs., welche Max Rubensohn gibt, von nicht geringem interesse. es ist nur eine auswahl; als ein schwer zu erreichendes ziel müste ja vorschweben ein vollständiges corpus antiker poesie — oder eines bestimmten ausschnitts derselben — in ihren nachbildungen in deutscher zunge. wie verwickelt aber diese aufgabe wäre, bei der alle möglichen Lateiner, Franzosen, Engländer usf. mit hereinzuziehen wären : davon kann eben R.s werk einen begriff geben. er hat es in drei abteilungen geteilt. dem deutschen text geht eine sehr ausführliche einleitung voraus, und den schluss bilden historisch-kritische anmerkungen, bei denen (nach einem nicht immer ganz deutlich erkennbaren princip) nach den im text mitgeteilten gedichten selbst auch andre 'einzelne verse und motive' berücksichtigt sind. der, wie es die sache mit sich bringt, schweren übersichtlichkeit kommt ein genaues register in mehreren unterabteilungen zu hilfe.

Die deutschen übersetzungen, welche R. mitteilt, reichen von den 30er jahren des 16 jhs. bis über die mitte des 17 herunter. ich führe nur die namhafteren an, welche auch R. selbst ausführlicher behandelt hat.

Weitaus das interessanteste ist, was uns über Wolfgang Hunger mitgeteilt wird, den R. eigentlich für die deutsche litteraturgeschichte entdeckt hat[1]; und diese entdeckung ist in

[1] [doch vgl. Goed. II² 484. R.]

mehreren beziehungen von wichtigkeit. Hunger war 1511 in oder bei Wasserburg am Inn geboren, studierte die rechte in Ingolstadt, dann in Freiburg, wo er des Ulrich Zasius schüler war; nach der üblichen reise, die er 1535 als begleiter zweier edelleute antrat und die ihn auch nach Frankreich führte, ward er 1540 professor des civilrechts in Ingolstadt als nachfolger von Wiguleus Hund, 1548 assessor am reichskammergericht in Speier, 1551 kanzler des bistums Freising; er starb auf einer geschäftsreise in Augsburg am 26 juli 1555 [1]. was R. über ihn mitteilt, ist auch in allgemeineren beziehungen nicht ohne wert und zeigt einen mann von kirchlichem freimut, von patriotischer empfindung und neigung zu sprachlichen theorien, etymologien udgl. nach art der zeit. wenn er bemüht war, französische wörter aus dem deutschen abzuleiten, so zeigt das schon seine bekanntschaft mit dem französischen, die gleich noch deutlicher werden wird. Hunger hat seit 1537 gearbeitet an einer verdeutschung der Emblemata des Alciatus, welche dann 1542 erschienen ist als ein bibliographisches curiosum : verlegt von Christian Wechel in Paris und gedruckt mit lateinischer schrift. an derartigen deutschen übertragungen fehlt es ja in jener zeit nicht. aber H.s werk hebt sich von den andern durch etwas weiteres ab. er hat neben dem lateinischen werk Alciats auch dessen französische übersetzung durch Jean le Fèvre benutzt. und zwar behält er das von diesem mit besondrer vorliebe gebrauchte versmafs des achtsilblers in strophen von der reimfolge a b a b b c b c bei; ja R. möchte sogar durch eine prosodische statistik nachweisen, dass H. sich auch in prosodischer beziehung von seinem französischen vorbild abhängig gemacht und es mit glück und feinheit nachgebildet habe. hierin kann ich ihm nun nicht folgen; der zufall erscheint mir hier keineswegs ausgeschlossen und R. selbst gibt zu, dass eigentlich erst eine weit umfassendere statistik über die deutsche prosodie der zeit angestellt werden müste. sicher aber ist die benutzung einer französischen strophenform, und darin erscheint nun Hunger als ein ziemlich früher vorgänger der Lobwasser und genossen. aber doch nur teilweise. denn er hat, im strengen und bewusten (s. s. LXXXIV f) unterschied vom französischen, mit einer einzigen ausnahme nur stumpfen reim gebraucht; und er hat da, wo Le Fèvre nicht die vorhin genannte strophenform aufwies, nicht dessen metra (zb. den alexandriner), sondern reimpaare von achtsilblern verwendet.

Auf Hunger folgt Jeremias Held aus Nördlingen, dessen übersetzung der Alciatischen emblemata 1566 erschien, aber im unterschied von jenem in metrik, reim, sprache roh, dagegen philologisch gewissenhaft ist. weiter GRWeckherlin, s. u.; dann

[1] zu s. XLV bemerke ich, dass statt Ludwig 'Gramp' von Freudenstein vielmehr Ludwig 'Gremp' zu lesen ist : der professor der rechte in Tübingen, 1509—1583 (Heyd Bibliogr. d. württ. gesch. II 394).

vor allem Opitz, der wegen seiner formellen und philologischen sicherheit unter allen späteren am ausführlichsten behandelt worden ist. endlich, von kleinerem abgesehen, David Schirmer (1650 u. 1657) und Johann Georg Schoch (1660).

Die bloſse lectüre zeigt den groſsen fleiſs, den R. auf dieses nicht gerade immer sehr anziehende gebiet gewendet hat. ich bin aber nicht in der lage, genauer nachzuprüfen. nur in beziehung auf Georg Rudolf Weckherlin mögen noch einige bemerkungen gestattet sein.

R. hat aus W.s gedichten alles mitgeteilt, was direct oder indirect (darüber s. u.) aus griechischer epigrammatik stammt. es wäre nur die nr 338 meiner ausgabe hinzuzufügen : 'Über einen spiegel zuschreiben'. *Bist du schön, so gebrauch auch fleiſs, Mit lastern dich nicht zu beflöcken : Bist du dann heſslich, so sey weiſs Mit tugend den fehl zu bedöcken.* das stammt aus einem oft citierten Sokratischen apophthegma (s. meine anm.), also nicht eben aus einem eigentlichen epigramm; aber der vollständigkeit wegen mag es hinzugefügt werden. ebenso kann ich beifügen, dass W. in der 1618 erschienenen 'Kurtzen Beschreibung' usw. (B meiner ausgabe) von Griechen citiert Xenophon, Pindar[1], Plato, Plutarch, Diogenes Laertius, Herodian, Menander, Pausanias, Strabo; davon aber nachher. — auffallend und nicht zu billigen ist, dass R. W.s gedichte nach der ausgabe von 1648 (A) gibt. mag man etwa einen allgemeinen neudruck der gedichte auf diese ausgabe gründen, wie Goedeke getan hat, weil sie die ausgabe letzter hand — für eine solche freilich sehr liederlich gedruckt — ist, so hat das m. e. keinen sinn für eine ausgabe wie die R.s, deren schwergewicht in der quellenfrage ligt : hier hätte müssen auf die ältesten drucke zurückgegriffen werden. für zehn unter den 16 im ganzen behandelten gedichten W.s erwächst daraus allerdings keine verschiedenheit des textes, weil jene 10 erst 1641 oder 1648 publiciert sind und zwischen diesen beiden ausgaben kaum je ein unterschied ist; wol aber für R.s nr IV. VIII. IX. X. 4. 5, welche schon 1618 f in den 'Oden und Gesängen' (O) stehn und in A umgearbeitet sind. unter den genannten sechzehn numern ist eine, nr 78 meiner ausgabe, wo nach Ronsard, der dem gedichte zu grund ligt, eine stelle des Callimachus mit dessen namen citiert wird; in einem andern fall, nr 54, ist eine stelle des Cleanthes nach Senecas citat benutzt. die beiden also gehn nur in allerletzter linie, nicht direct, auf ein griechisches original. dass auch den vierzehn übrigen ein solches jedesfalls indirect zu grund ligt, ist sicher; bei sieben davon war es schon von mir, bezw. andern, erkannt worden: nr 60. 71. 74. 232. 233. 354. 376; für die sechs andern hat sich R. das entschiedene verdienst erworben, ein solches griechisches original ebenfalls nachgewiesen zu haben : nr 108. 196. 200. 329.

[1] s. 508 meiner ausgabe hab ich diesen übersehen.

336. 377. 404. es fragt sich nun aber, ob diese griechischen originale selbst von W. benutzt worden seien oder nicht, und das ist historisch betrachtet die hauptsache. ich selbst habe die benutzung derselben angenommen oder als möglich zugegeben für 232. 233. 354. 376; für die andern drei (60. 71. 74) glaubte ich, da sie jedesfalls nach Ronsard gedichtet sind, keine mitbenutzung des antiken originals annehmen zu müssen. R. ist entgegengesetzter meinung. in keinem der fälle hat er mich aber überzeugt, am ehesten wäre sie zu nr 60 glaubhaft[1]. aber auch in den mir nicht bekannt gewesenen fällen, wo griechische originale existieren, nimmt R. ihre directe benutzung durch W. an : bei 196 ohne zwischenglied, bei 108. 200. 329. 336. 377 neben der benutzung späterer epigrammatiker: Ronsard, ThMorus, Opitz (s. u.), Buchanan. bestimmte beweise werden sich weder dafür noch dagegen beibringen lassen. wie sich R. die entstehung von nr 404 vorstellt, kann ich aus seinen anführungen (s. 102) nicht recht sehn. dass W. die verse von Thomas Carew nicht benutzt haben kann, ist klar. aber er mag das griechische original, bezw. die von R. herbeigezogene verwertung durch Ronsard gekannt haben : jedesfalls hat er Thomas Morus gekannt; denn nur bei ihm war das spiel mit dem 'plaudern' des mundes und der *πορδή* zu finden.

In einigen fällen also nehme auch ich directe benutzung der griechischen originale (dh. ohne moderne zwischenglieder) an, in andern kann ich mich nicht davon überzeugen. es fragt sich nun, ob W. den griechischen wortlaut selbst oder lateinische versionen, bezw. commentare, gekannt habe. wie hoch ist überhaupt seine kenntnis und sein studium des griechischen anzuschlagen? er wird in Stuttgart griechischen unterricht bekommen haben, aber schwerlich sehr viel; genaueres darüber wie über sein studium in Tübingen lässt sich nicht nachweisen. aber indirecte zeugnisse haben wir. dass zwar W. nie griechische verse gemacht hat, während wir lateinische, französische, englische von ihm haben, wird nichts beweisen, denn er hat auch italienisch gekonnt und doch nicht in dieser sprache gedichtet. aber es zeigt sich nirgends bei ihm eine spur von beschäftigung mit dem griechischen. in den vier durch Schnorr bekannt gewordenen briefen ist kein griechisches wort eingestreut, was die zeit sonst nach Ciceros muster so sehr liebte. in den verschiedenen gedichtsammlungen finden sich, je nachdem man zählt, 23—27 directe

[1] nr 354 soll nach R. nicht nach dem griechischen direct gemacht sein, sondern nach dem lateinischen '*Balnea, vina, venus corrumpunt corpora nostra*'. dagegen hab ich nichts, da ich, wie sich weiter ergeben wird, ohnehin mehr lateinische als griechische kenntnisse W.s annehme. R. aber wird gegen diese motivierung protest erheben müssen. — die bemerkung zu nr 74 ist seltsam : 'schon die überschrift von 1618 beweist wol, dass W. die von ihm nachgebildete Ronsardsche ode als anakreontisch erkannte' — natürlich, denn bei Ronsard selbst steht '*traduit d'Anacreon*'!

nachbildungen lateinischer autoren, während bei den entlehnungen aus dem griechischen (s. o.) fast immer ein mittelglied nachzuzuweisen war und vielleicht auch für die übrigen noch gelegentlich gefunden werden könnte aus der unabsehbaren menge der Neulateiner: quis enim scrutatus est[1]? endlich kann ich darauf hinweisen, dass in der 'Kurtzen Beschreibung' von 1618 zahlreiche stellen aus antiken autoren angeführt sind und zwar auch aus neun Griechen (s. o.) vierzehn stellen, aus zehn Römern etwa dreimal so viele. W. hat also auch Griechen citiert; aber während die lateinischen stellen stets lateinisch angeführt sind, sind die griechischen ein paarmal nur deutsch paraphrasiert, zumeist in lateinischer übersetzung gegeben. das zeigt doch deutlich genug, dass W. der griechischen sprache aus dem wege gieng[2]. wenn es also vielleicht denkbar ist, dass er einmal nach einem griechischen original griff, so ist es keinesfalls sehr wahrscheinlich und die benutzung von übersetzungen[3] und commentaren[4] nahe gelegt.

Sehr interessant wäre R.s bemerkung, dass W. dreimal, in den gedichten I. II. III (336. 329. 376) nach Opitz gearbeitet hätte, und zwar nach der ausgabe von 1646, die bei W.s verleger Jansson erschienen war. die möglichkeit ist zuzugeben; aber einen beweis find ich nirgends. auch nicht für nr 329. die überschrift 'Clystemnestra' kann das nicht beweisen: weder inhaltlich, denn sie steht als überschrift und als randbemerkung schon im griechischen original; noch auch formal: denn die schreibung mit *e* statt *ä* könnte am besten so gedeutet werden, dass beide deutsche dichter eine noch nicht entdeckte französische vorlage gebraucht hätten.

R. hat meine bemühungen um W. mit mehr lob genannt, als ich beanspruchen kann; denn ich habe mir mit dem quellennachweis alle mühe gegeben, aber ich hätte, wenn ich länger zeit gehabt hätte, noch mehr tun können. um so mehr möcht ich mich wehren gegen die bemerkung auf s. 99: 'ihm [Bohm Englands einfluss auf W.] folgt Fischer (wie auch sonst)'. dieses 'wie auch sonst' muss den falschen schein erwecken, als ob ich mich üblicher- aber unrichtigerweise durch Bohm hätte leiten lassen; und davon kann ich doch das gegenteil behaupten. Bohm hat m. e. in einer ganzen anzahl von fällen — ich zähle 30 —

[1] für nr 320, nach Lucian, hab ich kein solches finden können, aber nach mehreren wendungen W.s ist ein solches zu vermuten, s. meine anm. übrigens gehörte Lucian damals zu den schulautoren; für Württemberg vgl. Reyscher Samml. d. württ. gesetze XI 3, 99.

[2] die annahme, griechisch hätte für den zweck der 'Kurtzen Beschreibung' nicht gepasst, scheint mir damit nicht zu stimmen, dass in derselben wie in verwanten werken genügend mit gelehrsamkeit geprunkt wird.

[3] die des HGrotius, an die ich dachte, ist allerdings unmöglich gemacht durch R.s bemerkung, dass sie erst viel später gedruckt wurde; aber es können handschriftliche, auch mündliche benutzt sein.

[4] R. weist auf den von W.s landsmann Flayder hin.

das original W.s richtig nachgewiesen, und nur in dreien von diesen fällen, nr 200. 232. 336, hat R. seine aufstellungen zu widerlegen oder zu modificieren gesucht. aber in vollen 21 fällen habe ich Bohms ansicht angefochten. das sieht doch etwas anders aus, als jenes 'wie auch sonst'! — in einem andern fall dagegen meint R., einen anglicismus constatieren zu können, den Bohm und ich übersehen hätten. nr 233, 24 heifst es, das meer pflege flüsse und bäche '*garauffend in den wanst zu ziehen*'. das sei = engl. *to carouse* 'zechen' (DWb. IV 1, 1332). aber W. schreibt das wort deutsch, kennt also den deutschen ursprung; aufserdem ist im DWb. auch franz. *faire, boire carrous(se)* nachgewiesen, und in nr 235, wo trinksprüche in verschiedenen sprachen ausgebracht sind, heifst es z. 47 f: '*Beuvons. Messieurs, a vos santez, so laffet uns all garaussieren*'. also in französischem zusammenhang. der anglicismus hätte somit von mir nur als sehr zweifelhaft (wie andere s. 535 f) angeführt werden können.

Tübingen. HERMANN FISCHER.

Das Heidenröslein. von EUGEN JOSEPH. Berlin, gebrüder Paetel, 1897. 132 ss. kl. 8. — 2 m.

Mit vergnügen und dank für mancherlei anregung folgt man den anziehenden ausführungen des vf.s, der es verstanden hat, einem schon oft behandelten gegenstand neues abzugewinnen. freilich tritt man dann den ergebnissen prüfend näher, so wollen sie nicht durchweg stand halten; in einer frage ist sich der vf. einmal selbst bewust, 'wie viel von seinen folgerungen nur möglichkeit und hypothese ist und sein kann'; er hofft aber auch in diesem falle, 'dass man die berechtigung seines versuches anerkennen' werde: wie weit man das kann, wird sich zeigen. mit blofser 'möglichkeit und hypothese' hat man es aber in seiner arbeit öfter zu tun, als er sich dessen in seiner entschlossen vordringenden zuversicht immer bewust ist, und man wird sich hüten müssen, seine ergebnisse ohne weiteres als gesicherten ertrag einheimsen zu wollen. immerhin bleibt auch bei vorsichtiger auslese genug übrig, was lohnt seinen untersuchungen näher zu treten; und zuletzt ist bei derlei forschungen das, was man glaubt getrost nach hause tragen und buchen zu dürfen, nicht einmal immer der beste teil des gewinnes; ich meinerseits möchte wenigstens ihren wert nicht darnach allein abschätzen.

Das büchlein zerfällt in zwei teile: der erste trägt die ansichten des vf.s im zusammenhange vor; der zweite enthält ergänzende und erläuternde 'excurse und anmerkungen'. nach all dem ist für Joseph das 'Fabelliedchen' in den fliegenden blättern Von deutscher art und kunst 1773 und das 'Röschen auf der heide' in den Volksliedern 1779 so gut wie die spätere fassung von 1789 ein gedicht Goethes, entstanden im frühling 1771 unter einfluss des ihm durch Herder bekannt gewordenen volksliedes

(nicht nur des bei Aelst gedruckten, sondern noch eines zweiten, heute verlorenen) aus der lebendigen anregung seines Sesenheimer liebesglücks. aber wie zum volkslied nimmt er auch eine nahe beziehung zu dem kinderlied 'Die Blüthe' an, das ihm weder eine ältere Goethesche vorstufe noch 'contrafactur Herders' ist, sondern ein dem fabelliedchen zeitlich ('1771 um den april herum') vorausgehndes Herdersches gedicht, gerichtet gegen Weifses kinderlied 'Die Rosenknospe' (1769) als dessen 'besserude nachbildung' auf grund desselben volksliedes: Goethe tut mit der Blüthe dasselbe, was Herder mit der Rosenknospe getan, und teilt sein gedicht Herder nach der rückkehr von Sesenheim als ein 'lied mündlicher sage' mit. zuletzt erscheint hinter dieser reihe — Weifses Rosenknospe, Herders Blüthe, Goethes Heidenröslein — einfluss nehmend auf alle drei noch der Engländer Richardson mit dem 34 (und 35) brief in seiner Clarissa.

Der kenner der in der ersten anmerkung (s. 81ff) vorgeführten litteratur ersieht, ohne dass es näheren eingehns bedürfte, in wiefern der vf. an seine vorgänger anknüpft und über sie hinausgeht. ganz neu ist auch die beziehung nicht, in die er Weifses Rosenknospe bringt. es ist m. w. ein verdienst des verstorbenen Blume, zuerst auf sie hingewiesen zu haben als vornehmstes beispiel jener damals modernen kinderlieder, denen Herder in seinem briefwechsel über Ossian das 'kindische fabelliedchen' entgegenstellte[1]. nur die Blüthe liefs Blume aufser betracht und war vielmehr geneigt anzunehmen, dass vielleicht Goethe selbst auf eine von Herder gegebene anregung hin nach motiven eines volksliedes 'in directem gegensatze zu Weifses Rosenknospe jenes fabelliedchen hinwarf'. eigentlich neu ist also bei J. nur die stellung, die er der Blüthe als mittelglied zwischen diesen beiden gedichten anweist. hat er darin recht, so scheint mir ein nicht unbedeutender schritt nach vorwärts gewonnen zu sein. entscheiden kann nur die beobachtung, auf welcher seite die unmittelbarere anlehnung an Weifse zu tage tritt. wer recht genau zusieht, wird aber kaum umhin können, diese tatsächlich auf seite der Blüthe zu erkennen, mag auch auf den ersten blick das röslein auf der heiden der rosenknospe Weifses näher zu stehn scheinen. von den inhaltlichen übereinstimmungen, die der vf. in seiner hübsch durchgeführten vergleichung der Rosenknospe und der Blüthe (s. 45ff) zusammenstellt, fehlt die moralische schlussbetrachtung im Heidenröslein ganz; von den wörtlichen anklängen ist nur einer, der erste[2], auch diesem mit der Blüthe (1, 1. 3) gemein. man kann noch hinzufügen, dass nur bei Weifse und Herder ausdrücklich von einer 'knospe' und einem 'knösp-

[1] auf Weifse im allgemeinen hatte kurz vorher Suphan hingewiesen zu Herder v 194, 57 (s. 721).

[2] bei dem zweiten (Blüthe 4, 2) sind s. 45 durch ein versehen die namen Weifse und Herder vertauscht.

chen' die rede ist. ist aber die Blüthe unmittelbar aus dem gegensatz gegen Weifse erwachsen, dann entfällt die vierte Berliner these, die soviel anklang fand, sie sei 'contrafactur' des Heidenrösleins, von selbst. was sonst gegen diese spricht, stellt der vf. s. 40 f zusammen. der alte einwand Redlichs, es sei 'so gut wie undenkbar, dass ein dichter vom Heidenröslein zur Blüthe zurückzusinken vermöchte', scheint mir allerdings nicht von gleichem gewicht wie dem vf.: mich dünkt, so ganz träfe er doch nur für denselben dichter zu, und ein nachahmer von geringerer dichterischer begabung vermöchte wohl in dieser weise 'zurückzusinken' und sich eben dadurch zu verraten. entscheidend scheint mir erst, was J. selbst hinzufügt: die ausdrückliche absage gegen 'transcendente weisheit und moral', mit der Herder das 'fabelliedchen' einführt; darnach war allerdings ein solches zurücksinken nicht mehr möglich[1]. dazu kommt dann noch bestätigend die chronologie. und dass die vom vf. aufgestellte reihe eine durchaus verständliche, wahrscheinliche folge mit innerer entwicklung und sichtlichem fortschritt ergibt, wird man nicht leugnen können. ja ich glaube, man wird darin ein bleibendes ergebnis seiner untersuchung anerkennen dürfen. auch den vierten oder der zeit nach ersten in der reihe, Richardson, wird man sich mit einer gewissen einschränkung wol gefallen lassen können: sein einfluss auf Weifse und Herder ist nach der vergleichung s. 109 ff ziemlich wahrscheinlich; ebenso fraglich scheint er mir dagegen für Goethe; denn trotz aller 'gesund derben sinnlichkeit' des ursprünglichen schlusses seines liedes ist der 'genuss' bei ihm doch etwas ganz anderes als bei Richardson (vgl. den vf. selbst s. 65), und ich möchte daher auf das wort kein besonderes gewicht legen.

'Goethe' sag ich mit Joseph ohne weiteres bedenken: die Blüthe mit Minor als eine ältere Goethische vorstufe anzusehen, konnt ich mich allerdings ebenso wenig je überreden als der vf. (s. 40), und das klare zeugnis Carolinens spricht ja ausdrücklich dagegen; das Heidenröslein aber wird man sich nicht mehr sträuben dürfen auch schon in seiner älteren fassung als eine Goethische dichtung anzuerkennen; die änderungen von 1789 allein reichten tatsächlich kaum aus, einen giltigen anspruch auf sein eigentumsrecht daran zu begründen, auch wenn man sie durchaus als verbesserungen betrachtet. die bekannte daraus erwachsende schwierigkeit, wie dann Herder dazu kam, ein Goethisches lied, das der dichter selbst später öffentlich als sein eigentum anerkannte und in anspruch nahm, als ein älteres volkslied auszugeben, während ihm doch ein würkliches, noch dazu Goethes vorbild, bei Paul von der Aelst vorlag, ist noch immer nicht vollkommen befrie-

[1] sie entscheidet auch gegen Redlichs vermutung, die ich anfangs geneigt war anzunehmen, später aber nach Suphans widerspruch in meinem neudruck (DLd. 40/41 s. xf) fallen liefs, dass in Herders Ossianaufsatz ursprünglich die Blüthe an stelle des Heidenrösleins gestanden habe.



digend gelöst, und man darf wol zweifeln, ob wir in dieser frage, lediglich auf vermutungen angewiesen, je eine allgemein überzeugende antwort finden werden. einen weg, den vorgang begreiflich zu machen, weist uns auch der vf., und seine darstellung klingt recht ansprechend. aber es ist doch immer nur eine möglichkeit, die man mehr oder weniger wahrscheinlich finden mag, und schwerlich auch die einzige. ich meinerseits hielte bei der neigung jener zeit, auch Herders, in litterarischen dingen gelegentlich ein wenig verstecken zu spielen und zu mystificieren, nicht einmal die schon von Blume angedeutete möglichkeit für ganz ausgeschlossen, dass Herder bei vollem bewustsein der sachlage eine dichtung seines jungen freundes, aus der ihn der echte geist des volksliedes anwehte, für ein solches ausgab. bei dem hergang, wie sich ihn J. denkt, muss ich mich doch fragen : fiel dem dichter der Blüthe an dem ihm als volkslied mitgeteilten gedichte nicht die merkwürdige ähnlichkeit mit seinem eigenen auf, wie sie heute uns allen auffällt, und muste sie ihn nicht stutzig machen? sollte er daraus nur 'das schmeichelhafte zeugnis für sich' entnommen haben, 'dass er auf seinem wege dem richtigen immerhin ziemlich nahe gekommen war' (s. 73)? und wie mich auf Goethes seite in einem gedicht, das so recht der ausfluss seines liebesglückes sein soll, die nahe zt. wörtliche anlehnung an das Herdersche kinderlied einigermafsen befremdet, so konnte ich anderseits nie recht darüber wegkommen, dass der sonst wahrlich nicht kurzsichtige Herder den symbolischen sinn des Goethischen liedes nicht erkannt haben soll. für die von Blume angedeutete möglichkeit liefse sich ein entsprechendes motiv denken. es handelte sich für Herder um ein kinderlied : das war das Aelstsche nicht und daher nicht brauchbar; wol aber war es, wenigstens nach seiner auffassung, das fabelliedchen. es galt aber auch der autorität Weifses (vgl. die s. 108 anm. 13 ausgehobene anzeige) eine andre entgegenzusetzen : dazu taugte der vorläufig noch unbekannte name eines jungen dichters schlecht, überhaupt kaum einer der eigenen gegenwart. allen, der ganzen zeitgenössischen liederdichtung wies er doch eben als vorbild, als verjüngungsquelle das volkslied. am fabelliedchen aber hatte dieses seine verjüngende kraft bereits glänzend bewährt; ja bei der etwas schwankenden, jedesfalls nicht all zu strengen begrenzung des begriffs mochte er es kaum als unwahrheit empfinden, wenn er es als volkslied ausgab; sogar die bezeichnung als 'älteres' lied liefs sich in seinem sinn allenfalls entschuldigen mit rücksicht auf die alte grundlage. so etwa könnte man vielleicht sogar diese gewis für manchen von vornherein unannehmbare möglichkeit einigermafsen wahrscheinlich machen. natürlich muss Blume beim fabelliedchen jede allegorische nebenbeziehung vermeiden, die er in der späteren fassung anerkennt. für mich folgt aus allen solchen erwägungen vorläufig nur das eine ergebnis des nichtwissens.

doch unterschätz ich deshalb keinen ernsten erklärungsversuch. und in unserm fall kann auch, wer sich den hergang ganz anders denkt als der vf., doch dem entschiedenen eintreten für das vielangefochtene *er* zustimmen und sich der hübschen behandlung von 'Willkomm und abschied' freuen, auch die vorurteilslose beurteilung zweiter fassungen wenigstens grundsätzlich billigen.

Zusammenhang mit dem volkslied bei Paul von der Aelst nimmt J., wie schon gesagt, für beide gedichte, die Blüthe und das Heidenröslein, an. auf jene geh ich nicht näher ein. überzeugt bin ich so recht noch nicht; ich vermisse doch die eigentlich schlagende ähnlichkeit, und je länger Herder das bild bereits geläufig war (s. 130 nachtrag), desto weniger bedurfte er noch erst des Aelstschen liedes. einfluss des volkslieds überhaupt wäre damit noch nicht ausgeschlossen. aber auch beim Heidenröslein geht J. (nicht ohne vorgänger) weiter, als ich ihm folgen kann. er begnügt sich nicht damit, das eine motiv des rösleins, das gebrochen wird, daraus herzuleiten, sondern versichert uns auch widerholt (am nachdrücklichsten s. 54; vgl. s. 36. 95 f. 118), dass ebenso das röslein, das sich wehrt und sticht, und der knabe, der dies willig erträgt, daher entstamme: durch ein misverständnis des *tretten auf den fuss* (4, 3): wie schon ein interpolator des 16 jhs. und wie unsre erklärer habe dies auch Goethe nicht als liebes-, sondern als ein 'empfindliches denkzeichen' genommen. ich meinerseits habe, geschützt ua. durch die liedstrophe vom *lieben* (oder *steten*) *bulen* (Uhland 29, 1, nach DWb. auch citiert bei J. s. 96), dieses misverständnis nie geteilt und die stelle stets so verstanden, wie sie der vf. ohne zweifel richtig erklärt. ich traue dieses misverständnis aber auch weder einem interpolator des 16 jhs., noch Goethe zu. wer wie dieser in Leipzig, gleichviel ob nur nach einem französischen vorbild (Strack G.s Leipziger liederbuch s. 166 str. 10, 5; vgl. s. 37) oder wahrscheinlicher zugleich aus eigner erfahrung, sich bereits gerühmt hatte, wie er *geniesse*, wenn sein mädchen *beym tisch des liebsten füsse zum schemmel ihrer füsse macht*; und wer wider kaum vor einem jahr (27. VI. 1770) in einem bereits öfter (auch von Loeper Hempel I² 288) herangezogenen briefe (W. Weimar IV 1, 237, 8—17) dieselbe erfahrung mit wörtlicher widerholung von einem 'guten freund' erzählt hatte (von späterm wie WMeisters Lehrj. b. I c. 6 und Faust 6333 f nicht zu reden), wer also diese zufällig vielleicht auch einmal schmerzhafte 'schmeicheley', diese 'gunstbezeugung' bereits so gut kannte, der konnte sie auch in dem Aelstschen liede unmöglich verkennen. dann aber waren diese züge für Goethe darin ebensowenig vorhanden als für uns, wenn wir die stelle richtig verstehn, und er konnte sie auch nicht daraus entlehnen. das röslein bei Aelst wehrt sich überhaupt nicht und tut dem knaben nichts zu leide, und wenn es bei Goethe sich wehrt und sticht, so geschieht das in freier selbständiger aus-

gestaltung des übernommenen grundmotivs in der vom vf. selbst mit recht betonten 'lebendigen anschauung'. das ist ja doch auch erst würklich der 'echte Goethe'!

J. macht aber das alte lied selbst auch noch weiter zum gegenstand eingehender untersuchung. Herder kannte, wie gesagt, die Aelstsche sammlung und jenes lied darin recht gut; gleichwol druckte er nicht nur statt dessen das 'fabelliedchen' ab, sondern bezeichnete dieses, das er wenige jahre später 'aus der mündlichen sage' empfangen haben will, auch als ein 'älteres' lied. dieses verfahren erklärt und rechtfertigt J. damit, dass Herder das Aelstsche lied 'als ein volkslied jüngerer bearbeitung' und im gegensatz dazu das fabelliedchen 'als das ursprüngliche, als das ältere volkslied' angesehen habe. dieser, wie mir scheinen will, nicht ganz einwandfreie erklärungsversuch gibt dem vf. anlass, an dem Aelstschen liede 'höhere kritik' zu üben[1]: er sucht jüngere überarbeitungen nachzuweisen und den 'echten alten kern' herauszuschälen; ein geschäft, über dessen grundsätzliche berechtigung man sich erfahrungsgemäfs jederzeit leichter verständigt als über die ergebnisse im einzelnen. ohne einschränkung wird man der ausscheidung der dritten strophe (zweite interpolation) zustimmen, um so mehr als diese in älterer, formal etwas abweichender gestalt auch einzeln in einer Nürnberger sammlung (1586) begegnet. wertvoll ist weiter jedesfalls auch die auf guter beobachtung beruhende unterscheidung zweier verschiedener reihen der vorletzten strophenzeilen (str. 1. 5. 6 und str. 2. 3. 4. 7), wozu in der zweiten strophe noch eine sonderstellung der schlusszeile kommt. wenn nun aber an der ersten stelle, die so formell aus dem geleise tritt (2, 7), die erste interpolation beginnen und aufhören soll, wo wider eine zeile der ersten reihe anhebt (5, 7), wenn also, nachdem auch noch die letzte strophe als zutat des ersten interpolators entfernt ist, ein dreistrophiges lied übrig bleibt[2], so ist das vielleicht noch immer bis zu einem ge-

[1] auch niedere textkritik übt er daran einmal (s. 17 und 93 anm. 4). 4, 7 *beschert gott glück, gets nicht zurück* ändert er *nicht* in *nach* ('so geht es nächstens wider zurück, so kehr ich bald wider heim') : *nicht* 'ist ganz sinnlos, trotzdem aber vielleicht eine absichtliche änderung, weil *nach* nicht mehr verstanden ward'. aber in einem andern verbreiteten abschiedslied (Uhland 73, 4. 5) kehrt dieselbe formel mit geringer verschiedenheit wider : *beschert gott glück, get nimmer zurück.* will J. da auch ändern? 'sinnlos' ist mir der ausdruck nie vorgekommen; ich habe ihn immer so verstanden, wie Biedermann (Goetheforschungen NF. s. 332) die stelle umschreibt : 'dass er glücklichen fortgang hofft', oder wie Liliencron (Kürschners DNL. XIII 330) im zweiten liede erklärt : 'dann bleibt es ewig dabei'. noch heute 'geht' ein handel, auch wol eine verlobung 'zurück'. der vermeintliche zusammenhang mit der s. 99f angeführten Magdeburger strophe entfällt damit von selbst.

[2] es sind dieselben drei strophen, die auch mit demselben unmittelbaren anschluss von 5, 7ff an 2, 6 schon Uhland (Schriften III 449 f. 546) aus dem liede aushob, und es ist wol kaum ein zweifel, dass dieser vorgang Uhlands für den vf. der wegweisende fingerzeig war, den er aber, wie seine

wissen grade wahrscheinlich, aber keineswegs so zwingend und notwendig, wie der vf. glaubt. fällt die zweite strophe mit ihrem schluss nach inhalt und form aus dem ton, so kann sie auch ebensogut ganz unecht sein, zumal wenn sie vielleicht auch sonst noch einen anstofs bietet. dazu rechen ich allerdings nicht den plural *die röslein* (2, 1); denn an einem *rosenstock* (1, 1) pflegt doch wol mehr als ein röslein zu erblühen (vgl. 1, 6); auch nicht das 'plötzliche versteckenspielen mit der person der geliebten', das der vf. 'in einem gedicht, das für sie selbst bestimmt ist, und in dem sie ja auch fortwährend direct angeredet wird, gar zu unangebracht' findet (s. 31); für sie selbst ist ja doch auch das versteckenspielen nicht, sondern für dritte personen, denen sein abschiedsgrufs etwa sein geheimnis verraten, von denen er eine störung ihres verhältnisses zu fürchten haben könnte; als ein heimliches einverständnis hat jedesfalls auch der vf. der vierten strophe das verhältnis angesehen. einen grund, die bisherige beziehung des *jungen knaben* (2, 3) auf den liebenden selbst und von 2, 6 auf die geliebte aufzugeben, seh ich daher nicht, und die neue deutung der zweiten strophe als ausdruck der eifersucht auf einen 'gefürchteten nebenbuhler' (aao.), einen 'einschmeichelnden verführer' (s. 25), der ihm gerade durch sein 'züchtiges, fein bescheidenes' wesen (2, 4) gefährlich werden könnte (s. 95), scheint mir gezwungen und unannehmbar; mit diesen an das lob der geliebten (1, 4) selbst anklingenden, gewis auch nur lobenden worten wäre ein gefürchteter und ohne zweifel auch gehasster nebenbuhler, so geschmeidig man sich ihn denken mag, schwerlich bezeichnet worden. in all dem seh ich also keinen anstofs. wol aber fällt die strophe, wenn man an ihrer bisherigen auffassung festhält, nach J.s eigener beobachtung insofern aus dem ton der übrigen, als dann in ihr (wie in der ausgeschiedenen siebenten) der liebende von sich in der dritten, nicht wie sonst durchaus 'in der ich-person' redet (s. 95). legt

beweisführung zeigt, selbständig zu nützen und dadurch würklich zu seinem eigentum zu machen verstand. er unterlässt auch nicht, zuletzt 'zur weiteren bekräftigung' seines ergebnisses auf Uhland als 'einen zeugen' hinzuweisen, verhehlt aber doch auch sich und seinen lesern das unsichre dieser zeugenschaft nicht ganz. aus der 'stillen weise' Uhlands ist nämlich nicht mit aller wünschenswerten klarheit zu erkennen, ob er, wie Blume meinte, würklich eine 'reconstruction' versuchen wollte, oder wie der vf. selbst aus dem gleich darauf folgenden anstandlosen citat aus der vierten strophe schliefst, nur 'unwillkürlich' jene drei strophen aushob, ohne sie damit als den echten kern des liedes hinstellen zu wollen. und für diese zweite auffassung scheint doch auch noch die art, wie er in der anm. von dem liede redet, zu sprechen : dann aber verliert die berufung auf diesen zeugen doch eigentlich ihre beste kraft. übrigens würde auch dessen autorität meine zweifel nicht ohne weiteres beschwichtigen. man kann den reconstructionsversuch als poetisch und feinsinnig anerkennen, ja als versuch sogar gelten lassen, ohne sich doch über den grad seiner wahrscheinlichkeit oder gar sicherheit einer täuschung hinzugeben. und namentlich gegen die zuversicht, mit der J. sein 'muss' ausspricht, richten sich meine bedenken.

man auf solche dinge überhaupt einmal gewicht und fordert strenge gleichmäfsigkeit in ihrer durchführung, so wär es wol methodisch folgerichtig, nicht nur den schluss, sondern die ganze strophe als eingeschoben anzusehen. — ebenso wenig zwingend scheint es mir, dass die interpolation erst 5, 6 aufhören soll. gegen 5, 1—6 wird doch gar nichts entscheidendes vorgebracht; sie werden nur mitgetilgt, weil unmittelbar darauf wider eine zeile der ersten reihe folgt wie 1, 7. tatsächlich geben auch diese abschiedsworte mit ihrer versicherung der treue fürs leben an sich weiter keinerlei anstofs, nur dass sich vielleicht str. 5 nicht so lückenlos an str. 1 anzureihen scheint, wie es doch geschehen müste, wenn man sich mit dem vf. die vorletzten zeilen zur richtschnur nimmt. aber wer bürgt uns dafür, dass nur jüngere strophen eingeschoben, nicht auch etwa eine ältere beseitigt oder teilweise überarbeitet und verändert wurde? das letzte nimmt doch der vf. selbst (s. 97 f) für die erste strophe an, und er mag darin recht haben, wenn auch sein versuch, den eingang mit hilfe einer Magdeburger liedstrophe widerherzustellen, keine urkundliche gewähr besitzt. ist hier der kehrreim in der zweiten zweile durch eine überarbeitende hand beseitigt worden, warum könnte nicht ebensogut in einer andern strophe der alte schluss verändert worden sein? dergleichen erwägungen mahnen, glaub ich, zur vorsicht.

Der vf. glaubt allerdings getrost noch weiter vordringen zu können. nach ihm 'liegt auch das werk des ersten interpolators nicht mehr in reiner gestalt vor' (s. 32 n. 1 und exc. 15 s. 114 ff). im anschluss an Dunger und Werner hebt er einige bemerkenswerte ähnlichkeiten des Heidenrösleins (und zt. auch der Blüthe) mit der Nürnberger und Magdeburger strophe oder gar dem von ihm nach dieser reconstruierten eingang des ältesten liedes hervor und schliefst daraus: 'man muss daher würklich annehmen, dass Herder und Goethe noch ein anderes volkslied vom heidenröslein kannten, das für ihre gedichte in betracht kommt'. ich setze an stelle des zuversichtlichen 'muss' ein bescheidenes 'darf' und glaube damit alles getan zu haben, was kritische besonnenheit zulässt. der vf. aber geht entschlossen daran, dieses andere lied und die ältere gestalt des Aelstschen in der redaction des ersten interpolators aus diesem in ihrem ungefähren wortlaut wider zu gewinnen. denn dass beide nicht etwa nur motivverwant, sondern würklich ein und dasselbe lied sind, dass also Herder und Goethe so glücklich waren, neben dem Aelstschen text auch noch die ältere allerdings schon interpolierte fassung zu kennen, wird ihm alsbald wahrscheinlich wegen der leichtigkeit, die letzte strophe bei Aelst auf die form der durch ihren dreireim den gedichten Herders[1] und Goethes nahestehenden Nürnberger einzel-

[1] bei diesem ist nicht wie bei Goethe ein eigentlicher kehrreim streng durchgeführt; die vorletzte zeile widerholt das reimwort der dritten. eine



strophe zurückzuführen. diese legt er denn auch seinem herstellungsversuch zu grunde, scheidet überschüssige verse aus, ersetzt reimworte durch synonyma oder ändert leicht die wortfolge und hält sich bei diesem geschäft zugleich an geläufige wendungen und liedanfänge. da zudem der umfang jener ersten interpolation bereits festgestellt ist, so braucht diese nur ausgeschieden zu werden, um auch noch das alte dreistrophige lied in seiner unberührten echtheit — 'die gesuchte unteilbare gröfse' — wider zu erhalten. da ist nun der eingangs erwähnte punct, an dem sich der vf. trotz der wunderbaren leichtigkeit und sicherheit, mit der das alles sich wie von selbst zu ergeben scheint, zuletzt doch wenigstens des hypothetischen charakters, wenn auch nicht des bedenklichen seiner folgerungen bewust wird. er getröstet sich des glaubens, 'nirgends den boden methodischer forschung verlassen', seinen 'versuch der rückbildung nicht nach willkür vorgenommen' zu haben, 'sondern unter berücksicktigung positiven materials'. wol! aber was ist denn durch diese seine methode verbürgt? nicht im geringsten mehr als dass sein versuch sich im ganzen im charakter und in der ausdrucksweise der zeit bewegt; den angestrebten wortlaut selbst, auch nur den ungefähren, kann sie nicht weiter verbürgen, als er in einzelnen verszeilen und regelmäfsig in den strophenschlüssen aus der Aelstschen überlieferung wörtlich beibehalten ist; alles übrige ist nichts anderes als eine gelehrte J.sche rückdichtung ohne jede urkundliche gewähr. sie mag so geschickt gemacht sein als man will, die wissenschaft kann mit ihr nichts anfangen. und wenn es, 'um in das dunkel der geschichte des volksliedes weiter zu dringen', notwendig ist, 'dass wir die geschichte der einzelnen lieder mutig bis zur äufsersten grenze verfolgen', so dürfen wir uns auch über diese grenze, die doch keine andere sein kann als die des wissenschaftlich überhaupt erreichbaren, keiner gefährlichen teuschung hingeben. dieses ergebnis kann ich also nur unumwunden ablehnen samt der methode, die dazu führte. glücklicher weise hat dieser teil der untersuchung für das ganze doch nur nebensächliche bedeutung und er macht sich auch keineswegs breit, sondern begnügt sich mit einem bescheidenen platze unter den excursen.

ausnahme macht nach Carolinens aufzeichnung nur 2, 6 *lafs es stehn.* darum ändert J. (s. 38) dies in *lasse mich.* allerdings hat schon Herder selbst nachträglich corrigiert *schone mich* (: *verschone mich* 2, 3); aber J. meint (s. 103 anm. 10), er habe damit 'der metrischen form zu genügen' gesucht, 'offenbar ohne sich seines ursprünglichen textes noch zu entsinnen'. das wäre sehr wol möglich, nur so geradezu 'offenbar' scheint es mir doch nicht. wie hier aufser dem reimwort auch noch das vorhergehnde verbum, ist auch 1, 6 schon im ursprünglichen text die ganze wortreihe *frisch und schön* aus 1, 3 widerholt. es ist mir auch keineswegs so 'sicher', ob die la. in Carolinens aufzeichnung würklich der sorgsamen abschreiberin und nicht doch vielleicht Herder selbst zur last fällt.

Zu vorbehalten, zweifeln und entschiedenem widerspruch haben mir J.s ausführungen fast mehr anlass gegeben als zu rückhaltloser zustimmung. gleichwol wär ich der letzte, der sich dadurch das anregende und fördernde darin verleiden und sich abhalten lassen möchte, dieses auch ausdrücklich anzuerkennen.

Prag. HANS LAMBEL.

Schillers werke. herausgegeben von LUDWIG BELLERMANN. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. 14 bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut (Meyers classikerausgaben). I 96 und 400. II 448. III 453. IV 393. V 532. VI 584. VII 466. VIII 469. IX 496. X 10 und 510. XI 382. XII 469. XIII 584. XIV 540 ss. 8°. — 28 m.

Eine neue handliche und billiche kritische Schillerausgabe wird vielen, besonders akademischen kreisen um so willkommener sein, je unhandlicher und teurer die alte kritische ausgabe Goedekes ist. zwar sind nach Goedeke von Maltzahn (Hempel) bis Boxberger (Kürschner) verschiedene neue, zum teil sorgfältig gearbeitete ausgaben in umlauf gesetzt worden; allein die bezeichnung 'kritisch' verdienen sie nicht, schon deswegen nicht, weil ihnen der variantenapparat, der einen einblick in die textgeschichte ermöglicht, fehlt. die vorliegende Bellermanns ist damit ausgestattet und erweckt schon dadurch die erwartung, dass sie die aufgabe tiefer und weiter gefasst hat als die früheren; zudem führen mehrere bände reclameblätter mit sich, welche diese erwartung noch höher spannen und nacheinander alle edlen qualitäten auf Bellermanns haupt anhäufen : da wird er als 'meister der ausgabentechnik' gepriesen, dort wird von einem 'gewaltigen aufwand gelehrter arbeit und wissenschaftlicher geschicklichkeit', von 'einer erstaunlichen umsicht und sicherster beherschung des materials' gesprochen; am schlusse erreicht der jubel über die 'glänzende erfüllung der übernommenen aufgabe' und über 'die beste Schillerausgabe, die Deutschland gegenwärtig besitzt', den höhepunct. — man freut sich im voraus des neuen gewinns, der aus diesem werke zu holen ist, zieht alle 14 bände nahe an sich und beginnt mit besonderem eifer die genauere nachprüfung.

Boxberger hat den einzelnen lyrischen gedichten das jahr der entstehung beigefügt; B. tut dasselbe und geht noch einen schritt weiter, indem er auch die chronologische anordnung durchführt, somit die erste anforderung einer kritischen ausgabe erfüllt — leider nicht mit strenger folgerichtigkeit; denn bei den epigrammatischen dichtungen erscheinen solche von 1795 und 1799 unter jenen von 1796. bei den dramen ist die chronologische ordnung allgemein üblich geworden; um so mehr fällt auf, dass B. Maria Stuart (III bd) vor Wallenstein (IV bd) stellt: weder in der entstehungsgeschichte noch in der entwicklung der dramatischen technik Schillers ist ein grund dafür zu finden. eine andere weitgehende abweichung vom richtigen grundgedanken

hat die nachgiebigkeit gegenüber buchhändlerischer speculation verschuldet. eines der angezogenen reclameblätter verkündet, dass die ausgabe in zwei abteilungen zerfalle, deren erste (in 8 bänden) die gedichte, dramen und bedeutendsten prosaschriften enthalte und sich an dasjenige publicum wende, das nur die namhaften meisterwerke des dichters zu lesen wünscht; die andere, 6 bände umfassende abteilung sei für die nicht geringe zahl derer, die Schillers gesamtes würken überblicken wollen. so ist es gekommen, dass gleichartige und zeitlich zusammengehörige producte auf weit von einander abstehnde bände verteilt wurden: die philosophischen schriften auf bd. VIII u. XIII, die historischen auf VI—VII u. XIV, die dramatischen auf III—V u. IX (zweite hälfte) —XII, die lyrischen gedichte auf I u. IX (erste hälfte). das behindert dem fachmann die übersicht über Schillers entwicklung und macht noch mehr dem laien die orientierung schwierig, zumal am schlusse ein gutes gesamtregister, wie es andere ausgaben besitzen, völlig fehlt. bei einer dritten abweichung hat B. selbst die 'kleine unzuträglichkeit' gemerkt. sie betrifft die gedichte, welche Schiller später überarbeitet hat; B. druckt die redaction letzter hand, aber an der stelle und mit der jahrzahl der ersten abfassung, weil ein doppelter druck 'der einrichtung der sammlung widersprochen hätte', wie er in der einleitung I 8 sagt. allein das ist gar nicht richtig; denn die Räuber, Fiesco ua. erscheinen in doppelter fassung und auch diese gedichte sind doppelt gedruckt: die spätere redaction vorn an falscher stelle und mit falscher jahrzahl, die frühere rückwärts in den lesearten ohne jahrzahl. da wäre doch tauglicher und correcter gewesen, es zu machen, wie es Goedeke gemacht: jeden text an seine chronologische stelle zu rücken. sonst hätte B. den ausweg ergreifen können wie bei der 'Elegie auf den tod' usw., die I 14 erscheint und IX 51 neuerdings angemerkt wird; oder er hätte wenigstens zur jahrzahl der ersten abfassung jene der überarbeitung fügen müssen. — der IX bd enthält auch die 'zweifelhaften gedichte', deren reihe die 'Ankunft des grafen von Falkenstein' beginnt. merkwürdiger weise fehlt die 'Ode auf die glückliche widerkunft unsers gnädigsten fürsten'; sie begegnet vorn s. 31 unter den echten gedichten, obgleich sie von allen zweifelhaften gedichten am wenigsten Schillers stil erkennen lässt und höchst wahrscheinlich unecht ist (vgl. Anz. XVIII 274).

Lenken wir den blick auf die vollständigkeit des neuen werkes. seit dem erscheinen von Goedekes ausgabe ist mancherlei zu tage gefördert worden, was eine kritische Schillerausgabe bereichern könnte. hätte B. das sorgfältig gesammelt und zum abdruck gebracht, würde er allen andern herausgebern einen bedeutenden vorsprung abgewonnen haben. in der tat erscheint gelegentlich ein kleines prosastück hier zum erstenmal, zb. die recension über Stäudlins Proben einer 'Äneis' (XIII 172 ff). allein dieser vorzug

wird durch drei viel gröfsere mängel in den hintergrund gedrängt. zunächst fehlen bedeutende stücke, die schon bei Goedeke oder Boxberger zu finden gewesen wären : Don Karlos in prosa, Kallias, Physiologie. man verstecke sich nicht etwa hinter die beliebte ausrede vom raummangel; denn ob die vorliegende ausgabe 200 seiten mehr oder weniger umfasste, hätte in bezug auf preis und herstellung keinen nennenswerten unterschied ergeben. alsdann merkt B. selbst widerholt bei theaterbearbeitungen mit grofser gemütlichkeit an, dass er nicht die originale aufgenommen, sondern nur aus zweiter hand, aus Goedekes abdruck geschöpft habe : so zb. beim Hamburger theatermanuscript für die Braut von Messina; bei der Hamburger und Aschaffenburger hs. des Tell. endlich hat B. verschiedene neue funde unberücksichtigt gelassen, sogar wenn sie so bequem zugänglich waren wie jene in Minors Schillerarchiv zu Don Karlos, zum Spaziergang und Tell; ja bei Tell hätte er nun in der neuauflage des Goedekeschen Grundrisses v 230 mehrere originalausgaben verzeichnet gefunden, die er hätte benutzen können und müssen, wollte er über die älteren Schillerausgaben hinausgelangen. umgekehrt hat er dann wider in die Xenien distichen aufgenommen, bei denen Goethes autorschaft zweifellos feststeht, und nur solche ausgeschieden, die Goethe selbst in seinen werken drucken liefs. wenn hier einmal eine scheidung vorgenommen wird, muss sie reinlich durchgeführt werden, soweit die heutige günstige actenlage es gestattet; sonst sind sie als ganzes zu drucken, wie die beiden dichter es ursprünglich bestimmt hatten.

Prüfen wir die texte und lesarten. B. legt die ausgaben letzter hand zu grunde und verweist die abweichungen der früheren in die varianten am schlusse jedes bandes. gegen den grundsatz ist nichts einzuwenden, es fragt sich nur, wie er durchgeführt wurde. ich habe selbstverständlich nicht alle texte verglichen, sondern mich mit ausgedehnten stichproben begnügt.

In der Leichenphantasie 12 ändert er mit K(örner) *düsterm*, ohne Schillers la. *düstern* in den varianten anzumerken; dagegen hat er Sch.s *rosigten* 31, *wolkigter* 40 beibehalten und Körners correcturen rückwärts verzeichnet; aber in der verwanten Elegie bleibt K.s *hallen* 3 (statt *fallen*) wider unerwähnt. in der Braut von Messina druckt B. 140 *schlangenhaarichtes*, 875 *sonnichten*, 1278 *hohläugichten*, 614 *Freudenfittichen* und so ö., wo der originaltext überall *ig*-formen aufweist[1]; in den lesarten fehlt jede bemerkung über diese vernewerungen. dass das sehr unkritisch ist, ligt auf der hand; denn Schiller schreibt gelegentlich sogar *thörigtem* ebda. 1987. — den Goedekeschen text der Anthologie

[1] Boxberger druckt auch *rosichten*, *wolkichter*, ändert also noch consequenter. es soll mich nicht wundern, wenn alsbald einer auftritt und auf grund dieser kritischen texte Schiller für die modernsten einheitsbestrebungen in der aussprache und rechtschreibung ins feld führt.



hat prof. Helmer in Pilsen mit dem original verglichen und mir folgende versehen mitgeteilt, die G. passiert sind. im gedicht nr 27, 53 (B. I, nr 4, 50) list das or. *Mann*, G. *Manne* ohne variante und ebenso B.; nr 29, 9 or. *ehrnem*, G. und B. *eh'rnen*; nr 38, 11 heifst es im or. *Unserm Golde, unsern lichten Herrlichkeiten*; G. hat *lichten* trotz des metrums weggelassen, ebenso fehlt es bei B. IX 38, 11; nr 42, 107 or. *Kontreband*, G. *Konterband* und ebenso B. — nr 82, 40 hat G. den sinnstörenden fehler *Bedenkt*, wo B. richtig mit dem or. *Bedankt* aufweist; desgleichen list B. in der schwierigen stelle der Elegie 59 mit dem or. richtig *Bastardtochter* (or. *Bastarttocher*, druckfehler!) *der Gerechtigkeit*, wo G. eine fehlerhafte variante bietet. wir hätten also das ergebnis, dass B.s text vielfach von Goedeke abhängt und dadurch den selbständigen wert einbüfst; nur zum teile geht er auf das original zurück, besonders wo eine stelle schwierigkeiten bot oder sonst auffallend war. dieses ungute resultat gestaltet sich noch übler, wenn wir auch Boxbergers text zum vergleiche herbeiziehen: da wird man von der tatsache überrascht, dass sich ebenda dieselben fehler und dieselben besserungen (*Bedankt, der Gerechtigkeit*) vorfinden wie bei B. demnach hat sich 'die beste Schillerausgabe, die Deutschland gegenwärtig besitzt', die textkritische tätigkeit noch viel bequemer gemacht!

Von den lyrischen gedichten, die Schiller in seinem Musenalmanach, von dem sich ein exemplar in unserer univ. bibliothek hier befindet, veröffentlichte, hab ich den Taucher, Kampf mit dem drachen und die Glocke nachgeprüft und folgendes gefunden. Tauch. 33 u. 69 hat B. *sprützet* in *spritzet* geändert, wozu kein grund vorhanden gewesen wäre (mhd. *sprützen*); doch ist Schillers lesart wenigstens in den varianten angemerkt; dagegen erscheint in der Glocke 196 dieselbe änderung ohne ausweis in den varianten, ja Tauch. 43 wurde nicht einmal die ursprüngliche lesart *zurückekehrt* M (*wiederkehrt* G) aufgenommen, die schon bei Goedeke zu haben gewesen wäre; da darf man sich nun auch nicht wundern, dass varianten wie *Stuffen* nicht vorhanden sind, obgleich sie jeder, der sich für Sch.s sprache näher interessiert, ernstlich brauchen könnte. in der Glocke findet sich als arger verstofs nur *wilde Reih'n* 69 (st. *wilden*), sonst blofs orthographisches wie *Blökend* 277 (st. *Blöckend*), *Blindwütend* 346 (M trennt das adv. vom verb.) udgl. mehr als diese kleinigkeiten hätten alle stellen, wo der Musenalm. die verschiedenen rhythmen durch einrücken kenntlich gemacht hat, in den lesarten eine anmerkung verdient.

Von den dramen Schillers besitzt unsere bibliothek eine originalausgabe der Braut von Messina. die vergleichung derselben mit B. und Goedeke lieferte ein ergebnis, das nicht nur für die beurteilung B.s von interesse ist. das Innsbrucker exemplar bezeichne ich mit I zum unterschiede von A bei Goed.

16 B. *mächtig waltend* (IG zusammengesetzt), in der Glocke hat B. in entgegengesetzter weise corrigiert. 58 B. *zerreifsen*, I *zerissen*, G. hat die anmerkung: '*zerissen* angezeigter druckfehler in A'; in I aber ist dieser druckfehler nicht verzeichnet; das deutet auf einen doppeldruck oder wenigstens auf eine verschiedene ausgabe desselben druckes, wozu ein tadelnder brief Schillers an Cotta vom 20 juni 1803 die veranlassung gegeben haben wird: *Hier übersende ich — hoffentlich noch zur rechten Zeit — das Verzeichnifs der in den ersten* 9 *Bogen bemerkten Schreib- und Druckfehler. Sehr viele weniger bedeutende, die aber doch den Druck entstellen und beim Lesen stören, habe ich nicht einmal anmerken wollen, um den Schandzettel nicht zu grofs zu machen. Wenn auch die meisten darunter Schreibfehler waren, so hätte Ihr Corrector doch aus dem Zusammenhang der Gedanken die wahre Lesart errathen sollen.* als dieses verzeichnis ankam, waren offenbar die exemplare, die blofs zwei druckfehler corrigieren (auf der letzten seite: 162), zu denen das Innsbrucker gehört, schon fertig gestellt. B. druckt einfach *zerreifsen* ohne eine bemerkung, sodass nicht zu ermitteln ist, ob er ein exemplar vor sich hatte, das mit jenem G.s oder mit I stimmt, oder gar kein original. der nächste druckfehler *Staaten* (st. *Saaten*) 197 ist in G. und I, auch bei B. als solcher angemerkt; der dritte *rothlichtem* 207 nur in G. u. I, aber wider nicht bei B., obgleich er gewis überall vorhanden war, weil A und I auch in der correctur übereinstimmen. in I ist kein weiterer verzeichnet, in A jedoch folgen (nach Goedekes angaben) noch sechs: 239. 450. 825. 1316. 1627. 2194, wo B. nirgends einen ausweis angebracht hat; sogar bei druckfehlern, die auch in A nicht aufgezeichnet und doch von späteren, wie Körner oder Goedeke, als solche erachtet worden sind, bietet B. einfach wider den text Goedekes, ohne die correcturen kenntlich zu machen: 1293 *sagst*] *fragst*, 1304 *der*] *die*, 2031 *von*] *vor*, 2760 *Verhöhnung*] *Versöhnung* usw. B. hat also von allen diesen correcturen nur eine einzige angemerkt, was jedesfalls sehr unzulänglich und irreführend ist; dagegen hat er die verschiedenen druckfehler Körners gesammelt oder vielleicht nur aus G., wo sie auch zu finden sind, entlehnt und in seine varianten aufgenommen, dabei wider die orthographie verändert, sodass der leser auf die meinung kommen muss, Körner hätte *geraten* udgl. geschrieben. dieselbe unzuverlässigkeit zeigt sich beim gebrauch des sperrdruckes, durch den scharf zugespitzte antithesen dem leser sichtbar gemacht werden sollten. 231 : 233 I und G. *Uns* und *Ienen* gesperrt, B. nicht; 303 : 305 dagegen *einen* und *eine* in B. gesperrt, die I und G. durch grofsen anfangsbuchstaben hervorheben; 310 : 311 *deine* und *seinem* in B., I und G. gleichmäfsig gesperrt. 664 hat B. den sperrdruck (bei I und G. *Morgen* : *Heute*) wider unbeachtet gelassen, und so fort und fort. die orthographie wird wider ohne vermerk geändert:

besprützte 57, *ärnten* 582, *erwiederst* 595 usw. für untersuchungen über doppeldruck, doppelausgabe, orthographie udgl. ist B. ganz unbrauchbar und muss nach wie vor G. benutzt werden; ich führe daher im folgenden blofs die vergleichung mit G. durch und greife nur bei bestimmter veranlassung auf B. über, nehme auch die verszählung von G., der diplomatisch genau abdruckt.

In der spielanweisung nach 979 I *Auffícht*, G. *Ausfícht*; 1741 ausrufungszeichen nach *Füfse*, I blofs beistrich; 1748 G. ausruf nach *Fürst*, I punct. 1804 *beschützt* G., *beschüzt* I. anw. nach 1895 strichpunct hinter *ihn* G., beistrich I. anw. nach 1991 *Zweyter* G., *Zweiter* I. 1308 *Zwey* G., *Zwei* I. 1380 und 2057 *Wuth* G., *Wut* I. 1436 *Drey* G., *Drei* I. 2025 *delphische* G., *Delphische* I. anw. nach 2264 *niedersetzt* G., *-sezt* I. 2719 *Zerknirschung* G., *Zerknirrschung* I. 2786 *Strahl* G., *Stral* I. — G. hat beistrich nach *Schön* 1030, *Und* 1126, *rettungslose* 1226, *offen* 1458, *Aber* 2015, *Siehe* 2017, *schwerer* 2227, *gehört* 2524, *Fluch* 2795; punct nach *Schmerz* 1017, wo in I nirgends ein unterscheidungszeichen steht. hingegen hat I beistrich nach *Wiederhall* 1057 und *dich* 1131, der in G. fehlt. verschiedene interpunction begegnet 2409 und 2535; auch bei den puncten hinter oder vor den schlussklammern der spielanweisungen erscheinen widerholt abweichungen. apostroph hat I 2821 bei *Sarg'*, der bei G., G. 1038 bei *ich's*, der in I fehlt.

Weitergehende differenzen finden sich an drei stellen. in der spielanweisung nach 1785 G. *Augenblick*, I aber *Augenblicke*; B. teilt den fehler mit G. — 2000 G. *Furcht* statt *Frucht* I, ohne zweifel nur druckfehler, dessen besserung sich jedem aus dem zusammenhang aufdrängt; daher list auch B. richtig wie jede ausgabe, die ich nachgeschlagen habe. in der anweisung nach 979 *Gartensaale* G. gegenüber *Gartensaal* I. hier hat B. die richtige lesart; allein dieselbe fand sich wider bei Boxberger. es tritt also nirgends zu tage, dass B. selbständig auf den originaltext zurückgegangen ist; vielmehr scheint er hier wie in der Anthologie seinen textkritischen bedarf aus Goedeke und Boxberger gedeckt zu haben. und das ist sehr zu beklagen; denn Goedeke hat bereits ein menschenalter zurückgelegt und ist mannigfacher nachbesserung dringend bedürftig. dazu hätte nun B. die beste gelegenheit gehabt; er würde dann seine abweichungen von Goedeke statt jener von dem längst schon wertlos gewordenen Joachim Meyer verzeichnet haben und würde so auch den benützern des alten Goedeke unentbehrlich geworden sein, wovon jetzt keine rede sein kann. in einem der reclameblätter wird gepriesen, dass B. sich von dem kleinlichen und von der hauptsache abführenden betrieb der modernen philologischen litteraturgeschichte nicht habe beirren lassen, sondern mit 'gründlichster beherschung des stoffes' auf das wichtige ausgegangen sei. ich finde, dass gerade das wichtigste, die eigentliche grundlage aller kritischen tätigkeit : die

selbständige und durchgehnde vergleichung der originaltexte fehlt; dagegen ist viel kleinliches vorhanden, das leicht hätte fehlen können, ja das viel besser weggeblieben wäre, weil es nur den ausblick auf das wichtigere verstellt. die sammlung der Körnerschen druckfehler bringt ebensowenig jemandem gewinn wie das verzeichnis der textvarianten Meyers; geradezu unangenehm würken die weitgehnden concessionen an den papiernen stil (man braucht deswegen noch nicht die übertriebene geistesergrimmung Otto Schröders gegen diesen litterarischen zopf zu teilen) : wo immer B. einen aus- oder abgefallenen vocal vermutet, wird das dem auge durch apostrophzeichen — natürlich meist gegen das original — kenntlich gemacht : *metall'ne, erfahr'ne, unnahbar'n, lang', stoss'* (imper.!) usw., auch *mich's, ob's, rief's, er's* usw. aber versehen gegen den eigenen grundsatz sind B. auch hier nicht selten passiert: *Versammle* Glocke 395, *fürs* Braut 95 usw.

Besser als die 'ausgabentechnik' sind die abhandlungen, welche den einzelnen werken Schillers vorausgehn. in der einleitung zum I bd wird Schillers leben von B. mit reifem weltverständnis und billig abwägendem sinn in warmem ton erzählt. zum widerspruch fühlt man sich selten herausgefordert. Schillers einkommen als theaterdichter hätte weit über die 'notwendigen bedürfnisse' hinausgereicht, wenn er zu wirtschaften verstanden hätte; er bezog beträchtlich mehr als sein vater für sich und die ganze familie. Körners geistige bedeutung zur zeit der ersten bekanntschaft mit dem jungen dichter wird sicher unterschätzt und daher auch dessen einfluss auf Schiller nicht allseitig gewürdigt. s. 43 wird der dramatische blankvers noch immer durch Lessings Nathan 'zuerst eingebürgert', es seien diesem nur 'einige weniger beachtete versuche' vorangegangen. allein wenn nicht mehr derartige dramen gewesen wären, als B. hier anführt (seine zahl liefse sich leicht verdoppeln), und wenn dieselben nicht mehr beachtet worden wären, wie hätte dann der junge Goethe schon am 30 october 1765 von Leipzig aus an seinen freund Riese schreiben können, die fünffüfsigen iamben seien die verse,

die der grofse Schlegel selbst
Und meist (so!) *die Kritiker für's Trauerspiel*
Die schicklichsten und die bequemsten halten.

Die historischen Schriften werden von Kükelhaus, die erzählungen von Kerckhoff, die übersetzungen von Hans Zimmer, die philosophischen abhandlungen von Paul Kaiser eingeleitet: meist gute orientierungen, besonders die von Kükelhaus. eingehender behandelt sind die dramen und lyrischen gedichte von B. selbst. wer sein älteres dramenbuch gelesen hat, kennt auch die methode, die hier gehandhabt wird : mit scharfsinn und feiner anempfindung werden die inhaltlichen zusammenhänge nachgewiesen und verschiedene, zum teil althergebrachte bemängelungen an Schillers dramen als blofse misverständnisse beseitigt; dazu

kommt eine kurze entstehungsgeschichte der einzelnen dramen. dagegen lässt B. die gliederung der handlung, den actbau, die scenenarten und ihr gefüge, die figurengruppierung, die functionelle bedeutung von mono-, dia- und polylog, die verstechnik und die verwendung der sprache zu dramatischen zwecken völlig aufser acht oder berührt sie nur zufällig im vorbeigehn mit einer allgemeinen wendung oder einem fremden citat. auch in der lyrik tritt die prüfung der verschiedenen stilarten gegenüber der betrachtung des inhalts ganz in den hintergrund. — einer der angezogenen reclamezettel besagt, dass jedem werke auch das wichtigste über seine historische bedeutung vorausgeschickt werde. das wäre sehr löblich, trifft aber leider wider nicht zu. wer zb. erfahren will, welche stellung die Räuber in den verschiedenen phasen des deutschen sturm und dranges, Kabale und Liebe in der entwicklung des bürgerlichen trauerspiels, ja sogar der epochemachende Wallenstein in der geschichte des modernen dramas überhaupt einnimmt, wird die betreffenden bände ärgerlich aus der hand legen; denn er ist nach der lectüre der B.schen einleitungen ungefähr so klug als wie zuvor. so schadet die über alles mafs unbescheidene reclame auch in dieser hinsicht der beurteilung der neuen ausgabe, weil sie gesichtspuncte aufstellt, die nicht festgehalten, erwartungen erweckt, die nicht erfüllt werden.

Aufser den einleitenden abhandlungen findet man noch anmerkungen unter dem texte und am schlusse jedes bandes. wie mager diese durchschnittlich ausgefallen sind, kann man am deutlichsten an Tell ermessen, der doch so viel anlass zu notwendigen und fruchtbaren erläuterungen bietet: unter dem texte stehn nur wenige noten, die meist über die lage von Schweizer-örtlichkeiten orientieren, selten eine sach- oder worterklärung (teilweise gar nicht richtig) enthalten; am schlusse des bandes steht nichts als der abdruck von stellen aus Tschudi und aus Schillers brief an Iffland über die scenerie des dramas.

Bezüglich der äufseren ausstattung hat die reclame einmal recht: sie ist 'vorzüglich; papier, druck, einband, alles ist von gleicher güte', nur der kupferstich verdient das lob nicht. warum denn wider die Danneckerbüste zum abdruck bringen, die schon dutzendmale reproduciert worden ist? und warum wider das vollgesicht, das bei der abbildung auf der fläche jedesmal ein breites, behäbliches aussehen gewinnt und damit ein gutteil Schillersches gepräges verliert? das unglücklichste product dieser art, das ich kenne, ist das fettgesicht im v bd. von Jonas Schillerbriefen. wir verlangen charakteristische bilder. unter allen photographien der Danneckerbüste, die in Weimar zu haben sind, ist weitaus die beste das reine profil von Brockmanns nachfolger: es lässt die eingesunkene brust und vorgebeugte haltung, die kraftvolle stirn, die kühne scharfgeschnittene nase, das sinnige auge, die durch lange krankheit abgehärmte wange,

den edelgeformten mund deutlich erkennen : und das ist unser Schiller.

Soll diese neueste ausgabe würklich einmal die beste in Deutschland werden, so bleibt noch viel, sehr viel zu tun, mehr als jetzt geleistet ist.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

Schiller als kritiker. von Otto Pietsch, dr phil. Königsberg, Gräfe und Unger, 1898. 147 ss. 8°. — 2 m.

Das buch bietet nicht das, was der titel erwarten lässt. wir besitzen von Schiller eine so grofse anzahl litterarischer und dramaturgischer kritiken, dass sehr wol eine arbeit denkbar wäre, die sich bemühte, die technische, formale seite dieser seiner tätigkeit zu untersuchen, uns zu zeigen, auf welche art er des kritischen amts waltete. der vf. hat etwas anderes unternommen; er beabsichtigte nach der vorrede 'eine darstellung, die von Schillers recensionen und gelegentlichen kritischen äufserungen ausgeht' und die geeignet sein dürfte, 'manche neue seite in seiner geistigen persönlichkeit zu enthüllen, manchen grundsatz, der in seinen speculativen systemen nur wenig betont oder gar nicht zu wort gekommen ist, der aber in seinen kritisch-ästhetischen überzeugungen eine wichtige stelle einnimmt, ins gehörige licht zu rücken'. es werden demgemäfs fast sämtliche prosaschriften Schillers (aufser den historischen werken) und zahlreiche briefe in chronologischer folge betrachtet, mit besonderer hervorhebung der in ihnen sich findenden kritischen äufserungen. der hauptvorzug der arbeit — augenscheinlich einer erstlingsschrift — ligt in ihrer objectivität. der vf. beobachtet scharf und berichtet gewissenhaft. selbständige neue ergebnisse aber hat er wenig gewonnen. nicht glücklich ist er in der wahl seines führers durch Schillers ästhetische studien gewesen, das buch von Berger gehört nicht zu den hervorragenden auf diesem gebiet. in der gesamten kritischen tätigkeit Schillers unterscheidet er drei perioden, gekennzeichnet durch Shaftesbury, Kant und Goethe. die erste dürfte man richtiger wol nach Ferguson benennen, den P. übrigens auch erwähnt. doch finden sich in dieser periode auch schon recensionen rein technischer art, die auf keinen der beiden moralphilosophen zurückgeführt werden können : so die selbstrecension der Räuber und die des Don Carlos. im allgemeinen charakterisiert der vf. aber diese periode richtig damit, dass in ihr Schiller die ästhetische kritik stets mit moralischen erwägungen verquickt. auch die recension von Goethes Egmont ist noch nicht frei von dieser schiefheit. dagegen scheint es mir nicht richtig, auch die vernichtende beurteilung von Bürgers gedichten in diese kategorie einzureihen; denn die 'idealisierung', die hier vom dichter gefordert wird, ist nicht mehr die versetzung in eine ganz andere sphäre; es ist die ästhetische vollendung, die freilich

hier noch nicht so zutreffend bestimmt wird, wie in Schillers späteren theoretischen schriften, die aber doch schon aus einer bewusten ästhetischen betrachtungsweise entspringt. die beiden ersten dieser theoretischen schriften (Über die tragische kunst und Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen) leiden gleichfalls noch an unklarheit, die vom vf. scharf kritisiert wird. die entschiedene wendung zu einer rein aus sich selbst sich erbauenden ästhetik bilden bekanntlich die unvollendet gebliebenen untersuchungen des Kallias. hier sind wir ganz auf Kantischem boden, wobei Schiller freilich die 'lücke' in Kants system, den mangel eines objectiven merkmals der schönheit, ausfüllen will. der vf. erkennt richtig, dass dies Schiller nicht gelungen sei; fügen wir hinzu, dass es auch gar nicht gelingen konnte, ohne Kants grundgedanken aufzugeben. verdienstvoll ist die ausführliche betrachtung der recension von Matthissons gedichten; freilich wird auch hier das gewicht auf die darstellung von Schillers eignen gedanken, nicht auf die charakteristik seiner beurteilungsweise gelegt. ganz und gar entfernt sich die folgende besprechung der kleineren aufsätze Schillers von dem hauptthema des buchs. die Briefe über ästhetische erziehung werden gleichfalls in einer weise behandelt, die weder der gestellten aufgabe dienen noch der allgemeinen philosophischen bedeutung dieser hervorragenden leistung Schillers gerecht werden kann. hinsichtlich der beiden aufsätze Über das erhabene und Über den gebrauch des gemeinen und niedrigen in der kunst hätte sich der vf. mit der von mir aufgestellten ansicht auseinandersetzen müssen, dass sie erst um das jahr 1800 entstanden seien; er setzt sie nach hergebrachter art noch in die zeit der Ästhetischen briefe, obgleich der sehr viel höhere, kritisch-ästhetische wert, den er selbst wenigstens der zweiten zuschreibt, gerade durch die spätere entstehung, durch die nähere beschäftigung mit bildender kunst (bei den Propyläen) sich erklärt. bevor der vf. zur letzten grofsen ästhetischen abhandlung vorschreitet, schiebt er eine ausführliche inhaltsangabe der kritischen briefe über den Wilhelm Meister ein. die zusammenstellung der verstreuten äufserungen ist recht dankenswert; aber eine gesamtwürdigung der geistesarbeit, die Schiller auf den roman des freundes verwant hat, erhalten wir nicht.

Die abhandlung Über naive und sentimentalische dichtung bot natürlich stoff zu ausführlicher behandlung, da sie so zahlreiche urteile über einzelne dichter enthält. auch hier beschränkt sich P. grofsenteils auf referieren; er gelangt endlich aber zu einem schlussurteil, das von selbständiger erfassung des stoffs zeugt. 'dass Schiller die naive poesie über die sentimentalische stellt, bedeutet für seine kritische persönlichkeit den sieg des ästhetischen über das moralische'. das ist scharf und richtig ausgesprochen, aber mit unnötiger beschränkung auf die 'kritische

persönlichkeit'; es gilt für ihn ebenso als productive persönlichkeit, oder vielmehr in erster linie für diese, und äufsert sich dann auch in seiner kritik.

Völlig ungenügend ist, was über die Xenien beigebracht wird. allenfalls hätte der vf. sie ganz bei seite lassen können, da satire und kritik doch zwei verschiedene dinge sind; wollte er sie aber behandeln, so durfte er sich nicht auf ein paar notizen gewöhnlichster art und einige citate beschränken. sachlich sind die Xenien ja, besonders von Erich Schmidt, aufs gründlichste behandelt worden; aber das verhältnis des satirischen strafgerichts zu den kritischen grundsätzen des ästhetikers Schiller verdient noch eingehendere untersuchung.

Als eine art von selbstkritik konnte schliefslich auch der aufsatz Über den gebrauch des chors in der tragödie in betracht kommen; in würklichkeit aber handelt es sich hier nur um selbstverteidigung, nicht um selbstkritik, und so kann auch der vf. diesen aufsatz nicht als kritisches erzeugnis, sondern nur als äufserung von Schillers ästhetischer theorie besprechen. er tut das mit einigen feinen bemerkungen, die zu dem besten in dem nicht allzu ergiebigen buch gehören. O. Harnack.

Litteraturnotizen.

Deutsche handschriften der grofsh. badischen hof- und landesbibliothek. von Theodor Längin. Karlsruhe, ChThGroos, 1894. xiii und 117 ss. lex.-8°. — dieser katalog ist als festgabe zur begrüfsung des sechsten allg. deutschen neuphilologentages erschienen und bildet mit dem der romanischen hss. gleichzeitig die beilage ii der 'Handschriften der grofsh. bad. hof- u. landesbibliothek in Karlsruhe'. L.s verzeichnis zerfällt in zwei teile. der erste beschreibt auf grund von vorarbeiten von Spegele, AHolder und Lamey die deutschen hss. aus dem Benedictinerkloster SGeorgen in Villingen, der zweite gibt eine systematische übersicht über den gesamten bestand an deutschen hss. in der Karlsruher bibliothek.

Der versuch, über eine gröfsere hss.-sammlung eine systematische übersicht zu geben, muss als sehr wol gelungen bezeichnet werden. zusammenstellungen ähnlicher art finden sich in den einzelnen bänden der Tabulae codicum der Wiener hofbibliothek, aber hier ausschliefslich für die anonymen schriften. L.s anordnung ist so übersichtlich, dass man mit sicherheit jede hs. auffinden kann; auf einzelheiten konnte natürlich dies verzeichnis nicht eingehn : die genauere beschreibung der hier verzeichneten hss. ist den katalogen über die einzelnen hss.-abteilungen vorbehalten. — die übersicht zerfällt in 3 teile mit zusammen 293 nummern. den anfang machen die wertvollen glossenhss., meist aus Reichenau stammend, die sehr sorgfältig und eingehend beschrieben sind, denen als ergänzung noch die

aus Reichenau stammenden glossenhss. in andern bibliotheken folgen. (etwas wunderbar berührt es, wenn hier dem princip zu liebe gesagt wird, eine hs. enthalte 'eine' oder 'zwei' glossen, während der abdruck dieser glossen nicht mehr raum erfordert hätte.) es folgen sodann die hss. des spätern mittelalters bis c. 1500; es wird stets kurz der titel, der dialekt der hs., die zeit und die bibliothekssignatur angegeben. die grofse mehrzahl der hss. stammt aus klöstern und ist theologischen inhalts; sehr vieles darunter hat kaum andern als sprachlichen wert, deshalb ist es sehr dankenswert, dass eine annähernde bestimmung des dialekts überall beigefügt ist : das alemannische sprachgebiet ist natürlich in erster linie vertreten. den schluss endlich machen die neuern hss., von denen, was durchaus zu billigen ist, nur eine auswahl geboten wird.

Diesem allgemeinen teile geht nun noch ein specieller voran: eine ausführliche beschreibung der deutschen hss. aus SGeorgen, zusammen 56 nummern umfassend. dem inhalt nach überwiegen die theologischen hss.; sie vertreten gut die mystik des Oberrheins, wenn auch nicht in so vollkommner weise, wie dies die vArnswaldtsche sammlung (in Berlin; beschrieben von Reifferscheid im Jahrb. d. ver. f. niederd. sprachf. bd 9—11) für den Niederrhein leistet. bekannt ist eine grofse zahl der hss. durch mitteilungen daraus in Mones Anzeiger, einige hat Keller beschrieben : diese notizen sind überall von L. benutzt und nach bedarf berichtigt. das äufsere der hss., sowie alles, was sonst zu ihrer identificierung dient, ist mit grofser genauigkeit mitgeteilt, die herkunft ist, wo es möglich war, ermittelt, und benutzungen der hss. sind angegeben. aber zu einer guten beschreibung ist auch das erforderlich, dass jedes selbständige werk so charakterisiert wird, dass einer verwechslung mit einem andern gleiches inhalts vorgebeugt wird. leider ist dieser forderung nicht überall genügt. die überschriften oder titelangaben haben für diesen zweck meist sehr wenig wert, da sie zu oft in den hss. wechseln oder auch ganz fehlen; viel wichtiger sind die anfangsworte einer schrift und womöglich auch der schluss, aber nicht die zufälligen einleitungs- und schlussformeln des schreibers, sondern die worte des werkes selbst. wenn zb. in nr LXVIII der anfang nicht angegeben wäre, würde niemand erkennen können, dass das werk identisch ist mit der Göttinger hs. Theol. 285 bl. 59, denn dort hat das buch keinen titel. selbst wenn ein verfasser genannt ist, sind solche angaben nicht entbehrlich, und nur bei litterarisch ganz bekannten stücken sind sie unwichtig. wenn jetzt jemand eine ganz bestimmte legende der hl. Elisabeth oder der hl. Katherina sucht, so ist er genötigt in Karlsruhe nähere erkundigung über die hss. LXVI und IC einzuziehen, während der katalog diese unsicherheit mit wenigen worten hätte beseitigen können.

Zu einzelnen hss. bemerk ich noch : zu nr XXXVI : im an-

hang zu Wackernagels Predigten gibt MRieger (der hier das wort hat) nicht nur s. 517/18 das von L. s. 6 erwähnte inhaltsverzeichnis dieser hs., sondern auch s. 518—520 die lesarten des codex zu Wackernagels nr XLVI. — bei nr LXI bemerkt L. : 'die deütschen stücke sind mittelniederdeutsch'; in den kargen proben aus der hs. kommen aber nur hochdeutsche wörter vor. die bemerkung soll sich wol nur auf den ersten teil der hs. beziehen. — der deutsche text von Marquard vLindau (nr LXX bl. 48) gilt als der ursprüngliche, der lateinische als übersetzung. — zu nr LXXIII bl. 219 hätte JHaupts abhandlung in den WSB. 71 (1872) s. 451 ff verglichen werden sollen. — bei nr LXXXVI bl. 9 muss es 'Bibl. d. ges. d. nationallitt.' statt 'Litt. ver.' heifsen.

Hannover. KARL MEYER.

Beiträge zur deutschen lautlehre von dr WILHELM HORN. Leipzig, Gustav Fock, 1898. 37 ss. 1,20 m. — die kleine schrift enthält aufsätze sehr verschiedenen inhalts und auch verschiedenen wertes. der erste artikel weist überzeugend nach, dass tatsächlich *a* vor *sch* in gewissen mundarten umgelautet wurde und formen ohne umlaut auf die schriftsprache zurückgehn. bedenken macht mir nur *wǎš*; wenn es auch 'halbdialekt' ist, so muss es doch eine ursache haben. der zweite artikel sucht die chronologische verschiedenheit der beiden *a*-umlaute als postulat der erklärung gewisser dialektformen zu erweisen. ferner construiert H. drei umlautsperioden mit verschiedenen ergebnissen. schema: 1) *harti* zu *hẹrti* mit geschlossenem *e*, dann durch analogie *harti*; 2) *hẹrti* mit mittlerem *e*, dann durch analogie wider *harti*; 3) *härti* mit offenstem *e*. den ausgangspunct bildet die tatsache, dass einige dialekte in verschiedenen wörtern weder die entsprechung des primären noch die des secundären umlauts-*e* aufweisen. die hypothese gehört zu jenen, die niemand aufser ihrem urheber, und auch ihn nur kurze zeit, überzeugen. der dritte aufsatz ist gewissermafsen eine materialsammlung zu Behaghels aperçu, dass romanisches *a* im deutschen in gewissen wörtern durch offenes *e* vertreten werde. die meisten beispiele schafft H. freilich wider weg, indem er frz. nebenformen mit *e* annimmt. wo hier die grenze zu ziehen sei, darüber ist er mit sich nicht ganz ins reine gekommen; nach s. 18 ligt dem schweiz. *degə* = frz. *dague* 'wol auch eine frz. form mit *e* zu grunde'[1], nach s. 19 ist das *e* von hd. *dege* = *dague* lautsubstitution. besonders gründlich ist dieser artikel überhaupt nicht. so bezieht H. eine bemerkung von Schatz, die nur von der *o*-färbung des b a i r. *a* etwas aussagt, auf das o b e r d e u t s c h e im allgemeinen, ohne zu beachten, dass Schatz an einer andern stelle (Mda. von Imst s. 39) die abweichung des

[1] die ursache dieser annahme ligt in der qualität des *e*-lautes in gewissen Schweizer mdaa. aber wenn diese würklich eine frz. form mit *e* voraussetzen, warum soll diese nicht dem wort *degen* überhaupt zu grunde liegen?



schwäb.-alem. vom bair. hervorhebt. dass *e* in ältern bair. aufzeichnungen geradezu helles *a* meinen könne, ist nicht beachtet. hübsch ist dagegen der folgende artikel, in dem aus lebenden mundarten ein germ. *bĕra* erwiesen wird, das auch die lautform des frz. *bière* am einfachsten erklärt. die beiden nächsten artikel behandeln fälle von consonantenschwund in heutigen mundarten, der eine den von *s* in secundärer verbindung mit folgendem consonanten, der andre den von anlautendem *j*. ich zweifle nicht daran, dass solche vergleichende dialektstudien einmal ihren nutzen haben können, und will nicht mit H. darüber rechten, dass dieser nutzen aus seinen aufsätzen noch nicht klar wird. gerne hätte ich die quelle der erkenntnis angeführt gesehen, dass altes *ist* im ostfrk. zu *išt* geworden wäre (s. 23). wenn H. s. 32 *karfiol* ein gelehrtes wort nennt, so macht er den Wiener köchinnen und marktweibern ein grofses compliment. — der letzte artikel sucht verschiedenartige dialekterscheinungen, nasalierung, anl. *n* für *m*, wechsel von *w* und *m* im anlaut, als in der verbindung mit unbest. artikel entstanden zu erweisen. M. H. Jellinek.

Der dialekt der kirchfahrt Sebnitz. teil I. lautlehre. Leipziger dissertation. von Alfred Meiche. Halle, druck von Karras, 1898. 104 ss. 8°. — eine brauchbare arbeit; die mda. von Sebnitz, östlich von Pirna an der böhmischen grenze, mit einschluss der nächsten orte, glaubt der vf. s. 5 eher zum ostfränk. als zum obersächs. stellen zu können mit hinweis auf vocalische erscheinungen; aber die verschiebungsstufe des germ. *p* stimmt zum obersächs. s. 82, und schon darum wird man bedenken tragen, diesen ausführungen des vf. beizustimmen. er hat die phonetische seite wie die statistischen darstellungen der lautlichen verhältnisse übersichtlich behandelt und mit richtigem verständnis seine aufmerksamkeit auf die wesentlichen puncte gelenkt; Michels darstellung der Seifhennersdorfer mda. bot ihm ein gutes muster, das man deutlich herauskennt, ohne dass selbständige behandlung vermist würde. wichtig ist im phonetischen teile die feststellung, dass *b, d, g, f, s, χ* stimmlose laute sind, dass mhd. *t* und *d* teilweise wenigstens getrennt erhalten sind, dass *b, d, g* im satzanlaute vor starktonigem vocale fortis werden, ebenso wie in der umgebung stimmloser laute (man halte dazu die bekannten verhältnisse der Seifhennersdorfer mda., Michel s. 36 f, in der stimmhafte laute mit stimmlosen wechseln); ich glaube bestimmt, dass sich dieses lautgesetz, welches eine analoge erscheinung an der schreibweise Notkers hat, auf weitern gebieten nachweisen lassen wird; jedesfalls ist die kenntnis der phonetik der consonanten im wort und satzgefüge augenblicklich ein dringenderes bedürfnis der deutschen mundartenforschung als die beliebte abgrenzung in immer kleinere dialektgebiete, bei der meist nichts herauskommt. — Meiches arbeit wird der ostmd. dialekt-forschung gute dienste leisten.

Innsbruck. J. Schatz.

Från filologiska föreningen i Lund. språkliga uppsatser. Lund, Malmströms boktryckeri, 1897. 166 ss. gr. 8°. — eine vereinigung philologischer studenten in Lund feiert ihr zehnjähriges bestehen mit der veröffentlichung dieses sammelbandes, wozu auch zwei professoren ihren beitrag gegeben haben. dem germanistischen gebiet gehören an: schwedische etymologien von A. Kock: *dalkulla*, *kulla*; *fatt* in den wandungen *illa fatt*, *taga fatt någon*; *fyr*; *fyrbussa* (< **feghur-bōtsa*, **féghur-fòt*); *galler*; *glättig*; *ofant(e)lig*; *väla*, *väl(l)e*; ein aufsatz von Emil Rohde 'transitivity in modern English'; eine zusammenstellung von AThHjelmqvist über die appellative verwendung der vornamen *Petter*, *Per* und *Pelle*; beobachtungen über den reim, ausgehend von dem reimgebrauch neuerer schwedischer dichter, von Herman Söderbergh; bemerkungen zur Kormaks saga von ESommarin. zu diesem letzten aufsatz möcht ich einiges bemerken. der vf. sucht zu zeigen, dass die contrastierung von *holmganga* und *einvígi* in der Kormaks saga s. 20 (Möbius) einer irrigen 'subjectiven speculation' des sagaschreibers entspringe; den anstofs dazu habe die strophe 28 gegeben, die dem aufzeichner verderbt vorlag und von ihm falsch gedeutet wurde. die sprachlichen einwände scheinen mir nicht stichhaltig: die gen. strophe ist noch in der vorliegenden gestalt klar genug, dass ein Isländer des 13 jh. sie verstehn konnte; *einvígi* braucht man nicht als einen terminus technicus, der die *holmganga* ausschliefst, zu fassen: es ist einfach der allgemeinere begriff, und wo dieser neben den speciellen (*holmganga*) gestellt wird, bekommt er den sinn: 'einzelkampf schlechthin'. dagegen die sachliche schwierigkeit, dass nämlich der geregelte holmgang als die für den jungen ungeübten kämpfer gefährlichere probe hingestellt wird, hebt S. gewis mit recht hervor. wer nicht mit S. glaubt, dass die strophen für den sagaaufzeichner das einzige (oder fast das einzige) quellenmaterial waren, sondern neben den strophen noch einen breiten mündlichen prosabericht annimmt, der wird sich allerdings schwerer entschliefsen, dem sagaredactor eine fiction zuzutrauen, die allen gangbaren vorstellungen widersprach und die misbilligung jedes hörers finden muste. eher möchte man da nach andern auswegen suchen; entweder: Bersi traut dem jungen gegner die kraft zu, ein *einvígi* zu bestehn, aber in den *vandhæfi* der *holmganga* erblickt er etwas für den unerprobten bedenkliches; oder aber: Bersis angebot soll nur den schein von grofsmut wecken, in wahrheit sinnt er auf seinen vorteil; Kormak durchschaut dies, ohne sichs in seiner antwort merken zu lassen.

Berlin, 19 juli 1898. A. Heusler.

Skrifter utgifna af k. humanistiska vetenskapssamfundet i Upsala, v. 3: Svenska etymologier af Ad. Noreen, 76 ss. 8°; v. 4: Om avledningsändelser hos svenska substantiv, deras historia ock nutida förekomst, av Fredr. Tamm, 94 ss. 8°. Upsala, Akademiska

bokhandeln, Leipzig, Otto Harrassowitz, 1897. — Noreen bietet eine lange reihe von etymologischen erklärungen schwedischer wörter. sie sind grofsenteils als ergänzung und berichtigung von Tamms wörterbuch gedacht; widerholt setzen sie sich mit neuern abhandlungen von Axel Kock auseinander. viele dieser gehaltreichen artikel greifen weit über das schwedische sondergebiet hinaus; besonders für das altisl. fällt mancher ertrag ab. wir weisen in kürze auf folgende zusammenstellungen hin : die isl. form *trǫll* (neben *troll*) kehrt wider in schwed. *troll* s. 8 f. — die grundform von 'Norwegen' ist *Nór-vegr* 'regio angusta', *nór-* ablautend mit ae. *nearu*, aisl. *Nǫrfe, Nǫrfa-sund*; hierher auch der provinzname *Närike* (*nar* + suffix *ik*-) und isl. *nára*, substantiviertes adj., eigentl. 'der enge teil des leibes'; *norþr* ist 'dem dunkel und der unterwelt zugekehrt' (vgl. *νέρτερος*); dasselbe suffix wie in *Närike* auch in dem landschaftsnamen *Gästrikland*, zu *gestern*, das 'land der neuankömmlinge', und in *lerche* < **laiwiz-ik-a* 'sängerin' (zu *λαίειν*, got. *laian* ua.) s. 22—29. — das lautgesetz 'altn. ð zwischen consonant. und sonant. *u* wurde zu *g*' ist zu erkennen in aisl. *iúgr* 'euter', *laugurdagr* (zu *lauðr*), *fiogur* ntr. '4' usw. s. 39—43. — aisl. *mǫrð* (*fiár*) < **mǫrgð*, neubildung zu *mergð*, aus *margr* s. 53. — schwed. *Tors-månad* zu isl. *þurðr*, verw. mit *þorre*, eigtl. 'abnahme' (der wintervorräte, wie N. meint; warum nicht der nächte?) s. 71. — bei *kauern* s. 49 wäre die obd. nebenform *hūren* zu beachten; *kūren* < *ge-hūren*. — wenig glaubhaft erscheint die deutung des pflanzennamens *baldrsbrá* als 'fürstenkragen' s. 6 f, mit berufung auf den namen *prästkrage*: trugen die altnord. fürsten weifse halskrausen? gegen 'Baldersbraue' ist jedesfalls von seiten der sinnlichen anschauung nichts einzuwenden, und schon urgerm. **brāwa-* muss die bedeutung 'braue' gehabt haben.

Die an zweiter stelle genannte arbeit zeigt die von dem verf. zu erwartende umsicht und sachkenntnis. die ableitungsendungen zusammenfassend zu behandeln, ist im schwed. schwieriger als zb. im deutschen. die grofse menge der ältern entlehnungen aus dem deutschen und der heimischen nachbildungen dieser muster verbietet von vornherein eine schärfere scheidung zwischen erbgut und lehngut. das begriffliche und formale verhältnis zwischen grundwort und ableitung erscheint als das denkbar bunteste, und die jüngern verwendungsarten aus den ältern herzuleiten, ist auf dem boden der schwedischen sprache selbst nicht möglich, da sich die entwicklung z. gr. t. schon draufsen, vor der einwanderung ins schwedische, vollzogen hat. Tamm nimmt seinen standpunct bei der heutigen sprache : als ableitendes element gilt das, was das lebende sprachgefühl als zusatz zum kerne des wortes fasst; daher steht zb. *sikt* s. 66 unter suffix *kt*, *sats* s. 77 unter suffix *s*. wieweit ein ableitungstypus noch productive kraft besitze, wird jedesmal angemerkt. *laxdølingr* s. 54 ist wol ein schreibfehler.

Schönberg in Hessen, 17 april 1898. A. Heusler.

ADOLF NOREEN, Spridda studier, populära uppsatser. Stockholm, Hugo Geber, 1895. 212 ss. kl. 8⁰. 2,75 kr. — unter den aufsätzen, die Noreen hier zu einem schmucken bändchen vereinigt hat, werden auch deutsche leser ein paar bekannte finden. so war der vortrag über 'Altnord. religion, mythologie und theologie', der treffendes zu rechter zeit in erinnerung brachte, weit über sein angeredetes publikum hinaus beachtet worden. das referat über EHMeyers Völuspa nahm durch seinen warmen, wenngleich von einschränkungen begleiteten beifall unter den beurteilungen des genannten werkes eine besondre stelle ein. dazu kommen fünf stücke mit betrachtungen über die schwedische sprache: 'Studierende und arbeiter im lichte der sprache', 'Schwedische volksetymologie', 'Über tautologie', 'Über die schrift im allgemeinen und die schwedische schrift im besondern', 'Über sprachrichtigkeit' : die letzte abhandlung besonders gehaltreich und anregend, — obgleich sie m. e. die grundsätzliche frage 'was empfinden wir als sprachwidrig?' nicht ganz befriedigend löst; der umstand, dass mit gewissen sprachformen der eindruck einer niedrigen neulingsgesellschaft seelisch verknüpft ist, wird von N. nicht erwähnt; ich weiſs nicht, wie weit er im schwedischen mitspielt; bei uns im deutschen hat er jedesfalls mehr zu sagen als die frage, welche der streitenden formen die genaueste und leichteste mitteilung ermögliche. ich wüste sehr wenige streitfälle in unserm gegenwärtigen sprachgebrauch, die an der hand der Noreenschen kriterien zu schlichten wären.

Die lebhaft gehaltenen, mit munterm humor gewürzten aufsätze sind ein überaus anziehender lesestoff.

Schönberg in Hessen, 7 april 1898. A. HEUSLER.

Cynewulf der bischof und dichter. untersuchungen über seine werke und sein leben. von prof. M. TRAUTMANN. [Bonner Beiträge zur anglistik. heft I.] Bonn, Hanstein, 1898. VIII und 123 ss. 8⁰. 3,50 m. — nach einer kurzen darstellung der Cynewulf-forschung werden als deren sichere resultate bezeichnet : 1) der sog. Guðlac besteht aus zwei von einander unabhängigen gedichten verschiedener vff.; 2) Leos und Dietrichs gründe dafür, das C. die Rätsel gedichtet habe, sind nichtig; 3) von den drei teilen des sog. Crist stammt nur die Himmelfahrt von C.; 4) ohne allen zweifel cynewulfisch sind nur Juliana, Elene, Andreas, Himmelfahrt. dass prof. Tr., wie er hofft, die Andreasfrage in seinem aufsatze 'Der Andreas doch von Cynewulf' (Angl. beibl. 6, 17 ff) für immer erledigt und den 'sonderbaren titel C.s Crist' aus der ae. litteraturgeschichte verbannt habe, scheint mir nicht zweifellos. aus der vergleichung sprachlicher und metrischer eigenheiten anderer ae. dichtungen mit denen jener vier 'sicher echten' werke C.s erhält T. das ergebnis : nur Gu. B., Phoen., Phys. dürfen C. 'mit einiger wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden'. diese vorsichtige, natürlich nur zu billigende fassung deutet genugsam an, wie sehr den for-

scher und den leser auch bei dieser wie bei ähnlichen studien das unbehagliche gefühl erfasst, nicht auf festen boden zu kommen. wie grofs und rasch die schwankungen auf diesem gebiet sein können, zeigen gerade die ansichten T.s von den verstypen und deren beweiskraft für die entscheidung von verfasserfragen (für An. und Gu. B). noch aao. 22 trug er 'kein bedenken mehr', Gu. B. für ein fünftes werk C.s zu halten. auch 'etwas weniger unsichre stützen' für jene entscheidung, die zum versuch führen, verse zu ändern wie An. 940 *tō wīdan aldre* (dafür *feore*), 333 *swā wæter bebūzed* (*be-* sei vielleicht zu tilgen, damit der vers cynewulfisch werde), können kein vertrauen einflöfsen. ebensowenig das kriterium der zweistaber. dass in je 100 vv. der El. bald 50 bald nur 34 zweist. sich finden, 'heifst nichts anderes, als dass C. das eine mal mehr und ein andres mal weniger aufgelegt ist, sich um das finden von stabreimen zu bemühen. . . . (ihm) könnte ja die lust, möglichst viele verse mit zwei stäben zu schmücken, auch für ein ganzes gedicht von 677 vv. ausgehalten haben. ein entscheidendes zeugnis gegen C. möchte ich daher . . . (in der) so grofsen menge von zweistabern (in Gu. B. und Phoen.) nicht erblicken' (s. 26). mit recht. aber im gegensatz zum vf. ist dann auch zu glauben, dass Sarrazin, wenn er solche 'verschiedenheiten gehörig in betracht zieht, an seiner ansicht, C. sei der dichter [sollte heifsen : der letzte redactor] des Beowulfliedes festhalten werde'. die 'nicht cynewulfischen' aufzulösenden formen kann man als den Beowulfl i e d e r n angehörig erklären. übrigens sind inductionen aus je 400 vv. unsicher. — den stärksten beweis dafür, dass C.s mda. nordhumbrisch war, findet T. in *ēwu* als der nordh. form des ws. *ēowan* 'schafe' in der zweiten runengruppe der Jul.; die erste ist *cyn* 'menge' (des menschengeschlechtes beim gericht), die dritte deutet *līc-fæt* an. es ist dies jedesfalls die befriedigendste der bisher vorgeschlagenen lösungen. von bedenken sei nur eines gegen die übrigen erklärungen vorgebracht. für die Y-rune wird überall *ȳst* = leidenschaft eingesetzt mit berufung auf Rä. 53[10] (Grein 54), wo *ȳst* auch 'leidenschaft des coitus' bedeuten soll. allein davon ist an der genannten stelle nicht im entferntesten die rede. auch Bosw.-Toller setzt in dem seitdem erschienen schlussheft diese bedeutung von *ȳst* nicht an. — 'der dichter C. ist nach dem dargelegten ein Nordhumbre, der seit 740 oder 750 schrieb und geistlicher war' (s. 93). dies halt ich für richtig. um so weniger vermag ich mich der unmittelbar folgenden beweisführung anzuschliefsen : 'bei diesem stande der dinge ist es schwer, nicht an den Nordhumbren C. zu denken, den bischof von Lindisfarena Ee, der im j. 782 oder 783 starb; und es scheint unbegreiflich [?], dass diese . . . vermutung . . . bekämpft worden ist. der name C. wird ja nicht gerade selten gewesen sein; aber es ist doch gewis auffallend [?], dass Nordhumberland in der 2 hälfte des 8 jhs. einen bischof dieses namens

besafs, der C.s werke verfasst haben, und sich eines dichters dieses [nicht seltenen!] namens erfreute, der ein bischof gewesen sein könnte.... [die identität] ergibt sich aus den stellen, an denen der dichter über sich selber spricht. zwar die runenstellen der Jul. und des An. beweisen nichts. ... wol aber enthalten die stellen der El. und der Himmelfahrt deutlich [!] auf den bischof weisende züge'. nämlich: der dichter C. war alt und besafs vielleicht dh. nach der conjectur: *U(nne) wæs longe L(ond) flōdum bilocen*, Cri. 806 f, ein flutumschlossnes land. der bischof C. wurde auch alt und hatte seinen sitz auf der insel Lindisfarena Ee. also —! dies ist der einzige beweis. 'in . . *longe* kann ich nur eine bestätigung dieser auffassung erblicken; denn der bischof C. verwaltete seinen sprengel über 40 jj. ebenfalls auf den bischof deuten . . . *līf-wynna dǣl* und *feoh*, die der dichter . . . besafs: ein fahrender sänger würde in einem rückblick auf ein langes leben vielleicht auch von wonnen, die er geschmeckt hatte, kaum aber von . . . besitz zu melden gewust haben; ein bischof wird eher anlass haben dies zu tun [und von sonst nichts nach 40 jj. bischöfl. würkens?!]. die früheren ausleger haben mit dieser stelle nichts anzufangen gewust. doch . . . [nach vf.s auffassung] hat sie ansprechenden sinn und setzt sie das siegel unter einen schon aus andren gründen [ich fand leider keinen] unausweichlichen [!] schluss: C. der dichter und C. der bischof sind ein und derselbe mann' (s. 94). 'dass C. [der bischof] auch gedichtet habe, wird von keinem [geschichtschreiber] auch nur angedeutet! soll uns nun dies schweigen über den dichter an der eben gewonnenen [?!] überzeugung irre machen? ich glaube nicht!' sagt der vf. (s. 102) und versucht nun selbst, auf grund von Bedas geschichte 'uns ein ausgeführteres [zt. phantasiereiches] bild vom leben und würken des bischofs und dichters zu machen' (s. 102—115).

Die schrift enthält manche gute und interessante einzelbeobachtung. der haupttitel 'C. der bischof und dichter' ist durch des vf.s gründe nicht gerechtfertigt. es lässt sich nun einmal aus unsicheren prämissen keine sichere folgerung ziehen.

Es sei mir gestattet, als beigabe eine stelle aus dem cod. Vat. gr. 866 vorzulegen, da man gehofft hat, vielleicht aus dieser hs. etwas licht über C.s quellen zu erhalten. einige zeilen dürften genügend zeigen, dass C. nicht diesem texte folgte, und wie sich dieser griech. und der lat. wortlaut der 'fabulosa acta SJudae' (Boll.) zu einander verhalten. man vergleiche Zupitzas ausgabe der Elene 3 aufl. v. 1197 ff. ich verdanke die getreue abschrift der güte P. FEhrles S. J., präfecten d. vat. bibl., und der freundlichkeit des dr Pio Franchi dei Cavallieri. ich gebe sie genau wider, auch mit allen accentfehlern.

Ἡ δε μακαρία ἑλένη τὴν πίστιν τοῦ χ͞υ πλατύνασα ἐν ἱλ.ῆμ' καὶ πάντα τελέσασα, ἐπέθετο διωγμὸν τοῖς ἰουδαίοις. ὅσοι οὐκ επίστευσαν τοῦ στ͞ρου. ἐξεδιώχθησαν ἐκ της ἴου-

δαίας· καὶ τοσαύτη χάρις ἐδώθη τῶ ἐπισκόπω κυριακώ, ὥστε δαίμονας ἀπελαύνειν. καὶ πάντας τους ἀρρωστοῦντας θεραπεύειν· ἡ δε μακαρία ἑλένη δώματα πολλὰ παρεάσασα τῶ ἐπισκόπω. εἰς διακονίαν τῶν πτωχῶν, ἀνεπάη ἐν εἰρήνη· διαστειλαμένη πάσαις ταις τον χ͞ν σεβομέναις γυναιξὶν· καὶ πᾶσιν τοῖς εἰς τὸν κύριον ι͞ν χ͞ν πεπιστευκώσιν· ἐπιτελεῖν τὴν μνήμην τοῦ σταυροῦ· μηνὶ ἀπριλίω· ὅσοι γάρ φησιν μνημονεύουσιν τοῦ σταυροῦ, τύχοσιν της μερίδος τῆς ἁγίας μαρίας : Ἐν χ͞ω ι͞υ τω κ͞ω ἡμῶν. ὦ ἡ δόξα καὶ το κράτος εἰς τοὺς αἰῶνας τῶν αἰώνων ἀμήν.

Prag (Feldkirch), am 24 juni 1898. D. Wolfinger.

Mecklenburgische volksüberlieferungen. im auftrage des Vereins für mecklenburgische geschichte und altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. erster band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche hofbuchhandlung, 1897. 6 unpaginierte, xxiv und 372 ss. 8⁰. 5 m. — nach beseitigung vieler und grofser schwierigkeiten, über die das vorwort rechenschaft gibt, ist dieses höchst verdienstliche unternehmen jetzt endlich ins leben getreten und von den germanisten freudig begrüfst worden. der vorliegende band enthält die umfangreichste aller bisher erschienenen rätselsammlungen. die bedeutung dieser publication geht weit über das locale gebiet hinaus. es ist dem sammelfleifse des herausgebers gelungen, für eine künftige geschichte des deutschen rätsels das material beinahe vollständig und fast immer auch übersichtlich vorzulegen. die beigefügte bibliographie, die allerdings nur für die mundartliche litteratur vollständigkeit erstrebt, ist eine willkommene ergänzung der von Hayn im 7 bande des Cbl. f. bibliothekswesen gebotenen zusammenstellung. wertvolle parallelen werden in den anmerkungen beigebracht. besondre sorgfalt ist auf die genaue widergabe der verschiedenen fassungen verwendet. die bezeichnung des lautstandes muss als einfach und praktisch anerkannt werden. sehr verständig war es, die 'volkstümlichen' rätsel als eine besondre gruppe auszusondern. hier sind aber doch wol einige kunsträtsel mit untergelaufen. die scheidung der drei classen fällt oft recht schwer. es widerholen sich die erfahrungen, die man beim volksliede gemacht hat.

Eine zweckmäfsige a n o r d n u n g zu finden, ist überhaupt gerade bei volksüberlieferungen nicht leicht. man könnte der von W. gewählten einteilung in 13 gruppen den vorwurf machen, sie sei kaum weniger willkürlich als die im Strafsburger rätselbuch auftretende reihenfolge : *Von gott, Von den heyligen, Von dem gebet, Von wasser, Von dreck, Von vogeln, Von fischen, Von hunden* usw. aber es ergeben sich bei W. doch mehr allgemeine gesichtspuncte, und wo die gruppierung würklich einmal äufserlich ist, gewinnt dadurch die übersichtlichkeit; so besonders bei den scherzrätseln und rätselfragen. — nicht ganz glücklich scheint mir die benennung der 9 gruppe : 'verwantschaftliche verhält-

nisse'. dies erweckt falsche vorstellungen, man denkt dabei an solche stücke wie zb. 982 (von W. unter die rätselmärchen gestellt). — statt 'verbrecher- und halslösungsrätsel' möcht ich mit Uhland 'wett- und wunschrätsel' sagen. hierher gehören auch einige rätselmärchen : 974. 979. 980. 984. 985. 988. — vielleicht müssen wir noch einen besondern begriff formulieren, nämlich den des rätsel**schwankes**; vgl. 30. dieses sicher volkstümliche stück kann kaum als rätsel bezeichnet werden, da die auflösung schon in den ersten worten gegeben ist (anders bei Simrock s. 29). — die 12 gruppe : 'verschiedene rätsel' ist nur ein verlegenheitsproduct. hier sind vor allem die collectiven wett- und wunschrätsel zu merken. auch das Traugemundslied ist ein collectivrätsel.

Die sog. obscönen rätsel sind vernünftiger weise nicht von der sammlung ausgeschlossen worden. man hat also doch etwas gelernt aus dem 'fall Frischbier', dessen sich die Königsberger noch gerne entsinnen. wie uralt gerade im rätsel die zweideutigkeit ist, das zeigt uns die poesie der Angelsachsen. Dietrich und Ebert haben die altenglischen zotenrätsel wol nicht sämtlich als solche erkannt.

Vertrautheit mit volkstümlichen anschauungen ist die unerlässliche vorbedingung einer solchen sammlung. ein freier blick für die natur gehört ebenfalls dazu. wie schwer zb. fällt dem buchgelehrten das unmittelbare verständnis der rätsel 134—137! nur das landleben erschliefst uns dieses dunkel. vf. schöpft denn auch grösteuteils direct aus dem munde des volkes, dh. der bauern, unterstützt durch mitteilungen der mecklenburgischen lehrerschaft. dagegen betont W. ausdrücklich, er sei 'auf dem gebiete der germanistik autodidakt', was indessen kaum störend hervortritt. er kennt die litteratur, auch die Weimarer hs.; diese allerdings wol nur durch die beschreibung, die Keller in den Fastnachtspielen geliefert hat, sowie durch Köhlers auswahl. die Denkmäler von Müllenhoff und Scherer scheint der vf. nicht benutzt zu haben; sie geben oft etwas aus. zu 170 hätte zb. citiert werden können MSD. XLVIII m. anm.; zu 982 vgl. MSD. VII 5. 6 m. anm. usw. — die Disputatio Pippini cum Albino kennt W. nicht, ebensowenig die Altercatio Hadriani et Epicteti. zu 450 vgl. zb. DPA. 90 (Wilmanns Zs. 14, 542).

Doch ich will nicht mit wolfeilen addendis prunken. nur einige wenige bemerkungen sollen hier noch platz finden. — Symphosius wird nur citiert unter berufung auf die schrift von Ohlert. es konnte nicht schwer sein, auf eine der guten ausgaben zurückzugreifen, die wir von diesem autor besitzen. anderseits sind die citate aus Butsch viel zu weitläufig; die angabe der nummer hätte genügt. — 'bisher nicht bekannt' heifst es öfters, wo das wol nicht unbedingt zutrifft. so war zb. 211ᵃ sicher bekannt, im volksmunde gewis, und sogar in der litteratur schon,

wenn auch nur aus Humperdincks Hänsel und Gretel. — bei den quellen ist zu II) 'Niederdeutschland' nachzutragen : Rich. Andree Braunschw. volkskunde s. 354—359. dies buch war 1896 bereits erschienen, während die sammlungen von Dähnhardt (für Sachsen) und von Drosihn (für Pommern) erst 1897 herauskamen. — zu 967 und zu dem verwanten Simsonrätsel vgl. Aug. Wünsche Die rätselweisheit bei den Hebräern (Leipzig 1883) 11 ff. — die lösung zu 452^b^ ist jedesfalls dieselbe wie zu 452^a^. — 527 ist *telgen* plural (die zweige).

Doch genug! wir scheiden von dem schönen buche mit dem ausdruck aufrichtigen dankes gegen den vf. und gegen die grofsherzoglich mecklenburgischen staatsregierungen, deren reges interesse das zustandekommen der sammlung ermöglichte. dieser erste band hat der forschung bereits früchte getragen; vgl. zb. EHMeyer Deutsche volkskunde 334 ff.

Königsberg, im august 1898. WILHELM UHL.

The celtic doctrine of re-birth by ALFRED NUTT, with appendices: the transformations of Tuan mac Cairill, the Dimishenchas of Mag Slecht edited and translated by KUNO MEYER. London, DNutt, 1897. XII und 352 ss. — dies buch ist zugleich der 2 band von desselben verf.s schrift The voyage of Bran, welches ref. im Anz. XXIII 109 ff besprochen hat. auch über die jetzt vorliegende fortsetzung dieses werkes kann hier nur berichtet, nicht aus voller kenntnis des benutzten materials geurteilt werden. aber es macht den günstigsten eindruck, wenn Nutt durchaus die anerkannt besten arbeiten über die verwante mythologie benutzt, und dabei sich bemüht, den grad der wahrscheinlichkeit seiner vermutungen und schlüsse genau zu bestimmen.

Sein gegenstand ist diesmal hauptsächlich die vorstellung von einer widergeburt der helden und heldinnen der irischen sage. diese vorstellung knüpft insofern an die von einem glücklichen jenseits an, als die väter oder mütter von dort herkommen und die helden dorthin wandern. man hat es mit gestalten aus der Tuatha de Danann zu tun, mit mythischen wesen, mit den göttern Lug, Mider, Manannan. die angehörigen des 'guten' oder 'stillen volkes' leben in der spätern sage als elbe fort. oft wird die widergeburt dadurch bewürkt, dass die scheinbar dem untergang geweihten wesen als würmer in einem getränke von den müttern der später widergeborenen verschluckt oder sonst verspeist werden.

Über diese elbischen wesen haben die brüder Grimm in den Irischen elfenmärchen von 1826 gehandelt, und hierauf verweist N. mit einer freudigkeit der anerkennung, welche manchem unsrer deutschen forscher zu wünschen wäre. an deutsche arbeiten knüpft auch die weitere untersuchung über das ursprüngliche wesen und die herkunft dieses volksglaubens an, der in Irland zu besondrer blüte und zur dauer bis auf unsre zeit gelangt ist.

Mannhardts tiefgreifende forschung ist die grundlage des nachweises, dass es sich um einen agrarcult als den ursprung handelt. es sind die gottheiten des lebens und wachsens, die in dem 'guten volk' dargestellt werden. auf ahnencult deuten erst spätere zeugnisse hin. die nächtlichen reigen der elfen führen zu einer andern parallele, die besonders in Erwin Rohde ihren darsteller gefunden hat. mit den menschlichen gegenbildern, den ekstatischen tänzen der mädchen und frauen zur nachtzeit, sind die feste des Dionysos und die eleusinischen mysterien zu vergleichen. schon die auf Posidonius zurückgehnden berichte der alten sprechen von dem glauben der Gallier an unsterblichkeit und seelenwanderung. die ansicht, dass die Gallier hierin von der lehre des Pythagoras beeinflusst sein könnten, weist N. überzeugend mit dem hinweis darauf ab, um wie viel primitiver die keltischen vorstellungen erscheinen, sodass sie nur mit einer vorstufe der ausgebildeten griechischen mythologie verglichen werden können. ein muster gibt die anhangsweise im originaltext und in übersetzung von KMeyer mitgeteilte erzählung von Tuan, der zuerst als mensch, als Tuan Starns sohn, dann als hirsch, dann als eber, als habicht, als lachs 320 jahre lebte und zuletzt, von einem weibe verspeist, als Tuan sohn Cairills widergeboren wurde. anderseits weist N. auch die ableitung des pantheismus in der kirchlichen lehre des Scotus Erigena vom keltischen volksglauben zurück. er hält ferner mit recht fest an der von Lachmann begründeten, von Müllenhoff auf germanischem boden durchgeführten ableitung der heldensage aus der mythe einerseits und der historischen erinnerung anderseits und knüpft hieran eine reihe einleuchtender bemerkungen über die besondre art der aus jeder dieser beiden quellen geflossenen bestandteile. er verteidigt ebenso die annahme, dass stücke der keltischen heldensage in das höfische epos des 12 und 13 jhs. übergegangen sind. in der tat vergleicht sich zb. die erzählung, wie ein liebhaber das stelldichein verschläft, s. 52, mit dem abenteuer von Kehenis und Gymele in Eilhards Tristrant 6734 ff. mit feinem eingehn auf die eigenart der kreise, aus denen die sage hervorgeht, erklärt N. die oft vorkommende bezeichnung der Tuatha De als gefallene engel (solche kommen schon in der Brandanlegende vor) aus der milden auffassung des irischen clerus, welcher zwar die eigentlichen götter der heiden als teufel brandmarkte, aber die stillern vegetationsdämonen schonender behandelte.

Auf eine weitere verfolgung der analogen erscheinungen in der mythologie der verwanten völker verzichtet N., um nicht zu lang aufgehalten zu werden. augenfällig ist sofort die vielfache übereinstimmung mit der nordischen mythologie. schon zu der dunkeln skaldenpoesie und der einfachen aber trockenen darstellung in Snorris prosa bietet die art der irischen und walisischen quellen ein überraschendes seitenstück s. 90 anm. sach-

lich kennt auch die Edda erzählungen von helden und heldinnen, die widergeboren, *endrborin* erscheinen; sie kennt den gestaltentausch, das *hamrskiptask*, und das plötzliche verschwinden herlicher gesichte, die *sjónhverfing*; das einwandern der Asen in den norden bei Snorri vergleicht sich der besiedlung Irlands durch die Tuatha De; überhaupt die ganze euhemeristische auffassung der Isländer erinnert merkwürdig an die irische pseudohistorie. aber gerade das, was man neuerdings als aus christlichen vorstellungen entlehnt ansieht, hat im heidnischen glauben und cult der Irländer seine parallele. wenn Odin neun nächte am weltbaum hängt, sich selbst von sich selbst geweiht und mit dem ger verwundet (Hávam. 138), so erinnert dies an 'the fact that the ritual sacrifice of the king-priest, the representative and incarnation of the god, is the supreme act of worship in similar cults among other races' s. 166. N. erklärt aus diesem opfer des königs durch die wutentflammten priesterinnen bei ihren nächtlichen tänzen die griechischen sagen von Pentheus und Lykurg. Christus am kreuz braucht also nicht zur erklärung der nordischen sage herbeigezogen zu werden; erzählt diese doch auch in der Ynglingasaga vom tode des Domaldi, in der Gautreksaga von dem des Vikar.

Vorstehnde bemerkungen mögen zeigen, wie anregend die ausführungen Nutts sind; von ihrem reichtum geben sie nur einen ungefähren begriff. auch wer sich mit germanischer mythologie beschäftigt, wird sie nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

Strafsburg. E. Martin.

Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français, par M. Wilmotte. Paris, Bouillon, 1898. 114 ss. 8°. 2,40 m. — die abstammung der geistlichen spiele in Deutschland von den französischen ist von Mone uaa. behauptet, aber von den meisten deutschen gelehrten bestritten worden. und doch sprechen allgemeine erwägungen gewis dafür: gerade beim theater ist die entlehnung sehr wol zu verstehn, wo die äufseren mittel der darstellung so wichtig sind. besondere beweismittel boten besonders die eigennamen, s. auch in diesem Anz. VIII 310 ff. der vf. der vorliegenden abhandlung, welche der Acad. roy. de Belgique 1896 vorgelegt wurde, sucht nun durch eine eingehnde vergleichung zunächst der rheinischen passionsspiele mit französischen die abhängigkeit der ersteren darzutun. dabei bleibt jedoch oft unsicher, inwieweit aufser der beiderseitigen benutzung des biblischen textes auch noch das zusammentreffen unabhängiger erfindung möglich ist. dazu kommt, dass manche der hier aufgezeigten übereinstimmungen doch sehr allgemeiner art sind. zwischen den verschiedenen deutschen texten kann eine angleichung durch die reimverbindung gewisser begriffe, durch das was s. 20 'rimes camarades' genannt wird, herbeigeführt worden sein. immerhin fehlt es nicht an merkwürdigen übereinstimmugen

zwischen den deutschen und französischen spielen : zb. wenn im mystère von Arras der knecht des blinden bettlers diesem zuruft *'Pourquoi criez-vous? nul ne passe'* und ebenso im Alsfelder spiel *Herre, du kanst viel gulen* [l. *gilen* 'betteln'], *ich ensehe doch nymmant zu uns ylen.* der vf. hat nur einen teil der untersuchungen vollendet und stellt eine fortsetzung in aussicht. E. Martin.

Mittelhochdeutsches lesebuch mit grammatik und wörterbuch. von dr Albert Bachmann, prof. a. d. univ. Zürich. 2 auflage. Zürich, Fäsi u. Beer, 1898. xxii und 274 ss. 8⁰. 4 m. — dies lesebuch, dessen erste auflage mir nicht zu gesichte gekommen ist, macht einen günstigen eindruck : die auswahl der texte ist wolüberlegt, der druck klar und sehr sauber, die vorangestellte grammatik, deren engen anschluss an Paul der verf. freilich selbst betont, gibt auf engem raume das nötigste in präciser darstellung. auch das wörterbuch verdient im allgemeinen lob, obwol die bedeutungsangaben zuweilen den unterschied vom neuhochdeutschen nicht scharf genug herausheben oder anderseits die vermittlung zur modernen sprache hin nicht klar genug erkennen lassen, wie bei '*arbeit* mühsal, not, sorge', wo etwa 'anstrengung' hätte vorangestellt werden sollen. '*afterriuwe* reue hinterher' ist wol nur ein lapsus calami, aber *hin(e)vart* durfte nicht mit 'hinreise' übersetzt werden — eher noch mit 'abreise' : denn das nhd. sprachgefühl fasst bei *hin-* bereits das ziel ins auge, während im mhd. noch der ausgangspunct gemeint ist. die anmerkungen suchen besonders syntaktische schwierigkeiten zu beseitigen, sie hätten doch auch öfter zur ergänzung der grammatik auf lautlichem und flexivischem gebiete dienen können. eine form wie Neidharts *winder* zb. darf nicht ohne note passieren. — was die texte anlangt, an denen der hrsg. nur ganz vereinzelt eigene kritik geübt hat, so mögen hier aus einem allgemeineren interesse heraus einige worte über die vorlagen gestattet sein. B. hat sich fast durchweg an die letzten ausgaben gehalten, auch da wo diese einen fortschritt in der textkritik nicht erreichen, ja gar nicht einmal anstreben. für einen philologen lag aber gar kein grund vor, beim Winsbecken zu gunsten von Leitzmann (der gleich in der 2 strophe das verkehrte *reiniclichen* aus JKw aufnimmt), bei Neidhart zu gunsten von Keinz (der hier nichts getan hat als im 3 liede die durch Rc gesicherte schlussstrophe weggelassen) von Haupt abzugehn. noch stärkeres unrecht ist WWackernagel widerfahren, dem nicht nur die unter Weinholds namen aufgenommene recension von 'Kobold und eisbär' gehört, sondern auch, soviel ich sehe, die des eingangs zum Trojanerkriege : der gute Keller war zu so etwas gar nicht im stande. ich benutze die gelegenheit, um darauf hinzuweisen, dass an diesem textabschnitt, der bekanntlich grofsenteils nur in A überliefert ist, noch immer allerlei zu tun ist : v. 24 l. *sit daz*; v. 47 l. *im*; v. 53 l. *unde*; v. 89 steckt in *rîliche* ein fehler; v. 96 l. *bedurfe*; v. 158

streiche *daz* resp. *da* der hs.; v. 218 l. *sltze*. — dass ein paar kleinere lateinische stücke aus den Carmina Burana aufgenommen sind, heifs ich gut, nur freilich hat B. gar nicht berücksichtigt, was neuerdings die collationen der hs. und die hier so notwendige textkritik ergeben haben. dafür, dass in nr 2 die beiden letzten strophen fortgelassen sind, müssen wir uns wol bei den Züricher studentinnen bedanken? — über den zeitlichen rahmen des buches greifen unter nr x zwei 'lieder der mystiker' hinaus: bei nr 2 ist nicht der originale, sondern ein gleich im ersten wort stark entstellter text gegeben und überdies der autor Heinrich Laufenberg mit 'um 1450' ungenau datiert. E. Sch.

Die Mutter Gottes in der altdeutschen litteratur bis zu ende des xiii jahrhunderts. ein beitrag zur deutschen culturgeschichte von Paul Küchenthal, dr phil. Braunschweig, druck von Hans Oeding, 1898. 60 ss. 8⁰. 1,20 m. — das schriftchen tritt anspruchslos auf und mag dem laien wol eine im allgemeinen zutreffende orientierung über den poetischen cult der Maria bieten. da aber der verfasser die hier dringend notwendige fühlung mit der kunstgeschichte nicht ausreichend besitzt, so ergibt sich keinerlei würkliche förderung. die auswahl der berücksichtigten texte dürfte genügen, aber es laufen doch merkwürdige dinge mit unter : der dichter der 'Driu liet von der maget' heifst noch immer 'Wernher von Tegernsee', und die Berliner hs. gilt dem verf. für dieselbe, welche Feifalik ediert hat. Philipp der Karthäuser, der Schweizer Wernher, Walther von Rheinau werden behandelt, ohne dass K. die gemeinsame quelle, die längst publicierte 'vita rhythmica' nennt, aus der alle vorgeführten züge stammen usw. aus der wissenschaftlichen litteratur sind K. arbeiten wie Mussafias Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden (jetzt 5 hefte) und Anselm Salzers Sinnbilder und beiworte Mariens unbekannt geblieben. E. Sch.

Die lateinischen schülergespräche der humanisten von A. Bömer. i. [= Texte und forschungen zur geschichte der erziehung und des unterrichts in den ländern deutscher zunge. im auftrage der Gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte hg. von Karl Kehrbach, i.] Berlin, JHarrwitz nachf., 1897. 112 ss. 8⁰. 2,40 m. — mit diesen Texten und forschungen schiebt die sehr rührige Gesellschaft für deutsche erziehungs- und schulgeschichte eine neue art von veröffentlichungen zwischen die Monumenta Germaniae paedagogica und ihre Mitteilungen — bestimmt, einzelne abhandlungen und textbearbeitungen aufzunehmen, deren umfang das für die Mitteilungen geltende mafs überschreitet. die neue reihe eröffnet ein sehr glücklich gewählter gegenstand : die gesprächbüchlein für schüler, in deren aus dem schülerleben gegriffenen stoffen die gesündere pädagogik der humanisten ein anziehendes und würksames mittel zur übung im lateinreden suchte. der verfasser beginnt mit dem anonymen Manuale scholarium, das wir aus Zarnckes neudruck bequem kennen lernten, und

wird mit Mathurin Corderius (1564) schliefsen; der vorliegende erste teil reicht bis Hegendorffinus (1520) und behandelt aufser dem Manuale noch die einschlägigen werke von Paulus Niavis, Andreas Huendern, Laurentius Corvinus, Erasmus, Petrus Mosellanus, Christophorus Hegendorffinus und die anonymen Collocutiones duorum puerorum [1]. B. gibt den inhalt der gespräche grösstenteils auszugsweise an und ermöglicht dadurch wenigstens raschen überblick über das reiche material zur cultur-, schul- und wirtschaftsgeschichte, das sie enthalten. alle historischen vorfragen über ort und zeit der abfassung, über die alten drucke, über die in betracht kommende litteratur hat B. sehr sorgfältig behandelt, in den anmerkungen bringt er auch zahlreiche realerklärungen. die eigentlichen litterarhistorischen und philologischen sachfragen hat er aber nicht ins auge gefasst: entwicklung der litterarischen gattung, innere form des dialogs, überlieferung und entwicklung der motive, figuren der unterredner, ihre namen. hier ist überall das feld noch frei. B. hat daher die quellen zwar aufgezählt und fest bestimmt, aber noch nicht gegen einander abgewogen. dieser mangel einer eigentlichen litterarhistorischen darstellung wird insbesondre bei den Erasmischen Colloquien fühlbar; auch bei dem Manuale, dessen zweck und bedeutung schwerlich in die rolle eines übungsbuches zur erlernung des lateins hineingepresst werden kann. bei der controverse mit Wolkan über die priorität des Niavistextes des Manuale wundert man sich, keinerlei stilistische argumente, die die frage vielleicht entscheiden könnten, verwendet zu sehen. warum lässt B. unberücksichtigt, dass die finkengeschichte im Dialogus studiosi cum beano (s. 51) wahrscheinlich eine widerholung des in den Latina idiomata (s. 46) verwendeten motivs ist und dass daher auch aus diesem grunde der Dialogus nach diesem andern werke fallen wird? B. geht zwar den spuren von schülergesprächen auch vor der humanistenzeit nach — er nennt hier auch die Altdeutschen gespräche (an deren charakterisierung einiges zu ändern und für die Martins aufsatz Zs. 39 nachzutragen wäre), ebenso gehört wol der anhang zu den Glossae Cassellanae, die älter sind als jene, hierher — aber er beschränkt seine umschau auf die speciell dem sprachunterricht dienenden arbeiten; die zahlreichen übrigen, dialogische form verwendenden unterrichtswerke zieht er nicht in betracht, darunter sind aber auch solche, die direct zu den humanistischen colloquien hinüberführen, zb. die 'Compendiosa materia pro iuvenum informatione .. cuius ti-

[1] an die spitze dieser reihe gehört aber vielleicht Samuel Karoch von Liechtenberg: in Steinmeyers glänzendem verzeichnis der glossenhandschriften (Ahd. gll. IV 440) finde ich aus der Fuldaer hs. C 11 ein 'lat.-deutsches conversationsbuch für den jugendunterricht' genannt, das seinen namen trägt. es wäre zu wünschen, dass Bömer, etwa im zweiten teile, nähere nachricht über das denkmal gäbe.



tulus : Es tu scolaris' (Heidelberg, Heinr. Knoblochzer, o. j.), die mit dialogischer unterweisung in grammatischen dingen formelsammlungen verbindet : denn in einzelne humanistische schülergespräche, zb. das Latinum idioma des Hundorn oder die Erasmischen Colloquia familiaria sind hinwider ebensolche formeln der begrüfsung, einladung usw. aufgenommen, Erasmus überdies versucht, sie einigermafsen in die dialogform einzubeziehen (vgl. s. 77). — da B. in der bibliographie der alten drucke auch bibliotheken nennt, in denen er sie fand, so sei hier angemerkt, dass die drucke : 1) Manuale, Hain 10739, 2) Niavis Dialogus parvulis scholaribus .. perutilissimus a) Reutlingen, Otmar 1492, b) oouj. = B. s. 22 nr 5 [1], 3) Niavis Thesaurus eloquentiae, sonderausgabe, Hain 11724, 4) Niavis Elegantiae latinitatis, Hain 11723, 5) Niavis Colores rhetoricae disciplinae, Hain 11725, 6) Dyalogus Luciani ph^si | quomodo solus nudus | per acheronta transuehi potest vna cum | contentione trium summor~ ducū usw., oouj., ohne nennung des Niavis (bl. 1^b ist leer), 7) das Latinum idioma des Corvinus a) Nürnberg, Weifsenburger 1508, b) Augsburg, Otmar 1521, 8) die editio princeps der Colloquia des Erasmus, Basel, Froben 1518 — sich auch auf der universitätsbibliothek in Innsbruck befinden. JOSEPH SEEMÜLLER.

Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutscher mundart. herausgeg. von G. GAEBEL. 1 bd, letzte bearbeitung. 2 bd, erste bearbeitung. XXII u. 426 und LXXVII u. 295 ss. 8⁰. Stettin, Paul Niekammer, 1897—98. 7,50 und 9 m. — in Gaebels ausgabe liegen die beiden hochdeutschen bearbeitungen der Kantzowschen chronik vor, die nicht nur für die engere geschichte Pommerns bis zum 16 jh., sondern für die beziehungen zu den nachbarländern wie überhaupt ins reich hinaus von gröster wichtigkeit ist. die ausgabe ist durch ein preisausschreiben der universität Greifswald veranlasst worden. der hrsg. hat 1897 die letzte und ausführlichste arbeit Kantzows, 1898 die erste hd. bearbeitung zusammen mit einer kritischen untersuchung über Kantzows schriftstellerische tätigkeit veröffentlicht. das material ist hier zum ersten mal in einer wissenschaftlichen behandlung gesichtet : das sogen. frgm. 1 (1—3 im besitz der Pommerschen gesellschaft für geschichte und altertumskunde in Stettin) bietet die niederdeutsche fassung der chronik, die in der brauchbaren ausgabe von WBöhmer 1835 vorligt; frgm. 2 enthält materialien der bearbeitung verschiedener partien, frgm. 3 ist eine zusammenhängende darstellung bis 1523 in hochdeutscher sprache; endlich gibt der cod. Putbussensis eine vollständige zweite hochdeutsche fassung, die hier zum ersten mal in genauem abdruck vorligt.

Über Kantzows leben wissen wir wenig, und auch die darstellung G.s beschränkt sich auf die angabe des schon be-

[1] das Innsbrucker exemplar, das im übrigen mit den angaben bei Bömer stimmt, hat nur die sign. aij bis biij (nicht biiij).

kannten. vielleicht liefse sich aus den urkunden des Stettiner archives, in denen er genannt ist, noch mehr für sein äufseres leben gewinnen, als es bei G. geschehen ist, der bd II s. IV und XVIII in anderem zusammenhange nur erwähnt, dass sein name in Wolgastischen urkunden und actenstücken bis 1537 recht häufig genannt sei. seine hervorragende und mafsgebende stellung in der kanzlei seines fürsten ist gar nicht gewürdigt und deshalb auch der grund der abfassung seiner chronik in hochdeutscher sprache nicht vollständig erklärt. Kantzow folgt in der niederdeutschen abfassung seiner ersten chronik dem brauche der Wolgaster kanzlei Philipps, der er selbst lange jahre als beamter angehört hat; in dieser kanzlei wird überhaupt viel nd. geurkundet, und der anstofs zu einer weiterentwicklung der kanzleisprache kommt aus der Stettiner kanzlei Barnims, die angeregt durch die sich mehrenden correspondenzen aus dem reiche, den verkehr mit Brandenburg und besonders Nürnberg (zahlreiche urkunden liegen darüber im Stettiner archiv), anfangs der dreifsiger jahre des 16 jhs. einen grofsen fortschritt, den beginn einer hochdeutschen kanzleisprache erkennen lässt. schon Bogislav x hatte ferner am Wormser reichstage teilgenommen (I s. 386) und auch in Nürnberg (I s. 388), Speyer (I s. 398), Augsburg (I s. 402) waren die pommerischen herzöge zugegen gewesen und hatten die notwendigkeit einer verständigung mit den Süddeutschen auch in der kanzlei erkannt. so beginnt man c. 1531 in Stettin, später in Wolgast zuerst die correspondenz ins reich hinaus, dann nach und nach auch pommerische, intern landschaftliche urkunden und texte in einer hochdeutschen sprache abzufassen. freilich darf man dabei nicht eine vielleicht gar nicht einmal gleichzeitige abschrift des Grimnitzer vertrages von 1529 als kriterium anführen, wie G. es tut. richtete man sich doch mit der sprachlichen abfassung der urkunde in jener zeit nach dem adressaten, und so wurden an Brandenburg, das infolge seiner ganzen verbindungen nach süden, besonders nach Franken, früher zu einer hochdeutschen kanzleisprache durchgedrungen war, bereits hochdeutsche briefschaften gerichtet, als in Pommern selbst noch durchaus nd. geurkundet wurde. diese entwicklung zum hochdeutschen geht in der Wolgaster kanzlei langsamer vor sich, als in Stettin, und das ist sehr erklärlich, da Stettin mit seiner ganzen äufseren correspondenz weit in das reich hinein reichte, während Wolgast mehr auf landschaftliche verhältnisse beschränkt blieb. die einführung einer derartigen sprachänderung ist nun keineswegs ein spontaner oder mechanischer process, sie lässt sich fast immer an den namen eines mannes anknüpfen, der in der kanzlei mafsgebenden einfluss hatte, und der — was nicht zu vergessen ist — schreiber anstellte, welche des hochdeutschen kundig waren; das war in Wolgast Thomas K a n t z o w. so hat sich also Kantzow nicht dem hochdeutschen als etwas fremdem zugewendet, sondern steht

mitten in der sprachlichen entwicklung seiner landschaft und hat sie zt. selbst beeinflusst. daher ist es durchaus falsch, die erste hochdeutsche bearbeitung nach Wittenberg zu legen; Luther und sein kreis haben mit dem entschluss Kantzows, seine schrift auch hochdeutsch abzufassen, gar nichts zu tun; die fassung kann in den II, s. XVIII genannten 5/4 jahren durchaus fertig gestellt sein, da die umschreibung in das hochdeutsche und die einarbeitung der notizen von frgm. II, 1 ua. keine grofsen schwierigkeiten machen konnte. dass Kantzow dann nach Wittenberg gieng, ist durchaus erklärlich und brauchte nicht durch die hypothesen auf s. XIX und XX gestützt zu werden: wir haben unter den kanzleibeamten der pommerschen herzöge eine ganze reihe von männern, die längere oder kürzere zeit studiert haben, und zwar nicht nur als vorbereitung auf ihr amt, sondern auch noch in späteren jahren; so hat also auch Kantzow noch 1538 einmal die universität bezogen und sich nach Wittenberg begeben und jedesfalls dort die zweite hochdeutsche fassung angefertigt, die im cod. Putbus. vorligt, und wozu sich auch die vorarbeiten in dem sogen. frgm. II erhalten haben. dazu kommen noch umarbeitungen einzelner teile, vorzüglich der vorgeschichte, über die G. s. XXXV—LIX ausführlich rechenschaft gibt. — die ausgabe selbst unternimmt in den beiden bänden die beiden hochdeutschen fassungen mit all den anmerkungen und nachträgen zu edieren, die teils von Kantzow, teils von seinem freunde und mitsecretär Nicolaus von Klempzen herrühren. sie hält sich in dankenswerter weise so weit an den originaltext, als es überhaupt möglich ist, sodass wir hier auch deutlich die entwicklung der kanzleisprache verfolgen können. dem auge manches lesers gefälliger ist der text dadurch gemacht, dass die grofsen und kleinen anfangsbuchstaben nach jetzigem brauche gesetzt sind. G. befolgt also für eine derartige ausgabe ganz gesunde grundsätze; er gibt den letzten erreichbaren text, indem er die besserungen Kantzows, die dieser bereits selbst formuliert hatte, in den text, seine randbemerkungen und zusätze neuen stoffes darunter setzt und so einen blick in die arbeitsweise des schriftstellers bietet; zur vergleichung sind auch die ursprünglichen lesarten angeführt.

Steglitz bei Berlin. W. Scheel.

Wilhelmine von Moriz August von Thümmel. abdruck der ersten ausgabe (1764) [= Deutsche litteraturdenkmale des 18 u. 19 jhs. begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. heft 48]. Stuttgart, GJGöschen, 1894. XII und 54 ss. 8⁰. 1,20 m. — dass ich, dem studium der litteratur des vorigen jhs. ziemlich entrückt, dies heftchen, obendrein recht verspätet, hier zur anzeige bringe, hat seinen grund in einer besondern liebhaberei, die mich zu einigen kleinen beobachtungen geführt hat und mir das recht gibt zu einer, wie ich meine, nötigen mahnung an die fach-

genossen. der herausgeber der Wilhelmine Richard Rosenbaum ist uns als ein sorgfältiger philologischer arbeiter und ein geübter beobachter litterarhistorischer tatsachen und zusammenhänge bekannt, und er hat die textkritische ausrüstung dieses neudrucks der Thümmelschen prosadichtung im Euphorion 3, 518—521 gegen einwendungen Seufferts verteidigt und ergänzt, sodass ich nicht viel hinzuzufügen habe. den Gothaer nachdruck, den er aao. 521 'aus einem alten antiquariatskatalog' anführt, hab ich zweimal erworben : er ist ohne angabe des druckers erschienen, hat 88 ss., keine kupfer aufser der titelvignette, die der von C[1] nachgestochen ist, und schliefst sich im text eng an D an; dem nachdrucker stand indessen auch C[1] zur verfügung, und hieraus scheint er (aufser der nachahmung der titelvignette) die vorreden entnommen zu haben : gleich zu eingang der 'Vorrede der zweiten auflage' findet sich das erst seit D fortgefallene *seinen Lesern* (R. s. 45). mein zweites exemplar erstand ich auf die ankündigung des antiquars '. . . Gotha 1773. mit 7 kupfern' hin : es stellte sich aber bald heraus, dass diese kupfer einem, wahrscheinlich im text defecten, exemplar von C[1] entnommen und hier — gar nicht ungeschickt — eingeschaltet sind!

Das führt mich auf die bildliche ausstattung des werkchens, gegen die der herausgeber eine unbegreifliche gleichgiltigkeit gezeigt hat : dieser vorwurf trifft freilich mutatis mutandis die mehrzahl unsrer philologen, die aus einem anschauungs- und erziehungsmittel wie Könneckes Bilderatlas gar keinen nutzen zu ziehen scheinen und es denn auch fast ungerügt dulden, dass ihre und ihrer genossen werke mit einem unwürdigen illustrationsmaterial ausgestattet werden. ich will nur an FJonas Schillerbriefe und andre sünden der Allgemeinen verlagsanstalt erinnern.

Die blattkupfer und vignetten zu den verschiedenen ausgaben der Wilhelmine (B, C, C[1], E), an denen neben- und nacheinander Oeser, Geyser, Stock und Endner mitgeschaffen haben, gehören zu dem köstlichsten, was uns die kleinkunst des rococo hinterlassen hat, und sie werden noch entzückte beschauer finden, wenn man die litterarhistorisch gerüsteten leser der Wilhelmine wird an den fingern herzählen können. ich weifs ihnen aufser der ausstattung des Uz von 1768, des Diogenes von Sinope von 1769 und der Kleinen lyrischen gedichte von CFWeifse von 1772 nichts an die seite zu stellen — Chodowiecki steht auf einem andern blatte. und nun lese man, was R. s. 44 über diese wahren schmuckstücke sagt. nachdem er bei den drucken B und C davon ganz geschwiegen hat, bemerkt er zu C[1] : 'die ausgabe ist gleichfalls.(!) mit den (!) kupfern von Geyser und Stock geziert wie C und E'. das würkliche verhältnis ist dieses. die ausgabe B enthält nur éin blattkupfer (nr I) 'Oeser inv. Stock sculps.' : der herr magister beobachtet mit dem augenglas die

reize der jugendlichen Wilhelmine, die dem geflügel futter streut [die blattzählung schliefst dies kupferblatt nicht ein]; aufserdem die titelvignette und am beginn und schlusse jedes gesanges eine textvignette (also 1—12), bei diesen allen fehlt die angabe des künstlers. es verdient hervorgehoben zu werden, dass jenes in B einzige blattkupfer, das, zweimal neu gestochen, in C, C' und E widerkehrt, eine scene darstellt, die nur in dem text A enthalten, bei der revision für B fortgefallen war. (unter andern umständen würde man also auf eine verlorene illustrierte ausgabe des A-textes zu schliefsen geneigt sein.) — in C sind bl. I und die titelvignette von den alten platten abgezogen, denen aber ein wenig durch schraffierung nachgeholfen wurde. beibehalten sind ferner die textvignetten 1. 2. 3. 5. 7. 8. 9. 10, dagegen sind 4. 6. 11 u. 12 (letztere beiden umgestellt) neu und reicher gestochen, vielleicht von dem gleichen künstler (Stock), der dabei die bildchen (nicht die platten) von B als vorlage benutzte, was besonders in der gegenseitigkeit der zeichnung hervortritt. hinzugekommen sind die (in die blattzählung als doppelseitig einbezogenen) blattkupfer II—VII vor gesang I—VI, darunter II mit 'Stock sc.', V mit 'Geyser f.' signiert, die übrigen unbezeichnet. für bl. II benutzt der künstler widerum den text A! — in C' sind alle platten neu und unbezeichnet! die vignetten sind sämtlich gegenseitig und von einem radierer, der in der farbigen behandlung der platte gegen Stock zurücksteht; ihre reihenfolge wie in C. die blattkupfer gegenseitig zu C mit ausnahme von I; ihre reihenfolge ist etwas geändert : vor dem titel steht keines, vor gesang I stehn bll. II. I, wobei dann die seitenzählung des druckes richtig 4 überspringt. — in E — 1777, 4 jahre nach Stocks tode! — ist die gesamte höchst reizvolle illustration neu! die platten rühren von Stocks stiefsohn Endner her, der bl. I III. VII mit 'G. G. Endner sculp.', die vignetten 3. 5. 7. 9 mit 'Endner fec.', 4. 6. 8 mit 'E. f.' signiert hat. sämtliche vignetten sind ganz neu entworfen und ohne deutliche beziehungen auf den text : vor den gesängen amorettenscenen, am schluss graziöse arrangements, die dem besten, was Oeser in dieser art geschaffen hat, an die seite treten und höchst wahrscheinlich wider von dem meister selbst herrühren.

An die radierungen Stocks zur ausgabe C der Wilhelmine, die 1768 herauskam, heftet sich noch ein besonderes interesse: Stock muss an ihnen gearbeitet haben zu der zeit, als Goethe bei ihm unterricht nahm, und wenn wir DW. VII (Weim. ausg. 27, 181) hören, dass er 'seinem meister in manchen dingen beistehen konnte', so hat es einen eigentümlichen reiz, sich beim betrachten dieser kleinen kunstwerke, an denen zweii lehrer des jungen Goethe anteil haben, auch noch die mitwürkung des jugendlichen dichters — im handreichen und beurteilen — auszumalen.

EDWARD SCHRÖDER.

Schillers ästhetisch-sittliche weltanschauung. aus seinen philosophischen schriften gemeinverständlich erklärt von dr Paul Geyer. 2 teile. Berlin, Weidmann, 1896. 1898. xii u. 78; x u. 72 ss. 8⁰. je 1,20 m. — da diese arbeit hauptsächlich den zweck verfolgt, Schillers philosophische schriften durch genaue analyse und erklärung weitern kreisen des volkes, und besonders auch der schule, zugänglich zu machen, so ist eine eingehnde besprechung an dieser stelle wol nicht angezeigt. der vf. hat sich seiner aufgabe mit grofser sorgfalt gewidmet, und ein förderndes, wenn auch nicht immer leicht zu handhabendes hilfsmittel für den leser geschaffen, der zum ersten mal an Schillers prosawerke herantritt. erfreulich würkt sein entschiedenes persönliches bekenntnis zu Schiller, seine überzeugung, dass in der Kant-Schillerschen ästhetik die grundlagen für alle fernere weiterbildung der kunstwissenschaft liegen. richtig hat er auch den kernpunct erfasst, dass Schiller den versuch, den er im Kallias unternommen hatte, 'objective kriterien für das schöne zu finden', in den spätern schriften gänzlich hat fallen lassen, und dass 'ein objectives princip des geschmackes mit dem wesen der Schillerschen theorie, nach der das schöne den seelenzustand des künstlers widerspiegelt, schlechterdings unvereinbar ist'. so kann diese neue Schillererklärung als ihrem zweck aufs beste entsprechend empfohlen werden. O. Harnack.

Die handlung des zweiten teils von Goethes Faust. akademische antrittsvorlesung von Georg Witkowski. Leipzig, dr Seele & co., 1898. 46 ss. 1,20 m. — unter den parteien, welche die discussion über den zweiten teil des Faust noch immer so lebhaft führen, dass ein friedensschluss noch nicht vorauszusehen ist, stellt sich Witkowski entschieden auf seiten der verfechter der einheit. sowol für den gedankengang wie für die dramatische form behauptet er sie. von einer eigentlichen begründung kann in den engen grenzen, die einer vorlesung gesteckt sind, nicht die rede sein; aber eindringlich und in überzeugendem ton vorgetragen sind des redners darlegungen.

Er geht von der unbestreitbaren tatsache aus, dass der 'plan' des Faust unter dem einfluss Schillers seit 1795 entworfen worden ist. da erheben sich nun die zwei hauptfragen : hat sich das früher entstandene mit diesem neuen plan harmonisch verschmolzen? und ist das später entstandene würklich diesem plan gemäfs ausgeführt worden? gegen die schwierigkeiten, die sich der beantwortung dieser fragen entgegenstellen, ist W. nicht blind; aber er ist doch überzeugt, dass sie nicht hindern, schliefslich mit entschiedener bejahung zu antworten. die erste frage berührt er, dem thema gemäfs, das er sich gestellt, nur kurz; der zweiten widmet er sorgfältige beachtung. er untersucht die in der Weimarer ausgabe bekannt gemachten entwürfe zum zweiten teil und findet, dass die ausführung von ihnen mannigfach und

öfters nicht zum vorteil abgewichen sei. doch sind diese abweichungen nicht veränderungen der grundlinien der composition; 'die säulen sind nur umrankt und umsponnen von nebenwerk, das an vielen stellen allzu üppig wuchern durfte'. ob es aber bei solchem sachverhalt erlaubt ist zu sagen : 'das architektonische verhältnis der einzelnen glieder zeugt von der höchsten künstlerischen weisheit', erscheint mir fraglich; das üppige rankenwerk verändert doch auch den architektonischen eindruck. indes gegenüber den vorurteilen, die denkfaulheit um den zweiten teil des grofsen werkes gewoben hat, ist es ganz verdienstlich, wenn die positiven ergebnisse gründlich anschauender und ernst durchdenkender betrachtung auch mit etwas starker plerophorie ausgesprochen werden.

Über den gedankengang, über die das ganze werk beherschende weltanschauung kann der kurze vortrag natürlich nur andeutungen geben. auch sie zeugen von dem bestreben, nicht schwierigkeiten zu finden oder zu vergröfsern, sondern im gegenteil die einheitlichen grundlinien zu erforschen und aufzuzeigen. möge es dem vf. bald möglich sein, ausführlicher und mit sicherer begründung seine auffassung des Faust darzulegen! O. Harnack.

Der zweite teil von Goethes Faust für den deutschen unterricht, im zusammenhange dargestellt von Carl Nohle. [osterprogr. d. Falkrealgymnasiums.] Berlin, RGärtner, 1899. 31 ss. 4°. — das interesse, das die litterarhistorische forschung der Faustdichtung seit längerer zeit entgegenbringt, beginnt allmählich seine rückwürkung auch auf die pädagogik zu äufsern. während die dichtung früher in der regel vom deutschen unterricht ausgeschlossen war, regt sich neuerdings immer mehr das bestreben, sie der jugend zugänglich zu machen. bisher beschränkte man sich dabei auf den ersten teil, Nohle in dem vorliegenden programm tritt dafür ein, auch den zweiten teil heranzuziehen. er hält es für wünschenswert, dass die schule ihre zöglinge nicht entlasse, ohne ihnen eine anleitung gegeben zu haben, in das grundproblem des grösten werkes unserer nationallitteratur einzudringen. dies aber sei ohne kenntnis der gesamtdichtung nicht möglich. dass bei richtiger behandlung die schüler auch den zweiten teil gern und mit verständnis lesen, hat ihm die erfahrung bewiesen. es bedürfe nur der ausscheidung der abschnitte, deren inhalt die handlung nicht eigentlich fördere. an der hand einer inhaltsangabe entwickelt er sodann den plan des zweiten teils und bezeichnet die scenen, die für die lectüre vornehmlich in betracht kommen.

Zu einer erörterung des vorschlags ist hier kein anlass, da der verfasser das gebiet der wissenschaftlichen fragen nicht berührt und lediglich das didaktische interesse im auge hat. ob es ratsam ist, seiner anregung zu folgen, wird die praktische pädagogik zu entscheiden haben. Niejahr.

Zacharias Werner und die familien Grocholski und Chołoniewski. von **Albert Zipper**, sa. aus dem programm des k. k. II (deutschen) obergymnasiums. Lemberg, buchdruckerei des Stauropigianischen instituts, 1896. XX ss. 8⁰. — in seinem, für das Waitzeneggersche Gelehrten- und schriftstellerlexicon verfassten lebensabriss (Landshut 1822) sagt Werner (s. 11) : 'einmal nur seitdem hat Werner ein volles jahr, das vom frühling 1815/17 zu Podolien, im russischen anteil Polens, in der familie des auch jetzt bereits verstorbenen edlen grafen Chołoniewsky zugebracht, und eben in diesem ihm ewig schätzbaren verhältnis einen menschenverein kennen gelernt, dem er an adel der gesinnung keinen der ihm bekannten kaum gleichzustellen, geschweige denn vorzuziehen vermag. durch seinen edlen freund und beschützer, den jener familie angehörigen grafen Nicolaus Grocholski, vicegouverneur zu Kamieniec in Podolien, dort eingeführt, ward Werner durch den hochwürdigsten bischof von Mackiewicz und das alte bischöfliche kathedralcapitel daselbst, im frühjahr 1817 zum ehrendomherr ernannt'. noch einmal denkt Werner später der ihm liebgewordenen familie in seinem testamente.

Weiteres über Werners beziehungen zu dem kreis zu erschliefsen ist zweck vorliegender publication. der vf. benutzt dabei die arbeiten des polnischem historikers Rolle über die Grocholskis in der Warschauer zeitschrift Kronika Rodzinna 1885 s. 513f und die biographie des grafen Stanislaus Chołoniewski vom pater Johann Badeni S. J. (Krakau 1888); ferner standen ihm aus dem nachlass des historikers dr Anton Rolle eine anzahl von briefen Werners zur verfügung, an Grocholski und dessen gattin gerichtet.

Diese briefe, die hier zum erstenmal veröffentlicht werden, bilden den wichtigsten bestandteil der arbeit Zippers. sie erweitern das bild Werners nicht durch neue züge, aber sie bestätigen mit charakteristischer prägung das bild des pater Zacharias. sie sind in dem bekannten fast unentwirrbaren schachtelstil mit zahllosen klammern geschrieben; voll selbstquälerein; voll leidenschaftlich brünstiger exaltationen der religion und freundschaft; voll spieleriger freude am geheimnisvollen, an dunkeln anspielungen, an decknamen — Werner selbst erscheint als Johannes, Casimir, 'der Kanonicus'; Hofbauer wird 'der Gärtner' genannt, die gräflichen freunde und freundinnen sind in Alexis, Joseph, Aglaë, Agnes, Luina verwandelt. Werners überhitzte und überreizte phantasie steigert sich die welt seiner freunde mit romantischem colorit. die stärksten, brennendsten ausdrücke sind ihm gerade gut genug. das ganze wird ihm zum roman. wahrheit und fiction wirren sich durcheinander. er schwärmt in leidenschaftlicher extase für den 'jungen heiligen Alexis' : *'ich liebe den Alexis, lieb' ihn was man lieben nennen kann, er ist mein zweyter Gedanke Morgens, mein vorletzter Nachts; Er füllt den Tag über meine Seele'.* und

er fleht: '*Um Gotteswillen schickt mir von ihm eine Haarlocke und ein Miniaturportrait, womöglich mit dem nämlichen Haargekräusel und schwarzsammetnen Spencer, der mir immer so sehr gefiel, und den er während meines Aufenthalts im alten Schlosse zu tragen pflegte*'. mit dem verstiegenen wechseln derbheiten, er nennt sich selbst einen 'kanonischen esel', breite geschwätzigkeiten, servile demütigungen, dringliche seelsorgerei. so spielen in den wenigen blättern fast alle register der zerflackerten seele dieses unstäten. FELIX POPPENBERG.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EIN LATEINISCHER SEGEN GEGEN HALSGESCHWULST, der von ein paar deutschen worten begleitet ist, steht in Clm. 23390 bl. 59[b], wie man schon aus dem hss.-katalog der Münchner bibliothek entnehmen konnte. sein umsichtiger bearbeiter hat dort bereits die sämtlichen deutschen worte ausgehoben: wenn ich auf jenes, kaum beachtete, auch mir bisher entgangene stückchen hier trotzdem noch einmal hinweise, so veranlasst mich dazu aufser dem zufälligen umstande, dass ich die gerade durch WMeyer benutzte hs. hier dank seiner aufforderung einsehen konnte, wesentlich die absicht, irrige hoffnungen auf ein mehr deutschen textes abzuschneiden, wie sie durch die lakonischen angaben des katalogs erweckt werden könnten. der segen umfasst die 5 letzten zeilen des von einer zierlichen hand des 13 jhs. geschriebenen blattes 59[1], auf dessen vorderseite ein Breviarium apostolorum abschliefst und dessen rückseite vor unserm segen noch kurze lat. notizen *De forma xp̄i ac eıꝰ diſcipuloꝝ* und *De genere cruciſ xpi* enthält. auf der letzten zeile dieses zweiten stückchens geht es dann fort:

Suemo du kela . vir ſuillit . Segeno. (alles dies rot).

D (rot) *n̄e ih̄u xpe ꝑ oratione̅ famuli tui ſc̄ı blasii . Festina*
i tv
ī adiutoriū famulę dī . N̦ . et mox ī eam fac mīam
tuā ad gl̄am et laudē nōıſ tui dn̄e . Dar nach.
ſprich . dri ſtunt . Pat̄ n̄r quieſ in cęliſ . s. n. t.

darunter von einer jüngern hand des 15 jhs.:

Orō ſc̄ti Blaſij ſo ainē der hals
odꝛ die kelle vˢſwild Ora et libe'aⁿ.

dass die hs. erst dem 13 jh. angehört, dafür sprechen ebenso die schriftzüge wie der umstand, dass sie, allerdings von andrer, aber nicht von jüngerer hand, einen brief kaiser Friedrichs von 1189 enthält, ja dass sie, wider an andrer stelle (bl. 72[a]), zwei mondfinsternisse von 1207 und 1208 erwähnt. der segen ist also mit samt seiner, nach den sprachformen dem 10 oder der ersten hälfte des 11 jhs. entstammenden, deutschen einleitung

[1] die zusammengehörigen bll. 58. 59 schliefsen, wie mir WMeyer zeigte, an bl. 19 der hs. an.

aus einer um zwei jahrhunderte oder weiter zurückliegenden vorlage abgeschrieben. die feminina *famule* und *eam*, denen erst nachträglich die masculinen formen zur seite gestellt wurden, weisen auf ein frauenkloster, und dazu könnte die deutsche gebrauchsanweisung stimmen; WMeyer belehrt mich, dass im spätern mittelalter zb. profansprachliche register in sonst lat. hss. geradezu ein kennzeichen der frauenklöster bilden. leider lässt sich nicht feststellen, woher die hs. nach München gekommen ist; der heilige Blasius des segens hilft nicht weiter, da Blasius v. Sebaste der ständige nothelfer in halskrankheiten war. R.

Erklärung.

Im Anzeiger xxiv 356ff richtet herr RWustmann gegen meine schrift über die 'Umgangsprache' einen angriff, dem ich wenigstens einige sachliche bemerkungen entgegenhalten muss. W. schliefst mit den worten: 'vereinzelte anregungen wird ihm die forschung trotzdem entnehmen können, wenn sie es nicht principiell vorzieht, wie wir es für richtig halten, möglichst nur gehörtes material zu verwerten und nicht gelesenes, wie Wunderlich tut, das ja doch nur ein surrogat von stoff sein kann, in der syntax nicht anders als in der lautlehre'. wer in syntaktischen fragen irgend etwas mitzusprechen hat, wird sich solche einschränkung des materials der beobachtung mit entschiedenheit verbitten. wir haben an der einseitigkeit genug, mit der sich die syntaxforschung früher auf den sprachstoff der litteratur einschränkte, und wollen nicht jetzt, wo eben erst die gesprochene sprache in den kreis der betrachtung eintritt, die neue einseitigkeit begehn, dass wir die hilfsmittel, die uns die litteratur darbietet, unbenützt lassen. persönlich bemerke ich, dass es mir nicht eingefallen ist, nur 'gelesenes' material zu verwerten; ich habe, wie ich in der einleitung (s. ix) hervorhob, die einzelnen erscheinungen im 'täglichen verkehr' beobachtet und mich nur bemüht, für die darstellung möglichst nach litterarischen belegen zu suchen. die litterarischen belege sollten meinen ausführungen zur bestätigung, controle und ergänzung dienen, sie sollten zugleich beim leser das verständnis erleichtern und für die wissenschaftliche discussion einen festeren boden schaffen. wenn da und dort das beispiel und die these sich nicht in allen beziehungen decken, wenn neben dem 'tertium comparationis' vereinzelt noch ein restbestand sich ergibt, so ist das ein mangel, der hier nicht beschönigt werden soll, der aber die ergebnisse der untersuchung nicht berührt.

An anderem orte, wo ich für eine sprachliche erscheinung einen entwicklungsgang feststelle und daran eine reihe von beispielen knüpfe, die den ganzen weg schritt für schritt belegen sollen, gibt der recensent sich den anschein, als ob er die bei-

spiele alle auf den endpunct allein zu beziehen habe. durch solches misverstehn gewinnt er dann die möglichkeit, meine belege für die personennamen in der fragestellung ungereimt zu finden (s. 357).

Besonders seltsam erscheint das verfahren des recensenten in dem folgenden beispiel. ich hatte vom modusgebrauch gesprochen und gezeigt, wie mannigfache — oft formelle — einflüsse den wechsel des tempus im conjunctiv begünstigen, zb. 'dass sich das eine verbum den conjunctiv vom präsens, das andere vom präteritum borgt, je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt. so ist eine völlige anarchie auf diesem gebiete schon in der schriftsprache ausgebrochen' (Umgangsprache s. 208). zum beleg sollten ein paar sätze aus Eichendorff dienen. W. bemängelt auch dieses beispiel und erklärt mir den wechsel der tempora bei Eichendorff gerade aus denselben gründen, die ich vorher entwickelt hatte, nur dass er dies verschweigt und seine ausführungen als eigene weisheit gibt.

Nach dieser probe kann ich mich andern angriffen des recensenten gegenüber mit einem einfachen hinweis auf den zusammenhang begnügen, aus dem die bemängelten stellen jeweils gerissen sind. das gilt namentlich für meine bemerkungen über den briefstil (Umgangsprache s. 69. 70), an die von W. die worte geknüpft werden : 'man sieht: Wunderlich vermag nicht zwei situationen auseinander zu halten'. dieser satz ist von demselben recensenten geschrieben, der mir 'unbesonnene verallgemeinerungen und übertreibungen' vorwirft, wenn ich die bedeutung der sturm- und drangperiode für unsre sprachgeschichte mit ein paar worten kennzeichne, oder wenn ich den superlativ 'schwierigst' im sinne von 'sehr schwierig' gebrauche.

Die zuständigkeit des referenten wird durch die tatsache, dass er statt zu dem inhalt meines buches stellung zu nehmen, nur an der äufsern form kritik übte, nicht sicher gestellt. auch durfte ich, nachdem so lange zeit seit dem erscheinen des buches verstrichen ist, wol erwarten, dass der recensent auf meine seither veröffentlichten arbeiten bezug nahm, so besonders auf die abhandlung 'Sprachleben in der mundart' (Wissenschaftl. beihefte d. Deutschen sprachvereins 12, 33—70), wo ich die grenzlinien zwischen mundart und umgangsprache gezogen und die umrisse für eine neugestaltung meiner 'Umgangsprache' angedeutet habe.

Heidelberg, 12 februar 1899. HERMANN WUNDERLICH.

ERWIDERUNG DES RECENSENTEN.

Auf die drei hier von Wunderlich beanstandeten puncte meiner recension seines buches erwidere ich folgendes:

1) Mit recht behandelt jetzt die syntaktische forschung sowol die schriftsprache wie die gesprochene sprache; früher behandelte

man nur die litteratursprache, das war eine einseitigkeit. nun schreibt W. ein buch über umgangssprache. umgangssprache ist gesprochene sprache. unbedingt wissenschaftlich verwertbare belege für alle gesprochene sprache müssen gesprochen worden, gehört worden sein. was die dichter und schriftsteller, noch dazu so verschiedene wie Goethe, Schiller und die modernen — ja auch zwischen der umgangssprache desselben milieus, wenn es Fontane, wenn es Sudermann, wenn es Hauptmann schildert, ist ein unterschied — uns als von ihren helden gesprochen darbieten, in jedem falle eine geburt aus subjectiver phantasie und objectiver würklichkeit, ist gegenüber dem satze, den ein auf wissenschaftliche treue vereidigter gelehrter als gehört mitteilt, ein surrogat. lässt sich die hierin ausgesprochene 'einschränkung des materials' mit der früher geübten einschränkung auf die schriftsprache auf eine stufe stellen, wie W. tut? ist sie verkehrt, wie W. meint? — auf die persönliche bemerkung erwidre ich, dass das in W.s buche von s. 1 bis zum schluss verwertete material ohne eine ausnahme gelesenes ist, und dass sich die abwicklung des inhalts lediglich an der hand dieser beispiele vollzieht. der aus dem vorwort citierte satz ist gegenüber diesen beiden tatsachen eben auch nur eine persönliche bemerkung, die an der tatsache des in dem buche ausschliefslich verwerteten materials nichts ändert.

2) Dass diese bemerkung W.s nicht richtig ist, bitt ich in der recension nachzusehen : ich bin dem verfasser schritt für schritt von der frage über die anredende frageform auf das blofse ausdrucksmittel des affects hin gefolgt. freilich hab ich die völlige syntaktische zusammenhangslosigkeit der in frage kommenden syntaktischen erscheinungen behaupten müssen, während W., wie er uns nun sagt, 'einen entwicklungsgang feststellt'. vom fragezeichen zum ausrufezeichen, einen physiologischen, aber keinen psychologischen.

3) W. spricht s. 207 von dem auftreten des conj. präs. in sätzen, die ganz der vergangenheit angehören, und sagt da zuletzt, dass dieses präsens in der schriftform unserer neueren sprache vorhersche. dort fährt er nun fort : 'aber, wie auch Erdmann ... andeutet, wird diese neigung durchkreuzt von einer gewissen vorliebe, mit der sich das eine verbum den conjunctiv vom präsens, das andre vom präteritum borgt, je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt. so ist eine völlige anarchie auf diesem gebiete in der schriftsprache ausgebrochen, wie zb. Eichendorff unbedenklich schreibt' usw. (beispiel). die 'mannigfachen — oft formellen [welcher art noch?] — einflüsse' der verteidigung reducieren sich also zunächst auf die sachlich von Erdmann entnommene angabe : 'je nachdem der modus hierdurch stärker ins ohr fällt'. dieses sätzchen allein kann auch gemeint sein mit der stelle 'aus denselben gründen, die ich vorher ent-

wickelt hatte'. mit diesem Erdmannschen gedanken hab ich aber nur einen von drei wegen der tempuswahl kritischen puncten in dem Eichendorffschen citat erklärt, ich muss wider bitten, die recension nachzusehen. die hauptsache aber ist : W. hat das Eichendorffsche citat (wie schon seine interpunction ergibt, die er freilich in der verteidigung verwischt, noch deutlicher aber sein ganzer aufbau der stelle : 1) conj. präs. statt conj. prät., 2) durchkreuzung, 3) also anarchie [beispiel]) lediglich als beispiel für die tatsache der völligen anarchie, dh. eines ganz willkürlichen wechsels, bei dem sich nichts mehr erklären lässt, citieren wollen. schade, dass es nicht passt; die von Erdmann in seiner weit sorgfältigeren behandlung dieser frage gegebenen beispiele für anarchie passen, bei diesen ist eine erklärung wie die von mir für W.s beispiel gegebene ausgeschlossen.

Ich könnte hier damit schliefsen, den ausdruck 'seltsames verfahren' in harmloserer weise, als er mir zugedacht war, auf W.s verteidigung anzuwenden. ich bemerke aber noch, dass die stelle von den 'zwei situationen', nur weil sie 'aus dem zusammenhang gerissen ist', eine übertreibung zu enthalten scheint, dass 'sehr schwierig' an der fraglichen stelle ebenso unbesonnen wäre wie 'schwierigst', und dass ich zu dem inhalt von W.s buch ja doch wol deutlich genug stellung genommen, nicht, wie W. meint, nur an der form kritik geübt habe.

Leipzig, 24 februar 1899. RUDOLF WUSTMANN.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG.

Zs. 42, 309 muss es in dem glaubensbekenntnis Wulfilas z. 6 heifsen '*unigenitum*' statt '*ingenitum*'.

Am 5 märz erlag zu Basel prof. dr RUDOLF KOEGEL, noch nicht 44 jahre alt, einem allzufrühen tode; aus vortrefflichen, aber einseitigen grammatischen anfängen hatte er sich, durch das strenge und begeisternde vorbild Müllenhoffscher lebensarbeit befreit, in verheifsungsvollem aufstieg zu einer mutigen und fruchtbaren anschauung unsres altgermanischen geisteslebens emporgerungen, deren starkem gehalt man über der berechtigten kritik unausgereifter details nur selten gerecht geworden ist; am 14 märz verschied in Berlin nahezu 76 jahre alt prof. HAJIM STEINTHAL, nach WvHumboldt der bedeutendste vertreter der allgemeinen und philosophischen sprachwissenschaft; am 16 mai starb ebenda 78jährig dr WILHELM SCHWARTZ, der rastlose veteran unsrer mythologischen forschung, verdient namentlich durch seine pflege der 'niedern mythologie'.

An der universität München hat sich für deutsche philologie dr FRIEDRICH VON DER LEYEN habilitiert.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 3 august 1899

SCHRIFTEN ZUR SIEDELUNGSGESCHICHTE.

1. Siedelung und agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. von August Meitzen. 3 bände: 623. 698. 617 ss. gr. 8° und ein atlas mit 125 karten und zeichnungen. Berlin, Wilhelm Hertz, 1895. — 48 m.
2. Nordiske bøndergaarde i det XVI. XVII og XVIII aarhundrede af R. Mejborg. I: Slesvig. mit 257 und 30 abbildungen, zeichnungen und grundrissen. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, 1892. 1893.

   auch

   Das bauernhaus im herzogtum Schleswig und das leben des schleswigschen bauernstandes im 16. 17 und 18 jahrhundert. von R. Mejborg. deutsche ausgabe besorgt von Richard Haupt. 205 und 56 ss. gr. 4°. Schleswig, Bergas, 1896. — 14 m. und 4 m.
3. Deutsche stadtanlagen. von dr Joh. Fritz. programm des lyceums zu Strafsburg i. E. 46 ss. und 4 tafeln. 4°. Strafsburg, Heitz und Mündel, 1894.

Das grofse lebenswerk von Meitzen, von dem drei stattliche bände nebst einem atlas vorliegen, wird den altertumsforscher nicht minder interessieren als den wirtschaftshistoriker und nationalökonomen von fach. doch bringt die fülle des stoffes schon den oberflächlichen berichterstatter in verlegenheit. der schauplatz umfasst das ganze mittlere, nördliche und noch einen teil des südlichen Europa. die behandelten zeiträume reichen von der gegenwart über die mittelalterlichen colonisationen und wanderungen fort bis zu den nachrichten der Römer und Griechen und weiter bis zur ersten besiedelung des landes. die völkergeschichte und die besonderheiten des nationalen lebens finden eine umfassende verwertung, und der wissenschaftlichen combination wird ein fast unbeschränkter spielraum eröffnet. von dem buche wird zweifellos eine grofse anregung ausgehn. weiteren kreisen wird das material vielfach erst erschlossen. die discussion hat nun eine ganz andre grundlage. wichtige gesichtspuncte treten zum ersten mal hervor, zu denen die altertumsforschung notwendig stellung nehmen muss. wenn ich dies hier den hauptproblemen gegenüber in freierer behandlung versuche, so müssen auch diese bemerkungen notwendig etwas andeutendes und provisorisches behalten.

Die weite der historischen perspectiven und das unbedingte vertrauen zu ihrem arbeitsmaterial waren der agrargeschichte von je her eigen, seit Olufsen diese wissenschaft begründete. als dieser dänische geometer im vorigen jh. bei der allgemeinen um-

ordnung der äcker ('udskiftning') eine unsumme von flurkarten aufzunehmen hatte und bei aller scheinbaren verwirrung doch immer dieselbe planvolle anlage wider erkannte, zweifelte er um so weniger, in ihr eine directe erbschaft der ältesten und ursprünglichen flurverfassung vor sich zu haben, als er sie schon in den volksgesetzen des 13 jhs. widerzuerkennen vermochte. ihm sind die hervorragendsten deutschen und englischen forscher, Waitz, Hanssen, Meitzen, Seebohm uaa. gefolgt, sodass seine anschauungen fast zum gemeinbesitz unsrer wissenschaft geworden sind. sie herschen noch heute. wenn der neueste gewährsmann, Inama-Sternegg, in Pauls Grundriss[2] III 13 (1897) lehrt: bei der urbarmachung des landes erhielt einst jeder genosse 'in jedem feldstück (gewann) einen entsprechenden anteil in einem längsstreifen. die verteilung dieser feldstreifen geschah nach dem lose. infolge dieses aufteilungsmodus war der ackerbesitz jeder hufe innerhalb der ganzen gemarkung der ansiedelung auf so vielen puncten zerstreut, als es gewanne gab', — so sind das noch genau die alten Olufsenschen anschauungen.

Reservierter verhielten sich nur Olufsens eigene landsleute. Paludan Müller meinte sogar in seiner eindringenden studie über könig Waldemars Erdbuch: 'Olufsen habe sich nicht frei davon gehalten, sein system auf eine voraussetzung über den ersten anbau des landes zu gründen, die sich nicht allein nicht beweisen lasse, sondern auch kaum eine ernstliche prüfung aushalte'. dass eine untersuchung der germanischen und skandinavischen siedelungsverhältnisse seine kräfte übersteigen würde, fügte er allerdings resigniert hinzu (Waldemars Iordbog 229. 242). eine nachprüfung begann neuerdings Lauridsen in seinem artikel 'Om gamle danske landsbyformer' (Aarbøger 1896 s. 148—170). er wies nach, dass diejenigen ackerbilder, welche Olufsen vorfand, vielfach aus urkundlichen gründen nicht in die frühern jhh. zurückreichen können, da sie hinsichtlich der hofstellen und anteile meistens seit dem 13 jh. von grund aus verändert sind. und wenn die udskiftning im vorigen jh. dennoch wider eine planvolle und symmetrische verteilung vorfand, so könnte die letztere in dieser ihrer concreten form unmöglich in die alten zeiten zurückreichen. nur in wenigen fällen schienen die mittelalterlichen bestände bis auf Olufsens zeit bewahrt zu sein. aber was Lauridsen damit erschütterte, ist nur die angenommene ursprünglichkeit von Olufsens material, nicht das von ihm erschlossene princip. und auf dieses allein kommt es an. um zu erkennen, wie weit wir mit dem letzteren zurückrechnen dürfen und wie weit es für die germanische welt eine allgemeinere giltigkeit hatte, bedarf es eines weitaus gröfseren materials, als es Olufsen zur verfügung stand. bei Meitzen ist nun ein so grofses material vereinigt, dass eine allgemeine orientierung über die modernen zustände der meisten deutschen gebiete wol mög-

lich ist. leider ist Dänemark und der skandinavische norden sehr schwach vertreten, auch für das germanische England sind nur die wenigen bekannten grundrisse widerholt, sodass der specialforschung hier noch sehr viel zu tun übrig bleibt. . .

Eine würkliche flurverfassung wird sich nur dort herausbilden, wo eine gröfsere anzahl von menschen darauf angewiesen ist, sich gemeinsam auf einem engen raume einzurichten, wo man näher zusammen, also in dörfern wohnt. dies ist nur in einem gröfsern teile Mitteleuropas der fall. neben der dorfsiedelung herscht die ansiedelung in einzelhöfen, in Deutschland aufser den abgelegenen gebirgsgegenden und den mittelalterlichen colonistengebieten vornehmlich im nordwesten, westlich der Weser. die grenzen zwischen beiden formen, wie sie die übersichtskarte nebst anlage 1. 2 bei M. vorführt, stimmen im allgemeinen mit denen überein, welche schon Landau Territorien s. 18 festlegte. die kleinern unterschiede (im süden des östlichen Helwegs zwischen Hamm und Olpe) werden sich leicht erledigen, wenn die messtischblätter erst ganz erschienen sind. aber M. richtet seinen blick weiter, indem er auch die einzelsiedelungen jenseits des Rheins, in Belgien (I 517), im südlichen Frankreich (die grenzen I 516) und besonders in Irland und Wales mit denen der deutschen gebiete in denselben völkergeschichtlichen zusammenhang bringt. nach ihm sind sie alle eine gemeinsame keltische tradition aus den zeiten der ältesten weidewirtschaften dieses stammes. aber bevor wir zu solchem schlusse gelangen, wird noch vieles klarzustellen und jede gegend einzeln zu untersuchen sein. in Nordwestdeutschland ist der jetzige zustand wol ziemlich alt. wenigstens scheint es nicht so, als ob aus den urkunden noch etwas wesentlich anderes nachzuweisen wäre. ein beweis aber ist damit noch nicht gegeben. an sich können die einzelhöfe natürlich überall aus einer aufgelösten dorfsiedelung entstanden sein, wie dies noch in historischer zeit in Schleswig-Holstein und andern dänischen gebieten der fall ist und schon früher war. hier haben vielfach ganze dörfer sich vollständig aufgelöst, sodass nur die kirche, die schule und ein paar häuser am orte blieben (Mejborg-Haupt s. 125). ebenso machen es die grofsen friedhöfe der insel Bornholm durchaus wahrscheinlich, dass hier im beginn unsrer zeitrechnung an stelle der jetzigen einzelhöfe gröfsere dörfer bestanden. der übergang vom gesamtbesitz zum privatbesitz hat entschieden zerstreuend gewürkt. auch in den rheinischen gegenden wird sich manches verschoben haben. wenn hier in der ältern zeit stämme wie die Sugambern, Usipeter, Tencterer, Bructerer auf und ab rückten, bald im gebiet der einzelhöfe, bald in demjenigen der dörfer sich bewegten, so ist kaum anzunehmen, dass sie damit auch ihre gewohnheiten ablegten, denn diese waren zu tief in der verfassung begründet. die 'ingentes vici', welche Sulpicius Alexander bei Gregor II 9 zwei tagereisen von Neuss

erwähnt, führen uns an die heutige grenze der dörfer und einzelhöfe, aber sie deuten doch eher darauf hin, dass die dörfer hier zurückgegangen, als dass sie vorgedrungen sind. es käme vor allem darauf an, das hauptcentrum der einzelsiedelung möglichst festzustellen. in Westfalen scheinen die archäologischen überreste der römischen und der spätheidnischen zeit, wenn sie auch noch wenig übersichtlich uns vorliegen, in der tat auf keine so dicht zusammenwohnende bevölkerung zu deuten, wie dies am Rhein oder in Süddeutschland der fall ist. doch fehlt es auch nicht ganz an gröfseren friedhöfen, wie demjenigen von Beckum (Correspondenzblatt der anthrop. ges. 1890, s. 151. 154). eher dürften die grofsen megalithischen denkmäler der ältesten zeit auf ein gruppenweises zusammenwohnen hindeuten.

M.s keltische hypothese beruht im wesentlichen auf dem umstand, dass er in Irland und Wales die zerstreute siedelung als volkstümlich nachzuweisen vermag. aber die anwendung auf Deutschland stöfst auf grofse schwierigkeiten. erstens, wenn wir darin eine alte keltische sitte anzuerkennen hätten, sollten wir doch in denjenigen deutschen gegenden, wo die keltische bevölkerung am dichtesten safs, im Rheinland, am Taunus, den Main- und Wesergebieten, in Hessen und Thüringen die einzelhöfe erwarten. aber gerade hier fehlen sie völlig. um die hypothese zu retten, müste man schon annehmen, dass diejenigen Kelten, welche in Mitteldeutschland bis zur Weser angesiedelt waren, schon selber die keltische art aufgegeben und die germanische angenommen hätten, — gewis kein überzeugender ausweg. und zweitens ist es sehr unwahrscheinlich, dass die einzelsiedelung eine gemeinsame keltische sitte war. wo wir directe alte zeugnisse haben, lauten sie eher auf dorfsiedelung. die italischen Kelten wohnten nach Polybius II 17, 9 *κατὰ κώμας ἀτειχίστους*, die *Κελτικοί* Hispaniens *κωμηδὸν* (Strabo III 2, 15). in Helvetien herschte zur zeit Cäsars — wie noch heute — ein gemischtes verhältnis, ebenso wol in ganz Gallien nach der art, wie die 'vici' und 'aedificia' einander gegenübergestellt werden. wir haben hier offenbar eine fortschreitende entwicklung vor uns. was in der Schweiz das terrain nahe legte, mögen in den ebenen Galliens die früh aufgekommenen latifundien bewürkt haben, die mit ihren mähmaschinen usw. von M.s 'weidewirtschaften' schon sehr weit entfernt sind. die römischen grofswirtschaften vollendeten das schon angebahnte, und erst die germanischen invasionen brachten der dorfsiedelung wenigstens im östlichen und nördlichen Frankreich eine neue stütze. gerade im nördlichen Frankreich, zwischen der Loire und dem Rhein, wo wir die eigentliche wiege der Kelten zu suchen haben, ist dorfsiedelung, vor allem durch die grofsen vorcäsarischen grabfelder der Champagne, wol bezeugt. es war vermutlich die altkeltische sitte, ebenso wie es die altgermanische, die altgriechische

(Thukyd. I 10, 12), die altindische war. es bleibt sehr bedenklich, die verhältnisse von Irland und Wales zum mafsstab des reinen Keltentums zu machen. gerade hier haben wir alle ursache, fremdartige bestandteile und völker zu suchen, die noch nach dem verlust ihrer sprache und ihres politischen lebens manche ihrer besonderheiten festhielten[1].

Eine besondere stütze erwächst M. für seine keltische hypothese daraus, dass er in dem sächsischen bauernhause das altkeltische 'familienhaus' wider findet. aber auch diese gleichstellung wird aufzugeben sein. die interpretation der walisischen gesetze den Keltologen anheimstellend, vermögen wir aus den angeführten tatsachen einen dem sächsischen hause entsprechenden grundplan nicht zu entnehmen. wenn wir von 2 X 3 mittelsäulen hören, so sind sie mit jeder dreischiffigen anlage vereinbar. über die einteilung der seitenräume scheint in den gesetzen kaum etwas sicheres überliefert. nach dem was Zimmer Kuhns zs. 30, 103 f zusammenfassend über das haus der heroenzeit bemerkt, hatte dasselbe nicht einmal die charakteristische sächsische giebelstellung: 'dasselbe bildet ein rechteck .., in der mitte der einen langseite ist eine thür, .. zur linken und rechten an den wänden der kurzseiten befinden sich die lagerstellen', und dies ist 'im wesentlichen die form, wie sie noch heutigen tages in Connacht in den rein irischen teilen überall auf dem lande anzutreffen ist'. diese einrichtung stimmt somit mehr zur fränkischen als zur sächsischen grundform. und wenn wir weiter in den walisischen gesetzen neben dem wohnhause besondere speicher und ställe erwähnt finden[2], so fällt auch das andere charakteristische merkmal der sächsischen häuser, die vereinigung des ganzen haushaltes unter einem dache, dahin.

So müssen wir die sächsisch-westfälischen sonderformen einstweilen auf sich beruhen lassen. sie haben weder etwas specifiisch urgermanisches noch urkeltisches, sondern verlangen ihre besondre erklärung.

In den übrigen germanischen gebieten herscht entschieden die dorfsiedelung mit ihrer charakteristischen flurverfassung vor. wir haben allen grund, dieselbe als die eigentlich germanische zu betrachten. wenn nichts weiter, würden schon die grofsen urnenfriedhöfe der taciteischen und vortaciteischen zeit dafür zu zeugen geeignet sein. darüber herscht jetzt auch wol allseitiges einvernehmen. aber sowie wir über diese allgemeine tatsache hinausgehn, beginnen die schwierigkeiten.

[1] vgl. Zimmer Zeitschrift d. Savigny-stiftung f. rechtsgeschichte n. f. 15 (1894), 214 ff.

[2] so werden im Venedot.-codex III 21 (Ancient laws of Wales 1841 s. 142) als mit dem hause eines villanus verbundene besondre bauten erwähnt: eine kammer, kuhstall, scheune, brennofen, schafstall, schweinestall, sommerhaus, herbsthaus, auf deren verletzung überall die gleiche bufse stand.



Über die **form der dörfer** hat M. seit langer zeit umfassende untersuchungen angestellt und vieles in dankenswerter weise geklärt. wir unterscheiden mit ihm das lanzeilige colonistendorf von dem wirren germanischen 'haufendorf', das letztere von dem slavischen rundling usf. aber diese begriffe verlangen eine eingehende prüfung. vor allem ist M.s 'haufendorf' ein sammelbegriff, der einer genaueren auseinanderlegung bedarf. in ihm trifft sehr verschiedenartiges zusammen. wir verlieren, wie ich glaube, sogar den rechten historischen gesichtspunct, wenn wir mit M. die absolute verwirrung als das eigentlich typische betrachten. am Rhein, dh. am weitesten von den germanischen ursitzen entfernt, scheint die verwirrung allerdings besonders grofs, aber anderswo, und besonders in denjenigen gegenden, von denen wir nur wissen, dass dort immer Germanen safsen, lichtet sich das bild beträchtlich. ein weit geöffneter mittelraum, länglich oder rund, um den die höfe gruppiert sind, tritt hier in den alten plänen vielfach als charakteristisch hervor, während mit der zeit grofsenteils auch aus ihnen M.sche 'haufendörfer' geworden sind. auf solche anlagen hatte schon Olufsen hingewiesen (vgl. Hanssen Agrarhist. abh. I 38 ff), aber M., dem sie nicht bekannt waren, meinte, dass hier dem alten praktiker wol ein irrtum passiert sei, dass er die slavischen rundlinge oder geviertanlagen mit den dänischen dörfern verwechselt habe (I 23), ein von vornherein wenig glaublicher ausweg. inzwischen hat besonders Lauridsen s. 140 f diese formen als dänisch völlig sicher gestellt. übrigens liefert in M.s eigenem material Vartofta in Westergötland ein deutliches beispiel (anl. 144). der weite dorfplatz, auf dem nachts das vieh zusammengetrieben oder die kirche errichtet wurde, war schon früh der mittelpunct des ganzen dörflichen lebens. sein alter nordischer name war wol *tá* (zu *tengia* 'fest zusammenhalten' gehörig). er kommt aufser in dänischen und schwedischen dialekten (Fritzner[2] III 655) fast nur noch in der Edda vor und hat sich im hohen norden auch wol nur mit den alten südlichen liedern erhalten: *á tái* sitzt nach Sigurds ermordung die weinende Gudrun, Giukis tochter, um überall hin ihr leid zu verkünden (Guđrunarhvǫt 9); *á tái* werden zuerst leidvolle kunden bekannt (*sprutto á tái tregnar iđir* Hamþismál 1); *á tái* findet der zur ausfahrt gerüstete kampfbereite helden stehn (Sigurþarkv. 2, 21). im westgermanischen begegnet dasselbe wort in einer andern ablautsform, als *tig, ti*, hd. *zih*. das biblische 'similis est pueris sedentibus in foro' übersetzt der ags. Matth. 11, 16 *heo ys gelic sittendum cnapum on foretige*: es ist der allen gemeinsame vorplatz (vgl. auch bei Bosworth-Toller s. 324[a] *forþ-tege*, *-tige* 'atrium, vestibulum'), der dänischen *forte* (Lauridsen s. 127) vergleichbar. auch im althochdeutschen wird 'forum' mit *zich* übersetzt (Ahd. glossen II 501, 36). im niederdeutschen ist *tie* schon in älterer zeit (Mnd. wb. IV 541) die übliche bezeichnung

für den öffentlichen sammel- (RA 748) und beratungsplatz, mag er inmitten des dorfes oder — wo hier kein platz für ihn war — unmittelbar bei demselben liegen. wenn im schwedischen und dänischen *tá* daneben die öffentliche strafse überhaupt bedeutet, so begreift sich dies aus den nordischen verhältnissen vollkommen, da neben der erwähnten auch die siedelung in blofsen langen strafsenzügen altvolkstümlich ist.

Im schwedischen Östgötalag (Bygda B. I 4, Schlyter II 191) werden für die dorfgründung ausdrücklich zwei volkstümliche anlagen geschieden: *Nu dela þer sumi til fiæþerskiptu ok sumi vilia hava til raþuskiptis* 'nun wollen einige die vierteilung haben, andere das *raþu skipti*'. die erstere bezieht sich auf die concentrierte anlage, welche durch die vier nach altem nordischen gesetz zu jedem solchen dorfe führende wege zugleich in vier viertel aufgeteilt wird, *raþu skipti* (zu altn. *rǫð*, gen. *raðar* 'steine oder damm, welche einen langen weg bilden' Fritzner[2] III 148) auf die anlage in langer reihe. auch dieses verlorene wort und mit ihm die sache muss einst im westgermanischen vorhanden gewesen sein, wie die entsprechenden ortsnamen auf *-rad, -rath, -rade* erweisen (vgl. Clutzarada, Gewirada bei Förstemann II 1214 schon aus dem 8 jh.), die nachher so vielfach mit *-rode* zusammengefallen sind. besonders am Niederrhein muss die zeilenförmige anlage sehr verbreitet gewesen sein, hat sie doch die typische form der 'holländischen' colonistendörfer abgegeben.

Es fällt nicht schwer, auch den ersten nordischen typus unter den deutschen 'haufendörfern' zu verfolgen, nicht nur den länglich-viereckigen, der in England, Friesland, am Rhein vertreten ist, sondern auch den um einen mittleren platz angesammelten. ein interessantes beispiel bietet das hessische Maden (M. anl. 15), wo auf dem plane von 1735 etwa 15 höfe in weitem kreise, nur mit umgekehrten fronten, um den mittleren platz mit der kirche herumliegen; auch Natbergen bei Osnabrück (anl. 93) ua. mögen verglichen werden. aber diese form, so altertümlich sie erscheint, war die am wenigsten entwicklungsfähige. von vornherein auf eine bestimmte anzahl von höfen berechnet, konnte sie sich in der alten weise nicht vergröfsern. vermehrten sich die hausstellen, so muste für dieselben bald aufserhalb der eigentlichen anlage raum geschaffen werden, falls man sich nicht entschloss, in der nähe ein eigenes neues dorf zu gründen. diese art des fortwachsens lässt sich an den grundrissen zt. noch deutlich verfolgen. so versteht es sich, dass man bei neugründungen, vor allem bei stark vermehrter bevölkerung, die alten abgezirkelten formen überhaupt nicht mehr widerholte, sondern — und das mögen schon die ersten Germanen am Rhein getan haben — zu dem willkürlichen 'haufendorf' übergieng. so werden die regelmäfsigen dorfformen nicht aus den regellosen,

sondern eher die regellosen aus den regelrechten hervorgegangen sein.

Aber noch eine weitere frage harrt der erledigung. der slavische charakter der in den Elbegegenden und dem östlichen Deutschland so weit verbreiteten rundlinge gilt als zweifellos. und doch hat man solche meines wissen aus den altslavischen landen noch niemals abgebildet oder auch nur zu sichern vermocht. die stelle, die man immer anführt, ist diejenige aus vHaxthausens Studien über die innern zustände Russlands (1847) II 130. aber vHaxthausen hat solche anlagen dort nie gesehen, sich im gegenteil gewundert, dass er sie in Russland nirgends antraf. sein gewährsmann bleibt prof. Ssresniowski. letzterer, dem er sein befremden aussprach, hielt ihm entgegen : 'früher möge das unter den reinen Slaven in Russland ebenfalls sitte gewesen sein. dass noch jetzt in der regel das dorf nur aus einer strafse bestände, deute darauf hin (!), vielleicht sei diese in alten zeiten an einer seite geschlossen gewesen, wodurch dann das dorf die gestalt eines sacks gezeigt hat. in Kleinrussland gebe es noch würklich dergleichen lange säcke . . . aber es existieren auch noch würklich in abgelegenen gegenden, zb. in den gouvernements Nishnij-Nowgorod und Kasan solche in einem zirkel gebaute, ein dorf bildende gehöfte. sie seien meist von Roskolniks angelegt worden und lägen abgelegen, oft nicht einmal gekannt, in den wäldern. diese dörfer nenne man Skiti und ihre bewohner Skitari'. hieraus scheint mir doch soviel hervorzugehn, dass von einem altslavischen charakter dieser anlagen nicht die rede sein kann. die uns bekannten südslavischen und grofsrussischen dörfer haben ein ganz andres aussehen. wir werden uns wol daran gewöhnen müssen, dass diese wendischen dörfer nicht importiert, sondern in Deutschland entstanden sind. mit den zunächst verwanten nordischen anlagen berühren sie sich räumlich, sodass sie an den stellen, wo wir sie tatsächlich finden, auch den besten localen halt haben. die unterschiede sind sicher zu beachten, vor allem scheint dem 'slavischen' typus die geschlossenere, compactere form zu eignen und bei den rundlingen die sich daraus ergebende fächerförmige anlage. aber die von Lauridsen beigebrachten grundrisse (s. 144 und Mejborg Nordiske bøndergaarde s. 188, vgl. unten) lassen das verwante doch deutlich genug erkennen; selbst die compacte anlage ist für Dänemark bezeugt. der 'sack' ist auch in Vartofta vorhanden. die geschlossenen viereckigen anlagen auf Fehmarn, die früher auch durchaus als slavisch galten (vgl. aufser M. noch Gloy Beiträge zur siedelungskunde Nordalbingiens 1892), sucht Lauridsen s. 119f besonders mit rücksicht auf entsprechende seeländische anlagen und darauf, dass sie, ohne auszusetzen, direct in die rein dänischen gebiete hinübergreifen, gewis mit recht aus den speciell nordischen verhältnissen heraus zu begreifen. wenn

nun diese geschlossene rechteckige form nicht als eine slavische gelten kann, so wird auch diejenige der rundlinge, die in Deutschland überall mit jener hand in hand geht, a priori kaum als eine specifisch slavische anzusehen sein. weitere untersuchungen sind dringend erwünscht. zunächst wäre es wichtig, den ausgangspunct dieser formen zu erkennen. ihre gröste dichtigkeit haben sie im nördlichen Deutschland, im Lüneburgischen und in der Mark; doch sind sie auch in Böhmen verbreitet, in welcher gestalt, vermag ich nicht zu sagen, da mir ein entsprechendes kartenmaterial für Böhmen hier nicht zur verfügung steht. jedesfalls sind sie ein bodenständiger typus von hoher altertümlichkeit, mögen sie sich im übrigen erklären wie sie wollen. . .

Wie aber verhält es sich mit der eigentlichen agrarischen verfassung der von altersher in dörfern angesiedelten gemeinden? bei behutsamer betrachtung bereitet schon die definition der formen, um die es sich handelt, eine schwierigkeit. die agrarischen bilder, die uns entgegentreten, sind so mannigfache, dass man vor einer zu raschen verallgemeinerung sich wol zu hüten und zunächst nur an die constanten merkmale sich zu halten hat. das wichtigste bleibt erstens die gemenglage zahlreicher kleiner ackerteile innerhalb der dorfflur, von denen eine anzahl jetzt in der regel zu kleineren oder gröfseren, teils regelmäfsig, teils zufällig abgegrenzten gewannstücken zusammengefasst wird. hand in hand damit geht zweitens die zerstückelung des einzelbesitzes, der hufen, die aus mehreren oder vielen zerstreut liegenden teilen bestehn. beide merkmale lassen eine art auch sonst sich äufsernder feldgemeinschaft nicht verkennen.

Man zweifelt in der regel nicht, in diesen einrichtungen eine alte nationale erbschaft speciell der germanischen völker anzuerkennen. aber sie finden sich, mannigfach variiert, auch aufserhalb Deutschlands in keltischen und slavischen gegenden, sodass es sich auch um einen von den nationalen grenzen unabhängigen culturgeschichtlichen vorgang handeln könnte. bildet doch ganz Mitteleuropa ein zusammenhängendes culturgebiet, in dem auch andre sicher nicht ursprüngliche einrichtungen, wie die dreifelderwirtschaft, die weiteste verbreitung fanden. die nationalen formen zu reconstruieren, bereitet überall die grösten schwierigkeiten. so sind wir aufser stande, aus den gänzlich variierenden südslavischen und grofsrussischen typen einen gemeinsamen slavischen grundtypus herzustellen. dass der südslavische mit der hauscommunion zusammenhängende, den man gern für den ursprünglichen hält, jemals bei den Grofsrussen oder Kleinrussen geherscht habe, ist äufserst unwahrscheinlich. ebenso schwer lässt sich meiner ansicht nach eine keltische grundform sichern. wenn M. auch die kleineren blockförmigen parcellen des Niederrheins (vgl. I 518 usw.) mit den im übrigen

völlig divergierenden irischen zu combinieren sucht, so fehlt es anderseits doch auch dafür weder bei den Germanen noch bei den Slaven an hinreichenden parallelen. besonders die berührungen zwischen diesen 'keltischen' und germanischen formen werden so enge, dass sie schwer auseinanderzubringen sind. so vermag uns nur die auf einem möglichst vollständigen material beruhende historisch zurückschreitende einzelforschung weitere aufschlüsse zu verschaffen.

Kehren wir zu denjenigen gegenden zurück, von denen die ersten agrarischen untersuchungen ausgegangen sind, dem norden, so werden wir hier gleich vor eine interessante frage gestellt. leider ist gerade für diese gegenden M.s material nur ein geringes, sodass wir zunächst einmal die alten gesetze sprechen lassen wollen.

Diejenige flurordnung, welche etwa seit dem 13 jh. im norden als die regelmäfsige gilt, ist die von Olufsen beschriebene *'solskipt'* (Hanssen s. 44). aber sie gilt nicht als die allein gesetzliche und war nicht in allen gegenden gleich verbreitet. schon Lauridsen s. 164 hat darauf hingewiesen, dass sie in Ostdänemark schon vor dem 13 jh. durchgeführt war, während sie in Schweden wol erst mit der abfassung der provinzgesetze eingang fand, ohne ausschliefsliche gesetzmäfsigkeit zu erreichen, und in Südfinnland in der mitte des 14 jhs. als 'schwedische verteilung' bekannt wurde. neben der neu eingeführten bestand in Schweden immer noch die alte. wenn irgendwo, dürfen wir hier zuerst hoffen, einen einblick in die ältern agrarischen verhältnisse zu gewinnen.

Einige betrachtungen über diese schwierigen und noch unerledigten fragen mögen hier auf grund der altschwedischen gesetze zusammengefasst werden.

Die bezeichnungen für die ältere verfassung sind mannigfach. sie heifst allgemein 'die alte' oder 'die frühere verteilung' : *gamblæ skipt* Upl. l. (Schlyter III 215), Westg. l. (Schl. V 195) oder *forn skipt* ibid., 'das alte verfahren', *af forna fari* Östg. l. (II 191). ein danach eingerichtetes dorf ist ein 'fertiges und altes dorf', allitterierend *gör by ok gamall* Ö. (II 216), wol auch ein 'heidendorf', *högha byr ok heþan byr* ibid. und I 49. 189. die eigentlich technische bezeichnung aber verbleibt *hamarskipt* 'hammerverteilung' oder blofs auch *hamar : by ligger i hambri ok i forni skipt* Upl. Wiþerb. I usw. leider ist gerade dies wichtigste wort nicht völlig klar. Schlyter sah in *hamar* in anlehnung an schwedische dialektbezeichnungen einen steinplatz, da auf solchen die ältesten schwedischen dörfer angelegt sein sollen. aber das wort bezieht sich garnicht auf das als eine einheit gefasste gesamtdorf, sondern auf das verhältnis der einzelnen hofstellen zu einander, sodass diese erklärung unmöglich wird. der zusammenhang mit unserm 'hammer', dem alten zeichen der besitzergreifung, wird aufrecht zu erhalten sein, wenn auch die specielle symbolische anwendung desselben

durch den ausdruck allein nicht geklärt wird. der zusammenhang, in den M. den Thorshammer mit den losungsgebräuchen bringt, ist wenig überzeugend.

Den gegensatz zu dieser alten einteilung bildet die neue, die *ny skipt : farr nokor gamblæ skipt siþæn ny ær a komin* U., W. i (iii 215). es ist die *solskipt*, die verteilung nach der sonnenlage, welche für die reihenfolge der einzelnen besitzer mafsgebend wurde. sie gilt als die eigentliche *lagha læghi* Upl. (iii 217), die 'dispositio legitima', vgl. *til laghae læghis ok til rættræ solskipt* Upl. Wiþerb. ii 1 (iii 217), kann aber in Schweden noch nicht ohne weiteres, sondern nur mit einer in den einzelnen gegenden verschieden bemessenen unterstützung seitens der dorfgenossen durchgeführt werden.

Dass es bei der *fornskipt* noch kein festes eigentum gab, sondern, wie Lauridsen s. 164f annimmt, nur eine art nutzniefsungsrecht bei periodischer und wechselnder verteilung, glaube ich nicht. das feste erbe und alte besitztum (*fastae faeþerni ok aldae oþal* Upl.) der von Lauridsen angeführten stelle (Schlyter iii 247) steht nicht im gegensatz zur *fornskipt*, sondern bezeichnet den acker der *utæn liggær brut ok byæ mal*, der nicht zum eigentlichen flurþetriebe der mark gehört. für solche teile ist auch anderwärts 'jahreswechsel' vorhanden.

Das feste eigentumsrecht scheint mir schon dadurch erwiesen, dass im Östgöta lag Bygdab. i (ii 189) nur derjenige die neue gesetzmäfsige einteilung fordern darf, der das achtel eines sechstels (*siatungs attung*) oder im Upl. l. (iii 216) einen *fiærþung* besitzt. dass die *lagha læghi* dieser stellen die angenommene umfassende bedeutung hat, zeigt das *by byggja* des eingangs und die vergleichung der nächstverwanten provinzgesetze, besonders Uplandslagen, Wiþerbo i (Schlyter iii 215), wo im eingang von demselben gegensatz die rede ist. wäre zur zeit der gesetzesniederschriften in der tat erst eine so durchgreifende veränderung wie der übergang vom nutzniefsungsrecht zum festen besitztum vor sich gegangen, so würde sicherlich auch ein hinweis darauf vorliegen.

Die neuordnung bezieht sich auf das dorf und auf dieses in erster reihe, sodann auf die flur. sie braucht keine radicale zu sein, sondern kann von den dorfgenossen für jeden beliebigen teil einzeln beschlossen werden (Schlyter ii 189). ihr ausgesprochener zweck ist die gleichmachung oder gleichlegung (*iamnaþer, iamfæri*) der einzelnen teile, ausgleichung im tausche (ii 190), die eine andre arrondierung bezweckt.

Im dorfe zunächst galt es, ein übersichtliches, allen factoren gerecht werdendes arrangement zu treffen oder aufrecht zu erhalten. die nötigste bestimmung schien wol, dass jeder hof seinen freien zugang zur gasse oder dem dorfplatz erhalte, der also bei der alten art vielfach entweder nicht vorhanden oder mit der zeit

zugelegt worden war. weiter schien eine planvolle einteilung des dorfes in quartiere, in achtel oder viertel oder hälften nötig, welche einander äufserlich gleich gemacht, durch marken und wege getrennt wurden. in der flur waren die übelstände nicht geringer. die unbequemlichkeit der alten lagerung und gruppierung heben zwar die gesetze nicht ausdrücklich hervor, doch dürften sie den verhältnissen im dorf nichts nachgegeben haben. dagegen hören wir, dass eine neue bonitierung mit der umordnung verbunden war (II 96), sodass gute und schlechte ackerstücke gleichmäfsig verteilt wurden, sicherlich nach mafsgabe der alten besitzverhältnisse.

Das äufsere zeichen der neuordnung sind die festen grenzzeichen, welche 'niedergeschworen' werden mit der einstimmung aller bewohner. in der regel waren es 'stangenmale' *rámarkar* oder *ristir* 'einritzungen' auf ebensolchen stangen, wenn man nicht in die erde gegrabene grenzsteine (*rør, rá ok rør*) vorzog. die sichtbar festgelegten grenzen scheinen für die neue, das stangenmafs für die alte art charakteristisch zu sein, vgl. Södm. I, Bygn. 13 (IV 99) *läggi siþan til iamföris, aghi þa han wizorþ, ra will niþer sätiä ok ei þen stangfall will a leggiæ,* vgl. s. 98 *hawi þen wizorþ solskipt will hawa, wari all hamarskipt aflagð oc hawi engin wizorþ* und Upl. Wiþ. 17 (III 239) : *ær æi ra ok rör til ok æru gamblir garþær ok fornir byæ mællum, giffs ok þöm wizorþ.* so erst war die volle *lagha læghi,* die 'dispositio legitima' erreicht.

Mit der durch feste grenzen regulierten bequemern disposition und gerechtern bonitierung war noch ein andrer vorzug verknüpft. wenn ein dorf gegründet ist und es seine festen *rámarkar* hat, ligt es nach Östg. B. 28, 5 auch *til há ok hamnu,* dh. hat es diejenigen einrichtungen erhalten, nach denen die heeres- und flottenleistungen desselben bestimmt sind (vgl. Schlyter Juridiska afhandl. II 51 f). und dieser umstand begründet erst das allgemeine und öffentliche interesse, welches der staat an der ganzen einrichtung nahm. wol wurden in Schweden auch früher schon ebenso wie anderswo die einzelnen höfe zu diesen öffentlichen pflichten herangezogen, da aber die leistungen nicht mehr, wie es ursprünglich wol der fall war, nach der personen- oder familienanzahl, sondern nach der gröfse des besitztums bemessen wurden, muste allmählich eine gröfsere genauigkeit und übersichtlichkeit des besitzes im sinne der gerechtigkeit zum öffentlichen bedürfnisse werden. an solche erwägungen und nicht an den sicherlich nur secundären einteilungsmodus nach der sonnenlage haben wir uns zu halten, wenn wir den eigentlichen grund und zweck der neuordnung begreifen wollen. von Dänemark aus hat sie sich über den ganzen norden verbreitet, aber auch hier wird das princip nicht erfunden, sondern von dem deutschen süden her übernommen sein.

Wie diese allgemeinen umrisse von der 'alten art', welche

die gesetze ergeben, im einzelnen auszufüllen sind, kann nur die erfahrung lehren. Schweden, wo die *solskipt* nicht so früh und vollständig durchgeführt wurde wie in Dänemark, und die von ihm aus cultivierten länder könnten dafür ein wertvolles material liefern. vielleicht dürfen wir sogar in einem von vMöller veröffentlichten und von M. in der anlage taf. 144 widerholten grundriss v. jahre 1645 ein interessantes muster derselben anerkennen. es ist das wegen seiner offenbar sehr altertümlichen dorfanlage oben s. 230 bereits erwähnte Vartofta in Westergötland. hier ist nur an einer stelle eine regelmäfsigere anordnung der äcker nach der art eines gewannes, an dem die meisten höfe mit einem oder mehreren streifen beteiligt sind, erkennbar. im übrigen herscht volle willkür, vor allem in der nähe des dorfes, wo man doch die älteste und gesetzmäfsigste verteilung erwarten sollte. die ackerstücke sind aus dem wiesenlande herausgebrochen, wie es einem jeden passte, am liebsten in zusammenhang mit der hofstelle. von einer einteilung in gewanne und regelmäfsige ackerstreifen ist hier keine rede. hier ist keine *lagha læghi* und keinerlei *solskipt*. ein grofser teil war 1645 noch unangebaut. es wäre interessant festzustellen, wie heute nach 250 jahren dieselbe flur aussieht.

M. hat zur erklärung dieser und anderer unregelmäfsiger fluranlagen eine besondre theorie. er meint, dass sie alle herschaftsgüter gewesen seien, bei denen ein einzelner wille den 'hintersassen' ihren anteil in willkürlicher weise und ohne rücksicht auf die sonst herschenden gebräuche habe anweisen können. aber sollte nicht gerade für einen solchen herrenwillen die übersichtlichste und zweckmäfsigste disposition auch die nächstliegende gewesen sein? wie konnte er freiwillig seine flur in einer solchen weise ruinieren, wie es in Vartofta der fall ist? solche formen kann nur die zeit und die fast schrankenlose selbstdisposition geschaffen haben. überdies ist es wenig wahrscheinlich, dass Vartofta jemals ein einzelhof mit herren und 'hintersassen' gewesen. die dorfanlage ist die typische der genossenschaftsdörfer. auch der name *-topt* (hochd. *zunft*) zeigt rücksicht auf ein gegenseitigkeitsverhältnis. der ort ist sehr alt. *Vartoptær* wird schon im Westgötalag (Schlyter I 194) erwähnt als eines der acht Upsala öþer, welche immer der landeskönig hatte (*þem atti ee þen sami konunger ær ræþ landum*). später wurde es klostergut und schliefslich sitz des königlichen amtmannes. seine älteste bedeutung aber muss es als hardenmittelpunct und -vorort gehabt haben, da die ganze harde nach ihm benannt wurde. die dominierende stellung der hauptbesitzer hat offenbar die alten einrichtungen conservieren und schützen helfen. so mag es denn dazu angetan sein, unsre allgemeinen vorstellungen von den zuständen jener ältern zeit und einrichtungen klären zu helfen.

Das dorf zunächst hat seiner anlage nach nicht das aussehen

eines herren-, sondern eines genossenschaftsdorfes von fast hufeisenförmiger gestalt mit einem einzigen breiten zugang. die haupthöfe waren, solange die überlieferte einteilung bestand, wol immer der klosterhof a und der abtshof b, die vermutlich an die stelle des frühern amts- resp. herradhofes getreten sind. es sind die ersten auf dem rechten flügel, wenn man aus dem dorfe hinausschaut. sie haben keinerlei beherschende lage, sondern liegen mit den übrigen in derselben reihe und müssen hier auch immer schon ihren platz gehabt haben, da ihre äcker sich unmittelbar an die höfe anschliefsen.

In der flur herscht nirgends, auch in dem einen regelmäfsigen stücke nicht, die sonnenordnung, obwol die form des dorfes sie sehr begünstigt hätte. der hauptcomplex der um das dorf herumliegenden stücke räumt nur darin den beiden erwähnten höfen eine bevorzugte stellung ein, dass sie, wenn auch in unregelmäfsigen formen, den grösten und geschlossensten besitz haben, in dem die höhere dignatio der besitzer hervortritt. im übrigen herscht ein wirres gemenge der in den willkürlichsten umrissen ausgeschnittenen teile. angesichts solcher formen begreift man erst, welche notwendigkeit eine zweckmäfsige arrondierung werden muste. von einer gleichheit der besitzanteile ist keine rede. ein jeder hat offenbar das, was zu bewirtschaften er sich zutrauen mochte. ebenso fehlt jede systematische einteilung in gewanne. kurz, das ganze macht noch den eindruck von prähistorischer ursprünglichkeit. da es keine *solskipt* ist, wie sie etwa Thorsjö in aller form durchgeführt hat, ligt es nahe, in ihr noch die 'alte art', die *hamarskipt* zu suchen.

Wie weit sonst noch ältere grundrisse vorhanden sind, welche demjenigen von Vartofta sich an die seite stellen, bedarf dringend der untersuchung. als eine übergangsform mag diejenige von Otterstorpaby in Westergötland (M. anl. 142) vom jahre 1645 betrachtet werden, wo in der flur gleichfalls die sonnenordnung fehlt. auch hier ist noch viel freies land übrig. die gewanne sind erst im entstehn begriffen ('die gewanne einzeln zu sondern, bleibt untunlich' M. III 523). die unregelmäfsige streifenform wigt durchaus in den zwanglos zusammengruppierten complexen vor, aber an einzelnen stellen, in der nähe des dorfes wie draufsen in der flur, finden wir wider denen von Vartofta vergleichbare willkürliche formen. der 'herrenhof' a ist hier noch mehr als in Vartofta in die gemenglage hineingezogen. auch diese flur würde zur zeit der gesetze zweifellos zur alten art gerechnet worden sein.

Wie weit die einrichtungen der Finnen, die wesentlich unter skandinavischem einflusse zum ackerbau übergiengen, die ältesten nordischen zustände widerspiegeln, lässt sich nach M.s material nicht überblicken. nur dass eine grofse regellosigkeit und grofsenteils noch das occupationsrecht vorwaltet, scheint unverkennbar.

aber was vMiddendorf bei M. II 191 über das verfahren im nördlichen Russland berichtet, hat etwas so typisches, dass man es auch für ähnliche nordische verhältnisse beherzigen mag: 'die ankömmlinge fangen zuerst am gelegenen orte gemeinschaftliches leben an. es entstehen gemeinfelder, deren teilung in lose das natürlichste ist. bald aber wird es den leuten zu enge. dieser oder jener begibt sich in die waldwildnis hinein, sucht sich eine blöfse usw., begrenzt sie durch bezeichnen der bäume und anhauen des jungholzes. solche waldmutungen sind anerkanntes gewohnheitsrecht .. die kennzeichen der besitznahme werden heilig gehalten .. andres recht entsteht, wenn die gesamtgemeinde in derselben weise neufelder schafft usw.'

Von hier aus fällt vielleicht auch auf die *hamarskipt* ein neues licht. der hammer war den Germanen das heilige symbol der besitzergreifung. hammer und axt sind in den ältesten zeiten und den primitiven culturen noch identisch. die hammer- oder axtmarken bleiben die äufsern heiligen zeichen der besitzergreifung, vgl. Grimm RA. 542 und Denman WRoss Early history of landholding s. 150 (*legitimis securarum adnotationibus habeo circumdatam* etc.). 'den hammer usgeben' heifst in den schweizerischen öffnungen 'die erlaubnis zum holzfällen geben', weil an die zu fällenden bäume mit dem hammer (beile) ein zeichen eingeschlagen wurde (Schweiz. idiotikon II 85); die schwedischen *rámarkar* 'stangenmarken' oder *rístir* werden damit in zusammenhang stehn. so mochte die alte verteilung, soweit sie nicht von gemeindewegen streng reguliert, sondern mehr nach dem freien willen der einzelnen sich herausgebildet hatte, mit ihren von dem besitzergreifer festgestellten bequemen oder willkürlichen grenzen wol als *hamarskipt* bezeichnet werden.

Sollen wir die aus den nordischen verhältnissen entnommenen gedanken zugleich auf Deutschland anwenden, so ergeben sich etwa die folgenden bemerkungen:

1) Eine planvolle fluranlage bestand ursprünglich wol nur an einzelnen besonders ausgenutzten stellen der mark. im übrigen war der willkür, so lange noch platz erübrigte, ein weiter spielraum gelassen.

2) Die gemenglage der äcker ist, soweit wir blicken können, alt und ursprünglich. aber sie hat einen wechselnden charakter und ist in verschiedener weise entstanden. die streifenförmige gruppierung ist zweifellos sehr alt. da sie bei allen germanischen stämmen die vorbildliche und schliefslich fast die allgemeine geworden ist, muss sie notwendig in eine sehr frühe zeit zurückreichen. aber diese regelmäfsige gemenglage, die an bestimmten stellen von der gemeinde geschaffen wurde, war nicht die einzige und schliefslich nicht einmal die überwiegende. daneben gab es eine andre in freiern und willkürlichen formen, wobei die einzelnen bebauten stücke in der flur



nicht einmal aneinander grenzten. hier konnte, so lange keine notlage vorhanden war, ein jeder nach seiner dignatio, nach seiner wirtschaftlichen kraft unter einwilligung der gemeindegenossen, seinem vorteil und bedürfnis nachgehn. in Vartoptir haben die vornehmsten höfe ihren überwiegenden besitz aufserhalb der gemenglage, während er in Otterstorpaby ganz in die gemenglage hineingezogen ist. hier hing wol alles an den localen verhältnissen und traditionen. aus diesem allmählichen anwachsen muste im laufe der zeit notwendig eine würkliche und drohende gemenglage entstehen. es nahte unausbleiblich der augenblick, wo alles land vergeben und in besitz genommen war. nun grenzten alle stücke aneinander und lagen im wirresten gemenge. jetzt galt es einzuschreiten und zu arrondieren. um eine bewirtschaftung überhaupt aufrecht erhalten zu können, musten die zunächst zusammengrenzenden teile in eine art disposition, dh. in gleiche richtung und lage gebracht werden. dies war aller wahrscheinlichkeit nach ein hauptgrund für den nordischen übergang von der hamar- zur solskipt.

3) Hierzu stimmt es, dass eine planvolle gewannanlage gerade in den altertümlichsten flurplänen am wenigsten hervortritt. schon M. hat widerholt treffend hervorgehoben, dass in Deutschland nicht die regelmäfsigen einteilungen, auf welche die beschreibungen Olufsens und unsrer lehrbücher passen, sondern die unregelmäfsigen die ältern sind (vgl. zb. über Heiteren im Elsass anl. 44 und I 427). von den letzteren vornehmlich wird auszugehn sein, wenn man in die geschichte des flurwesens eindringen will. es fällt nicht schwer, aus M.s material sprechende beispiele dafür anzuführen. M. hat freilich für sie wider seine besondre erklärung, indem er die regellosen und von den üblichen am meisten abweichenden anordnungen auf den frei schaltenden willen eines durch nichts gebundenen gutsherrn zurückführt. als ob ein einzelner wille nicht am ehesten darauf ausgienge, eine gewisse vernunft durchzuführen und das unvernünftige meist erst durch das widerstreitende und willkürliche vorgehn der einzelnen entstünde! so mag man aus Deutschland etwa die flur von Filsum in Friesland (anl. 88) vergleichen, einer schon im 9/10 jh. bezeugten ortschaft, wo nach M.s eigenen worten 'von einer eigentlichen gewanneinteilung nicht gesprochen werden' kann (II 41), von Hasenweiler bei Ravensburg (anl. 57), seit 773 bezeugt, das nach M. 'eine lediglich grundherliche flureinteilung' hat, von dem seit 806 bezeugten Haindlfing bei Freising (anl. 55, 'die gutsherliche verleihung des landes bedarf keines beweises' III 192) usf., von orten wie dem gleichfalls altbezeugten Reichenbach im Odenwald (anl. 60) uaa. gar nicht zu reden.

Eine anzahl regelmäfsiger, oder sagen wir lieber auf einem complex zusammenliegender ackerstücke wird es ja immer gegeben

haben, vor allem wo noch der gesamtheit die sorge für alle ihre mitglieder zustand. die dänischen gesetze sprechen in diesem sinne von drei, zwei oder auch nur einem *vang*, den die gemeinde besafs. aber *vang* ist ebenso wie 'feld' ursprünglich nicht 'gewann', sondern 'flur', wie es denn überhaupt für 'gewann' kein gemeingermanisches wort gibt.

4) Auch die herkömmliche ansicht von der entstehung der gewanne und dem fortschreitenden ausbau der flur wird danach nicht aufrecht zu erhalten sein. wenn sich ein bedürfnis dazu herausstellte, soll immer ein neuer teil der flur (ein neues gewann) in anbau genommen und jeder genosse seinen entsprechenden anteil daran erhalten haben. wol sind die spuren einer regelmäfsigen reihenfolge schon aus älterer zeit für England nachweisbar und sie werden weiter zu verfolgen sein, aber gerade bei den altertümlichsten anlagen stehn die in gleicher richtung ziehenden streifen der einzelnen 'gewanne' in Deutschland wie in England in gar keinem verhältnis zu den dorfstellen: die anzahl der streifen ist meist eine weit geringere, öfter auch eine gröfsere, und in jedem stück eine andere. es erscheint wie der reine zufall, wer gerade an jedem stück einen anteil erhielt. dies kann nicht die öffentliche fürsorge, sondern nur die rücksicht auf erworbene anrechte und die zufällige constellation bewürkt haben. nur im willkürlichen einzelausbau der flur können so verschobene und verwickelte figuren, die von vornherein eine ungleiche und partielle beteiligung bedingten, kann eine solche masse bald gröfserer, bald kleinerer ackerbündel oder gewanne entstanden sein. eine vorhandene notlage, nicht die überlegung hat diese anordnung geschaffen. so mag es allgemeine gründe für sich haben, dass einst bei der ersten niederlassung jeder ansiedler von jedem stücke einen und nur einen abschnitt erhielt, aber unsre überlieferung ist weit davon entfernt, es zu bestätigen.

5) Was so im freien wachstum sich ergeben hatte, bedurfte, um lebensfähig zu bleiben, immer dringender einer regulierung. diese suchten die nordischen gesetze des 13/14 jhs. herzustellen, um mit der 'alten art' gründlich aufzuräumen. in Deutschland, wo diese dinge in den quellen leider nicht ans licht treten, wird das bedürfnis nicht minder fühlbar gewesen sein. was durch arrondierung und umtausch gebessert werden konnte, wird auch hier nicht verabsäumt sein. im übrigen traten die flurordnungen unterstützend hinzu, wenn auch daran festzuhalten ist, dass keine flurordnung diese verwickelten felder geschaffen, wol aber diese verwickelten felder notwendig eine flurordnung hervorrufen musten.

Durch solche erwägungen wird unser vertrauen auf das alter und die ursprünglichkeit unsrer agrarischen überlieferung zweifellos etwas erschüttert. die schrift, die während langer jahrhunderte dem boden eingezeichnet wurde, ist auch oft verändert, ja ausgelöscht und durch eine neue ersetzt worden. nur ein zu-

gleich historisch geschulter und vorsichtig vergleichender sinn kann hier den weg zu den ältern verhältnissen zurückfinden. der localforschung und schliefslich der zusammenfassenden betrachtung bleibt noch ein grofses arbeitsfeld übrig.

Manche fragen werden neu auftauchen oder anders zu behandeln sein. dahin gehört die unterscheidung der 'slavischen' und 'germanischen' flureinteilung. eine nationale slavische grundform zu finden, sind wir einstweilen aufser stande. in den alten ursitzen, in Kleinrussland scheint die siedelung in einzelhöfen zu herschen (II 265 ff). die einrichtung des grofsrussischen 'mir' hält M. wol mit recht für etwas spät entwickeltes, aber was ihm vorauslag, vermögen wir nicht zu erkennen, die südslavische hauscommunion war es schwerlich. zu den slavischen merkmalen rechnet M. in Deutschland die grofse zersplitterung der einzelnen stücke, die er am besten wider aus der unbeschränkten väterlichen gewalt eines zupans oder geschlechtshäuptlings meint erklären zu können. aber wir wissen, dass dieselbe auch unter den Germanen hinreichend verbreitet ist. überdies steht die fluranlage fast aller 'slavischen' dörfer in Deutschland dem weit verbreiteten deutschen typus viel näher, als dem von M. für die Südslaven mitgeteilten muster: sie lässt die engste anlehnung an die altertümlichen und verwickelten deutschen grundrisse nicht verkennen. so wigt in Barum (anl. 14), kreis Lüneburg, in dem plan von 1824 der streifenförmige charakter der in vollster unregelmäfsigkeit bündelartig herumliegenden stücke vor, aber 'die grenzen der gewanne sind unsicher' (III 40). sie werden ebenso wenig wie in Haindlfing in Baiern uaa. vorhanden gewesen sein. slavische orte wie Domnowitz in Schlesien (anl. 107) treten den verwildertsten deutschen typen ebenbürtig zur seite. die würklichen slavischen merkmale werden noch einer gründlichen abwägung bedürfen.

Doch können diese probleme hier nur angedeutet werden. die ältesten agrarischen zustände der Germanen sind hier ohnedies nicht zu verfolgen. aber zwischen unsern flurplänen und den deutschen 'weidewirtschaften', welche M. noch bis in die zeiten Caesars zurückschiebt, liegen, wenn es eine solche stufe überhaupt je gegeben hat, unübersehbare zeiträume. dass unsre vorfahren den ackerbau sehr lange nicht mit passion getrieben haben, das können die flurpläne allerdings den alten schriftstellern bestätigen. aber vielleicht stand eine ältere periode, diejenige der 'hochäcker', sogar noch auf einer höhern stufe als die folgende 'römische' zeit. noch im mittelalter erkannte man an den unvergänglichen spuren, dass der ackerbau gegen einst zurückgegangen sein müsse. Saxo Grammaticus VIII s. 419 (Müller-Velschow) meldet auf grund derselben aus der kimbrischen halbinsel von einer zeit, *ubi olim cultores terram altius versantes vastas dissipavere glebas,* während das jetzige geschlecht *brevibus agellis contentus agrestem operam*

citra veteris culturae vestigia cohibet. er schreibt sie einem frühern volke, den ausgewanderten Langobarden zu. Helmold I 12 kannte sie gleichfalls : *adhuc restant antiquae illius habitationis pleraque indicia, praecipue in silva .., cuius vasta solitudo et vix penetrabilis inter maxima silvarum robora sulcos pretendit, quibus iugera quondam fuerant dispertita.* er weist sie, ebenso wie die damit verbundenen wallburgen (*urbium quoque seu civitatum formam structura vallorum praetendit*) vielmehr den vorslavischen Sachsen zu. zur zeit des Tacitus würde man sie vielleicht 'kimbrisch' genannt haben, vgl. Germania 37 : *veterisque famae lata vestigia manent, utraque ripa castra ac spatia, quorum ambitu nunc quoque metiaris molem manusque gentis et tam magni exitus fidem.* es gab schon damals in Deutschland 'prähistorische' zeiten.

Das werk Mejborgs, dessen ersten, die provinz Schleswig umfassenden band wir hier begrüfsen, will eine populäre, historisch gehaltene darstellung des bäuerlichen lebens in Dänemark während der letztvergangenen jahrhunderte geben. der anbau und die natur des landes, haus und hof, die erwerbszweige, ackerbau, viehzucht und schiffahrt werden eingehend behandelt. obwol der vf. ein reiches archivalisches material bewältigt hat, das er s. 7 ff der einleitung verzeichnet, lässt er die technische und wissenschaftliche seite im ganzen zurücktreten und hält sich mehr an das culturgeschichtlich und künstlerisch oder menschlich interessante. seine schilderungen nehmen einen höheren schwung, wenn er die weiten fruchtbaren ebenen und marschen mit ihren reichen dörfern und höfen, die unwirtlichen friesischen strandküsten und inseln, die poesie der heide oder das tiefe schweigen der wälder stimmungsvoll uns nahe bringt. aber er weifs auch die grofsen wirtschaftlichen katastrophen, die historischen und naturereignisse, die das land betroffen, das tägliche leben der menschen und ihre existenzbedingungen würkungsvoll zu schildern. die mit feinstem geschmack und künstlerischem sinn ausgeführten illustrationen (es sind an 300) vollenden den stimmungsvollen und den künstlerischen charakter des buches, zu dem man immer mit neuer freude zurückkehrt.

Da es für weitere volkskreise und nicht eigentlich für fachleute geschrieben ist, werden diejenigen, welche sich ihm vom reinen standpunct der forschung nähern, gerade weil der vf. so vieles berührt, mancherlei vermissen. die siedelungs- und agrarischen verhältnisse sähen wir gerne eingehnder behandelt. doch vgl. s. 93 über das jährliche vermessen der heidedörfer. auch summarische flurpläne helfen wenig, wenn sie nicht in einigen typischen vertretern' aus vergangenheit und gegenwart bis ins einzelne hinein erläutert und verdeutlicht werden. dann werden auch die betrachtungen, welche einst Olufsen, neuerdings Seebohm, Meitzen, Lauridsen anstellten, zu weiteren historischen re-

sultaten führen. vielleicht gönnt der vf. im fortgang seiner arbeiten ihnen noch einen gröfseren raum.

Die volkstümliche bauart der höfe und häuser wird in jedem abschnitt durch zahlreiche malerische ansichten und grundrisse verdeutlicht. auch über die dörfer hören wir manches interessante. die oben besprochenen Fehmarer dörfer mit ihrem grofsen mittelplatz und der dingstätte treten uns s. 9 sehr hübsch entgegen. über die anlage der alten mittelschleswigschen dörfer bemerkt er s. 102 (Haupt) : 'nachdem die gemeinschaft aufgehoben ist und eine menge stellen ausgebaut worden sind, hat sich das aussehen fast aller (dänischen) dörfer stark geändert. wer die alten dorfpläne sucht, ist zunächst auf die matrikelkarten des vorigen jhs. angewiesen. — man ersieht, dass nicht wenige dörfer aus zwei hauptteilen bestanden haben : der dicht zusammengebauten mitte und einem mehr oder weniger geschlossenen äufsern kreise, in dem oft kirche und pfarrhaus liegen. in Dreiö (südlich von Fünen), wo die verhältnisse ungewöhnlich altväterisch sind, sind die häuser in der mitte des dorfes so zusammengebaut, dass alle leute in demselben viertel so zu sagen unter einem dache wohnen', — ein interessantes zeugnis für die altertümlichkeit der compacteren anlage. der s. 103 abgebildete grundriss kommt dem idealbilde, welches man sich nach den alten gesetzen zu machen geneigt ist, so nahe, dass seine existenz von der höchsten bedeutung sein müste. aber es scheint doch einige vorsicht geboten. der herr verfasser hatte selber die güte, durch vermittlung von herrn prof. Haupt das folgende tatsächliche mitzuteilen : 'das dorf existiert noch heute auf Dreiö und ist, soviel ich weifs, das einzige dieser art, das noch so gut wie unverändert seine alte form bewahrt hat. seine umlegungskarte (vom schluss des vorigen jhs.) befindet sich auf einem herrenhof des südlichen Fünens. die originalkarte ist so behandelt, dass der geometer zunächst den zustand zeichnete, den er vorfand, das dorf und die flur mit den bedeutenden veränderungen, welche sie im lauf der jahrhunderte erfahren hatten. darauf hat er a u f d e r s e l b e n k a r t e eine neue gezeichnet, welche den zustand darstellte, wie er gesetzmäfsig sein sollte. dazu hat er eine ausführliche beschreibung über den alten und den neuen zustand gefügt. die alte doppelkarte ist an ort und stelle geblieben, gleichzeitig zeichnete er eine neue, welche nur den neuen zustand enthielt, die nach Kopenhagen kam'. M. fügt hinzu : 'die alten originalkarten sind über das ganze land zerstreut, sodass man schwer einen überblick erhält'. es wäre ein äufserst verdienstliches werk, wenn es ihm gelänge, sein vorhaben einer gesamtedition dieser karten auszuführen. nicht nur seine landsleute, sondern auch ein weiter kreis derer, die an der nun hoffentlich in lebhafteren fluss kommenden forschung anteil nehmen, würde dafür dankbar sein.

Ein besonderes eingehen ist in dem werke dem volkstüm-

lichen bauernhause gewidmet, die erste grofse förderung, welche der gegenstand seit den werken von Lütgens und von Reventlow-Warnstedt (beide von 1847) wider erfahren. möge es mir gestattet sein, im anschluss an meine frühern darstellungen einige puncte zu erläutern.

In der provinz Schleswig und teilweise in Holstein liegen die verhältnisse deshalb complicierter, weil hier verschiedene, durch übergangsformen verbundene typen zusammentreffen, deren aussonderung schwierig, deren nationale zugehörigkeit und vorgeschichte nicht ohne weiteres zu bestimmen ist. die unterscheidenden merkmale habe ich in meinem buch möglichst zu beachten gesucht, das uns jetzt vorliegende reichere material lässt uns bereits mit gröfserer sicherheit urteilen.

Dass das sächsische haus in Holstein schon lange heimisch ist, bestätigen die altertümlichen verhältnisse von Fehmarn, wo es ausschliefslich herscht, ob schon von den eingewanderten Wenden übernommen oder durch sie eingeführt, müssen wir dahingestellt sein lassen. in seinen einfachern vertretern knüpft es an denjenigen südöstlichen typus an, bei dem die mäfsig breite diele das ganze haus zerteilt, während die gröfsern höfe am hintern ende eine art saal absondern, die gewöhnliche stube aber — im anschluss wider an das östliche stilgebiet — unmittelbar neben das einfahrtstor verlegen. bemerkt mag auch der an die stelle der sächsischen pferdeköpfe tretende giebelpfahl werden, der für Nordschleswig typisch ist, während er im süden erst in den hamburgischen vierlanden sich widerzufinden scheint (Zeitschr. f. ethnologie 1890 s. 562 ff). in Schleswig nennt man ihn *husbrand* entsprechend dem alten dänischen *brand* (Kalkar Ordbog I 264) und dem altnord. *brandr*, womit aber wol nie, wie Fritzner[2] I 178 annimmt, vor den türen errichtete säulen, sondern, wie Grettissaga 90, über den vortüren oder hausgiebeln als wahrzeichen errichtete stäbe bezeichnet werden. ob man das wort mit Gudmundsson Privatboligen s. 156 f als 'holzscheit' fassen, oder, da *brand* als 'schwert' wol schon eine gemeingermanische bezeichnung war, für die hypothese des ministers vMiquel (Zs. f. ethn. 1893 s. 153) verwerten will, mag anheimgestellt werden.

Historisch bemerkenswert ist es, dass sich das sächsische haus am nordrande des stilgebiets am reinsten erhalten zu haben scheint, besonders in den zwillingshäusern der ebene von Husum und Ostenfeld (fig. 25. 26) mit ihrem freistehnden herd am hintern dielenende und der säule, dem sog. kreuzbaum daneben, den beiden 'sitten' nebst den schlafverschlägen zur seite, welche die wohnzimmer ersetzen müssen. aber auch an der ostküste, wie bei fig. 27 aus Lille-Danevirke kehrt dieselbe, nur durch einen schmalen stubenanbau vergröfserte grundform wider. aus ihr sind offenbar die erweiterten anlagen wie das öfter behandelte Peter Heldtsche haus (fig. 31) entstanden. Jahns 'unverfälscht

friesischer typus' (Zs. f. ethn. 23, 646) erweist sich so bereits als ein fortgebildeter, aber in seiner grundlage rein sächsischer typus.

Fremdartig sind in Holstein nur die grofsen heuberge, besonders des Eiderstädter landes. sie lassen sich längst nicht in der einfachen weise wie etwa das Heldtsche haus aus dem sächsischen typus herleiten. auch an altertümlicheren grundformen, welche eine vermittlung abgeben könnten, fehlt es hier durchaus. vielmehr steht der zusammengesetzte charakter der anlage überall in derselben weise fest. im gegensatz zu den benachbarten sächsischen häusern ist hier die trennung der wohn- und wirtschaftsräume eine strenge, ja grundsätzliche und keine überkommenen exemplare lassen sie geringer erscheinen. die vorgeschichte dieses typus ist klärlich nicht hier, sondern wo seine wiege stand, dh. im eigentlichen Friesland, zu suchen. dass sie von westen her nach Eiderstadt importiert seien, hatte ich bereits Haustypen s. 5f entwickelt. M. ist derselben ansicht, nur geht er vielleicht zu weit mit der annahme, dass sie erst im 17 und 18 jh. übernommen seien : aus den schriftlichen quellen gehe hervor, dass die bauten des 16 jhs. noch mit den häusern des übrigen 'schleswigschen Friesland' übereingestimmt hätten (s. 50). wenn es dafür beweisende stellen gibt, müssen sie durchaus angeführt werden. die 'prägtige grundmurede bondergarde', von denen Peter und Jacob Saxe um 1610 berichten, könnten recht gut schon die heuberge sein.

Die eigentliche typologische schwierigkeit beginnt, sobald wir Schleswig betreten. ich hatte daselbst zunächst zwei typen unterschieden, einen südlichen und einen nördlichen mischstil. dr Uhle in seinem ersten artikel (Zs. f. ethn. 22, 70f) meinte diese auffassung dahin umkehren zu sollen, dass er dasjenige, was mir als mischform erschien, vielmehr zum ursprünglichen erhob und zur grundlage des gesamten von mir als 'friesisch' bezeichneten stiles machte. da er aber inzwischen selber davon zurückgekommen, ist ein weiteres eingehen nicht nötig.

Zunächst steht fest, dass im norden der Schley etwas neues beginnt, wenn es auch durch mancherlei übergangsformen an die südliche gruppe geknüpft ist. die letztern lassen sich aber nur dem princip nach, nicht auch räumlich so in zwei gruppen auseinanderlegen, wie ich es s. 51ff getan. am besten wird man künftig hier nur von e i n e m übergangsgebiete zwischen dem sächsischen und dem dänischen stile reden. auch das Föhringer haus — oder besser das haus der nordfries. inseln —, das Uhle zu sehr in den vordergrund rückte, gehört hierher. sächsischer einfluss ist in verschiedenen grundrissen s. 92f nicht zu verkennen, aber die annahme, die Erhardt in vSybels histor. zs. 51, 501 in der recension meines buches ausspricht, dass es sich hier 'unzweifelhaft' nur um eine nebenform des sächsischen hauses handle, ist unhaltbar. der wirtschaftsraum, auf den allein die

ähnlichkeit sich erstreckt, bleibt von dem selbständigen wohnteil fast immer durch die tenne oder diele getrennt, und je mehr die typen sich vereinfachen, desto vollständiger schwindet der sächsische einfluss, und die zurückbleibenden grundformen lassen sich gar nicht mehr mit dem sächsischen, sondern nur noch mit dem dänischen hause vergleichen. so verliert auch die keineswegs constante Föhringer spielart, deren locale vorgeschichte wir nunmehr überblicken, die anwartschaft, welche Uhle ihr zuweist, zur grundlage des gesamten friesischen stils gemacht zu werden. nicht minder aber schwindet die berechtigung, das Ostenfelder haus, welches dr Jahn behandelt, mit dem Föhringer zu einem gesamttypus zusammenzufassen : beide sind ihrer herkunft nach völlig verschieden. dagegen war Uhle in seiner zweiten abhandlung mit seiner stärkern betonung des dänischen elements im recht, nur schoss er weit übers ziel hinaus, wenn er aao. 23, 513 f diese locale spielart des dänischen hauses als ein mustergiltiges vorbild von hier bis zum westlichsten Friesland dringen lässt. so weit wir die 'friesischen' einflüsse zu controlieren vermögen, sind sie nicht von osten nach westen, sondern von westen nach osten gegangen. wer den historischen zusammenhang der primitivsten häuser aus Mittelschleswig erkennen will, den werden fig. 158—160 ausreichend belehren : fig. 160 aus der ebene zwischen Husum und Tondern gleicht noch völlig den jütischen häusern aus Mörs (Deutsches haus s. 57 f), während 159 und 158 die beginnende umgestaltung zeigen.

Dieselben einfachen anlagen mit dem geräumigen framgulf und der dahinter gelegenen stube sollen einst auch im osten Schleswigs, speciell auf Alsen geherscht haben, und einige altertümliche häuser (fig. 205. 207) lassen diesen primitiven kern wol noch erkennen. auch in Sundewitt und Angeln wird sich der sächsische einfluss, den M. s. 146 anerkannte, nur auf die wirtschaftsanlage erstrecken, aber auch hier, wie im westen und im mittellande erst jüngern datums sein. selbst zur partiellen herschaft vermochte er nicht zu gelangen. das älteste angeführte exemplar (fig. 186 um 1700) ist völlig davon frei, und der wohnraum zeigt überall seinen selbständigen, unsächsischen charakter.

So kommen wir denn zu dem resultate, dass es sich hier auf der halbinsel, abgesehen von den später importierten heubergen, um den ausgleich der beiden alten volkstümlichen bauarten handelt : der sächsischen, die von süden, der dänischen, die von norden herangedrungen war, während sich sichre spuren einer alten einheimischen friesischen bauweise nicht nachweisen lassen. aber auch jene beiden werden sich hier erst im laufe der zeit festgesetzt haben. über den ältesten baustil dieser gegenden und die stellung desselben zum suebischen könnte nur eine durchforschung des englischen materials licht verbreiten. . . .

Dass das schöne Mejborgsche werk, das so verschiedentlich

in die deutsche altertumsforschung einmündet, durch die feinfühlige übertragung von prof. Richard Haupt und durch ein von ihm hinzugefügtes eingehendes inhaltsverzeichnis den deutschen lesern doppelt willkommen sein wird, heb ich zum schluss dankbar hervor.

Von fluren und höfen, von häusern und dörfern war die rede, es fehlt zur vollständigkeit noch das letzte, — die stadt. über den ursprung der städte gibt es eine grofse rechtliche und historische litteratur, über ihre äufsre form und entstehung legt dr Fritz in seinem programm die ersten eingehenden betrachtungen vor. der zusammenhang zwischen dorf und stadt, in zahlreichen fällen die entstehung der letztern aus einem oder mehreren dörfern resp. kleinern anlagen geht aus den grundrissen überzeugend hervor. die wirren formen der 'haufendörfer' kehren in den alten städten des Rheins und Oberdeutschlands wider. daneben aber steht in Norddeutschland eine planvolle geometrische anlage, bekannt aus so vielen stadtplänen besonders des colonistenlandes östlich der Elbe. die gruppierung um den markt herum, die regelmäfsigen strafsenzüge, die orientierung nach den himmelsgegenden mit meistens vier toren, die lage meist an einem fluss und andre merkmale sind ihnen allen eigen. dass dabei ein festes schema zu grunde gelegt wurde, kann nicht bezweifelt werden. aber woher stammt es?

Dr Fritz verweist zunächst auf die regulären italischen städte, deren zweckmäfsige anlage von einem der deutschen städtegründer zum vorbild genommen sein könnte, kehrt aber doch zu den deutschen verhältnissen zurück, um in alten westelbischen städten wie Bremen, Braunschweig, Hildesheim, Magdeburg näherliegende anknüpfungen zu finden. wie ich glaube, mit recht. dafür dürfte auch eine sprachliche erwägung ins gewicht fallen.

Eine der ältesten benennungen solcher anlagen ist jedesfalls das wort *wik*, vgl. 'die alte wik', die domfreiheit in Hildesheim, die alte wik oder Brunswik in Braunschweig usf. das wort hat seine eigentliche verbreitung in Sachsen und Niederdeutschland. dass es aus dem lateinischen *vicus* entlehnt sei, wie Kluge meint, halt ich für ganz unwahrscheinlich. wie sollten die Deutschen, die immer ihre dörfer hatten und benannten, in einer von directen römischen einflüssen und überlieferungen entfernten gegend zu der entlehnung gekommen sein? sollte man dann nicht eher am Rhein und in Oberdeutschland solche namen erwarten, die hier jedoch völlig fehlen? das wort ist alt und bezeichnete wol ursprünglich eine regelmäfsige, gesicherte anlage. in Aelfrics vocabular wird 'castellum' mit *wic* oder *lytel port* (Wright-Wülcker 140, 40), ebendort 147, 26 'hospitium vel metatum' durch *cumena wicung* übersetzt; *wikian* ist sowol 'hospitari' (99, 19) als 'castra metari, lagern' usw., wie auch sonst wol ein

gehege eine wig heifst (vgl. Kemble 1204 *oxena wig* = 769 *oxena gehæg*). nach solchen offenbar kunstgerechten lagerplätzen wurden die in England sich einnistenden feinde nach Bugges und Müllenhoffs ansicht (Beowulf s. 97) 'Wikinger' genannt. so ist das wort und zweifellos auch die sache älter, als dass für diese anlagen an südliche einflüsse gedacht werden könnte. sie gehn in die zeit der ältesten sächsischen (und nordischen?) städtegründungen zurück, welche eine übersichtliche und schützende anlage mit einander vereinigten, wie das zweifellos schon für die lagerplätze der Wikinger anzunehmen ist. das wort wird zu *wikan* 'weichen, platz machen' gehören und bezeichnet eine stelle, von der man zu weichen hat, die aus den sonstigen ortsverbänden herausgelöst und insofern auch eine 'freiheit' (vgl. domfreiheit, schlossfreiheit) oder immunität ist.

So wird man die äufseren vorbilder für die 'wiken' und die regelmäfsigen stadtanlagen zunächst bei denjenigen stämmen zu suchen haben, welche zuerst und vor allem in der fremde gesicherte lagerplätze absteckten. dass die sächsischen colonisten und die nordischen seevölker dabei eine gröfsere rolle gespielt haben, ist nicht zu bezweifeln. und so sei nochmals an die nordischen dörfer erinnert mit dem grofsen freien mittelraum, der bei regelmäfsiger anordnung viereckig oder rund wird, — dem vorbild aller märkte mit ihrer orientierung nach den himmelsrichtungen und den vier wegen, welche zum orte führen : merkmale, die auch bei den stadtanlagen der Slavenländer widerkehren.

Strafsburg i. E., weihnachten 1898. R. Henning.

Studien zu den ältesten germanischen alphabeten. von Wilhelm Luft. Gütersloh, CBertelsmann, 1898. viii und 115 ss. 8°. — 2,40 m.

Die schrift zerfällt in die beiden abschnitte : 'Das altgermanische runenalphabet' und 'Das gotische alphabet'. die puncte, die sie zu beweisen oder wahrscheinlich zu machen sucht, sind in der hauptsache die folgenden:

i. Die runen sind nicht durch einen einzelnen erfunden worden, sondern haben sich in langsamer entwicklung aus unbeholfenen anfängen herausgebildet. magischer gebrauch der runen war in ältester zeit nebensächlich; aber auch zu ausgedehnterem schriftlichen verkehr dienten die zeichen nicht, sie waren zunächst eigentumsmarken. für die form der runen kann man sich nicht auf das material, das holz, berufen, da man holztäfelchen überhaupt seltener gebrauchte und die runen darauf malte (daher got. *mēljan* = schreiben), nicht ritzte. das vermeiden der runden und wagerechten linien erklärt sich aus der mangelnden geschicklichkeit, sowie aus der eckigen buchstabenform in manchen südeuropäischen inschriften. die bustrophedonschrift und das frühe auftreten der runen bei Goten und Nordländern zeigen, 'dass die runen im süden und südwesten schon

um Christi zeit in lebendigerem gebrauch gewesen sein müssen' (s. 12); dann hat man aber die Gallier mit ihren vorrömischen inschriften als vermittler anzunehmen. die taciteischen *notae* können schon die alphabetischen runen gewesen sein; dass sie wortsymbole waren und als solche auf die herstellung, benennung und anordnung der lautsymbolischen runen einwürkten, ist nicht glaublich. die schwierigkeiten bei Wimmers herleitung der runen sind vielmehr dadurch zu heben, dass man nicht das lateinische alphabet der kaiserzeit als vorbild aufstellt[1]. die gallischen inschriften, denen die Germanen folgten, waren zt. in griechischen, zt. in nordetruskischen buchstaben geschrieben. die Germanen schufen zunächst, in unmittelbarem anschluss an die fremden zeichen, ein 'grundalphabet' von 16 buchstaben; die übrigen 8 runen stellten sich dann als differenzierende weiterbildungen dazu. das streben, die eine rune der andern nicht zu ähnlich werden zu lassen, ist als erklärungsgrund zu verwerfen. die a-, e-, n- und l-rune haben ihre mehr oder weniger genauen gegenstücke schon in südeuropäischen inschriften. die u-rune ist umformung von O (vgl. lat. *ō* > germ. *ū* in *Rūma*); die o-rune ist spätere differenzierung der u-rune. bei verschluss- und reibelauten muste vorerst das zeichen der stimmhaften stufe (B, D, G, *F*) den stimmlosen wie den stimmhaften laut ausdrücken; die besondern runen für den stimmhaften laut entwickelten sich daraus erst später; die zeichen für t und h bilden eine ausnahme[2]. für *j* brauchte man anfangs das I-zeichen, wovon die j-rune eine nachmalige modification ist; auch das eoh-zeichen ist auf I zurückzuführen. die ng-rune entstand als verbindung von n und g (k). die runennamen sind erst spät und als voces memoriales aufgekommen.

II. Wulfila kannte die runen wahrscheinlich nicht und hatte jedesfalls keinen grund, durch aufnahme runischer zeichen seinen geistlichen das lesen zu erschweren. (die buchstabennamen der Salzburger hs. hängen mit Wulfila nicht zusammen. mit der übertragung der gotischen sprachbrocken in der gen. hs. war eine phonetische transscription beabsichtigt. diese übertragungen und die 'gotischen' buchstabennamen zeigen dieselbe lautform; sie ist als burgundisch anzusprechen[3].) für das gotische o ist also ein griechisches vorbild zu postulieren; und got. u ist ein umgestülptes lat. u. ferner ist das zeichen von got. þ nicht Ψ, sondern ein absichtlich modificiertes Φ, indem got. þ mit griech. φ ähnlichkeit hatte. Wulfilas ⊙ ist ein 'erfundenes' zeichen bezw. ein modificiertes o. in got. *f* ist die form des lateinischen musters

[1] L. erklärt sich auch widerholt gegen die uncialschrift und die buchschrift als vorlage der runen und scheint zu glauben, dass bei Wimmer davon die rede sei. [2] und auch sonst stimmt es nicht ganz.

[3] also hätte man doch keine unmittelbare phonetische transscription jener gotischen brocken anzunehmen, sondern der geistliche, der die bibelworte vorsprach, hätte sie in sein burgundisch übersetzt? ich kann aus s. 76. 77, verglichen mit s. 83, L.s meinung nicht erkennen.

bewust geändert worden, im hinblick auf die abweichende aussprache (labiolabial : labiodental). die gotischen *g, d, b* waren 'noch' in allen lagen verschlusslaute. *ai* und *aú* sind als diphthonge zu fassen, aber nicht als 'vollentwickelte', s. 102 werden sie als 'helles a^e' und 'dunkles a^o' bezeichnet. auch got. *ēi* war keineswegs ein einfacher laut (s. 105), 'es war fast ein *ē*, und ihm haftete nur ein stärkerer *i*-klang an' (s. 104).

Man sieht, der vf. hat sich an grofse fragen der altgermanischen cultur- und sprachgeschichte herangewagt. die ahnung, dass es bei der entstehung der runen doch wol nicht so einfach und auch wider nicht so kunstvoll zugegangen sei, wie Wimmer lehrte, ist seit ein paar jahren weit verbreitet; auch das gotische alphabet fordert immer wider zu fragen und bedenken heraus. wo L. diesen zweifeln ausdruck gibt, da kann man ihm oft zustimmen; und auch im übrigen enthält vielleicht die eine und andre seiner thesen einen lebensfähigen keim. dass ihm irgendwo eine annehmbare begründung seiner sätze geglückt sei, kann ich nicht finden. um etwas besseres an die stelle der bisherigen lehren zu setzen, dazu hätte es eine andre vorbereitung gebraucht. der vf. hat sich die schwierigkeiten seiner aufgabe nicht klar gemacht. weder in der altertumskunde noch in der litteraturgeschichte noch in der sprachphysiologie beherscht er die factoren, die er hier zu beweisen und gegenbeweisen aufruft. jede zweite seite gibt davon zeugnis. das buch macht in seinen meisten teilen den eindruck, als sei es in drängender eile, auf grund einiger lehrbücher, hingeschrieben worden. mit wehmütigem bedauern gesteht man sich dies, im hinblick auf den frühen tod des jugendlichen verfassers. seinem lebhaften und der wissenschaft mit eifer zugekehrten geiste hätte eine längere lebensdauer gewis vergönnt, der mitwelt reifere werke zu bescheeren.

Berlin, 14 november 1898. ANDREAS HEUSLER.

De Zaansche volkstaal, bijdrage tot de kennis van den woordenschat in Noord-Holland door dr G. J. BOEKENOOGEN. Leiden, Sijthoff, 1897. CLIII ss. und 1368 spalten. gr. 8°.

Das kleine gebiet, dessen sprache in diesem buche behandelt wird, ligt im südlichen teile der provinz Nordholland, nordwestlich von Amsterdam, an dem mit dem Jj in verbindung stehenden wasser 'de Zaan'. der bedeutendste ort ist Zaandam, geschichtlich besser unter dem namen Saardam bekannt. wir befinden uns auf ursprünglich fries. boden. aber wie in einem grofsen teile der ursprünglich fries. Niederlande ist in den letzten jhh. die fries. mda. auch als volkssprache von einer überwiegend fränk. mda. — auf andern gebieten auch von sächsischen — verdrängt worden, jedoch nicht, ohne zahlreiche spuren in den lauten und besonders im wortschatz zu hinterlassen. die einleitung berührt diese geschichte der holl. volkssprache, zu der sie interessante

belege gibt. um 1600 hat man noch viel reineres friesisch in diesen gegenden gesprochen.

Von der sprache dieses gebietes will dr B. ein idiotikon geben, in dem also alle besonderheiten des wortschatzes und wortgebrauchs gebucht sind, eine arbeit, der er sich mit einer gewissen begeisterung unterzogen hat und die ihm auch wol gelungen ist. man kann freilich nicht sagen, dass er ganz auf der höhe grammatischer schulung stehe. er begnügt sich wol mit äufserlichen analogien, indem er einen irgendwo vorkommenden, sei es auch an sich noch zweifelhaften lautwandel ohne weiteres auf sein gebiet überträgt, und verrät auch sonst nicht ganz richtige vorstellungen über grundsätzliche dinge wie 'die analogie'. auch hat er sich in der litteratur nicht gerade weit umgesehen und beschränkt sich bei seinen vergleichungen, vom nl. und seinen mdaa. abgesehen, im allgemeinen aufs friesische und allenfalls das niederdeutsche. sein blick ist demnach kein sehr weiter. § 14 wird eine gröfsere anzahl wörter aufgezählt, die den *ei*-laut noch in einer ältern gestalt, als *aai* (*ai*), aufweisen. man wundert sich, nicht hervorgehoben zu sehn, dass sie fast ausnahmslos den vocal im auslaut oder im hiatus aufweisen. bei den beispielen mit *kn* für *kl* in § 103 wird nicht bemerkt, dass es sich um dissimilation handelt. für *hering* § 27, *staal* 'stiel' § 36, *flau* § 77 scheinen nicht einmal die nächstliegenden wörterbücher genügend zu rate gezogen; *hette* § 37 ist wol nach vHelten Altostfries. gr. § 125d genügend erklärlich (aus **haitiþa*). was ist § 70 mit *huur* und *guur* gemeint, die *uu* aus westgerm. *iu* haben sollen? was § 88 opmerking 1 erörtert wird, hätte bei berücksichtigung der fries. grammatiken, besonders von vHelten Beitr. 19, 350ff an klarheit gewinnen können. oder ist vHelten blofs nicht citiert? im citieren ist der vf. über gebühr zurückhaltend. ich bin darum auch nicht sicher, ob die sehr ansprechende erklärung von *eu* (*ö*) für *e* auf grund eines ursprünglichen *o*-lautes in der nebensilbe von ihm selbst herrührt und dann allerdings hier eine anerkennung verdiente. wenn der vf., zb. in der wahl der orthographie, sein buch auf seine landsleute berechnet hat, so ist das sein gutes recht, und der grund, dass man von diesem werk ohne kenntnis des holländischen doch keinen vorteil haben könne, durchschlagend. aber mit einigen wenigen zusätzen und einigen umschreibungen nl. termini hätte man darum doch einem guten willen etwas mehr entgegen kommen dürfen.

Diesen schwächen stehn sehr grofse vorzüge gegenüber. B. hat es sich nicht verdriefsen lassen, sich durch eine reiche litteratur, durchweg nicht sehr anmutiger art, hindurchzuarbeiten. das verzeichnis seiner gedruckten und handschriftlichen quellen, grofsenteils sind es chroniken und reine geschäftslitteratur, umfasst 8 eng gedruckte seiten. ebenso sorgsam, mit aufbietung zahlreicher hilfskräfte, ist er der lebenden sprache nachgegangen. der wort-

gebrauch wird durch geschickt gewählte beispiele erläutert, es wird angegeben, ob die wörter und ausdrücke noch leben und auch ihr geographisches verbreitungsgebiet möglichst festgelegt. alle besonderheiten in der bedeutung und in redensarten werden gewissenhaft gebucht, auch die ortsnamen ausführlich behandelt, sodass das werk als wolgeordnete und ungewöhnlich reichhaltige materialsammlung den zuverlässigsten eindruck macht.

In der einleitung wird das material nach übersichtlichen, hier und da allerdings blofs äufserlichen kategorien grammatisch verarbeitet. dankenswert ist ein ausführliches kapitel über zaansche personen- und ortsnamen, das zwar nach verschiedenen seiten der ergänzung fähig ist, aber doch viel des interessanten und anregenden enthält. auch eine anzahl von texten in der gewöhnlichen nl. orthographie und in einer halben phonetischen umschrift werden hinzugefügt. an reichhaltigkeit lässt also das buch nichts zu wünschen übrig.

Wie jede neue gabe der mundartenforschung bietet das werk viel anregung und belehrung auch für grundsätzliche fragen der sprachwissenschaft. insbesondere gewährt es anhaltspuncte für das studium der verdrängung einer mundart durch die andere, wobei auch mancherlei sporadisch vertretene lautvorgänge sich ergeben müssen. nicht gerade als eigenheit dieser volkssprache, wenn sie vielleicht auch manche andere darin noch übertrifft, möchte ich den reichtum an synonymen hervorheben, die für viele begriffe des täglichen lebens in wirklich verwanten oder nur lautähnlichen, jedoch nach unsern gewöhnlichen begriffen etymologisch nicht zusammengehörigen, oder aber auch in ganz verschiedenen wörtern zu gebote stehn. wenn sie auch nicht sämmtlich der sprache der gleichen individuen angehören, so ist doch auch ihr vorkommen so nah nebeneinander beachtenswert. so bezeichnen *greumelen, kieremieteren, knutteren, meuteren, oerelen, oeteren, orren* 'unablässig und kleinlich murren'. unter *kielen* sind 16 synonyme für 'rennen' zusammengestellt; dazu kommen aber noch mehr, wie *an de riebel gaan*; unter *keilen* 9 für 'flache steine übers wasser werfen'; für 'kleines kerlchen' habe ich angemerkt — ich habe mit diesen notizen erst beim letzten teil des buches begonnen — *beuker, peuzel, puk, pukkie, peukie, punnek, uk, urk, urkedop, upper, uttertje, utterdop*; ebenso zahlreich sind die bezeichnungen für kleine geschöpfe mit dem nebenbegriff des armseligen, wie *pieper(ig), pieter(ig), peeuwer, pul, schriebel, spriel.* andere solche begriffe sind 'niedlich, zierlich', 'lieb', 'dickes stück (brod)', 'kleines, oder vergebliches werk verrichten', 'faul und schlumpig', 'an etwas pflücken', 'auf dem feuer brodeln', 'plaisir'. unter *troet* finden wir auch 5 synonyme für eine alltägliche speise, eine grütze. anderseits sind die verschiedenen bedeutungen einzelner wörter oder wortsippen bemerkenswert, die noch anzeichen davon bewahren, dass im niederen sprachleben das wortmaterial

in der bedeutung weniger fest begrenzt und abgeklärt ist als in den höhern sprachen. diese gesichtspuncte sollten mundartenforscher auch wol ins auge fassen. die mundart enthält auch manche wörter, die der judensprache entstammen, was nicht überall vom herausgeber erkannt ist, so bei *lef* und *sikkerig*.

Zum schlusse möcht ich eine vielleicht morphologisch besonders interessante einzelheit hervorheben, den in § 137 besprochenen genitiv, wie *Piet-ən boek*, *Jann-ən zuster*, *de hònt-ən étə* ('des hundes essen'), *donderdag-ən àvend*, *hem-ən jas* 'seine jacke', der auch schon Taal en letteren 2, 191 f besprochen ist. darnach scheint die form, was bei B. nicht erwähnt wird, auch bei weiblichen namen nicht ausgeschlossen, zb. *Peete Barberen man*. dies *-ən* schliefst sich nicht wie eine flexionssilbe an das vorangehnde wort an, wie das auch frühere schreibungen zum ausdruck bringen, sondern ist durch eine expiratorische pause davon getrennt. man spricht nicht *Pieten boek*, sondern *Piet' ənboek*. die sprache fühlt also ohne zweifel dies *ən* als ein selbständiges element. wäre die deutung aus dem alten genitiv schwacher eigennamen richtig, so hätten wir in dieser verselbständigung des flexivischen elements einen m. w. beispiellosen vorgang. sie würde wesentlich hinausgehn über fälle, wie das aus verbalformen mit inversion abgeleitete mundartliche *-stu*, *-stə* in *obstə*, *wiestə*, *wie vielstə* usw., denn in *obstə* bleibt das *stə* eben so eng mit dem vorangehnden wort verbunden wie in *kannstə*, *hastə*, es wird nur insofern verselbständigt und beweglich, als es sich auch mit andern wörtern als verben verbindet. darum wird der vorgang bei jenem *ən* doch wol nicht so einfach gewesen sein, und man kommt ganz unwillkürlich immer wider auf die alte auffassung zurück, dass nämlich dies *-ən* mit dem gleich gebrauchten *zən* aus *sîn* dasselbe sei. hierbei bleibt nun freilich die anscheinend nicht geringere schwierigkeit, den schwund der spirans zu erklären. denn auf fälle wie *Klaas zən paard* sich zu berufen, mit der annahme, hier sei *Klaas zən* zu *Klaasən* assimiliert und daraus *ən* abgeleitet worden, nützt nichts, weil ja die assimilation auch die enge verbindung der elemente voraussetzt, die gerade bei dem *ən* nicht vorhanden ist. wer leicht an contaminationen glaubt, könnte annehmen, dass das nebeneinander von *Klaasen boek* (aus *Klaas zən boek*) und unassimiliertem *Klaas zən boek*, oder von *Yven boek*, *Abben boek* (mit altem schw. genitiv) und *Klaas zən boek*, oder von *wienzən boek* (aus *wien zən boek*) und *wiens* (genitiv) *boek* zu einem *Klaas' en boek* geführt habe. der vorgang, durch den dieser merkwürdige possessivus in die welt gekommen ist, könnte aber auch noch verwickelter sein. man könnte auch das parallele fem. *ər*, etwa für den vocalischen anlauf des *ən*, beteiligt sein lassen; man könnte sogar folgende möglichkeit erwägen: das possess. fem. *ər* ist gleichlautend mit dem dativ *ər*, und ein possessiv gesetzter dat. masc. *əm* würde

mit assimilation *ən* ergeben. aber schliefslich ist mir, wobei die sache viel von ihrem interesse verliert, doch immer noch lautliche entstehung am wahrscheinlichsten. in fällen wie *zŋ̥boek* oder *sŋ̥boek, zŋ̥tant* oder *sŋ̥tant* mag unter bestimmten umständen, etwa nach auslautendem *s*, vielleicht auch nach *r* der *s*-anlaut geschwunden sein. man darf immerhin geltend machen, dass der mundart ein gleichfalls sonst ungewöhnliches verstummen des *s* zwischen *r* und *t* eigen ist, das B. § 124 bespricht.

Bonn, juli 1898. J. Franck.

Deutsches wörterbuch. von Hermann Paul. Halle a. S., Max Niemeyer, 1897. vi und 576 ss. gr. 8°. — 8 m.

HPaul hat in seinem 1894 erschienenen aufsatze (Über die aufgaben der wiss. lexikographie in den Sitzber. d. philos.-philol. kl. d. k. b. ak. d. w. 1894) weitausgreifende und für ein künftiges grofses deutsches wörterbuch programmatische gedanken über die methode lexikographischer arbeit vorgetragen. sein 1897 vollendetes wörterbuch darf natürlich nicht als probe für den wert und die praktische durchführbarkeit jener vorschläge beurteilt werden, indessen versucht P. doch innerhalb der ihm gesteckten schranken seinen eignen forderungen nachzukommen. schon in seiner äufsern einrichtung weicht das buch von allen seinen vorgängern ab; P. gibt vor allem nur eine auswahl lexikographisch geordneten sprachstoffs und legt sich in der behandlung des aufgenommenen mannigfache einschränkungen auf. für Deutsche bestimmt, verzichtet das buch, allgemein verständliches zu verzeichnen (zb. eindeutige wörter, ableitungen, zusammensetzungen, deren sinn sich von selbst ergibt); es wendet sich an 'alle gebildeten, die ein verlangen empfinden, ernsthaft über ihre muttersprache nachzudenken', in erster linie an die lehrer, denen der unterricht im deutschen anvertraut ist. als ideal schwebt dem vf. vor, seine belehrungen auf das einzuschränken, 'worüber aufklärung zu erhalten ein würkliches bedürfnis besteht'. P. gibt zu, dass es bei der beurteilung dieses bedürfnisses schwierig sei, immer die richtige grenze zu ziehen, ich halt es für unmöglich und werde nachzuweisen suchen, dass P. bei der ausführung zu einem durchaus schwankenden und unsichern verfahren gekommen ist. diese unsicherheit hebt reichlich die vorteile wider auf, die durch die einschränkung des stoffes erzielt werden.

Zum ernsthaften nachdenken über die muttersprache gehört zweifellos die frage nach dem alter, der herkunft, der äufsern geschichte der wörter. P. will aber die ältere sprache nur soweit heranziehen, als es für das verständnis der zustände in der gegenwärtigen schriftsprache und der berücksichtigten abweichungen notwendig ist. die beziehungen der wörter werden daher im allgemeinen nicht über die grenzen des deutschen, noch seltner des germanischen gebiets hinaus verfolgt, der leser wird vorr. v ein für alle mal an

Kluge gewiesen; für die äufsere form des wortes wird meist nur das mhd. herangezogen. ich vermag nicht einzusehen, welche grundsätze im einzelnen den vf. hierbei bestimmen, welche leser er vor augen hat. wenn die andern germanischen sprachen grundsätzlich nicht herangezogen werden, warum wird bei einigen wörtern angegeben, dass sie gemeingermanisch (zb. *treten*) oder 'altgermanisch' sind (zb. *trinken, speer, spange, treffen, wachs, übel*), warum fehlt dann aber bei der grofsen menge gemeinsamen gutes eine solche angabe? — die anführung der ältern deutschen wortformen kann nur den zweck haben, soweit nicht geschlechts- oder flexionsentwicklung oder andre besonderheiten in betracht kommen, lautgeschichtliches dem leser vor augen zu führen. wenn der vf. das nicht beabsichtigte (das ahd. wird im allgemeinen nicht berücksichtigt), wozu bringt er dann vergleichungen wie: *mager* — mhd. *mager, wage* — mhd. *wâge, wagen* — mhd. *wagen, vater* — mhd. *vater, vogel* — mhd. *vogel*, und lässt bei andern die mhd. entsprechung fort: zb. bei *bein, wunsch, zeche, wachen* oder, um beispiele mit abweichender schreibung zu geben, bei *achsel* (aufgen. zb. *wachsen* — mhd. *wahsen*), *feind* (aufgen. zb. *weifs* — *wîz*), *raunen* (aufgen. zb. *raum* — *rûm, zausen* — *zûsen*)? bei *ansicht* heifst es, das wort sei erst im 18 jh. üblich geworden, hier wäre ein hinweis auf das reichlich bezeugte mhd. *anesiht* am platze gewesen. was ist gewonnen mit einer erklärung '*enterich* aus mhd. *antreche*, welches vielleicht eine zusammensetzung ist' (vgl. auch *auerhahn*), was sollen P.s leser sich denken bei den worten '*aue* — mhd. *ouwe* ist abgeleitet aus mhd. *ahe*'? was soll eine entsprechung *antlitz* — mhd. *antlitze* der leser lehren? setzt P. bei ihm kenntnis des gotischen voraus, warum verweist er nicht auf got. *wlits*, im andern falle ist die von P. gegebene verweisung zur erklärung unzureichend. bei *beichte* gibt der vf. die bedeutung von mhd. *jehen* an, bei *behelligen* die von *hellig*, bei *befehlen* und *empfehlen* fehlt wider ein hinweis auf den ursprünglichen sinn des einfachen verbums. — unter *blenden* wird darauf aufmerksam gemacht, dass das verbum 'mit auffälligem ablaut' von *blind* abgeleitet sei (übrigens eine für den von P. vorausgesetzten leserkreis kaum verständliche bemerkung); dasselbe verhältnis ligt auch vor bei *taufen* (vielleicht auch bei *gewöhnen*), hier fehlt eine entsprechende notiz. — *dachtel* im sinne von 'ohrfeige' wird mit Kluge als ältere form für *dattel* gefasst; ein solches *dachtel* ist allerdings neben dem gewöhnlichen *datel, tatel* (Mhd. wb. III 18[a]; Lexer I 412. II 1408; mnd. *dadele* Schiller-Lübben I 473[a]) nachweisbar: bei Steinmeyer-Sievers III 97, 32 steht *dahtilboum*, Diefenbach gloss. 165[a] verzeichnet neben *dattel* auch *dacktel*. *dattel* scheint nun aber ebensowenig wie *feige* im sinne von schlag vorzukommen; bei *ohrfeige* vermutet man umdeutung, ebenso bei *kopfnuss*, *dachtel* wird daher besser von *dattel* getrennt, wofür auch nd. *dechtinge* spricht (Schiller-Lübben I 493[a]),

als verwant wären *dechsen* 'schwingen', *dechse* 'haue, hacke' anzusehen. — *dorten* als eine misverständliche verschmelzung von *dort* mit der negativpartikel *en* aufzufassen, scheint mir gesucht, näher ligt es, an einwürkung von *draufsen, drinnen* zu denken. — bei *zote* zweifelt der vf. mit Kluge an der identität mit *zotte* 'licium', die im DWb. III 1737 hervorgehobene analogie mit *flause* ist aber sehr einleuchtend. — *ekel* wird richtig mit *heikel* zusammengestellt. aus Luthers *ck* (*eckel*) schliefst P., dass das wort ursprünglich doppeltes *k* gehabt habe; das wäre richtig, wenn wir es sicher mit einem hochdeutschen worte zu tun hätten; die zeugnisse für *ekel* deuten aber eher auf entlehnung aus dem nd.; dann hätten wir entweder eine nd. doppelform *ēkel, ekkel* anzusetzen (beide formen sind im dänischen vorhanden), oder bei jenem *eckel* schreiberwillkür anzunehmen, was gerade bei *ck* im inlaut ohne bedenken ist. — worauf will P. seine herleitung von *entlang* aus *inlanc* gründen, da neben mnd. *entlang, entlanges* auch ein ags. *andlang* in gleicher bedeutung vorligt? — *schweifsfuchs* ist zunächst nicht ein fuchs mit weifsen flecken, ein gleichsam mit schweifs bedeckter, sondern ein dunkel-, b l u t roter fuchs (DWb. IX 2465); *baumeln* ist schwerlich von *baum* abgeleitet und *bammeln* draus entstellt, *baumeln* steht neben *bummeln*, wie *taumeln* neben *tummeln, knaupern, knaupeln* neben *knuppern*; im klangspiel *bim bam baum* gibt *baum* einen tiefen ton wider ('*das verfluchte bimbaum-bimmel*' = Faust II).

Auf die feststellung der verwantschaft der wörter unter sich legt P. gewicht, sodass zb. unter *säge* auf *sense* und *sichel* hingewiesen wird; an vielen stellen fehlen dagegen wider die verwanten wörter, ohne dass ein durchgehndes princip erkennbar wäre, vgl. zb. *ducken — tauchen, ähre — ecke, heucheln — hucken* ('kauern'; eine hübsche parallele bieten got. *luton* 'betrügen', *liuts* 'heuchlerisch' und altn. *lúta* 'sich bücken'), *klauben*, das P. merkwürdigerweise für ein aussterbendes wort hält — *kluppe* ('zange'), *kladde — klatrig, lügen — leugnen, mahnen — minne, scharf — scherbe, schwelen — schwül, staffel — stufe, dusel — dösig, schlick — schlack, schlackern, schlackerwetter, wachsen — wucher, weigern — geweih*; bei *lehren* waren nicht blofs *lernen* und *list*, sondern auch *geleise, leisten* anzuführen; *deich* und *teich* sind identisch. im interesse der benutzer ist es zu tadeln, dass solche verweise oft nur bei éinem wort stehn, vgl. zb. *herzog — ziehen, wahl — wollen, saufen — seufzen, schein — schimmer, beifsen — bitter.* — unter *manch* wird auf das alte *g* in *mannigfach, -faltig* hingewiesen, warum nicht auch das vier zeilen weiter erwähnte *menge* angezogen? — bei *schlagen* 2, h war auf *geschlecht* zu verweisen. — *beredt* wird als directe ableitung von *rede* gefasst, weshalb nicht als part. mit activer bedeutung wie *beschwätzt* ('garrulus', DWb. I 1601)?

Auch in der aufnahme oder abweisung eingebürgerter fremd-

wörter und lehnwörter vermiss ich gleichmäfsigkeit. der artikel *kaiser* lautet : '*kaiser* altes lehnwort aus lat. *Caesar*'. wenn ein lehnwort, dass zu weiter keinen bemerkungen anlass gibt, aufgenommen wird, warum fehlen dann zb. *kerker* und *kessel*, weshalb wird *schindel* verzeichnet und *becher* nicht? *ulan* ist aufgenommen, der *dragoner* und der *husar* fehlen, aufgenommen ist *banal*, *trivial* fehlt an seinem orte, wird nur unter *banal* erwähnt, aufgenommen *allod*, nicht aber *alarm*, *almosen*; *echo* ist aufgenommen wegen seines geschlechtswechsels, *altar* fehlt. wenn ein fremdwort im deutschen gebrauch seine bedeutung verändert, gehört es in ein deutsches wörterbuch; so steht es mit *blamieren*, das auch im DWb. fehlt; Elisabeth Charlotte von Orléans braucht es noch im sinne von 'tadeln' : *ich were unerhört zu blamiren, wen ich falsch were*, 25 märz 1696; ebenso ist es mit *fatal*; *kantonist* : in der geläufigen verbindung '*unsichrer kantonist*' ist die alte bedeutung des wortes völlig vergessen; bei *pik* wäre zu erwähnen gewesen '*von der pike auf*', auch diese wendung wird ohne erinnerung an den ursprünglichen sinn gebraucht. während wir manch gleichgiltiges verzeichnet finden (zb. *kruppe*, *theriak*), fehlt ein wort wie *act* (*act von etwas nehmen*, *erster act*, *actstudien*). — bei *herold* wird darauf hingewiesen, dass dem französischen wort germanischer ursprung zugeschrieben wird, bei *banner* fehlt eine entsprechende bemerkung. von wörtern, die aus der gaunersprache stammen, sind aufgenommen zb. *gauner*, *kaffer*, *schmus*, dagegen fehlt *foppen*. wörter, die aus dem niederd. oder nld. eingedrungen sind, werden im allgemeinen, auch wenn sie eindeutig sind und zu bemerkungen an sich keinen anlass geben, aufgenommen (zb. *ebbe*, *deich*, *geest*, *gracht*, *flott*, *kiepe*), andre fehlen wider, zb. *flagge*, oder der ursprung ist nicht angegeben, so bei *uhr*, *schlacke* 1; unter *schwül* wäre die form *schwūl* besser als md. zu bezeichnen, wenn sie auch neben nd. *swōl* auf nd. gebiete begegnet; *schwūl* verhält sich zu *swōl* wie *spūk* zu nd. *spōk*.

P. scheidet eindeutige, der schriftsprache geläufige wörter aus, sobald nicht formales bemerkenswert ist, geschlechtswechsel, eigenheit der flexion, der schreibung; knüpfen sich an eindeutige wörter besondre wendungen, so werden sie bisweilen aufgenommen (vgl. zb. *gehege*); bildlicher gebrauch genügt nicht immer, ein wort der aufnahme würdig zu machen; differenziert sich die bedeutung oder verschiebt sie sich im nhd., müste man annehmen (vorr. s. v abs. 3) dass das wort verzeichnet sei; das ist aber nicht immer der fall, zb. ist *dirne* aufgenommen, *gaul* nicht trotz seiner schwankenden bedeutung; auch war der im DWb. aus Lichtwer, Voss und HvKleist bezeugte unumgelautete plur. *gaule* bemerkenswert. aufgenommen soll werden, was an landschaftlichen wörtern, an wörtern, die einzelnen berufsgebieten oder ständen entstammen (soldaten, schiffer, jäger, studenten usw.), in die umgangssprache der gebildeten oder die locale schrift-

sprache hineinragt. ich verkenne nicht die aufserordentlichen schwierigkeiten, die P., allein seiner aufgabe gegenübergestellt, hier zu überwinden hatte; meiner ansicht nach kann bei dieser arbeitsweise, bei der einschränkung, die sich der vf. auferlegt, kein würklich nutzbringendes resultat erzielt werden. wie wenig wissen wir überhaupt über den modernen deutschen sprachschatz? für die neuere litteratursprache ist durch Heynes wörterbuch eine grundlage zu weiterer arbeit geschaffen, aber für die neuere sprache der gewerbe, des verkehrs, der forschung, des rechts, der gesetzgebung, der verwaltung, für die lässige umgangssprache mit landschaftlicher färbung, für den noch würklich lebendigen sprachschatz der mundarten ist es mit den vorarbeiten gar übel bestellt.

Es ist nur zu begreiflich, wenn P.s wörterbuch hier recht lückenhaft und ungleichmäfsig ist. die ausstellungen, die ich hier als beispiele gebe, zeigen, dass durch das streben nach einschränkung des stoffes sich inconsequenzen ergeben, die den vorteil der handlichkeit völlig aufheben; aufgenommen ist zb. *tebe* (hund), *töle* fehlt, *trulle* ist aufgenommen, dass *trottel* im sinne von 'blödsinniger, schwachkopf' gebraucht wird, ist unter *troddel* nicht bemerkt; bei *blahe* (grobe leinendecke überm frachtwagen) werden contrahierte formen *blan, plan* angezogen, dass in andern gegenden *blaue, plaue* üblich ist (*blaue* Mörike II 9; Freytag I 77), erfährt der leser nicht. oberd. eigenarten werden im allgemeinen mehr bemerkt als norddeutsche, viele entlegne mundartliche ausdrücke sind berücksichtigt, andre, von denen man mit mehr recht behaupten kann, dass sie in die umgangssprache hineinragen, nicht; das gleiche gilt von wörtern der lässigen redeweise oder des klangs, allgemein verständliches ist bald angeführt, bald weggelassen. aufgenommen sind zb. *barn* 'krippe', *beelenden* 'commiserari', *beete* 'rote rübe', *beund* 'eingehegtes grundstück', *biet* 'gebiet', *letz* 'verkehrt', *sohr* 'dürr', *beiern* 'die glocke mit dem klöpfel rühren', *pogge, klunsch* 'unausgebacknes', *nackedei, flatsche* 'fetzen, stück', *quienen* 'kränkeln', *trecken, stinkadores, fabelhaft* 'aufserordentlich', *fex, tort, dult* 'jahrmarkt', *dorsche* 'kohlstrunk', *hechse* 'kniebug an den hinterfüfsen der tiere', *hutsche* 'fufsbank', *käsehutsche* 'niedriger schlitten', *kiecke* 'durchlöchertes gefäfs', *lurre* 'erdichtung', *sich mopsen, wafeln* 'wie ein spuk erscheinen', *auskratzen, belemmert, fickfacker* 'windbeutel', *flunsch* 'verzognes maul', *flüschen* 'von statten gehn', *hacksch* 'unverschnittnes schwein'. damit vgl. man fehlendes, das ich mir bei der durchsicht notiert habe, sonstige bemerkungen, die dieses gebiet betreffen, schliefse ich gleich an: *bammel* 'angst' (*bammeln* ist als gleichbedeutend mit *baumeln* verzeichnet), *dudeln, sich abmarachen, damisch* (*dämisch* ist aufgenommen), *faxen, haxen, futsch, grätig* 'böse', *gusche, jächen* 'überschnell reiten, fahren, laufen', *karrete, kujon, mies* (*die sache ist mies* 'faul'), *quant* (*das ist quant* 'ein starkes stück'), *schmand* 'unbrauch-

bares zeug' (vgl. *quark*), *ausnähen* 'im gleichen sinne wie das aufgenommene *auskratzen*', *fingern* ist aufgenommen mit der erklärung 'die finger hin und her bewegen', die anwendung im sinne von 'etwas geschickt anfassen und ausführen' (entsprechend auch *befingern*) fehlt, *sich einen kaufen* 'um ihn zur rede zu stellen, ihn zu züchtigen', *sich einen kaufen* 'sich betrinken', *dreh* (*den dreh verstehn*), *drehe* 'unbestimmte zeit- oder ortsangabe', *laban*, *labander*, *schmiere* 'fahrende schauspielertruppe'; *das monat* ist auch im nordd. nicht unbekannt; bei *tändeln* waren die österr. unumgelauteten formen zu verzeichnen; *deckel* ('hut', vgl. *schabbesdeckel*), *deftig*, *dohle* ('cylinder', zu dem aufgenommenen *dole*, *röhre*), *dötsch* 'töricht', *drahtig* 'starksehnig', *dūn*, *knüll*, *durchbrennen* 'ausreifsen', *einpacken* ('*vor dem kannst du einpacken*'), *ritsche* 'fufsbank', *dusel* (im sinne von 'glück'), *mähren* 'langsam sein', *busserl*, *dātz*, *dōtz* *mopsen* ('stehlen'; nur die bedeutung langweilen ist verzeichnet), *abstecher*, *klieren*, *batzen*, ('*ordentlicher batzen geld*', zu *batzen* 2), *hapern*, *klappe* 'bett', *schnurz*, *zicke* 'zehn im kartenspiel', *stuss*, *tattrich*, *ramsch* (als bezeichnung eines kartenspiels), *aasen mit etwas*, *radau*, *schnoddrig*, *verknusen*, *blitzen* (*die tür zublitzen*); *blaken* (*die lampe blākt*) ist aufgenommen, das in nordd. gegenden in gleichem sinne übliche *schwalchen* fehlt; *geifsel* ist südd. noch für peitsche gebräuchlich (Mörike); ebenda braucht man '*es hat sich*' im sinne von 'confectum est'; südd. ist *kegel scheiben* (richtiger als *schieben*); österr. ist *verlassen* im sinne von 'vermieten', *unterlassen* für 'hinterlassen'. *alfanz* (gesprochen *aalfanz*) wird in Berlin für einen albernen menschen gebraucht, was P. nur aus dem mhd. und anhd. kennt. von studentischen ausdrücken ist im allgemeinen nur weniges aufgenommen, ein klares princip in der auswahl war mir auch hier nicht erkennbar. *auskneifen* 'davonlaufen' ist zb. aufgenommen, *kneifen* 'einer forderung ausweichen' fehlt, obgleich es sich auch in andern kreisen eingebürgert hat; *aufbrummen*, *einen verknurren* sind aufgenommen, *verdonnern* nicht; *schwein* im sinne von glück fehlt, von ausdrücken der lebenden studentensprache noch zb. *bonze* ('geistlicher'; verächtlich von christlichen priestern schon bei Laukhard I s. x. 1792 : *in der hyperorthodoxen Pfalz und bei den dasigen Bonzen und Talapoinen*), *bärig*, *diebisch*, *ochsig*, *moneten* (auch im DWb. übersehen; '*das eben ist die Sache, dass er Moneten hat*', Söhne des tals I 1, 1); *sums* wird mit 'leeres gerede' erklärt, hier kennen wir es im sinne von 'lärm'. die sprache der jäger wird sehr stiefmütterlich behandelt, zu bedauern ist das besonders in fällen, wo wörter der allgemeinen gebrauchssprache eine besondre beleuchtung erhalten; vgl. zb. *das wild äufsert sich* 'tritt aus dem walde heraus'; ein hinweis auf *auswirken* fehlt auch unter *wirken*; *aufbaumen* ist aufgenommen, *abbaumen* nicht.

Was die ältere litteratursprache anlangt, so ist P. besonders bemüht gewesen (vorr. IV), auf die abweichungen der classiker des

vorigen jhs. und der Lutherschen bibelübersetzung vom jetzigen sprachgebrauche hinzuweisen. hier werden citate angeführt, P. meint sie reichlich beigebracht zu haben, wo es sich um veraltete wörter und wortbedeutungen oder eigenartige gebrauchsweisen hervorragender schriftsteller handelt. die meisten citate sind, abgesehn von den wörterbüchern von Sanders, Heyne und dem fragment von Wurm, dem DWb. entnommen, weil 'sie in ihrer art einzig oder den gelesensten werken entnommen sind'. wer nur einigermafsen in den werkstätten und dürftigen lagerräumen des DWb. sich umgesehen hat, dafür rufe ich alle jetzt lebenden mitarbeiter zu zeugen an, wird sich bei den angeführten worten eines trüben lächelns nicht erwehren : das zettelmaterial des DWb. ist auch für die classische litteratursprache durchaus lückenhaft und ungleichartig. wie könnte das anders sein bei der zt. rührend freundschaftlichen, im allgemeinen aber ganz unmethodischen art, wie das wörterbuchmaterial zusammengetragen ist. auch die anerkennung, die seiner zeit JGrimm mit recht den belegen aus Goethe spendete, hat unter den heutigen verhältnissen keine geltung mehr, die auszüge aus Wieland, Herder, Lessing, von den kleineren zu schweigen, verdienten schon zur zeit des I bandes kein lob. mit neid blicken wir auf die methodisch gesammelten schätze des schwedischen wörterbuches oder des Thesaurus latinus. ohne besondre grofse mittel — und solche können kaum mehr beansprucht werden, da der lange arbeitstag sich zum abend neigt — können die am DWb. arbeitenden diesen grundschaden nicht mehr bessern. diese mangelhaftigkeit hat sich nun auch auf P.s werk übertragen, aber auch davon abgesehen, ist sein verfahren ungleichmäfsig, wie die genauere durchsicht einiger buchstaben ergibt, und das ihm vorliegende material scheint mir nicht völlig ausgebeutet zu sein. dichterische kühnheiten, die mehr in das gebiet der ästhetik gehören, hat P. begreiflicher weise meist nicht aufgenommen; aber bei Goethe zb. ist hier die grenze schwer zu ziehen, und dem erziehlichen zwecke des wb.s hätte gröfsere freigebigkeit entsprochen; für den Faust hat P. die dienste des Strehlkischen büchleins, wie es scheint, völlig verschmäht. ich kann hier natürlich nur stichproben geben : trans. *ausleben* wird aus Wieland und Schiller belegt, *ausknirschen* (*'mein einsames Leben auszuknirschen'* Goethe) fehlt; *ausleeren* : *'der Saal leert sich aus'* Schiller (für unser 'entleert sich'); *auslocken, einen auslocken* 'etwas aus ihm herauszubringen suchen' Lessing; *einen auslauern* wird aus Goethe belegt; *erkennen* : *erkennen* in der bedeutung des heutigen anerkennen ist aus Schiller aufgeführt, *ankennen* bei demselben in gleichem sinne fehlt; *alle* : *'der Wein ist all in unsern Schläuchen'* Schiller; *treiben* : *'aus sich schaffen und austreiben'* Goethe an Lavater; unter *bahn* fehlt die bedeutung 'streifen leinwand', die auch Goethe aufweist und zwar mit der form *bane*. *zapfen* : *abgezäpfet* im reim auf *schröpfet*. Schiller;

anker : als n. bei Schiller; *atom* : bei demselben als m.; *dünkeln* ist aus Goethe aufgenommen, *bedünkeln* nicht, *begäffeln* ist aufgenommen, das damit reimende gewis interessantere *räffeln* fehlt. *aufbaumen* (nur als weidm. verzeichnet) : '*Sirenen baumen auf im Gehölze*' Goethe 15, 205 W.; *auf* : '*des Eurotas Ufer immer auf*' (aufwärts entlang) Faust II, fehlt unter *auf* bei *stromauf* uä.; *ausdauern* : '*die Ritter auf dem Felsennest verschwuren sich uns auszudauern*'. Faust II, gewis beachtenswerter als die von P. angeführten stellen. *bald* : unumgelauteter superlativ, *auf das baldeste* Goethe an Lavater 7. II. 1780; *befangen* : '*sich mit etwas befangen*' (mit etwas abgeben) wird aus Goethe belegt; *einfassen* für 'einfangen' Faust II fehlt; *voran* : '*Bereitung braucht es nicht voran*' (*vor* zeitlich bei Goethe wird belegt); *brüsten* für 'sich brüsten' Faust II; *dreschen* im sinne 'bis zum überdruss auf geistlose weise treiben' fehlt : *gedroschner Spaſs* Faust II, *verdroschen* 'abgedroschen' ist aus Schiller aufgenommen; *durch* 1, *sein* verb. : '*er ist auch durch*' (später : '*er ist auch fort*') Faust I; *ein* für 'hinein' : *wir können nicht ein* Faust II; mehrfach steht *drein* bei Goethe für *drin*; *endlich* 'eifrig, eilig' noch bei Goethe: '*das heiſs ich endlich vorgeschritten*' Faust II; *girren* vom reibenden geräusch der vom winde bewegten äste, auch vom knarren der räder bei Goethe; *können* : '*ach! wenn ich etwas auf dich könnte*' Faust I; *hier* bei *kommen* : '*geselle dich zu uns! komm hier!*' Faust I (vgl. *hier* 8, *kommen* II 3 c im DWb.); *offenbaren* : *offengebaren*. Faust II; *schlieſsen* 1 : '*der Himmel schlieſst*' Prolog im himmel; *strengen* (einbinden) : '*strenget in köstlicher Windeln Schmuck*' Faust II; *verleihen* : '*wenn ihr euer Ohr verleiht*' Faust II; *fliehen* für *fliegen*. Schiller; die plur. *gewölber* und *gichter* sind aus Schiller aufgenommen, der im 18 jh. häufige plur. *thronen* wird erwähnt, plur. *schwanen*, den noch JPaul bietet, fehlt; bei *held* wird st. acc. erwähnt, bei *hirt* nicht verzeichnet. *gehen* : '*die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen*' Schiller; *nisteln* aus Goethe ist aufgenommen, *nistern* aus Schiller nicht; principiell hat Paul Schillersche wildlinge nicht ausgeschlossen, vgl. zb. *düsseln* und *glosten*; *bei* 1, a : *in Göttingen bei der Krone eingekehrt* Goethe 31, 96; *sich widern* 'sich widersetzen' Schiller 14, XVI; *leue* : '*dieser kühne Leue*' JPaul Siebenk. III 152; wenn *eintürmen* aufgenommen wird (DWb. III 322 aus HKurz Sonnenwirth), warum nicht *einkasten* aus Goethe? *dienerschaft* : im sinne von 'dienstleistung' Goethe. ich habe in den durchgesehenen partien bemerkt, dass auf ableitungen, zusammensetzungen und deren abweichungen vom heutigen gebrauch nicht genügend geachtet ist, s. zb. die im DWb. zu *denklich, bedeutenheit, deutsam, deutsamkeit, doppelhaft, einsichtlich, liebedürstig* gegebenen belege; *netzen* braucht Goethe 17, 19, wo wir '*nässen*' schreiben würden (*durchnetzte mich ein Regenschauer*); wir sagen *eingefleischt*, im DWb. ist aus Wieland und Herder das näher an 'incorpora-

tus' stehnde *eingekörpert* belegt (III 218); constructionsabweichungen: *sich einlassen über* (Lessing, Herder), *entlassen einen eines dinges*, *dürsten* c. acc. Schiller; *fabeln* (*Teufel, den die fabeln*). Goethe. es wäre müfsige arbeit, eine solche liste durch weitere partien des buches fortzuführen; P. konnte die in der vorrede formulierte aufgabe bei der gegebenen einschränkung nicht so durchführen, dass für die kenntnis der classischen litteratursprache dem benutzer ein ernsthafter nutzen erwüchse. wie schon bemerkt, zieht P. Luthers Bibelübersetzung heran, er legt die vor der Bibelrevision gebräuchliche textrecension zu grunde, was an sich bedenklich ist; nur hin und wider wird auf ältere laa. zurückgegriffen. *darwägen* ist aufgenommen, *darsetzen* (vgl. *darsetzung* noch aus Wieland im DWb.) nicht; *decken* für 'bedecken' steht zb. Hiob 31, 33 (*habe ich meine Schalkheit wie ein Mensch gedeckt?*); *wandeln* : zu bemerken war der freiere gebrauch bei Luther (zb. *Paulus durchwandelte die obern Länder* Ap. gesch. 19, 1); *ungeschickt* : für uns fremdartig ist '*dieser aber hat nichts ungeschicktes* (*οὐδὲν ἄτοπον*) *gehandelt*' Luc. 23, 41; *einwohner*, abweichend von unserm gebrauche, war unter *ein* gegen ende zu erwähnen : '*ich bin ein Fremder und Einwohner bei euch*' ('advena sum et peregrinus apud vos') Genes. 23, 4; *beschädigen* : '*beschädigte sich selbst*' Luc. 9, 25; *bezaubern* in üblem sinne (*bezauberte das Volk* Ap. gesch. 8, 9).

Ich lasse noch eine lese von bemerkungen folgen, die ich mir bei der durcharbeitung einzelner partien des buches gemacht habe, darunter auch solche, die sich mehr auf die lexikalische technik beziehen; ich habe mich bemüht, die von Paul einmal abgesteckten grenzen zu achten. P. hat das bestreben, zusammengehörendes an éinem orte zu behandeln (bei den präfixen wär es praktisch gewesen, die beispiele innerhalb der kategorien alphabetisch zu ordnen), damit ist aber wünschenswert, dass mit einer gewissen äufsern einheitlichkeit verfahren wird, und die verweise zahlreich und deutlich, die grofsen artikel für das auge übersichtlich sind, was nicht immer der fall ist; *herzblatt* 'liebling' ist zb. als besonderer artikel aufgenommen, auf *herzblatt* 'zwerchfell' stöfst man unter *blatt*. nehmen wir an, es fiele jemandem in den Goetheschen versen '*das schwarze Schelmenaug dadrein, die schwarze Braue drauf*' der gebrauch von *drein* für *drin* auf; er fände *dadrein* als stichwort nicht und würde bei *drein* auf *darein* verwiesen; hier werden beispiele angeführt, bei denen nicht die vorstellung der ruhelage, sondern die der richtung waltet (*drein schlagen* usw.); es wird aber weiter verwiesen auf *da* 1, a, d und *ein*, unter *da* 1, a wird die entstehung von *drein* aus *darein* besprochen, d kommt für die Goethestelle nicht in betracht, der leser wird also den über zwei spalten langen, äufserlich ungegliederten artikel *ein* aufschlagen, ganz am ende findet er endlich zwar nicht *drein* für *drin*, aber wenigstens, dass

jetzt *ein* in einigen wörtern stehe, wie *einliegen*, *einwohnen*, wo nicht eine richtung, sondern eine ruhelage bezeichnet wird. — *abgelebt*, *abgeneigt*, *angesessen* sind stichwörter, unter denen auf die infinitive verwiesen wird, warum nicht *abgesagt*, *angesehen*? unter *läugnen* wird auf *leugnen* verwiesen, dieses aber fehlt. was ist für die erklärung von *kielkropf* getan, wenn einfach auf *wechselbalg* verwiesen wird? — aus der sprache der meistersinger nimmt P. auf *ab-*, *aufgesang*, *stollen*, *klebsilbe*, *bar*, *waise*, dagegen fehlen *klingend* und *stumpf*. schwankungen des geschlechts sind nicht überall bemerkt, so ist bei *forst* noch jetzt das f. im amtlichen gebrauche üblich, ebenso reden die juristen noch heute von einer *post geldes* (für *posten*, m. 2); *markt* wird nordd. auch als n. gebraucht, *versteck* schwankt zwischen m. und n., *skandal* als n. steht zb. bei Laukhard 5, 9; *frost* war früher auch f., *salat* ist im schles. noch jetzt f., *die aderlass* steht zb. bei JPaul Siebenk. III 92; angaben über früher schwankendes geschlecht fehlen auch bei *lust* und *lein*. *schwierig* auf seelisches übertragen kommt schon im 16 jh. vor (HSachs im DWb.); unter *dick* wäre *armsdick* zu erwähnen gewesen (vgl. *lang*); in '*ei der daus*' steht *daus* vielleicht verhüllend für *teufel* (engl. *deuce take it*); unter *gar* (gegen ende) fehlt '*ich dächte gar*'; *bergen* (an einen sichern ort bringen) ist nicht nur im 'höhern stil' üblich, vgl. *die ladung bergen*, *bergegeld*, *-gut*; *-ach* in namen ist aufgenommen, warum nicht gleichbedeutendes *-a*, warum nicht *-rott*, *-rode*, *-reut* und andre in namen erhaltne bildungen? '*angestochen kommen*' zieht der vf. an zu *kommen*, da aber '*das ross anstechen*' (es anspornen) eine bis in neue zeit übliche wendung ist, muss die redensart, wie im DWb. geschehen ist, von hier aus erklärt werden. der ursprung der wendung '*einen process anstrengen*' scheint P. nicht klar; strengen gehört wol zu strang, vgl. *etwas anbändeln*, *anzetteln*; *anmachen* ist aufgenommen, *aufmachen* nicht ('*ein feuer*, '*nen schottschen aufmachen*'); *ausklagen* ist aufgenommen, *einklagen* nicht; *erörtern* gehört eher zu *ort* 'ecke', als zur grundbedeutung 'spitze', vgl. *ausörtern* im DWb.; *tummler* (becher) ist aufgenommen, *tummelchen* (Lessing) fehlt; *einförmig* ist aufgenommen, *eintönig* nicht; *feurjo* ist verzeichnet, *mordio* fehlt; bei *mord* wird die verstärkende anwendung in zusammensetzungen erwähnt (*mordskerl*), warum nicht bei *blitz* (*blitzmädel*); *kuckuck* verhüllend für teufel ist da, *geier* nicht. bemerkenswerte bedeutungsnüancierungen in zusammensetzungen oder ableitungen sind öfters übergangen, zb. *einstand* 'gleichgewicht der wage, gleichheit der leistungen beim wettbewerb, der resultate beim spiel'; *schinder* (pferd) zu *schinden*, *beschaulich* zu *schauen*. — redensarten, formelhafte wendungen sind berücksichtigt, aber ungleichmäfsig behandelt; *gehege* scheint nur wegen einer anknüpfenden formel aufgenommen, anderes, mindestens so bedeutsames fehlt, durchsichtige wendungen werden erklärt (vgl. *auge*, *bein*, *zahn*), bei schwierigeren, wenn sie aufgenommen sind,

wird der leser häufig eine deutung oder die beruhigende bemerkung 'ursprung dunkel' vermissen; *auge*: '*aus den augen geschnitten*' fehlt; *bein*: '*etwas ans bein binden*', 'es opfern, aufgeben'; *bohne*: '*nicht die bohne*', interessant als rest ältern gebrauchs; *eselsbrücke* fehlt; *zahn*: '*haare auf den zähnen*'; *hund*: '*der knüppel ist an den hund gebunden*'; *löwe*: '*löwe des tages*'; *pfanne*: '*in die pfanne hauen*' ist aufgenommen, '*etwas auf der pfanne haben*' fehlt, obgleich dieses *pfanne* jetzt ungewöhnlich ist. *wolle*: '*in der wolle sitzen*' ist aufgenommen, die gegensätzliche verwendung '*in die wolle geraten, in der wolle sein*' wird nicht beachtet. — auch innerhalb der von P. gezognen schranken wär es an vielen stellen nützlich gewesen, das ältere nhd., selbst wenn es nicht gerade durch classiker oder Luther vertreten wird, heranzuziehen; so wäre *abdecken* 'schinden' durch die ältere bedeutung *decke* 'haut' zu erklären gewesen; '*ich kann mich nicht entbrechen*' durch älteres *sich entbrechen* 'sich befreien, lösen'; manche der unter *faust* angeführten wendungen erklären sich durch die früher allgemeinere bedeutung des wortes; für *durchtrieben* sind ältere parallele ausdrücke *durchfahren, durchgangen, durchzogen*. wie in *ehe* der begriff des g e s e t z l i c h e n zustandes waltet, zeigt schön das verb. *ehelichen*, wenn es 'legitim machen' bedeutet. für die präfixe *ent-* und *ver-* ist das wechselverhältnis, in dem sie stehn, von bedeutung: *entsagen* hat bis ins 17 jh. auch den sinn von 'versagen', ebenso steht in älterer sprache *entlernen* für 'verlernen', *entleumdung* für 'verleumdung', *entleiden* (auch mit intransitiver bedeutung bei P. aus Schiller belegt) für 'verleiden', *entgönnen* neben *vergönnen* (misgönnen), *entäufsern* für 'veräufsern'. eine bemerkung über dieses verhältnis (das concurrieren von *er-* und *ver-* wird beachtet) hätte die von P. gegebne erklärung für *entbehren* (vgl. mhd. *verbern*) gestützt. nebeneinander stehn mit gleicher bedeutung ('intelligere') *entstân* und *verstân*, 'dem object zu richtiger beobachtung gegenüber stehn'. — *entsetzen* wird gedeutet als 'vom sitz auffahren machen', got. *andsitan* aber ('fürchten, scheuend verehren') führt auf eine andre erklärung: die neutrale vorstellung des gegenübertretens, ins auge fassens wird hier in bestimmter richtung entwickelt und dadurch verengt; etwas ähnliches ligt vor in altn. *sjásk* 'sich fürchten', vgl. auch *sich entsehen* ('sich scheuen'), *sich vernehmen* ('sich verwundern' Mörike II 103). — *einraten, einwenden* braucht Goethe für 'anraten, anwenden', vgl. *ein-, angebinde, ein-, anschirren*; diese berührung wäre unter *ein* oder *an* zu erwähnen gewesen (dem DWb. entnehme ich *einstimmen* für 'anstimmen', *einschlag* für 'anschlag', *angedenk* neben unserm *eingedenk*).

Gewis wär es verkehrt, ein wb. wie das P.sche lediglich auf auf grund der gemachten ausstellungen zu beurteilen; gerade der lexikographischen arbeit haftet ihrem wesen nach die unvollkommenheit an. P. hat den von ihm ausgewählten stoff in ori-

gineller weise und mit meist glücklicher prägnanz zu gestalten gewust, sodass eine grofse reihe von artikeln geradezu mustergiltig genannt werden dürfen. es handelte sich aber für mich um die principielle frage, wie weit man um der kürze und handlichkeit willen in einem für weitere kreise bestimmten wb. in der beschränkung gehn darf, ich vertrete den standpunct, dass man auf breiterem grunde bauen müsse, als P. getan hat, dass kürze an sich kein vorzug ist, wenn die gefahr vorligt, dass der flüchtiger gesinnte sich bei dem gebotnen beruhigt. das comprimieren und destillieren für das bequeme bedürfnis ist heut freilich an der tagesordnung. der herschenden neigung aber, vom fachmann sauber ausgewähltes, reinlich zurechtgelegtes zur belehrung zu verlangen, sollte auch ein deutsches wb. nicht mehr als unumgänglich ist, angepasst sein. gerade die gefällige darstellung, das aufserordentliche geschick des zusammenfassens, die dem buche P.s eignen, werden dann leicht zu gefährlichen vorzügen. auch im bestreben, es den leuten möglichst leicht zu machen, kann man zu weit gehn; Hans vBülow sagte seinen schülern: ‘es gibt kein leichtes klavierstück!’ die tiefe pädagogische weisheit dieses wortes gilt auch für das wissen von unsrer deutschen sprache. die principielle zurücksetzung des mhd. und besonders des ältern nhd. (16 jh.) im P.schen buche halt ich für bedauerlich; gegenüber aller schulmeisterei und sprachlichen engherzigkeit ist es wünschenswert, dass gerade in einem solchen werke eine vorstellung davon gegeben wird, wie es einst in lustig wilder freiheit im walde unser sprache wuchs, wie auch verworrnes unterholz keck aufschoss, das nie zu bäumen erstarkte.

Göttingen, 14 april 1899. R. Meissner.

Laurin und der kleine Rosengarten. herausgegeben von Georg Holz. Halle, Max Niemeyer, 1897. xxxvi und 216 ss. 8°. — 7 m.

Das ansehen, das Müllenhoffs Laurin-ausgabe bei ihrem erscheinen (1867) sich erwarb, beruhte einerseits auf der klarheit, mit der in eine verworrne überlieferung ordnung und zusammenhang gebracht, anderseits auf der nicht selten kühnen sicherheit der kritik, mit der nicht nur ein lesbarer text hergestellt, sondern auch die erklärung der verderbnisse versucht wurde. jenes verdienst wird ihr bleiben, mag auch weitere forschung Müllenhoffs ergebnisse im einzelnen mehr oder weniger berichtigen müssen; die sicherheit und kühnheit seiner textherstellung aber hat zwar mehrfach glücklich das richtige getroffen, aber auch ebenso oft einen wortlaut aufgestellt, dem jede urkundliche gewähr mangelt. unhaltbare litterargeschichtliche voraussetzungen und folgerungen und eine ebenso unhaltbare überschätzung dieses spielmannsgedichtes hiengen damit zusammen. in der notwendigen

berichtigung jener zuweitgehnden aufstellungen sucht der neue herausgeber seine aufgabe, und man darf seine arbeit als einen unleugbaren fortschritt begrüfsen [1].

Müllenhoff schied die hss. des Laurin, die er auf eine einzige, spätestens dem anfang des 14, eher noch dem ende des 13 jhs. entstammende quelle (*A*) zurückführte, in zwei gruppen: eine bairisch-österreichische, die das gedicht 'in seiner heimischen überlieferung' gibt, 'aus den gegenden, denen es seinem ursprunge nach angehört', und eine mitteldeutsche, stammend aus einer verlornen hs. (*C*), deren text selbst noch bairisch-österreichisch von zwei schon in einzelnen puncten abweichenden exemplaren aus teils nach Mittel- (Thüringen und Schlesien), teils nach Westdeutschland ('an den untern Main oder mittlern Rhein, dann hinauf nach Alemannien') gelangte und hier endlich jene änderungen und zusätze erfuhr, deren anfänge uns in der sonst kürzenden Frankfurter hs. (*F*) vorliegen und deren abschluss der jüngere, auch durch den druck verbreitete text des angeblichen Heinrich vOfterdingen (alemannisch, 14 jh.) darstellt (DHB I, XXXVI ff).

Im allgemeinen hat sich diese auffassung der textgeschichte vor kritischer nachprüfung bewährt; in der beurteilung der einzelnen hss. und ihrer stellung gegen einander bedarf sie dagegen zt. der berichtigung.

Müllenhoff wies der zur bairisch-österreichischen gruppe gehörigen Kopenhagener hs. (*K*, 14 jh.) insofern eine ganz besondre stellung an, als er sie, ohne nähere verwantschaft mit irgend einer andern anzunehmen, 'in gerader linie, aber nicht ohne mittelglieder' aus *A* herleitete; die andern vertreter dieser gruppe, die beiden nah verwanten Regensburger (*r*, 16 jh.) und Münchener (*m*, 15 jh.) hss. und die eine Wiener (*v*, 15 jh.) sollten von einer am schluss bereits verstümmelten, im übrigen aber vollständigeren hs. (von ihm mit *B* bezeichnet) herstammen und *v* 'eine mittlere stelle' zwischen *Kmr* und seiner verlornen *C* einnehmen. die zweite Wiener hs. (*w*, 1472, schlesisch) stellte er unter dieser zusammen mit den übrigen hss. der mitteldeutschen gruppe, der alten Pommersfelder (*P*, 14 jh.) und der ihr eng-

[1] gewisse schwächen der Müllenhoffschen ausgabe hat schon Bartsch in seiner rec. des textabdrucks vom j. 1874 (Germania 20, 94—104) scharf gerügt. allein er kam weder in der auffassung des handschriftenverhältnisses über Müllenhoff hinaus, noch nahm er grundsätzlich an den in den text hineingebesserten assonanzen anstofs; er war eher geneigt sie zu vermehren: in der voraussetzung, die (verlorene) 'älteste gestalt des Laurin' sei noch höher hinaufzurücken und 'spätestens um 1170 anzusetzen'. einzelne seiner textherstellungen bringt jetzt auch H., offenbar ganz selbständig und ohne rücksicht auf diesen vorgänger, dessen er nirgends gedenkt; beachtung verdienten wol auch noch mehrere andere; den von Bartsch im ganzen eingenommenen standpunct aber würde heute wol noch weniger jemand vertreten wollen als den Müllenhoffs.

verwanten kürzenden Zeizer (*z*, 15 jh.) sowie den alten Berliner blättern (*h*, 14 jh.). an diese gruppe reihte er dann weiter die wider verwanten jüngern bearbeitungen einerseits in *f* (14 jh.), anderseits im alemannischen text, wie er uns durch die seither verbrannte Strafsburger hs. (*s*, 15 jh.) und den alten druck (*d*, um 1480) des Heldenbuchs überliefert wurde.

Dem gegenüber behauptet der neue herausgeber nicht nur nähere verwantschaft von *Kv* und gelegentliche beeinflussung dieser beiden quellen durch den jüngsten text (allerdings nie übereinstimmend), sondern bestreitet auch die zugehörigkeit von *w* zur mitteldeutschen gruppe, reiht sie vielmehr als ein unabhängiges glied in die bairisch-österreichische classe ein. die stellung der übrigen texte bleibt unverändert. auf diese weise entfällt aber für H. Müllenhoffs *B*, und dieses zeichen sowie *C* erhalten eine andre bedeutung. wir gewinnen nämlich folgende vierfache gruppierung: die bairisch-österreichische classe mit den beiden untergruppen *Kv* und *mr* und der allein stehnden hs. *w*; die mitteldeutsche classe (*B*), vertreten durch *H* und *pz*, aus der sich auch die rheinfränkische überarbeitung (*C*), zu erschliefsen aus den übereinstimmungen zwischen *f* und dem jüngern alemannischen text, abzweigt; endlich, auf *C* beruhend, dieser selbst (*D*), vertreten durch die voneinander unabhängigen überlieferungen *s* und *d*. *B* bedeutet nicht wie *C* und *D* eine würkliche neubearbeitung, sondern nur eine 'abschrift', das 'nach Mitteldeutschland gelangte exemplar von *A*' [1].

Leider erschwert die art, wie sowol Müllenhoff als namentlich H. die laa. verzeichnen, ein durchaus selbständiges urteil über derlei fragen, ebenso wie über die textkritische behandlung einzelner stellen. beide begnügen sich, um ihre ausgaben nicht mit einem wust wertloser laa. zu überladen, mit einer auswahl, und H. ist darin noch viel sparsamer als sein vorgänger, sodass man sich immer an diesen wenden muss, wenn man genauere auskunft wünscht. einigermafsen vollständig wird man durch beide, was den alten text betrifft, nur über *K* und besonders *pH* belehrt; von *K* besitzen wir zudem noch einen abdruck, der freilich auch nicht jedermann in jedem augenblick bequem zur hand ist, so wenig man ihn auch heute noch ganz missen kann. was man über die andern hss. erfährt, ist mehr oder weniger abhängig von dem urteil der herausgeber. erst über die bearbei-

[1] mit *A* bezeichnet der herausgeber nicht ganz gleichmäfsig zuerst (im hss.-verzeichnis s. 1ff) die bairisch-österr. überlieferung zum unterschied von *B*, späterhin den alten ursprünglichen text überhaupt (den archetypus) und so natürlich auch in den oben ausgehobenen stellen s. XXXVII und XVIII. ähnlich gebraucht er *x* in verschiedenem sinn : im stammbaum s. VIII bedeutet es die ganze bairische classe, im variantenverzeichnis 'in jedem einzelnen falle die gesamtheit der nicht speciell angeführten hss.' (wie bei Müllenhoff). das zeichen ∾ (di. fehlt) ist aus DHB beibehalten, wie schon in H.s Rosengartenausgabe.



tungen in *f* und *D* sind wir, jetzt namentlich durch H., wider genauer unterrichtet. ein solches abkürzendes verfahren lässt sich bei einer überlieferung wie die des Laurin wol verstehn und verdient vielleicht sogar zustimmung. nur sollte in einem solchen fall auch ein herausgeber sich jedesmal das bedürfnis eines lesers vor augen halten, der nachprüfen und nicht einen text auf treu und glauben hinnehmen will, und er sollte nicht vergessen, dass ihm vermöge seiner kenntnis des gesamten kritischen materials gar vieles vollkommen klar und ausgemacht erscheinen kann, worüber ein andrer, der diese kenntnis nicht besitzt und auch nicht durch einsicht an ort und stelle erwerben kann, vergeblich suchen wird, vollkommen ins reine zu kommen. die angaben müsten daher, auch bei streng sichtender auswahl, wenigstens durchaus so eingerichtet sein, dass man in jedem fall eine hinlänglich deutliche anschauung der überlieferung zu gewinnen vermag. das geschieht in dem mafse, wie es wünschenswert wäre, nicht einmal immer bei Müllenhoff und noch weniger bei H. dieser hilft zwar an kritisch wichtigeren und schwierigeren stellen durch anmerkungen in dankenswerter weise nach, aber in zahlreichen fällen, wo sein text von dem Müllenhoffs abweicht, muss man sich doch bescheiden und auf ein eignes urteil verzichten, weil man weder bei ihm noch bei seinem vorgänger die nötigen anhaltspuncte findet.

Soweit ich also mit deren hilfe über das hss.-verhältnis urteilen kann,. scheint mir die aufstellung einer untergruppe *Kv* begründet: aufser dem s. v zum beweise angeführten, den plusversen 277f und namentlich der umstellung innerhalb 323—330[1], spricht noch die umstellung von 1255 (Müllenhoff 1275)f, die tilgung einzelner verse wie 305 (vgl. die laa. zu 307f bei Müllen-

[1] Müllenhoffs angabe, der zufolge in *K* nicht nur 329 (331)—332 (334) ausgefallen wäre (H. s. 186 zu 323—330), sondern auch schon 327 (329) f, also gerade die verse, auf die es hier ankommt, ist, wie der abdruck lehrt, unrichtig. tatsächlich stehn die fraglichen verse, zwar im wortlaut teilweise verändert, wie H. angibt, auch in *K* vor 323 (325), und es fehlen würklich nur 329 (331)—332 (334). es ist dies wol die wichtigste, aber nicht die einzige verschiedenheit in den angaben der beiden herausgeber : vgl. noch die über den ausfall von 274 oder schon 272 (H. s. 185 zu 277. 78, wol wie bei *z* zu berichtigen 273)—278 in *rw*, 582 (586)—587 (591) oder erst 583 (587)—588 (592) in *v* und 605 (609)—614 (618; 619 bei Mh. ist ein nicht allein stehndes versehen, das sich durch seine laa. zu 619 ebenso von selbst berichtigt wie zb. seine angabe über die lücke 316, richtig 317—322 = 315—320 bei H., in *K* durch die zu 316) in *f*, die plusverse nach 932 (943) f nur in *r* oder in *rm* (vgl. H. auch s. 192 und VIII) und die laa. zu 267 (*rv*), 1084 (1096 : *getwergen x*, dh. auch *p*? H., der die laa. von *p* zufolge s. VIII sonst vollständig angibt, schweigt) und 1165 (1179 : H. schweigt, offenbar mit recht; denn der abdruck von *K* erweist *do vch* bei Mh. als einen blofsen druckfehler für *do von*). über 1225 (1245) f vgl. s. 273 anm. das ist so ziemlich alles was ich mir angemerkt habe. man sieht, Mh.s laa. sind keineswegs unbedingt zuverlässig; im ganzen erweckt H. vertrauen, wenn seine angaben nur vollständiger wären.



hoff und H. s. xiv). 905 (913)f. 926 (936)—9(?). 987 (1001)f. 1033 (1047). 1098 (1110)f (vgl. die laa. zu 1109 bei Müllenhoff). 1199f (laa. zu 1213f bei Müllenhoff). 1337f (vgl. anm.), auch laa. wie 746 (752). 1405 (1431) udgl. für nähere verwantschaft. auch dass beide hss. gelegentlich von *D* beeinflusst sind, wird man zugeben müssen (s. v; dazu für *K* noch die plusverse nach 1384: bei Müllenhoff laa. zu 1410 = *D* 2335f). erklären möcht ich diese erscheinung freilich nicht wie der herausgeber aus gelegentlichen nachträgen aus *D* in der gemeinsamen vorlage, 'die von den abschreibern willkürlich bald verwendet, bald übergangen wurden': da *v* von 1425 (1451) ab dem druck von *D* folgt (doch wol wegen unvollständigkeit der vorlage), für diese hs. also dessen benutzung am schluss erwiesen ist, halt ich es doch für wahrscheinlicher, dass beide schreiber unabhängig von einander und von der vorlage vereinzelt aus eigner kenntnis des jüngern textes (*K* seinem angeblichen alter nach aus einer hs., *v* aus dem drucke) diesem eingang verstatteten.

Nicht so klar und ausgemacht scheint mir die neue einordnung von *w*, deren besondere schwierigkeit sich der herausgeber selbst nicht verhehlt (s. 185 zu 251—258). was er (s. vi) für seine ansicht vorbringt, ist beachtenswert, aber doch kaum so durchschlagend als er glaubt. richtig ist, dass *w* das misverständnis der Laurins garten einfassenden *borten* (*porten*, wie also doch wol mit Bartsch aao. 97 richtig zu schreiben wäre), als 'pforten', das noch in *D* 199ff nachwürkt, mit *B* nicht teilt: mit diesem einfachen festhalten am richtigen alten in diesem puncte stellt sie sich aber nur nicht zur mitteldeutschen, auch nicht zur bairisch-österreichischen classe. das geschieht nun allerdings 197f mit der la. *ez vuorte ein swert an sîner sîten* (= *Kv*; *umb sînen lîp* : *strît pz*, geändert, aber vorausgesetzt auch durch *f* und *D* 445—448; der zweite reimvers 198, in *K* und *v* verschieden hergestellt, fehlt *w*, ebenso samt dem reimwort in 197 *r*, wo 197 und 199 in éinen vers zusammengezogen sind), wenn in *Kvrw* würklich, wie beide herausgeber annehmen, eine änderung vorligt (vgl. die anm.); aber wenn auch, so ist die wendung *a. s. s.* so geläufig und namentlich durch die unmittelbar vorausgehnden reimworte *zîten* : *strîten* so nahe gelegt, dass *w*, wenn sie an der assonanz anstofs nahm, darin leicht ganz unabhängig ebenso darauf verfallen konnte, wie die vorlage von *Kvr*, oder sagen wir vorsichtig vielleicht lieber nur von *Kv*, denn das reimwort, das *r* vorlag, kennen wir ja nicht. entscheidend kann ich also auch diese stelle nicht finden. zugeben wird man wider müssen, dass weder der eingang, den *w* mit *B*, aber auch dem ausgesprochen österreichischen Pressburger bruchstück (DHB i 295f) teilt und der leicht der ursprüngliche sein kann, noch die schlesische mda. etwas beweisen; es wäre in der tat recht äufserlich, blofs auf diese hin *w* unter *B* einzureihen, um so mehr als H. ganz richtig

darauf hinweist, dass 1472 die gegend, in der sie geschrieben ist[1], 'gewis mehr von Österreich als von Thüringen beeinflusst

[1] es ist noch die frage, welcher teil des schlesischen sprachgebiets, das ja auch nach Nordböhmen übergreift, das ist. schon Müllenhoff gedenkt (s. XXXIV) des alten čechischen anhangs unmittelbar hinter den deutschen gedichten (Tabulae II 173 nr 3007, 21. 22), bestehend aus einer übersetzung der passion nach Joh. 18. 19, jetzt hg. von Menčik im Časopis katolického duchovenstva (Zs. d. kathol. geistlichkeit) 36 (1895), 529—535 (die nr der hs. ist hier verdruckt) und ihrer sprache nach ins 14 jh. gesetzt, und einem gebet. wie dem aber auch sein mag, auch der weg nach Schlesien führte, wenn unser gedicht von Österreich dahin verbreitet wurde, leicht über Böhmen. und dass es hier würklich schon ein jh. früher bekannt war, bezeugt die čechische bearbeitung (*č*) aus der zweiten hälfte des 14 jhs., die Brückner im Archiv f. slav. phil. 13 (1891), 1—25 aus einer hs. des grafen Victor Bavorowski in Lemberg, gleichfalls v. j. 1472, herausgegeben hat; über diese hs. und deren inhalt (darunter auch ein Herzog Ernst) vgl. Brückner aao. 11 (1888), 83—88). H. erwähnt *č* nicht, und auch ich könnte davon nicht reden, hätte nicht prof. dr Ernst Kraus die güte gehabt, dem mangel meiner sprachkenntnisse zu hilfe zu kommen und mir nicht nur das verständnis einer reihe von stellen aus *č* selbst zu vermitteln, sondern mir auch von einer programmabhandlung darüber von Karl JČerný (im jahresbericht der k. k. čech. oberrealschule in Pardubitz 1893; vgl. die kurze anzeige von Joh. Kaňka Zs. f. d. öst. gymn. 47 (1896), 272) einen auszug zur verfügung zu stellen; ich spreche ihm dafür hier nochmals öffentlich meinen dank aus. Černý kam (s. 17) zu dem ergebnis, dass die vorlage von *č* verwant war mit Müllenhoffs gruppe *B*, dh. der bair.-österr. mit ausschluss von *K* (dies hatte schon Brückner ausgesprochen in der kurzen 'vorbemerkung' zu seinem abdruck aao. s. 1), und teilweise mit der vorlage von *w* übereinstimmte. das wäre freilich nur unter der voraussetzung glatt vereinbar, dass *w* selbst, wie jetzt H. will, der bair.-österr. classe angehört oder, vielleicht richtiger, ihr doch als selbständige abzweigung nahe steht. eine neue vergleichung mit rücksicht auf die durch H. angeregten kritischen fragen schiene mir nicht unerwünscht und überflüssig; denn die vorlage von *č* muss an alter unsern ältesten deutschen textquellen mindestens gleich, wenn nicht überlegen gewesen sein. vorläufig muss ich mich begnügen, teils nach Černý, teils nach eigner mit hilfe von Kraus vorgenommener vergleichung einzelner stellen etwa folgendes vorzulegen. *č* kennt den schluss von *K* nicht (Černý s. 14). ebensowenig weifs *č* etwas von *Garten* als heimat Hildebrands. ganz begreiflich, wenn dies erst von dem bearbeiter *C* eingeführt ist und die vorlage von *č* von dem einfluss des jüngern textes unberührt blieb (vgl. H. s. 183 zu 44); folgerichtig ist *č* auch 502 die la. von *K*(*f*)*D* zu 350 (355 : H. s. 186 f zu 347—352) fremd (Černý s. 20. 24 f). wie *w* hinter 383 (387) eine frühere versreihe 268—280 widerholt (H. s. 185. 187 zu 277. 78 und 383—86), so hat auch *č* hinter 540 die gleiche widerholung aus 410—417 (Černý s. 16 f); ja merkwürdig setzt auch *č* 207 ('in den rosen machten sie ein lager') in der vorlage eine mit *wp* (s. s. 272 im text) nahe zusammentreffende la. voraus; daneben ist auch 149 in *č* 222 übersetzt, es ligt also nicht etwa eine selbständige vorwegnahme dieses verses und zufälliges zusammentreffen mit *wp* in 145 vor. mit der mitteldeutschen gruppe teilt *č* gegen *w* das misverständnis der *borten* (*porten*) als *phorte* (*vrata, portna*; *č* 186 heifst Laurin der pförtner, Černý s. 21 f); das kann aber auch der übersetzer selbst verschuldet haben. von überschüssigen versen einzelner deutscher hss. oder hss.-gruppen scheint in *č* nur wenig vorhanden zu sein: man wird in *č* 1025 ('denn sie hatten mit ihm viel arbeit gehabt') das verspaar aus *r* hinter 714 (Mh. 719 f) widererkennen müssen; ebenso entspricht *č* 418 (vgl. 414 f) der widerholung von 269 f in 277 f *Kv*. diese verse müssen also in der vorlage von *č* gestanden haben; das scheint aber auch so ziem-

war'. aber für Müllenhoff waren auch diese beiden gründe nicht allein ausschlaggebend. er bemerkt ausdrücklich (s. XXXVIII), dass in *w* 'dieselbe grundlage' wie in den thüringischen hss. 'noch an vielen orten sichtbar' sei, und führt in der anmerkung beispiele an. H. berücksichtigt sie nicht, und die mehrzahl beweist auch würklich wenig oder nichts, auch 746 (752), wovon noch (s. 282f) die rede sein wird, nicht; denn gerade im reimwort, wo zufall ganz ausgeschlossen ist, während er beim subject des satzes nicht undenkbar wäre, steht nicht nur *w*, sondern auch *r* gegenüber *Kv* zu *p* (*z* und *f* ~, *D* 1170 ändert) mit einer la., die richtig oder verderbt jedesfalls alte überlieferung ist; aber auch *Kvr* haben an dieser stelle gerade bei dem wort, wo sie einig sind, beim subject, *w* nicht auf ihrer seite. alle beachtung hingegen verdient 145 und dessen vorwegnahme (ähnlich wie 147—150 in *z* 104—107, Zs. 11, 503, schon hier vorweg genommen sind) 113 *dar czu leytin sy sich dar in* = *p* (*z* 136 aao. 504: *su leytin sich alle nedir*); das ist nun freilich nicht sowol die la. der von Müllenhoff vorausgesetzten gemeinsamen 'grundlage', denn noch *D* 379 (wie 347) setzt auch für *BC* den alten text voraus, als vielmehr ein der unmittelbaren vorlage von *pz* eigner fehler, den *w* hier teilt (vgl. *č* in der anm. zu s. 271); jedesfalls sehr auffallend bei einer hs., die zur bairisch-österreichischen classe gehören soll. ich habe noch eine reihe von stellen darauf hin ge-

lich alles zu sein und andre (auch die 3 unten s. 275 besprochenen verspaare aus 917—976 in *mr*) fehlten ihr oder sind wenigstens aus *č* nicht erweisbar. für zwei stellen entgeht uns der vergleich: für 1202 (1216) ff (vgl. unten s. 275. 278), wo er auch für das verhältnis zu *w* lehrreich wäre, durch den verlust eines blattes (Brückner s. 19); für 1081 (1093)—1106 (1120; vgl. unten s. 278), weil dieses gespräch in *č* überhaupt fehlt. vgl. noch unten s. 273f über 413f und 967f, s. 277 über 195f. 1477f und 1495—98, und s. 281 über 409f, wo sich *č* im versbestand (auch gegen *w*) zu *pzK* stellt. in der versordnung von 768 (774)—782 (788) stimmt *č* 1129—43 zu *wpz*(*fD*), denen H. folgt (vgl. s. anm. s. 190f), gegen den von Müllenhoff bevorzugten text (Černý s. 29f). die in *p* oder gar der ganzen gruppe *B* fehlenden verspaare (H. s. IX und hier s. 273 anm.) gehn zt. auch *č* ab, ohne dass man bei der leerheit mancher von ihnen und der freiheit der übersetzung daraus immer sicher auf die vorlage schliefsen könnte; andre sind vorhanden, darunter — und das ist wol das wichtigste — auch (*č* 1978f) das mit den beiden schwertnamen *Naklink* und *Mimynk*, die im deutschen 1543 (1577) f nur die hss. der bair.-österr. gruppe (*m*, *r*, *K*) u. *w* und auch diese alle mehr oder weniger entstellt, ja zt. nur noch spurweise gewähren (Černý s. 14). vorbehaltloser einreihung der vorlage von *č* in die bair.-österr. hss.-classe scheint nach all dem weniger das misverständnis der *borten* als die berührung mit *wp* in 145 noch eine schwierigkeit zu machen; also ein ähnliches verhältnis wie bei *w* selbst. dass die vergleichung mit *č* auch für die textkritik nicht wertlos ist, lehrt schon die hier allein von entstellung freie überlieferung der schwertnamen, durch die Müllenhoffs vermutung über *Nagelinc* (zu 1577, vgl. s. LIf) tatsächlich bestätigt wird. wie weit sonst etwa daraus ein gewinn zu ziehen wäre, vermag ich noch nicht zu sagen. einiges, was mir gerade zur hand ist und nicht ohne interesse scheint, merk ich im weitern verlaufe gelegentlich zu einzelnen stellen an; mehr lag dermalen auch nicht in meiner absicht.

prüft und werde zt. auf sie zurückkommen; ich wüste aber keine, die ich mit rechtem vertrauen für Müllenhoff oder für H. anführen möchte: denn zu welcher gruppe sich auch *w* manchmal zu stellen scheint, die la. kann entweder richtig sein oder es ist wenigstens unabhängiges zusammentreffen nicht völlig ausgeschlossen. von dem sonst bisher für und wider vorgebrachten bleiben nur die *borten* und 145 mit 113 als würklich bedeutsam übrig; gerade in diesen beiden fällen verhält sich *w* ganz verschieden, ja entgegengesetzt zu *B* (*pz*), stellt sich aber auch keineswegs entscheidend zur bairisch-österreichischen classe; wer sie nach 145 (113) zur mitteldeutschen rechnen will, muss annehmen, dass das misverständnis der *borten* nicht von *B* herstammt, sondern sich erst in den weitern entwicklungsstufen *pz* und *CD* unabhängig von einander einschlich und widerholte; ein meiner ansicht nach doch nicht unbedenkliches auskunftsmittel; weist man ihr, was mir sonst das entsprechendste schiene, eine selbständigere mittelstellung an, so wird es schwierig, das zusammengehn mit *pz* in 145 zu erklären; denn zufall scheint hier doch ausgeschlossen (es müste *liehten schîn* in gleicher weise verlesen und misverstanden sein), und noch weniger kann der vers in der fassung *wp*(*z*) richtig sein (vgl. 149). ähnlich steht es mit dem versbestande. gehört *w* zu *B*, woher dann die von H. s. IX zusammengestellten verse, die in der ganzen gruppe *B* (einschliefslich *fD*) fehlen?[1] aber auch der bairisch-österreichischen gruppe fehlen verse, die in *wB* stehn: wenn ich nichts übersehen habe, 967 (979) f (∿ auch *č*) und 413 (417) f. das erste paar fehlt zwar auch *z*, und der zweite vers auch *p*; aber durch das vorhandensein des ersten in *p* und

[1] sie müssen deshalb freilich nicht alle schon in *B* selbst gefehlt haben. mit fug darf man das für 1225 (1245) f bezweifeln. das verspaar fehlt tatsächlich in *z*, *f* (hier sogar 1225—30) und *D*. Müllenhoffs angabe, dass 1226 f in *Kvpz* und *D* fehlen (von *f* abgesehn), ist für *z* und *D* jedesfalls unrichtig; denn namentlich in *z* 920 (Zs. 11, 525), aber auch in *D* 2099 ist 1227 noch unzweifelhaft zu erkennen. über *v* erfährt man auch bei Mh. nichts näheres, als dass sie ändert, kann sich also kein eigenes urteil bilden. *p* und *K* aber scheinen von *kemenâte* 1225 auf dasselbe wort 1227 abgeirrt zu sein. dann müste 1225 f doch auch in *B* noch vorhanden gewesen und erst in *z* und wahrscheinlich auch schon in *C* ausgefallen sein. tatsächlich erhalten ist es nur in *mrw*. — nicht ganz sicher zu beurteilen ist 713 (717) f. wie *D* 1142 ff zeigt, sprang *C* von dem reimwort 706 auf das von 722 über (in *f* sind 707—730 auf zwei verse gekürzt, einl. s. XXII): man kann also nicht wissen, ob 713 f nicht doch in *B* vorhanden war und erst in *pz* ausfiel. — selbst in *D* 1758 (*A* 1062) könnte man *manheit* (*tugende A*) vielleicht als vorwegnahme aus dem gestrichenen verspaar 1063 (1075) f ansehen; ob etwa schon von *C* her, lässt sich nicht ermitteln, da in *f* 1057—72 auf zwei verse gekürzt sind. dann müste auch 1063 f noch in *B* gestanden haben und erst von *pz* (*z* ∿ 1061—9) und *C* oder gar erst *D* (und *f*) unabhängig von einander als überflüssig gestrichen worden sein. das ist aber kaum wahrscheinlicher, als dass *D* 1758 ohne anhalt in *A* 1063 geändert habe, und so wird man schon diesen ausfall und jedesfalls den von 831 (839) f. 1543 (1577) f und die zerrüttung des abschnittes 1017 (1031)—1040 (1054) bereits *B* zuschreiben dürfen.

durch *fD* 1586—93 ist es gleichwol für die ganze gruppe *B* bezeugt. nicht so sicher ist dies bei dem zweiten verspaar, das zunächst nur durch *wpz* (die erste zeile auch *č* 580) geboten wird; nur *D* 741 scheint es auch für *C* und so mittelbar auch für die ganze gruppe *B* vorauszusetzen. was allein entscheidend wäre, erweislich jüngere zusätze, teilt *w*, soviel ich sehe, mit keiner der beiden classen oder einer ihrer untergruppen. auch 413f kann man nicht etwa in diesem sinne gegen H. für Müllenhoff verwerten. dieser hielt sie für echt; H. zweifelte ursprünglich und setzte sie im text zwischen klammern; nachträglich aber (anm. s. 188 und noch entschiedener einl. s. x) nimmt er seinen zweifel zurück. was er dort zu ihren gunsten anführt, dass ohne sie 'nirgends gesagt wird, dass Dietrich sein ross besteigt, was doch 453 (457) bestimmt vorausgesetzt wird', scheint mir nicht durchschlagend. es widerspräche der art dieses dichters durchaus nicht, wenn er sich mit der blofsen andeutung, die doch in 412 gewis schon ligt, begnügt hätte. gerade das konnte zu einem spätern einschub anlass geben; auch *D* 741 liefse sich recht wol so erklären. wolfeil genug wäre er in *w* und *pz* durch einfache entlehnung der formel 363 (367)f besorgt; vgl. auch 609 (613)f. ich bin daher auch der echtheit ebenso wenig ganz sicher wie des gegenteils. aber auch wenn sie unecht sein sollten, bewiesen sie doch kaum viel für engere verwantschaft von *w* und *pz* oder *B* überhaupt. denn bei dem formelhaften charakter dieser verse und der ähnlichkeit der situation und der reimfolge mit 609f (vgl. auch 411f und 607f) konnten wol auch zwei interpolatoren unabhängig von einander auf sie verfallen.

Es ist nicht anders möglich, als dass die so veränderte anschauung von dem hss.-verhältnis auch auf die textkritik im einzelnen von mafsgebendem einfluss war und nicht unwesentliche abweichungen von Müllenhoff zur folge hatte. die wichtigste und einschneidendste ist, dass der nur in *K* (und zt. in *M*, dem nicht als selbständige quelle zählenden Münchener doppelblatt) überlieferte schluss 1567 (1601) ff, den Müllenhoff als echt in anspruch nahm, fallen gelassen und samt dem zweiten buche, dem 'Walberan', als eine nur dieser überlieferung eigne fortsetzung angesehen wurde, die an stelle des ursprünglichen in den übrigen hss. allerdings mehr oder weniger verstümmelt erhaltenen schlusses getreten sei. man wird um so weniger umhin können, die richtigkeit dieser folgerung anzuerkennen, als dieser schluss in *K* in geist und ton zu dem vorausgehnden und zur volkstümlichen anschauung gar wenig stimmen will, während der in den andern hss. stehnde nach beiden seiten entspricht. die kürzungen und verstümmelungen, die sich die einzelnen schreiber unabhängig von einander erlaubten, dürfen an dessen echtheit im wesentlichen nicht irre machen. dass schreiber das ende einer dichtung nicht erwarten können und es nach eignem belieben beschleunigen, ist

eine erfahrung, die man auch sonst machen kann. was der herausgeber über diese dinge in seiner einleitung (s. xvi) vorbringt, ist nur zutreffend. dort sind weiter auch formelle kriterien beigebracht, die es wahrscheinlich machen, dass der schluss des ersten buches in *K* von keinem andern herrühre als dem vf. des zweiten buches, dessen geistesverwanter er auch ist (vgl. auch Müllenhoff zu Laur. 1883 ff). H. hat übrigens diese fortsetzung nicht vernachlässigt, sondern im anschluss an das alte gedicht wider herausgegeben und ihr seine philologische sorgfalt angedeihen lassen.

Aber Müllenhoffs ansicht, dass jede hs. 'einmal das echte und ursprüngliche bewahrt haben kann' (s. XLII), war so, wie er sie durchführte, überhaupt nicht aufrecht zu halten. er hat widerholt auch verse als echt aufgenommen, die nur von untergeordneten textquellen, namentlich der gruppe *mr*, manchmal auch nur von einzelnen hss. allein geboten werden, weil er seine 'supponierte hs. *B*' zt. für 'vollständiger' hielt 'als *K* oder deren original' (vgl. seine einl. s. XXXVII). diese nur so schwach bezeugten verse hat H. seiner auffassung entsprechend 'als junge zusätze in die varianten verwiesen' (s. VIII) und schon das muste einen nicht unwesentlichen unterschied seiner ausgabe von ihrer vorgängerin im versbestande zur folge haben. hierin ist er nun schon wegen der ungenügenden gewähr solcher verse in seinem rechte. es ist aber vielleicht doch kein blofser zufall, dass mehrmals rede und gegenrede mit der epischen einleitung sich in dem umfang von je zwei reimpaaren bewegen: 865 (873)—880 (888). 1171 (1185)—1182 (1196). 1241 (1261)—1248 (1268); und ebenso nach entfernung der von Müllenhoff aus *mr* aufgenommenen verspaare (933 f. 943 f. 985 f seiner zählung) auch 917 (925)—932 (942) und 969 (981)—976 (990). darf man auf diese beobachtung irgend ein gewicht legen, so werden dadurch jene verse nur noch mehr als junge zusätze bestätigt. lediglich aus derselben quelle stammt das verspaar 1217 f bei Müllenhoff (nach 1202 bei H.). es ist selbstverständlich nicht anders zu beurteilen als die übrigen, und ich verstehe das schwanken des neuen herausgebers in der anm. (s. 193) nicht recht. 1201 (1215) f ist doch nur eine auf spannung berechnete rhetorische frage, die einer andern antwort als der weitern aufklärung bringenden erzählung nicht bedarf. aber die frage bezeichnet zugleich auch einen ruhepunct der erzählung, an dem auch ein vorleser innehalten konnte: daraus erklärt sich die in *mr* eingeschobene echt spielmannmäfsige antwort eines solchen durstigen vorlesers zur genüge; in den text gehört sie nicht.

Eine zweite ursache der verschiedenheit beider ausgaben im textbestand ligt in der kritischen methode Müllenhoffs, der, um fehler oder metrische unebenheiten zu bessern, manchmal durch mengung verschiedener überlieferungen und zerlegung einer zeile verse gewinnt, die nur geringe oder gar keine urkundliche gewähr haben und darum bei H. ebenfalls nicht wider erscheinen.

Die entscheidung über den echten textbestand, auch etwa anzusetzende lücken ist aber zuweilen recht schwierig, und es darf daher nicht verwundern, wenn der neue herausgeber in mehreren fällen selbst wider schwankend wird und manche seiner ansätze in der einleitung (s. VIII—X) wider zurücknimmt. hieran will ich über einige stellen bemerkungen anknüpfen. statt der acht von den beiden herausgebern aus *Kr* (*v* kommt nicht in betracht) in den text gesetzten verse 251—8 haben *wpf* nur vier; in *z* fehlen sie ganz; dieser ausfall erklärt sich aber rein mechanisch durch den gleichen eingang von 251 und 259 *wer hat iuch* und aus ihm ist kein schluss zu ziehen auf 'starke verderbnis' in der vorlage von *pz* (anm. s. 184 f). die vergleichung mit *w* und *f* (vgl. einl. s. XX) schützt *p* auch vor dem verdacht, hier wie sonst öfter verse ausgelassen zu haben; ligt eine tilgung vor, so müste sie schon in *B* vollzogen worden sein; das liefse sich aber nur behaupten, wenn man *w* mit Müllenhoff unter *B* einreihen dürfte. dafür aber bietet auch diese stelle keinen anhalt. was in *B* stand, hat H. in der anm. gewis richtiger ermittelt als beurteilt: seine versabteilung der ersten hälfte (entspr. 251—4) *wer hât iuch tôren geheizen | spannen iuwer gurren | ûf mînen anger,* also zu drei versen, ist, wie er später selbst (einl. s. IX. X) erkannt haben muss, hinfällig; wir haben hier ebenso gut wie in der zweiten hälfte (*den ich hân geheget vor manegen man? ir müezet mir swæriu pfant lân!* entspr. 255—8) nur ein verspaar vor uns mit den reimworten *spannen : anger,* im wesentlichen also gleich *p*, wo nur das durch *w* und *f* wie durch *Kr* (und *č* 381 *blazni*) gesicherte wort *tôren* fehlt. und das kann vielleicht sogar der echte oder doch der alte text sein, von dem unsre ganze überlieferung ausgeht: die in *pfr* erhaltene assonanz gab anlass zu reimänderung in *w* und *K*; ebenso konnten die überlangen ersten verse beider paare zu falscher abteilung verleiten und dann ergab es sich von selbst, dass das eine mal *geheizen* (wie H. selbst abteilt), das andre mal *geheget* (*geheien*) an das ende trat und nun dazu ein reimvers geschmiedet werden muste; so in *Kr*, aber doch auch wider wie schon in der behandlung der assonanz zugleich verschieden: wider bewahrt *r geheien*, wofür *K behalten* einsetzt; demnach sind auch die neueingeschobenen reimverse (252. 256) verschieden und treffen nur in dem ziemlich naheliegenden ersten reimwort (*payssen*) zusammen; die übereinstimmung von *K* und *r* ist daher, genau besehen, nicht so grofs als es auf den ersten blick scheint, und stammt vielleicht nicht einmal durchweg von der vorlage her; ganz sicher darf man dieser nur den zusatz *vnd beschirmet*, wahrscheinlich auch schon die falsche abteilung zuschreiben; im übrigen könnten sie selbständig sein; jedesfalls ist ihre gewähr gegenüber *wpf* sehr gering und der text nach diesen zu gestalten. — 1477 f beurteilt H. in der anm. s. 195 jedesfalls richtig: die alleinstehnde hs. *K*, aus der Müllenhoff

durch verschiedene keineswegs ganz leichte änderungen seinen text (1505—10) gewann, kann gegenüber der übereinstimmung von *pwm* und *D* 2501 f um so weniger geltung beanspruchen, als unter diesen sogar ein vertreter der eignen classe (*m*) sich befindet (*č* 1925 f ist zu kurz und frei um einen anhalt zu gewähren). es liegen zweifellos überall versuche vor, einen alten fehler (reimstörung) zu bessern. aber der vorschlag des herausgebers (mit einem reim *vor* : *dar*) darf nicht, wie er (einl. s. x) meint, in den text gesetzt werden : 1478 ist das reimwort *vür* durch *pwK* und *D* 2502 gesichert und davon muss jede besserung ausgehn; in dieser beziehung schlug schon *D* den ganz richtigen weg ein; dass der bearbeiter auch das verlorne schon gefunden habe, soll damit allerdings nicht gesagt sein. — 1495—8 (1527—32) hat H. im text eine lücke von drei versen angesetzt; in der anm. (s. 195 f) und einl. (s. IX. X) dagegen kehrt er zu Müllenhoffs versbestand zurück (*č* 1941—3, wider ganz kurz, hat von diesen nur in *Km* stehenden versen nichts); nur sollen die beiden letzten verspaare umgestellt werden, weil erst 'das dritte den inhalt des verlangens' ausdrücke, 'das nach dem wahrscheinlichen wortlaute des ersten die beiden zurückgebliebenen helden bewegt', und weil es auch in *K* unmittelbar dahinter stehe; dem entsprechend versucht H. auch eine herstellung, die er s. x in den text eingesetzt wünscht. aber dieser versuch scheint mir mislungen. die stellung des verspaares in *K* kann nichts beweisen. soll Müllenhoff mit seinem versbestand (abgesehn von der reihenfolge) recht behalten, so müssen *K* und *m* jede ein anderes verspaar übergangen haben; dann kann dies ebenso gut das mittlere wie das letzte gewesen sein. *belangen* (1528 Mh.) braucht aber nicht von einem 'verlangen' zu reden, es kann einfach 'zu lang werden' bedeuten. Müllenhoffs reihenfolge wird überdies durch *D* 2571—8 bestätigt: 2571 f und 2577 f entsprechen seinen 1527 f und 1531 f; 2575 f umschreibt das mittlere verspaar (1529 f) mit beseitigung des ungenauen reimes; 2573 f ist ein *die zwêne* (2572) erklärender zusatz. Müllenhoff behält also, wenn überhaupt mit seinem versbestand, auch mit seiner reihenfolge recht. nur im wortlaut möchte ich 1529 *si* mit *m* streichen. — über das verspaar 195 f spricht sich H. nicht aus; er setzt es auch nicht wie Müllenhoff in klammern, hält es also offenbar für echt. es ist aber doch nur eine ganz müfsige widerholung von 194 und daher mindestens verdächtig (auch durch die formel 196); sehr alt allerdings müste der einschub sein; denn nach der überlieferung müssen die verse ohne zweifel schon in *A* gestanden haben; auch *č* 293 f bestätigt sie und gibt auch die reimworte (*kazdy čas* 'jederzeit' : *w kterem swaru* 'in jedem streit') genau wider (dafür fehlt = *p* 209 f; in *z* fehlt 203—210). vielleicht ist nur die widerholung von 194 durch *des gesigte ez* ein alter fehler (ersatz für einen frühen verlust in 195? oder blofse versfüllung? etwa *ze allen gezîten*?

natürlich lege ich kein gewicht darauf, dass *z* tatsächlich *gezyten* list Zs. 11, 505 v. 180).

Seinem texte hat H. die auch von Müllenhoff (s. XXXVII. XLI) ausdrücklich als besonders sorgfältig anerkannte hs. *p* zu grunde gelegt, daneben aber namentlich *w* und *K* herangezogen. dagegen wird man nach seiner allem anschein nach richtigen beurteilung von *B* (oben s. 268) kaum etwas einwenden können; ja er hätte wol noch durchgängiger an den laa. dieser hs. festhalten dürfen, namentlich wo sie durch andre, auch der bairisch-österreichischen classe gestützt werden : zb. 748 (754) *vienc* (*pKr* und Mh.; H. mit *w geviench*); 815 (821) *si swuoren* (*pv* und Mh.; H. mit *wmr swuoren*; *Kzf* ∾); 876 (884) *dâ solt du degen stên an* (*p*; vgl. *dor an s. du wol bestan z*, *d. s. d. getrewlich bey stan w*; Mh. und H. mit *Kv stæte belîben an*; vgl. Mhd. wb. II² 574ª, 9 ff. 577ᵇ, 16 ff. 584ª, 8 ff); 900 (908) *die gâben* (*pzK* und Mh.; H. mit *wr daz gap*); 1438 (1464) *wunden wart* (*p* und Mh.; H. mit *Km* und *w wurden im*; *im* ∾ auch *m*) *vil geslagen hern Dietrîche*; und so wol noch öfter. die textkritik ist indes überhaupt bei dem stand unsrer überlieferung oft sehr schwierig und an einer nicht geringen anzahl von stellen wird man auf dieser grundlage kaum zu einem würklich gesicherten und befriedigenden ergebnis gelangen können. dass die beurteilung durch die lesartenangaben nicht immer leicht genug gemacht wird, wurde schon erwähnt. ich beschränke mich daher auf einige bemerkungen. 279 setzen beide herausgeber mit *w guotes* in den text; *pzf* ∾; aber *Kvr* und *D* 559 stimmen zusammen in *goldes* (auch *č* 419 *striebra, zlatta dosti mame* 'silber, gold haben wir genug' = *Kr*(*v*)), das dadurch als überlieferung beider hss.-classen vorausgesetzt und richtig sein wird. dann nimmt Laurin 282 (auch *č* 421. 424) dieses wort parallel wider auf. auch da setzt *w guts* ein, ohne bei den herausgebern darin folge zu finden, und doch steht ihm hier wenigstens *z* zur seite (vgl. schon Bartsch aao. 99). — 1082 (1094) *niht* ∾ *vmrf* (*D* 1776 hat *s ihtt*, *d auch*), und würklich passt es zu 1085 (1097) *oder* schlecht, so gut es auch durch *Kwpz* bezeugt scheint, allerdings für die ganze classe *B* so wenig wie für die bairisch-österreichische. wenn es nicht zu streichen ist, dürfte doch *iht* das richtige sein. — 1203 f (1219—23) beurteilt H. die überlieferung gegenüber Müllenhoff gewis richtig. nur will ich darauf hinweisen, was man aus den laa. nicht ersehen kann, dass statt *daz getwerc* (*pfmr*) nicht nur *Kv*, sondern auch die vielleicht doch manchmal zu wenig beachtete hs. *z* (898 Zs. 11, 524) *Laurîn* list. dadurch würde der vers wesentlich gebessert. — noch sicherer ist für 1250 (1270) und 1254 (1274) *z* heranzuziehen : 1250 steht nur in *Kvz*; es entscheidet also übereinstimmung mit *z*; demnach war, wie *daz* (*so K*) aufzunehmen, mit *vz* (und Müllenhoff) *iemer* zu streichen. ebenso stellt sich 1254, wo beide heraus-

geber *p* folgen, *z* (947 aao. 525) zu *Kvr* (*mwf* ~), es ist also zu lesen *du enmaht ir keinen* (oder *keinez*, *niht p*) *gesehen*. — 1383 (1409) ist allerdings *oder wen ich sol bestân*, was H. in den text setzt, durch *mwpz* und *D* 2333, also gut bezeugt; aber es ist eine müfsige widerholung von 1382 *ich weiz niht, wen ich slahen sol*, nicht, wie man erwartet, die andere alternative; das ist aber *wem* — *pey gestan* in *Kvr* und ich halte Müllenhoffs auf grund dieser hss. hergestellten text *wem i. s. gestân* für richtig. haben *Kvr* einen alten fehler durch conjectur gebessert, so ist es ihnen damit nahezu gelungen. — 1434 (1460) ist nur in *Kwpz* erhalten; *Kw* ändern an dieser stelle jede selbständig des reimes halber (vgl. H. einl. s. XIV); man muss sich daher an *pz* halten. H. nimmt aber (*er machte im rûm wît und breit*) aus den beiden ändernden hss. *im* auf, und auch das weitere ist teils *z* (*einen rūn lang vnd br.*), teils *pK* (*eyne wite vñ eyne br. p*; *preit vnd weit K*) entnommen. eine solche vermischung der überlieferungen ist doch unzulässig. die stelle ist wol durchaus verderbt; vielleicht ist zu lesen *er machte eine wîte breit*. — 1546 (1580) ligt in der an dieser stelle 1543 (1577)—1552 (1586) überhaupt stark beschädigten überlieferung eine merkwürdige kreuzung vor. aber von einer gruppe *pKm* gegenüber *wr* zu reden, wie der neue herausgeber in der anm. (s. 196) tut, geht doch nicht ohne weiteres an. würklich stimmen doch nur *wr* (*dy risen si niht sparten*); dem gegenüber treffen *pKm* nur in der wortfolge zusammen (*si wunden d. r. angever K*, *si w. manigen vil hart m*, *si wagentez v. h. p*); sonst aber gehn sie zt. auseinander : *Km* stimmen im verbum gegen *p* und *wr*; *mp* im adverb gegen *K* (*angever* ist wol verschrieben für *ungehiure* und dies ersatz für den mit 1548 ausgefallenen reim), *K* aber im object mit *wr* gegen *m* und *p*. H. hat eine mischung aus *Km*, *wr* und *mp* in den text gesetzt (*si wunden die risen vil harte : orten*); vielleicht richtig, aber doch ohne rechte gewähr; unsicher bleibt an dieser stelle alles. Müllenhoff schrieb *diu getwerc si niht sparten*, folgte also zt. *wr*; wenn H. dagegen in der anm. behauptet, *diu getwerc* sei 'nirgends belegt', so hat er wol übersehen, was freilich Müllenhoff nicht für nötig hielt anzumerken, dass in *z* der zweite der beiden verse, auf die in ihr 1541—52 gekürzt sind (1157 Zs. 11, 531), lautet *der geczwerge vil erslagen wart*, was etwa 1546 entsprechen kann. gewähr gibt das freilich keine, und darum schwieg offenbar auch Mh., der seine mindestens sehr beachtenswerte änderung aus dem zusammenhang rechtfertigte (vgl. s. anm. zu 1577). — 1569f ordnet H. die reimfolge gegen Müllenhoff (zu 1600 v. 3f *dô wolden si der twerge keinez lâzen in dem berge* nach *fmpz*, ähnlich auch *D* 2689f) nach *wr* (*si w. in d. b. niht l. leben diu getwerge*). allerdings sind *pz* offenbar von der vorlage her verderbt, indem das zweite reimwort (*in dem berge*) ausfiel und dafür aus dem folgenden verse *leben* vorweg-

genommen wurde (*lazzen lebe*), was dann in *z* würklich zur tilgung dieses verses (1571) führte. ähnlich ist in *w* (*nicht lassin leben dy get.*) *leben* vorweggenommen, dafür aber das ganze verspaar 1571 f ausgefallen, ohne dass auch hier ein näherer zusammenhang mit *pz* oder gar der ganzen classe *B* anzunehmen wäre; vielmehr gieng *w* selbständig vor und trifft auch mit *r* nur in der reimfolge, aber nicht im wortlaut und sinn zusammen. auch *m* ist in eigner weise verderbt. *pz* setzen aber trotz ihres fehlers dieselbe reimordnung voraus, wie sie in *fD* bezeugt ist: diese stammt also offenbar von *B* her, und da sie auch in *m* trotz der verderbnis übereinstimmend vorligt, so können dagegen die selbständig ändernden hss. *wr* kein gewicht ansprechen. es muss also bei Müllenhoffs text bleiben. damit entfällt einer der drei belege für das neutr. pl. auf *-e* (einl. s. xii).

Ähnlich wird vielleicht noch öfter zu Müllenhoffs text zurückzukehren sein oder wenigstens auch gegen den des neuen herausgebers ein methodisches bedenken erhoben werden können. im ganzen stehe ich aber nicht an, dem seinigen den vorzug zu geben, weil er urkundlicher ist. freilich hat er auch den fehler dieser seiner tugend : so entschlossen, ja kühn Müllenhoff oft die handschriftliche überlieferung verliefs und eine eigne vermutung in den text setzte, so selten und zögernd entschliefst sich H. dazu, wenn es einmal gilt über den archetypus zurückzugreifen. ganz konnte allerdings auch er dieses heilmittels nicht entraten, und auch eine Müllenhoffsche besserung wie die zu 724 (730; vgl. unten s. 282) oder 919 (927) f ist gelegentlich in seinen text übergegangen. freilich 855 (863) durfte Müllenhoffs besserung *vür* statt *von* nicht aufgenommen werden, ohne auch weiter seinem text zu folgen; die hss. (*von fursten wKvm*, *von recken p*, *von uns r*, *zf* ∾) führen indessen eher darauf, mit *r* 854 *ez* zu streichen und zu lesen *swâ man in dem lande seite von fürsten zageheit*. 898 (906) f hingegen liefs sich H. nicht bestimmen mit Müllenhoff das erste *erdenken* zu streichen. aber einer überlieferung wie der des Laurin gegenüber darf, ja muss man wol etwas mehr wagen : nur muss eine würkliche verderbnis erweislich sein und es darf die durch eine unbefangene beobachtung der urkundlich bezeugten sprache und technik des dichters gezogene schranke nicht übersprungen werden. ich will hier nur noch auf einige schadhafte stellen aufmerksam machen, ohne der heilung immer sicher zu sein. 32 ist so wie die herausgeber schreiben, *der* (Mh., *der dâ* H.) *pflegent diu getwerge*, schwerlich richtig. sie nehmen *der* aus der jüngsten bearbeitung *f* und *D* 270 auf; in den andern hss. fehlt es und ist dort wol nur zugesetzt, um für den zusammenhanglosen vers einen anschluss (an *âventiure* 30) zu gewinnen. vielleicht ist der zusammenhang aber nur durch eine alte umstellung in 33 gestört und zu lesen *dâ pf. d. g. des* ('um dessentwillen, wofür') *man in muoz* (*muoz*

man in hss.) *von schulden jehen* (mit verschwiegenem *dankes* oder dgl., Mhd. wb. I 513ᵇ, 22 ff, und stärkerer interpunction nach 33). gar keiner änderung bedürfte es, wenn man *pflegen* absolut verstehn und coordinierende asyndetische anreihung der folge in 33 annehmen dürfte. — 104—7 *mit guldînen borten, mit golde und mit gesteine,* [*dâ mite*] *hete Laurîn der kleine die rôsen schône behangen.* so die herausgeber. *mit* (104) steht zwar in *z*, ist aber von den herausgebern, wie Müllenhoff durch die reihenfolge der laa., H. durch cursivdruck und die berufung auf seinen vorgänger andeutet, sicher nicht auf die gewähr dieser hs. hin in den text gesetzt (vgl. Mh.s anm.); es ist auch nur einer der verschiedenen versuche, für den vers einen anschluss zu gewinnen. das fast einstimmig bezeugte *dâ mite* (106), das die herausgeber beseitigen, scheint vielmehr auf einen absolut vorangestellten begriff zu weisen, den es wider aufnimmt; also etwa *guldîne b. m. g. u. m. g., dâ mite* usw.? das nebeneinander von *guldîne* und *von golde* würde dadurch, wenn man 105 als nachträgliche nähere ausführung betrachtet, kaum unerträglicher als es auch jetzt ist; denn woran soll sich auch nach Mh. und H. das gold und gestein befinden als an den *borten*? sehr fraglich ist mir aber, ob *behangen* (107) richtig ist; nach 69 f sollte man eher *bevangen* erwarten. — 409 f (411—414) stellt H. gegenüber Müllenhoff, der *rw*(*v*) contaminiert, jedesfalls nach *pzK*(*w*) die alte auch durch *č* 576 f (1 reimpaar!) bestätigte überlieferung her : *ich dünke iuch nie sô kleine sîn, wæren iuwer hundert* (?), *der wolde ich gewaltec sîn.* aber schwerlich ist sie unverderbt. dass der ohne genaue analogie stehende rührende reim möglicherweise 'folge eines alten fehlers' ist, gibt H. (einl. s. XII) selbst zu. ich vermute *i. d. i. n. sô kleine, iuwer hundert* (oder *tûsent* = *rw*? auch *č* 577 *was tisic*) *wolde ich gewaltigen* (oder *gewalten*) *eine.* daraus liefse sich die überlieferung ohne schwierigkeit erklären. — 415 (419) setzt H. trotz der unstreitig richtigen bemerkung Müllenhoffs, 'einen parallelismus *begunde er hazzen* — *begunde er vazzen* herzustellen erlaubt der stand der überlieferung nicht', *begunde* in den text, gesteht aber (einl. s. XIII, vgl. s. XXI) selbst zu, dass dies in *rwd* (*D* 749 hat *s mieste*) nur eine naheliegende conjectur für das sonst bezeugte *wolde* ist. dies hielt Müllenhoff für richtig und setzte daher statt des dazu allerdings nicht passenden *hazzen* mit *f* allein *stôzen* in den reim. das geht nun freilich nicht an, da noch *D hazzen* bezeugt (vgl. auch Bartsch aao. 99), und H. erkennt darum mit recht den fehler in *wolde.* aber *begunde* wäre schwerlich so verderbt worden; ich vermute vielmehr *daz getwerc wart er hazzen.* — 721 (727) f nehmen beide herausgeber (Müllenhoff im zweiten, H. wenigstens dort wo es überliefert ist, im ersten vers) aus *wr genomen* auf gegen *px* : schwerlich richtig; denn *unverborgen* hat Laurin nach der folgenden erzählung (besonders 738—742. 749. 752) die jungfrau nicht *genomen.* sicher

bezeugt ist nur (*jâ hân ich die swester dîn*) *gestern morgen vil* (?) *unverborgen*. es ligt wahrscheinlich ein alter fehler vor, den ich aber nicht zu bessern weifs. darin mögen *wr* (vgl. auch *v*) vielleicht recht haben, dass vor *gester* ein wort ausgefallen ist, in dessen verfehlter aber naheliegender ergänzung sie leicht zusammentreffen konnten; ich dachte an *sît*; aber auch dabei macht *unverborgen* noch immer schwierigkeit. auch *gar*, das H. 722 (*v. gar unv.*) aufnimmt, ist nur durch *wr* bezeugt. *č* 1030—4 'Detleb, das sage ich, dass ich deine schwester gewis kenne (*snam*). kummervoll habe ich sie vergessen, als ich aus dem berge (*z hory*, also = der allgemeinen überlieferung *in dem berge*, wofür Mh. und mit ihm H. 724 *in den sorgen* einsetzen, nur mit der passenderen präpos. *z*) von ihr fortritt. das geschah gestern morgen' übersetzt 722 überhaupt nicht und zieht 721 zum folgenden; damit ist, so gut ein (.) nach 720 als bestätigung der frage 716 (722) passen würde, auch nicht geholfen. — 735 (741) f gestalten die herausgeber ziemlich ähnlich; H. setzt nur statt Müllenhoffs *meide wol getân* ein *juncvroun lobesam* (: *gegân*). beide folgen darin jungen überlieferungen : Müllenhoff *fD* 1160, H. gar *z*; bei diesem um so überraschender, als er bereits auf der rechten spur war. tatsächlich führt auch hier unbefangene betrachtung der überlieferung auf 'eine sehr alte verderbnis', die verschieden gebessert wird, und *lobesam* in *z* ist trotz des vermeintlich nahen zusammentreffens mit *f* 'nur conjectur'. zu grunde ligt ein reimloses verspaar *gegangen* (*Kvz*) oder (*ge*)*gân* (*fD* 1159): *juncvrouwen* (*Kpw*, auch in *vz* nur ins versinnere zurückgeschoben. *p* strich 735 und schob hinter 736 einen neuen vers (*die man wol mochte schouwen*) ein; *w* änderte 735 (*ging sy umb schawen*); *f*(*D*) stellen in 736 den reim her, und ähnlich, nur ungeschickter hilft sich *v* mit seinem zusatz (*und manen*, dem zu liebe sie schon 735 *geganen* schrieb); *z* aber schiebt hinter 735 einen vers ein (*mit blumen sich behangin*), setzt 736 *lobesam* zu, streicht zugleich 738 (—740) und gewinnt so ein zweites reimpaar (736: 737, Zs. 11, 516 z. 608—611); in *r* fehlen 733—736 überhaupt. die von H. jedesfalls viel zu hoch angeschlagene übereinstimmung von *z* und *f* wird nicht weiter irreführen, wenn man beachtet, dass *z* das ihr natürlich sehr geläufige epitheton *lobesam* auch 433 (436) f und 743 (749) f (Zs. 11, 510. 517 z. 377. 615) eingeschwärzt hat. der alte fehler ist leichter festzustellen als sicher zu bessern; denn wir wissen nicht, welches der beiden reimwörter zerstört ist. — 746 (752) schreibt H. *dô lûhte's ûz den andern schône alsô diu sunne ûz dem trône*; in der anm. (s. 189) aber möchte er statt *diu sunne* (*rKv*, so auch *č* 1067—9 'die da wie die sonne, *iako slunce*, leuchtet unter andern jungfrauen und unter schönen frauen') lieber mit *pw der mâne* einsetzen; wahrscheinlich richtig; denn noch *D* 1170 bestätigt trotz der offenbaren änderung, die Müllenhoff nicht hätte in den text setzen

sollen, *der mâne* als subject; auch in *Kv* ligt eine gemeinsame änderung der unverstandenen überlieferung vor; die wie *D* aber in andrer weise *mâne* in den reim brachte und an seiner stelle als subject die sonne setzte, womit *r*, im übrigen das alte wahrend, leicht zufällig zusammentreffen konnte (vgl. s. 270. 272). wie man aber auch über das subject urteilen möge, *ûz dem trône* (*prw*) ist ohne zweifel die alte um ihrer unverständlichkeit willen in *Kv* und *D* geänderte überlieferung; ob auch die richtige, das ist eine andre frage. H. beruhigt sich dabei, und auch ich würde daran, dass die uns ungeläufige anschauung, der mond (oder die sonne) leuchte von einem throne herab, auch sonst nicht belegt ist, nicht unbedingt anstofs nehmen, wenn mir nicht die stelle selbst als dichterischer vergleich einen solchen zu bieten schiene. wie Künhild *ûz den andern*, so muss auch der verglichene gegenstand, mond oder sonne, aus einer entsprechenden umgebung hervor, nicht von einem ausgezeichneten platze oder sitze herableuchten; sonst hinkt der vergleich. demgemäfs wage ich zweifelnd die vermutung *ûz der crône*. lat. *corona* ist der beleuchtete dunstkreis (hof) um sonne und mond; wann diese mir auch mundartlich (aus Tachau in Böhmen, uzw. bis jetzt nur für den mond) bezeugte bedeutung (das sternbild der Ariadne bei Ovid und Vergil kann nicht in betracht kommen) ins deutsche übergieng (DWb. v 2379, 8), weifs ich nicht und kann sie mhd. nicht belegen; der vergleich aber würde dadurch treffender und die überlieferung leicht genug erklärt. — 1033 (1047) ist *zwêne singære* unmittelbar nach *zwêne singende man* als tautologische apposition dazu doch unmöglich. mit Müllenhoff *r* zu folgen, geht gegenüber *wpD* 1693 (*D* 1647—52 fehlt der vers) auch nicht an. ich vermute daher *die zw. s., hovelicher mære sungen si* usw. — es kann natürlich nicht meine absicht sein, alle verderbten oder doch verdächtigen stellen zu erschöpfen; in manchen fällen wird man sich auch begnügen müssen einen fehler festzustellen, ohne auch nur eine glaubliche vermutung aufstellen zu können; so 843 (851) *lobesam* nach 841 (vgl. Müllenhoffs anm.), das wenigstens in einer anm. als verderbnis hätte bezeichnet werden sollen.

'Peinlich gehütet' hat sich H. 'im gegensatze zu Müllenhoff' ganz ausdrücklich 'vor metrischen conjecturen' (einl. s. xxxxiv anm. 2; vgl. s. 194 zu *A* 1367—70), und darin wird man ihm unbedingt recht geben müssen, dass man die verse nicht mit dem mafsstab eines Hartmann oder Gottfried messen dürfe. aber eine metrische technik hat doch auch dieser spielmann gehabt. das gesteht auch H. zu, und man wäre darum dankbar gewesen, wenn er ihr näher getreten wäre und ihre grundsätze bestimmter formuliert hätte. mit der allgemeinen bezeichnung 'salopper versbau' (s. 188 zu 409 f) und einigen gelegentlichen proben, wie er einzelne verse gelesen wissen will (aao., aufserdem s. 193 zu 1203 f, s. 194 f zu 1367—70), ist natürlich noch lange nicht alles getan. auch ist

es für die textkritik selbst praktisch gewis nicht gleichgiltig, wie man sich zu solchen fragen stellt. ich will nur einen punct kurz berühren. nicht selten sind für den sinn nicht unentbehrliche wörter entweder nur in einzelnen hss. überliefert und fehlen in den übrigen ganz oder die hss. gehn darin so sehr auseinander, dass sich unwillkürlich der verdacht aufdrängt, man habe es da mit selbständigen jüngern zusätzen zu tun. ich gebe einige beispiele nach dem wortlaut der neuen ausgabe, setze aber die fraglichen wörter samt den etwaigen abweichenden laa. in klammern; auch wo Müllenhoff darin abweicht, merk ich es an. 244 *ich vürhte, ez trage uns* [*beiden K, czu uns wz*] *haz.* 246 *sô hât ez* [*guot K, auch v*] *reht dar an* (vgl. *D* 504 *d*). 538 (542) *daz es die fürsten* [*sêre wzD, gar Kv, also r,* ∾ *Hp* und Mh.] *verdrôz.* 656 (660) *rîten* [*gein p, an Kv*(*r*), *dô w* und Mh.] *einander an* (*ranten beid e. a. f, der eyne reyt den andern an z*). 666 (670) f *den* [*man wvr*] *ie* (im fg. v. *pr*) *vor oder* (*pw, noch Kvr* und Mh.) *sît* [*sach wvr*] *gestrîten* (*gestritten p, gestriten K*) *zwêne man.* 673 (677) *ir siege wâren* [*michel und pf, vngefvg vnd K, als r, dy warn w*(*v*)] *grôz* (*in d' erde : ir s. w. g.* Mh.). 754 (760) *dâ dienet ir* [*vil wzD,* ∾ *px* und Mh.] *manec getwerc.* 1030 (1044) *der* (*dirre* Mh.) *berc ist* [*aller rm, wunnen vnd K,* ∾ *x* und Mh.] *vröuden vol.* 1263 (1283) *sîn herze* [*daz zm,* ∾ *px* und Mh.] *wart vröuden vol.* 1279 (1299) *mit listen den* [*küenen Kv,* ∾ *p* und Mh.] *wigant.* 1484 (1516) *sich hebet* [*noch pz, aber m* und Mh., *der allir w,* ∾ *K*] *ein grôzer strît.* nach welchem grundsatz sind diese worte, über welche die laa. bei H. nicht immer aufschluss geben, aufgenommen worden? auf die handschriftliche gewähr hin? darnach durfte wol etwa Müllenhoff nach seiner würdigung der hss. zb. 244 *beiden,* 246 *guot* aufnehmen (doch vgl. schon Bartsch aao. 98 zu diesen stellen, auch zu 202), für H. sind sie durch *K* allein doch nicht genügend bezeugt; ebensowenig *aller* 1030 durch *rm*, eine gruppe, deren eigentümlichen versen er doch die aufnahme versagte. aber auch in den günstigeren fällen ist jene gewähr mehr oder weniger unsicher und mit ihr allein reicht man bei der entscheidung kaum aus. es dürften also noch andre erwägungen mitgewürkt haben; vielleicht auch metrische? prüft man die stellen, so handelt es sich um die richtige zahl der hebungen oder den wechsel von hebung und senkung. das bedürfnis der versfüllung könnte in den hss. leicht zusätze veranlasst haben, wie sie anderseits 1116 (1130) *als* [*er rw*] *ez* [*der kleine p* und H., *lawrein Kv.,* ∾ *m* und Mh.] *wol vermohte* (*z* ändert, in *fD* fehlt die stelle) das vermisste subject ergänzt zu haben scheinen. dass Müllenhoff in solchen fällen auch nach metrischen erwägungen entschied, steht aufser frage. ist bei H. dessen stellung zu metrischen fragen, zb. wie weit der dichter senkungen unausgefüllt lässt, ob er etwa stumpf ausgehende verse zu drei hebungen bildet udgl., ganz ohne einfluss

auf die aufnahme oder verwerfung handschriftlicher laa. geblieben? wenn nicht, dann scheint mir jene weitere peinliche enthaltsamkeit nicht mehr ganz consequent, und mindestens der wunsch, seine anschauungen genauer dargelegt zu finden, ist gewis nicht unberechtigt.

Bei solcher schonung des überlieferten gewährt auch die reimtechnik des dichters in der neuen ausgabe ein zt. ganz anderes bild als bei der oft überkühnen conjecturalkritik Müllenhoffs, der kein bedenken trug einerseits überlieferte ungenauigkeiten zu beseitigen, anderseits selbst assonanzen in den text hineinzubessern. H. stellt seine ergebnisse in der einl. s. xi f zusammen und setzt sich s. xii—xv mit seinem vorgänger auseinander. ich glaube, man wird nicht umhin können ihm beizutreten. die bindung *e : en* mag vom dichter wol noch öfter zugelassen worden sein, als sie bei H. im texte erscheint: ich würde wenigstens 67 mit Müllenhoff *zarte* (: *garten*) schreiben; auch *D* 305 bestätigt die übereinstimmung von *sd* diesen reim: *D* liebt ihn nicht und lässt ihn nur in einzelnen fällen aus der vorlage stehn (einl. s. xxix); 682 (686) kann man aus keiner der beiden ausgaben ersehen, welche hss. *riche* (so Mh.: *entwichen*) lesen (sicher *z* 574, Zs. 11, 516); auch die kritisch schwierige stelle 1209 (1229) f muss ich auf sich beruhen lassen. den reim *liez : lief* beseitigt H. an den beiden stellen, wo Müllenhoffs text ihn hat, 577 (581) f und 607 (611) f und setzt dafür mit *rD* 953 f und *vD* 975 f *lie : gie* ein. dasselbe hatte Müllenhoff schon 411 (415) f mit *f(rK)* getan, an einer stelle, die mit 607 f fast genau denselben wortlaut hat, und H. folgt ihm hier stillschweigend. für die beiden andern stellen gesteht er aber (einl. s. xiv) ausdrücklich zu, dass die assonanz schon im archetypus gestanden haben muss und die übrigen laa. sich leicht als conjecturen erklären, bestimmt sie zu beseitigen. dann aber kann ich sein verfahren nicht billigen. es war schon von Müllenhoff nicht wolgetan, die eine stelle von den beiden andern so gleichartigen, ja im wortlaut sich mit ihr so nahe berührenden zu trennen. man wird sie, so lange nicht ein zwingender grund das gegenteil erheischt, einheitlich zu beurteilen haben, und wenn man die assonanz an den beiden spätern stellen dem archetypus zuerkennt, wird das auch für die erste gelten müssen: dass in 412 *r* (die 411 gleich *pw(v)* für *liez* eintritt) und *K* (wo 411 ebenso fehlt wie 608) sich zu *f* stellen und *D* an der entsprechenden stelle 739 f einen andern reim (*gienc : vienc*) einsetzt als an den beiden spätern, wird gegenüber dem zeugnis von *pwv(z)* daran kaum etwas ändern können. ganz gleich geht an allen drei stellen keine der ändernden hss. vor. stand aber die assonanz im archetypus, dann wird man sie entweder für das gedicht selbst anerkennen müssen oder, wenn sie unerträglich ist, doch nur mit gröster vorsicht nach einer anerkannten conjectur jüngerer texte greifen dürfen. H. will die assonanz nicht für alt halten, son-

dern nur für eine 'änderung eines schreibers, dem die formen *lie* und *gie* nicht mehr geläufig waren'. aber wie? dem schreiber des archetypus oder gar einem vorgänger waren sie nicht mehr geläufig und jüngere bearbeiter und schreiber stellen sie durch conjectur wider her? das ist doch unwahrscheinlich. abgesehn von der assonanz bietet sonst keine der drei stellen einen anstofs; nach den sonstigen grundsätzen des neuen herausgebers hätte man demnach erwarten sollen, dass er sich dabei beruhige; wenn aber nicht, dann bliebe eine entsprechende besserung erst noch zu suchen. hält man sie für unerlässlich, so würde ich für alle drei fälle vorschlagen *lie* : *gevie* und, sollte jemand an 578 in dieser fassung anstofs nehmen, in ermanglung einer mhd. parallele auf Otfrid II 5, 11 und H. 100 verweisen. 608 könnte sogar *č* 914 'nach seinem rosse griff er (*chwati*)' dieses *gevie* vorauszusetzen scheinen; 412 bestätigt *č* 579 *bieže* lediglich das überlieferte *lief*; 577f ist in *č* 846f zu frei übersetzt, um einen anhalt zu gewähren. die von Müllenhoff beseitigte bindung *ī* : *ei* hat H. an drei stellen mit recht wider hergestellt : 131f. 317 (319)f. 1319 (1341)f. stand etwa auch an der arg zerrütteten stelle 293f (vgl. die anm. s. 185) ein solcher reim *widerseit* (noch reimwort in *pzr*) : *strît* (spurweise in *prv*?)? die überlieferung liefse sich unter dieser voraussetzung wol erklären.

Es ist selbstverständlich, dass das nicht unwesentlich veränderte gesamtbild von sprache und technik unsers gedichts, wie es die neue ausgabe darstellt, auch die beurteilung seiner litterargeschichtlichen stellung mit berühren muss. zwar seine südöstliche, enger begrenzt tirolische heimat bleibt unangefochten bestehn; aber die zeitansätze verschieben sich. schon ein äufserer grund, die von H. bereits früher ermittelten beziehungen des Laurin zum Rosengarten, führt dazu, die mitteldeutsche abzweigung und sonach auch den archetypus unsrer heutigen überlieferung höher hinaufzurücken als Müllenhoff; das gedicht selbst aber kann nach sprache und technik nicht so alt sein, als dieser im anschluss an Lachmann wollte. von *B* her mit dem Rosengarten in einer hs. vereinigt, ist es mit diesem aus dem südosten nach Mitteldeutschland verpflanzt worden, und fortan haben beide dichtungen, alsbald als kleiner und grofser Rosengarten unterschieden, eine ganz parallele geschichte durch die verschiedenen jüngern bearbeitungen hindurch erlebt. zwischen 1282 und 1290 entlehnte eine rheinfränkische Rosengartenbearbeitung (D^2) aus dem Laurin einen zug, wenn der grobe Rheinferge Norprecht würklich der Norpertus nauta der Wormser urkunde von 1290 ist (H. einl. zum Rosengarten s. LXXXVIII ff. XCIII ff). die mitteldeutsche abzweigung und der archetypus unsrer Laurinüberlieferung rücken demnach weiter zurück ins 13 jh. : jene setzt H. 'etwa 1260—70', diesen (von kleinen und jedesfalls bedeutungslosen schwankungen des ausdrucks abgesehn) 'um 1250' (einl. s. v. x f. XII. XV. XXXI).

dass dieser aber 'bereits mehrere verderbnisse aufweist, also schon eine, wenn auch vielleicht nur kurze periode der entwicklung hinter sich hat', das gedicht selbst also 'noch um einige zeit älter' sein muss, wird nicht nur durch die ganze textbehandlung vorausgesetzt, sondern ausdrücklich anerkannt (s. XI. XXXV). wenn gleichwol auch dieses 'um 1250' angesetzt wird (s. XXXVI f, vgl. s. XII. XV), so ligt hier weniger ein sachlicher widerspruch als eine gewisse ungenauigkeit des ausdrucks vor, die zwischen archetypus und gedicht nicht immer streng genug unterscheidet. sicher ist, dass sprache und technik, wie sie sich aus der überlieferung ergeben, nicht gestatten, dieses über 1250 hinaufzurücken. zwischen dieser entstehungszeit des Laurin und der entlehnung des Rosengarten *D*[2] aus ihm ist für den archetypus und die mitteldeutsche abzweigung um so leichter raum, als diese nach der gewis richtigen bewertung durch H. jenem noch sehr nahe muss gestanden haben; es brauchen also kaum wenige jahre zwischen beiden zu liegen. setzen wir, wenn man durchaus bestimmte zahlen will, die eine etwa 1270, den andern etwas früher in die sechziger jahre, so bleibt für die verbreitung nach Mitteldeutschland und weiter zeit genug. dass der zustand des archetypus auch wol die möglichkeit offen liefse, zwischen ihm und der entstehung einen längern zeitraum anzunehmen und diese also mit Lachmann und Müllenhoff um 1200 anzusetzen, gibt H. ausdrücklich zu (s. XI. XV. XXXV); aber mit recht macht er geltend, dass dann das gedicht in der uns vorliegenden gestalt eine überarbeitung eines ältern sein müste, durch die erst die jüngern sprachformen und die jüngere technik, auch der sich bereits verratende höfische einfluss hineingekommen wäre. für diese annahme aber ligt, wenn wir nicht den sichern gegebenen boden verlassen wollen, kein ausreichender anhaltspunct vor; es spricht sogar manches dagegen. es bedürfte also zur stütze des ansatzes 'um 1250' kaum des hinweises auf den motivverwanten Goldemar, der wahrscheinlich nicht einmal für jedermann überzeugend sein wird, aber allerdings samt dem Eckenlied in seiner ursprünglichen gestalt zeigen mag, wie gut jener ansatz 'in die ganze entwicklung des volksepos hineinpasst'.

Auch die jüngern texte sind in der neuen ausgabe nicht zu kurz gekommen. die 'gegen 1290 in Rheinfranken' (einl. s. XXXVII) entstandene teils erweiternde, teils kürzende bearbeitung *C* lässt sich nicht mehr herstellen, nur durch vergleichung des spätern auszugs in *f* und der auf ihr beruhenden alemannischen bearbeitung *D* erschliefsen. deshalb wird *f* in einem besondern abschnitt der einleitung (s. XVIII—XXVIII) eingehend erörtert und auch die sich daraus ergebende reimtechnik in *C* vorgelegt. etwas nennenswertes habe ich dazu kaum zu bemerken. für das textkritische studium ist es unbequem, dass man von den texten *A* und *D* immer zu diesem abschnitt der einl. zurückblättern muss, wenn

man sich über *f* unterrichten will, und es hätte sich wol eine bequemere einrichtung treffen lassen. dankbar wird man für jenen abschnitt nichts desto weniger sein. auch *D*, die elsässische bearbeitung, lernen wir durch H. erst recht kennen und würdigen. sie wird auch nicht blofs wie *C(f)* in einleitung (s. xxviii—xxx) und anmerkungen (s. 204—213) nach form und inhalt kritisch beleuchtet, sondern auch wie die fortsetzung in *K* im wortlaut mitgeteilt uzw. zum ersten mal in kritischer bearbeitung (s. 96—192). man wird kaum sagen dürfen, dass ihr damit zu viel ehre und überhaupt etwas überflüssiges geschehen sei. sie ist besser als ihr ruf und man war nur früher ebenso geneigt sie zu unterschätzen wie dem alten gedicht um der frische der erzählung willen die zt. groben nachlässigkeiten der composition nachzusehn. diesen mängeln sucht eben der bearbeiter *D* in seinen zusätzen und änderungen abzuhelfen : er motiviert sorgfältig und ist überhaupt bemüht einen engern geschlosseneren zusammenhang herzustellen. dazu reichte freilich weder seine erfindungsgabe aus, noch steht er seiner vorlage frei genug gegenüber. darum blieb auch die von ihm zugefügte vorgeschichte (1—238) in einer halbheit stecken. nicht nur den alten eingang (239 ff = *A* 1 ff) mochte er nicht opfern (H. s. 204), noch weniger wagte er mit dem anstöfsigen verhalten Dietleibs gegen Laurin und Dietrich aufzuräumen; wie hätte also Dietleib bei diesem, mit dem er später zu gunsten des räubers seiner schwester sogar kämpfen muss, deren befreiung betreiben können? darum bleibt es bei dem folgenlosen, ja sofort wider fallen gelassenen anlauf dazu in Garten, und im übrigen begnügt sich der bearbeiter, Dietleibs plötzliche unmotivierte anwesenheit und Hildebrands wissen um Laurin vorzubereiten und zu erklären. es ist also kein grund mit Müllenhoff (DHB i 277 f) jene vorgeschichte in zwei einleitungen verschiedenen alters zu zerlegen, deren ältere (mit ausscheidung von 171 f) 167 beginnen sollte. die bearbeitung ist überhaupt nicht die klägliche stümperarbeit, zu der sie dieser machen wollte, aber freilich auch nicht das werk eines echten phantasiebegabten dichters, eher eines etwas nüchtern verstandesmäfsig angelegten zugleich mit sinn und begabung für die form ausgestatteten kopfes. darum gelingt ihm manche kleine motivierung besser als die einrenkung einer verfehlten composition im ganzen; und am besten findet er sich unter dem einfluss Konrads vWürzburg mit der formalen seite seiner aufgabe ab, der glättung der verse und dem reinmachen der reime. seine erneuerung so spät ins 14 jh. herabzurücken, wie Müllenhoff (s. xxxix) tat, gibt seine technik keinen anlass, und H. setzt sie (s. xxx. xxxviii, zugleich eine berichtigung seines frühern ansatzes des Rosengarten D^3) gewis richtiger 'um 1300'. die vergleichung mit *A* ist auch hier wider recht unbequem, da die beiden texte nicht neben, sondern (durch die fortsetzung *K* getrennt) hinter-

einander stehn. was die textkritik betrifft, so liefse sich mit dem herausgeber hie und da wol über die wahl der laa. streiten, namentlich wo *A* oder *f* einer der beiden überlieferungen beitritt: so wird zb. 379 die la. von *s dar zuo* durch *A* 145 bestätigt, ebenso 326 *ellentrîch* (*lobelîch dA* 92 kann leichter zufällige übereinstimmung sein), 434 *grimmer* ∾ *s*, 448 *in dem lande* durch *f* (einl. s. XIX); umgekehrt wird 504 die la. von *d* durch *A* 246 bestätigt, 440 durch *f* (aao.). dagegen scheint der herausgeber 382 *ietweder sînes leides* (so *A* 150, *nindez s, mundez d*) *vergaz* vielleicht zu rasch auf *A* zurückgegriffen zu haben, woraus sich die ohne zweifel einhellige überlieferung nicht erklärt: der augenscheinliche lesefehler in *s* weist auf dieselbe la. hin, die *d* vorlag, und es bedarf vielleicht weniger einer besserung als nur der richtigen deutung: ist *müendes* (Weinhold Alem. gr. § 351), *müens* gemeint? auch sonst sind einstimmig von *sd* bezeugte laa. manchmal ohne zwingenden grund verlassen: zb. 305 (vgl. oben s. 285). 416 (*ez* schon ebenso 412 mit *er* 406 wechselnd). 1991 f (dass *dar* nicht 'im sinne von *dô*' gebraucht werden darf, ist allerdings gewis; aber so 'ganz unverständlich' scheint es mir darum nicht: zu *trunken dar* vgl. *schaden nû alsô dar!* Walth. 59,16; *aber* ist gerechtfertigt mit rücksicht auf 1834 ff). 2615; und namentlich wenn die verschmähte überlieferung sonst durch das gedicht selbst bestätigt wird, wie 2456 *si liefen* [*über* erg. H.] *berc und tal* (*Da l. s. b. u. t. d* ebenfalls ohne *über*) durch 41 *er vuorte si holz* (so *s*, *durch wald d*) *und heide,* oder die mehrfach (271. 1758. 2599) beseitigte, dagegen 2760 geduldete construction von *jehen* mit acc. durch den reim 2738; dass daneben 2616 (wenigstens in *s*) auch der gen. erscheint, kann daher die einstimmige überlieferung an den übrigen stellen nicht verdächtigen. manchmal (zb. 45. 121. 1598. 2335. 2661 und vielleicht noch öfter) begegnen (ein- und zweisilbig) stumpf ausgehnde verse, die man bei natürlich ungezwungener betonung nur mit drei hebungen lesen kann. der herausgeber spricht sich darüber nicht aus, und so weifs ich nicht, wie er sie beurteilt; da er aber auch leichte und naheliegende besserungen und ergänzungen, ja 120 f sogar die hilfe von *d* verschmäht, scheint er sie anzuerkennen. ungern vermisst man auch hier eine bestimmte äufserung.

Ungefähr gleichzeitig mit *D* setzt H. (einl. s. XVIII. XXXVIII) die formal ungleich tiefer stehende fortsetzung in *K*(*M*), die auf beirisch-österreichischem, also heimatlichem boden entstanden, die alte spielmanndichtung in ein mehr geistliches, halbgelehrtes fahrwasser hineinsteuert und daher wol auch in einem entsprechenden gesellschaftskreise oder doch für einen solchen gedichtet sein wird. sie über den anfang des 14 jhs. hinaufzurücken verwehren sprache und technik, sie viel später anzusetzen das alter und der bereits stark verderbte zustand der überlieferung. während *D* bei H. in mhd. schreibweise erscheint, hat er bei *K* von einer solchen

umschreibung abgesehen und sich begnügt, die überlieferte mundartliche schreibweise bis zu einem gewissen grade zu regeln. nach beiden richtungen stimm ich seinem verfahren zu (vgl. einl. XVIII und XXXVIII anm. 1). schon deshalb und weil er nach seiner auffassung nicht nötig hatte, ein product des angehenden 14 jhs. zt. auf die stufe eines um hundert jahre ältern zurückzuzwingen, ist seine textbehandlung im allgemeinen conservativer als die seines vorgängers. aber doch nicht durchgehends : die fehler der überlieferung nötigen zu eingriffen, und so erscheinen nicht nur viele besserungen Müllenhoffs in seinem texte wider, er hat auch selbst das seinige zu dessen berichtigung beigetragen, freilich nicht immer so glücklich und überzeugend wie *K* II (Walberan) 787. 797 (781. 791) *haut* für das sinnlose *haupt* (des salamanders, woraus Walberans *wapen* gemacht ist). manche stelle ist überhaupt mit unrecht geändert worden; so zb. gleich I 1570 (1604) : *in dem perge* ist geschützt durch *A* 1569, die hier zu grunde liegende stelle der alten dichtung, an welche die fortsetzung anknüpft; *nyemant* wird wie in der heutigen mundart einsilbig zu lesen sein; II 220 (222) f *solch* — *als* (von Mh. mit recht bewahrt); 355 (353) *auf dem* (*ze* Mh.) *velde* (*selbe* H) ist trotz der anm. (s. 200) richtig; es entspricht in der botschaft genau dem auftrag 219 (221), und es ist daher auch besser nach 354 (:) und nach 355 (,) zu setzen; allerdings steht 363 (361) *mit offem streit* im gegensatz zu einzelkämpfen, aber beides geschieht doch zugleich im gegensatz zur belagerung und der gegenwehr von den mauern 349 (347) f = 215 (217) f *auf dem velde*, und die antwort Ilsungs 393 (391) setzt dies auch ausdrücklich in der botschaft voraus; 1221 (1213) f (von Mh. bewahrt) ua. und wenn in dem vers *paide groz(e) und auch kleine* II 836. 994 (830. 888) gegen Müllenhoffs text *auch* geduldet wurde, brauchte es auch II 156 (158) nicht in klammern gesetzt zu werden. manche änderung, umstellung und ergänzung wäre vielleicht unterblieben, wenn sich H. mit der versbetonung und mit der frage auseinandergesetzt hätte, ob der verfasser nicht stumpfe verse zu drei hebungen gebildet habe : ich glaube, in der fortsetzung *K* wird man sich deren anerkennung kaum entziehn können; doch soll damit einer zusammenhängenden metrischen untersuchung selbstverständlich nicht vorgegriffen werden. dass der neue herausgeber eine solche zu keinem seiner drei texte nicht nur nicht vorlegt, sondern auch kaum in allseitig erschöpfender weise angestellt zu haben scheint, empfind ich als den hauptmangel seines buches. alle schäden der überlieferung sind jedesfalls trotz der bemühung zweier kritiker noch immer nicht geheilt, und es bleibt noch allerlei zu tun übrig. ob die reime durchweg in ordnung sind, mag dahingestellt bleiben; H. selbst bezweifelt (einl. s. XVII) einzelne mit recht; I 1827 (1859) wird *töte*, wie er will, oder vielleicht *göte* (: *tete*) das richtige sein. im übrigen mag die

besserung an mancher stelle näher liegen als man glaubt : ist vielleicht die scheinbar verzweifelte *mawer* II 403 (401) nur entstellung von *müe(je)*? 'dass er derartige beschwerde in seinem heimatlande nicht kennen lernte', wäre wenigstens ein passender gedanke. in vielen fällen aber wird eine einigermafsen überzeugende herstellung überhaupt kaum möglich sein.

Die alemannische bearbeitung *D* hat bekanntlich noch eine weitere geschichte, indem sie im 15 jh. ins 'Heldenbuch' übergieng und widerholt gedruckt wurde, auch einzeln in einer neuen umarbeitung des 16 jhs. (Nürnberg, FrGutknecht o. j., neue ausg. von OSchade, Leipzig 1854). im zusammenhang mit dieser jüngsten bearbeitung bespricht H. (einl. s. XXXI — XXXV) auch Ettmüllers 'Kunech Luarin' (Jena 1829). es stellt sich heraus, dass die angebliche 'alte membran zu Freyburg im Breisgau', deren seither verschollene 'copia' von 1753 dieser ausgabe zugrunde ligt, nichts anderes war als der Gutknechtsche (oder ein nahverwanter) druck, den Ettmüller aus dem alten druck des Heldenbuches ergänzte und in dessen text er das alte bruchstück *H* hineinarbeitete; das andere fragment, das er in der einleitung erwähnt, lässt sich nicht nachweisen, ja es wird fraglich, ob er ein solches würklich vor sich gehabt habe; durch diese nicht überflüssige untersuchung ist Ettmüllers text endgiltig abgetan und die namensform *Luarin* verliert damit alle gewähr, sie mag zu stande gekommen sein wie man will (einl. s. XXXIX). damit aber entfällt auch das vermeintliche älteste zeugnis der sage, das man bisher in dem namen *Luaran* der bekannten Salzburger urkunde des 11 jhs. (gegen 1050) zu erblicken gewohnt war. eine neue erklärung des namens *Laurîn* trägt H. (s. XXXXI f) zt. im anschluss an Laistner vor : (*daz*) *lûrîn*, dem. von *lûre* als zunächst appellativische erst vom dichter zum eigennamen gemachte bezeichnung des zwerges. sie schiene mir sicherer, wenn im gedichte selbst reime *û* : *ou* aufträten; denn vorausgesetzt, dass das wort auf den süden beschränkt und in Mitteldeutschland ein unverstandenes 'fremdwort' war, diphthongierung des *û* müste nicht nur in der aussprache des namens schon zur zeit des dichters gegolten haben, sondern auch im archetypus bereits in der schreibung durchgeführt gewesen sein.

Was der herausgeber sonst im einklang oder widerspruch mit Müllenhoff über zeugnisse und sagengehalt beibringt, gibt mir keinen anlass zu besonderen bemerkungen. wenn er manche beziehung wie die des Ilsung in der fortsetzung *K* zum mönch Ilsan im Rosengarten jetzt umkehrt, so ist das nur eine selbstverständliche folge seiner bereits dargelegten anschauungen. bezüglich der Rosengartenfragen, auf die der herausgeber zuletzt noch ganz kurz zurückkommt, kann ich mich auf die feststellung beschränken, dass er gegen Singer (Anz. XXI 73 f) an seiner einordnung von *F* festhält.

Prag. HANS LAMBEL.

Wolfram von Eschenbach und die zeitgenossen. (eine litterarhistorische studie). I teil : Zur entstehung des Parzival. diss. von Ludwig Grimm. Leipzig, 1897. 67 ss. 8°.

Von zwei verschiedenen seiten ist neuerdings die ansicht aufgestellt worden, dass die beiden ersten bücher des Parzival erst nachträglich von Wolfram von Eschenbach hinzugefügt worden seien. in der DLZ 1898 p. 308 gab ASchönbach seine seit langem gehegte und in vorlesungen auch vorgetragene überzeugung bekannt, 'dass die vorgeschichte der eltern des helden von W. erst nach vollendung seines werkes sei angeschoben worden'. minder kühn, begnügt sich der verfasser der oben genannten dissertation mit der vermutung, dass W. die beiden ersten bücher des Parzival nach b. VII, aber vor b. VIII gedichtet habe.

Schönbach gibt über die gründe seiner ansicht nur andeutungen. Grimms arbeit aber ist in der begründung so schwach, in der anordnung so wenig durchsichtig und in der darstellung selbst so unbestimmt, dass ich mich nicht entschliefsen kann, die besprechung einfach an sie anzuknüpfen, sondern mir erlauben möchte, die prüfung der neuen entdeckung nach eignem plane vorzunehmen.

Veranlassung die möglichkeit wenigstens einer späteren abfassung der beiden ersten bücher des Parzival in erwägung zu ziehen, war unzweifelhaft schon längst gegeben. war nach der verbreiteten und durch gewichtige gründe unterstützten ansicht[1] Chrestien Wolframs einziger gewährsmann, so muss die frage nahe liegen, ob W. die abfassung seines werkes gerade mit der umfangreichen, frei erfundenen vorgeschichte begonnen haben könne. dass keiner der quellenforscher sich diese frage vorgelegt haben sollte, ist unwahrscheinlich, dass niemand eine frage von solchem interesse zu beantworten versucht haben sollte, noch unwahrscheinlicher; wenn trotzdem noch niemand die jetzt auftauchende hypothese bisher vertreten, oder auch nur als vermutung ausgesprochen hat, so müssen wol gewichtige gründe der beantwortung der frage im sinne Schönbachs und Grimms entgegengestanden haben. Schönbach und Grimm selbst gehn nicht von der quellenfrage aus. Schönbach bezeichnet als zweiten grund für seine annahme 'das verhältnis des dichters zum stoffe in der vorgeschichte, das von ganz anderer art sei als im hauptwerke und sich durch die weitere vermutung erkläre, W. habe überhaupt, ausgenommen etliche andeutungen, keine würkliche quelle vor sich gehabt, sondern zumeist mit hilfe seiner eigenen schon vorhandenen erzählung die beiden bücher aufgebaut'. Grimm formuliert, nachdem er die begründung seiner hypothese bereits abgeschlossen, ihre bedeutung für die quellenfrage dahin, dass

[1] für welche kürzlich erst wider Friedrich Vogt eingetreten ist : Neue jbb. f. d. class. altertum 1899, II s. 137—53.

sie 'auf die zum Kyotdogma bisher geschriebene litteratur an ihrem teile negierend würken dürfte' (s. 54, s. auch s. 63).

Schönbach scheint bedenken irgend welcher art gegen seine annahme nicht zu kennen. und doch gibt es eine durch die frühere Wolframforschung hinreichend gesicherte tatsache, mit der sich eine so späte abfassungszeit der beiden ersten bücher schlechterdings nicht vereinigen lässt. W. hat die ersten 6 bücher des Parzival alsbald nach ihrer vollendung zusammen herausgegeben. das wird nicht nur durch Wirnts nachahmung bewiesen; Wolframs äufserungen am schlusse des vi b. (337) lassen darüber kaum einen zweifel. dass die verse 337, 23—30 erst nach vollendung des ganzen werkes verfasst sein sollten, wird auch Schönbach nicht behaupten wollen. von den vorangehenden versen 337, 1—22 aber müste er dies ebenso wie von der damit eng zusammenhängenden selbstverteidigung nach dem ii b. annehmen. nun bemerkt allerdings Schönbach, dass diese letztere aus seinem gesichtspuncte in ein anderes licht rücke, ohne dass doch im mindestens ersichtlich wäre, was durch seine annahme für die erklärung der selbstverteidigung gewonnen werden könnte, nachdem bereits Stosch den tatbestand in sehr befriedigender weise aufgeklärt hat (Zs. 27 [1883], 313—32). gerade im vi b. und nirgends sonst, weder früher noch später, lassen sich die spuren einer unglücklichen werbung Wolframs verfolgen. man kann nicht wol umhin, die selbstverteidigung am schlusse des vi wie die nach dem ii b. zu dieser angelegenheit in beziehung zu setzen. wie sollten wir es uns nun begreiflich machen, dass W. nach etwa sechs jahren erst sich zu verteidigen veranlassung gefunden habe, und dass er sich nicht am schlusse des ganzen werkes (oder etwa auch im eingang), sondern gerade an diesen stellen und noch dazu zweimal verteidigte? — Grimm muss natürlich auch annehmen, dass der schluss des vi b. erst nach der abfassung von bb. vii, i u. ii angefügt sei, was schon deswegen unwahrscheinlich ist, weil bb. i. ii so wenig wie b. vii die mindeste beziehung auf irgend eine liebesangelegenheit des dichters enthalten. aufserdem konnte W. schwerlich die schlussworte des vi b. sprechen, wenn er das vii schon gedichtet hatte. die selbstverteidigung nach dem ii b. gibt Grimm den ersten anlass seine hypothese zu wagen. Stosch hatte keine befriedigende erklärung dafür finden können, wie dieses stück hinter das ii b. geraten sei. er meinte, es sei vom dichter als schluss- und nachwort des vi b. verfasst, aber durch die gemäfsigter gehaltenen abschnitte 336, 37 ersetzt und nach b. ii als an der passendsten stelle eingeschaltet worden. dem stellt Grimm die vermutung gegenüber (s. 28): 'könnte denn nicht die stelle samt dem ganzen ii b. später entstanden sein als das iii—vi b.?' aber zwischen W.s scheltlied und der ersten selbstverteidigung ist für éin buch so wenig platz wie für 3 oder 12. die anknüpfung der hypothese

an die selbstverteidigung ist eine sehr äufserliche. überlegt man, unter welchen verhältnissen W. damals am Thüringer hofe gelebt und gedichtet haben mag, so ergibt sich leicht eine einfache und ungezwungene erklärung: W. dichtete das stück für einen vortrag des II b., indem er nach dem durch das scheltlied hervorgerufenen ausbruch des unwillens die erste sich darbietende (wenn man will, vielleicht auch absichtlich herbeigeführte) günstige gelegenheit zur rechtfertigung benutzte.

Gegen G.s sowol wie gegen Schönbachs aufstellung spricht demnächst die bekannte 30-zeilen-teilung. G. gibt über dieselbe eine aus wahrem und falschem seltsam zusammengewirrte darstellung (s. 11 f), der ich den richtigen tatbestand gegenüberstelle, wie ihn G. aus Lachmanns anmerkungen, die er citiert, und aus PHagens nicht citiertem aufsatz (Germ. 37 [1892] 74—97) hätte kennen müssen. der ganze P. zerfällt in abschnitte von je etwa 30 zeilen, die in den bessern hss. mit gemalten initialen beginnen. von XIV 684 bis zum schluss enthält jeder dieser abschnitte genau 30, vorher, vom V b. ab, meist 30, aber auch mehr oder weniger zeilen, doch so, dass gröfsere und kleinere abschnitte sich in der weise ausgleichen, dass im ganzen die teilbarkeit durch 30 gewahrt bleibt. diese tendenz zur ausgleichung fehlt in den 3 ersten büchern, in denen abschnitte von meist 30 oder 32 zeilen mit einander wechseln, ohne eine andere regel als die, dass gewöhnlich zwei oder mehrere abschnitte von gleichem umfange auf einander folgen. dagegen enthalten im IV b., nach 4 absätzen von 32 und dreien von 30, alle folgenden absätze, 35 an der zahl, je 32 zeilen. dass diese ganze einrichtung vom dichter herrührt, wird durch das häufige zusammentreffen der grofsen buchstaben mit sinnesabschnitten oder mit einschnitten der erzählung bewiesen, und es ist also klar, dass W. nach der unregelmäfsigkeit der drei ersten bücher sich im IV b. zur festhaltung einer normalzahl (32) entschloss, die er vom V b. an zu gunsten einer andern wider aufgab. dass die verssumme der ersten vier bücher durch 30 teilbar ist, halt ich für ganz und gar zufällig. aus diesem tatbestande ist klar, dass das I und II b. so wenig wie dass III nach dem VII, kaum auch nur nach dem IV b. verfasst worden sein können. hören wir nun G.: 'jedesfalls darf es auffällig erscheinen, dass eine gewisse regelmäfsigkeit und übereinstimmung beim absetzen — in den meisten hss. sich schon in I und II vorfindet, aber im III und IV b. nicht mehr ersichtlich ist. weshalb steigert sich aber die tendenz zu regelmäfsiger gliederung nicht stetig vom I bis zum IV b.?' (s. 12). worauf G.s wissen von der tendenz der meisten hss. zu gröfserer regelmäfsigkeit und übereinstimmung beim absetzen in bb. I. II beruht, ist nicht ersichtlich, denn die vorhergehnden sätze, auf die weiter einzugehn sich nicht lohnt, enthalten darüber nichts. erst später zeigt sich, dass G. in diesen worten fälschlich ver-

allgemeinert, was Lachmann zu P. 125 anmerkt (vgl. zu d. Nib. 1235), dass die einzige hs. des BernhPüterich (nicht die bessern hss.) bis zu P. 125 je nach 30 zeilen teilt. diese anmerkung citiert G. (s. 50 anm. 93) und schreibt dazu im text: 'es wird sogar unsere hypothese gestützt, wenn man sieht, dass selbst nach Lachmanns erfahrungen die gröste unregelmäfsigkeit im absetzen nicht im I, sondern im III b. beginnt.'

Nun aber zur hauptsache. ist der inhalt der beiden ersten bücher von der art, dass sie beliebig später vorgesetzt worden sein können? sind ihre beziehungen zur hauptgeschichte und besonders zum III b. so locker, dass man sie ohne schaden wegdenken könnte? Schönbach äufsert sich darüber nicht, von G. aber durfte man wol erwarten, dass er den inhalt der beiden ersten bücher und ihren zusammenhang mit den übrigen einer genauen prüfung unterworfen haben werde. weit gefehlt. G.s urteil über die bedeutung der vorgeschichte ist mitsamt der begründung in dem einzigen satze enthalten (s. 36): 'in der tat ist ja auch die ganze in den voranstehenden büchern gegebene vorgeschichte des helden unwesentlich für den fortschritt der späteren erzählung'. man braucht sich nur des anfangs des III b. zu erinnern, um die oberflächlichkeit dieses urteils zu erkennen. es ist — ich möchte sagen — sonnenklar, dass der anfang des III b. niemals den anfang des werkes gebildet haben kann. Chrestien gibt das notwendige über das schicksal des vaters seines helden, W. schweigt sich im anfang des III b. darüber ganz und gar aus. wie wenig solche schweigsamkeit zu W.s sonstiger weise passt, braucht nicht ausgeführt zu werden. auch wird, was hier versäumt ist, nirgends nachgeholt. was wir später gelegentlich über Gahmuret und Herzeloyde erfahren, kann die fehlende exposition nicht ersetzen. schlimmer aber noch als der mangel äufserer angaben, wäre der der inneren begründung. Herzeloydens jammer, ihr schmerzlich-törichter entschluss, ihr tod blieben dem gefühle unverständlich. wer, der den Parzival würklich kennt und W.s art kennt, sieht nicht, dass der anfang des III b. den schluss des II, die ergreifende darstellung von Herzeloydens glück und verlust, so notwendig voraussetzt, wie nur überhaupt ein teil eines kunstwerks einen anderen voraussetzen kann. wenigstens von II 102, 23—III 124, 4 ist ein ganz unlöslicher zusammenhang, fester als sonst irgendwo an der grenze zweier bücher. dass der schluss des II b. widerum die ganze geschichte Gahmurets voraussetzt, sieht man leicht. indessen besteht auch für diese letztere ein sehr enger innerer und vom dichter selbst angedeuteter zusammenhang mit der hauptgeschichte. es muss hier, wo mir der raum fehlt, eine eingehnde analyse der Gahmuretgeschichte mit den nötigen belegstellen zu geben, genügen, wenn ich kurz darauf hinweise, dass W. sich nicht darauf beschränkt, die abenteuer seines helden einfach

zu erzählen, sondern von anfang an grofse sorgfalt darauf verwendet, den charakter Gahmurets herauszuarbeiten und aus ihm sein tun abzuleiten. zwei hauptcharakterzüge sind es, die Gahmurets handeln bestimmen, und die als solche öfters hervorgehoben werden: drang nach ritterlichen kämpfen und nach minne. die darstellung ist in diesem sinne mit grofser feinheit ausgeführt und gewinnt dadurch einen grofsen reiz. eben hierin ligt aber auch die innere verbindung mit der geschichte Parzivals. denn nach einer bei W. sehr beliebten vorstellung hat Parzival beide charakterzüge von seinem vater geerbt, und sie bestimmen sein leben, wie sie das seines vaters bestimmt haben, freilich in anderer weise, weil sie durch einen anderen charakterzug, den Parzival von Herzeloyde erbt, und der bei Gahmuret nicht in gleicher weise würkte, eingeschränkt werden: die 'triuwe'. nur an einem puncte sei dieser zusammenhang hier hervorgehoben. so wie die motivierung für Herzeloydens flucht aus der welt im II b. ligt, so ligt auch die motivierung für Parzivals drang in die welt und sein verlangen nach dem rittertume nach des dichters absicht unzweifelhaft in den ersten beiden büchern, nämlich in der geschichte seines vaters. nun beachte man noch die stellen in den späteren büchern, wo W. selbst auf diesen zusammenhang hinweist. so gewis eine stelle wie IX 451, 4—7 sich nicht auf den blofs dem dichter vorschwebenden schemen der Herzeloyde, sondern auf die warme und lebendige würklich ausgeführte darstellung in bb. II und III bezieht, so gewis setzen die ähnlichen beziehungen auf Gahmuret die würklich ausgeführte geschichte Gahmurets voraus. man sehe III 174, 24. IV 179, 24. III 139, 15, ferner zu anfang des III b. 118, 14 ff. 26 ff (vgl. I 9, 23 ff. 35, 27 ff) und endlich VI 300, 16—19 (*ungezaltiu sippe in gar schiet von den witzen sîne, und ûf gerbete pîne von vater und von muoter art.* vgl. bez. Gahmurets zb. 108, 20). G. stellt (s. 36 ff) 'die schwachen anklänge an den inhalt von b. I und II, die man in den bb. III—VI finden könnte' zusammen, darunter auch die oben angeführten, über die er dann urteilt, 'dass sie nichts für das vorhandensein einer vorgeschichte zu beweisen brauchen' (s. 39). wenn irgendwelche stellen, so beweisen gerade diese nicht nur das vorhandensein einer vorgeschichte überhaupt, sondern auch einer in der darstellung Gahmurets etwas ausführlichen vorgeschichte [1].

Dass die vorgeschichte weder nach dem VII noch nach dem XVI b. verfasst sein kann, wird auch dadurch bestätigt, dass im VI b. Feirefiz als sohn Gahmurets genannt wird (316, 29—317, 10. 328) und im XV als solcher auftritt, ohne dass der leser die mindeste aufklärung darüber erhielte, wie Gahmuret zu diesem schwarz-weiss-gefleckten sohne gekommen sei. es wird auch be-

[1] zur weiteren ausführung dieses motivs der vererbung vgl. 55, 28—56, 24 und 96, 20 f.

stätigt durch einige andere beziehungen auf den inhalt der vorgeschichte, die G. s. 37 ff anführt. zwar bezeichnete G. s. 36 alle diese beziehungen nur als 'schwache anklänge', doch lässt er gradunterschiede gelten und hält die jetzt zu erwähnenden stellen für 'weit bedeutsamer' als die von der 'Gahmuretes art'. 'trotzdem (heifst es s. 39) bleibt eine anzahl würklicher parallelstellen übrig, wo sich eine übereinstimmung zwischen den beiden ersten und den vier folgenden büchern schlechterdings nicht leugnen lässt'. gemeint sind die stellen III 145, 3—6 (vgl. 69, 10). V 245, 7 (Herzeloydens traum). VI 325, 17 ff. 316, 29 ff. dass diese stellen sämtlich sehr beweiskräftig sind für das vorhandensein der vorgeschichte, zeigt die oberflächlichste betrachtung. was G. s. 41—44 zu ihrer entkräftung ausführt, geht ganz daneben. es lohnt sich würklich nicht, zeit und papier an eine erörterung dieser einwände zu verschwenden. wol aber müssen wir den trumpf beachten, den G. mit einer dieser stellen ausspielt. nach dem eben citierten satze fährt er fort : 'nur hat eine dieser parallelstellen (316, 29—317, 30) etwas bedenkliches. da werden dem Feirefiz taten nachgerühmt, wie sie im I b. von Gahmuret erzählt werden. Gahmuret aber, der selbst nicht umhin konnte, seinen wankelmut zu bekennen (II 96, 30 ff), wird als muster 'manlîcher triuwe' hingestellt. sollte W., der nicht müde wird, 'liebe sunder wenken' zu fordern, vergessen haben, was er im I und II buche von Gahmurets 'altem slich' erzählt hat, sollte er sich hinsichtlich seiner ansicht von mannesminne im VI b. auf einen anderen standpunct stellen, als er es im III b. getan hat? dort hat der greise Gurnemanz . . . den tumben Parzival belehrt im hinblick auf die frauen (III 172, 11) : *gewenket nimmer tag an in : daz ist reht manlîcher sin* . . . so hat W. im ersten reinen feuer seiner poetischen [!] empfindung geschrieben : die freude an abenteuern der helden, an der äufsern vielgestaltigkeit des geschehens hat erst allmählich die ureigene empfindung W.s überwuchert'. ergo : 'was im I und II b. geschrieben steht, ist nicht auf der vollen höhe wolframscher productionskraft entstanden, nein, — die bb. I und II des Parzival sind später geschrieben als die bb. III—VI, sind a posteriori aus diesen construiert'.

Zur würdigung dieser imponierenden beweisführung folgendes : W. 'wird nicht müde, liebe sunder wenken zu fordern', das gilt nicht nur für das III b., auch nicht nur für das III—VI, sondern für sein ganzes schaffen. richtig ist, dass Gahmuret ein lob erhält, das er in so unbedingter weise nicht verdient. dasselbe lob aber erteilt ihm nicht nur die grabschrift (107, 25. 28. 108, 27) und Herzeloyde (110, 5—9), sondern auch Parzival (XV 751, 8—16). W. müste also seinen standpunct nicht nur einmal sondern öfters gewechselt haben. natürlich ist das aber nicht der fall, sondern es ist einfach auszusprechen, dass der dichter, der sein sittliches ideal mit grofser reinheit und strenge formu-

lierte, und es in Parzival und Condwiramurs zu vollkommener darstellung brachte, hier wie sehr oft auch sonst die schwächen seiner personen gern vergisst und sie mit einem milderen mafsstabe misst, als er selbst aufgestellt hatte. solches lob klingt dann allerdings etwas conventionell.

Überblicken wir noch einmal, was sich über die bedeutung der vorgeschichte im verhältnis zum hauptwerke sagen lässt, so ist klar, dass der Parzival so wenig ohne die vorgeschichte gedichtet worden sein kann, als ein baum ohne wurzeln wachsen kann. die vorgeschichte ist von anfang an nicht nur vom dichter geplant, sondern auch als erstes stück, so wie wir sie jetzt lesen, ausgeführt worden. man sehe noch die stellen 4, 23—25 und 112, 9—20, die gewis nicht danach aussehen, als seien sie mit der vorgeschichte später als das folgende gedichtet. die vorgeschichte ist aber auch ein unentbehrlicher bestandteil im künstlerischen aufbau des epos, das seinen helden von kindlicher unerfahrenheit durch die schmerzlichsten erfahrungen zur reife, zum seelenfrieden und zur höchsten irdischen glückseligkeit führt; das neben der ernsteren haupthandlung das blos abenteuernde rittertum sich voll ausleben lässt; das beide ströme und den dritten strom der heidnischen welt dann gewaltig zusammenfluten lässt; das auf dem gipfel der handlung auch die von den eltern herüberklingende disharmonie in schön menschlicher weise löst. die geschichte des irrenden Parzival bedurfte als hintergrundes der darstellung der freude und not seiner eltern. Gahmurets und Herzeloydens verfehlen gegen Belakane muste dargestellt, Belakane selbst und die heidnische welt vorgeführt werden. selbst dem umfange nach ist, am ganzen werke und an den künstlerischen absichten des dichters gemessen, eine vorgeschichte, die ein achtel des ganzen einnimmt, kaum zu grofs.

Noch ein wichtiger punct ist zu besprechen. Schönbach gibt als ersten grund seiner annahme 'die beschaffenheit des stiles' an, und will erfahren haben, dass man von anderer seite mit rücksicht auf die behandlung des verses und den reimgebrauch in dem Gahmuretroman zu demselben ergebnisse gelangt sei. G. lässt sich (s. 28 f) so vernehmen (ich setze die stelle als zusammenhängende probe gleich etwas vollständiger her) : 'unleugbar ist es zunächst, dass W.s eigenart gerade in den bb. III—VI ihre frischesten blüten treibt, dass auch stileigenheiten und metrische kraft hier besonders frei entfaltet werden. die späteren bücher weichen in dieser richtung zurück — ebenso aber auch die vorangehenden. man käme auf diesem wege etwa zu einer reihe III—VII (VIII). I. II. VIII—XVI. erklären lässt sich eine solche erscheinung : der dichter, der eine hoch über das gewöhnliche hinausragende begabung besitzt, beginnt sein werk mit einer feinheit der psychologischen vertiefung, einer fülle der charakterisierung, einer schärfe der beobachtung und originalität des aus-

drucks, wie sie der zeitgenössischen dichtung fern lag. das milieu aber würkt auf des hervorragenden poeten weiterschaffen nivellierend: mit der zeit erhalten wir breite schilderungen von tournieren und gelagen, lange reden der handelnden personen und gelehrte einlagen' usw. (s. 29) : 'die conventionelle herkömmlichkeit war mächtiger als seine gewaltige kraft. und zum conventionellen weibercultus sinkt auch schliefslich seine haltung den frauen gegenüber herab'. was G. nicht alles weifs! und was er nicht alles — nicht beweist! denn — um beim nächsten zu bleiben — wo ist auch nur das kleinste beispiel, an dem wir innerhalb des Parzival die absteigende entwicklung von W.s stil verfolgen, aus dem wir auch nur ersehen könnten, was G. sich bei den worten 'stileigenheiten' und 'metrische kraft' denkt? viel später erst (s. 53) wird eine einzige kleine 'reimsonderbarkeit' betrachtet, die eine hindeutung auf die 'entstehungsfolge' III—VII. I. II. VIII—XVI geben soll. W. gebraucht *gât* und *stât* im reime nur dreimal in b. I, je einmal in bb. VIII und IX, sonst *gêt*, *stêt* (im II b. fehlen diese formen ganz). das wäre gewis nicht übel, wenn sich nur noch mehr der art auftreiben liefse, und wenn es keine entgegenstehnden tatsachen gäbe. aber G. selbst bespricht (s. 51 f) die bekannte beobachtung Behaghels über die reime *stuont : kunt, stüende : künde* uä., die, ganz gleichgiltig, ob sie auf thüringischem oder sonstigem einfluss beruhen, in jedem falle beweisen, dass W. die beiden ersten bücher ebenso gut wie das III nicht erst später und am allerwenigsten zwischen bb. VII und VIII gedichtet haben kann. diese reime finden sich in P I—III garnicht, in IV—VI 4 + 2 + 3 = 9 mal, in VII—IX 3 + 3 + 9 = 15 mal, in X—XIII 8 mal, in XV. XVI 3 mal, in Wh. II—VI 20 mal, in Wh. IX 4 mal (nach Behaghel Germ. 34, 487 und San Martes reimlexicon).

Den eindruck, dass G. noch sonstiges material zur stütze seiner hypothese besitze, erhält man durchaus nicht. dagegen können wir an dem von KZwierzina (Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs, Halle 1898) zusammengestellten material eine sehr schöne probe aufs exempel machen. leider hat Zwierzina versäumt, seine beobachtungen übersichtlich zusammenzufassen, so wie er es auch fast grundsätzlich unterlässt, 'resultate', die er gewonnen zu haben glaubt, zu formulieren (s. 43). für unsern zweck ist Zwierzinas beobachtungen etwa folgendes zu entnehmen. zunächst finden sich einige erscheinungen, die sich mit den von Grimm beobachteten vergleichen lassen. reime, die nur im ersten oder in den beiden ersten oder auch in den drei ersten büchern und dann überhaupt erst oder häufiger erst wider im IX. VIII. VII b. vorkommen (s. bes. s. 29—38). das material ist wenig umfangreich und die anzahl der belege nur gering, doch lässt sich so viel sagen, dass die in frage kommenden erscheinungen der häufigkeit nach vom I b. an bis zum IV abnehmen, vom V—IX wider zunehmen, ohne aber den stand des I b. wider

zu erreichen, und dann verschwinden; dass also, wenn ein chronologischer schluss zulässig wäre, man das i und ii b. am besten hinter das ix stellen würde, weil so die belegstellen vom ix zum i b. weiter wachsen würden; dass aber ein chronologischer schluss schon deswegen unzulässig ist, weil die meisten dieser erscheinungen vereinzelt auch später widerkehren (Pz. xiv. xv und in allen büchern des Wh.). es handelt sich bei diesen erscheinungen nach Zwierzinas zutreffender auffassung um solche reime, die Wolfram bald nach beginn seiner tätigkeit aufgab und nur noch vereinzelt, zu zeiten auch wider etwas häufiger, sich entschlüpfen liefs. so ist der reim *hât : stât* ein litterarischer reim (denn Wolfram sprach *stêt*), den W. schon nach dem i b. fallen liefs und nur noch zweimal, zu einer zeit, als er in seiner technik wider etwas nachlässiger geworden war, brauchte (bb. viii. ix). bemerkt sei, dass Zwierzina Grimms arbeit schon kannte und ausdrücklich seine abweichende beurteilung der von Grimm gemachten beobachtung betont (s. 32 anm. 1). dagegen unterlässt er es sich gegen Grimms hypothese überhaupt auszusprechen, obwol er selbst gutes material gegen dieselbe bietet. man vgl. besonders *sân* (s. 1), *gemeit* (s. 21), *freuden lære* uä. (s. 23 ff), *sît* und *sider* (s. 42). gegen Schönbach lässt sich fast jedes der beispiele Zwierzinas verwerten. ich geh darauf nicht weiter ein, sondern gebe noch einiges nach eignen und im anschluss an ältere beobachtungen.

1. *helt* : i. ii 23 + 15 = 38, iii—vi 8 + 7 + 12 + 11 = 38, vii. viii 7 + 3 = 10, ix—xv 38, Wh. i 12, ii—ix 23. Ld. 1. da die einzelnen bücher von sehr verschiedener gröfse sind, empfiehlt es sich für genauere statistische untersuchungen, statt der absoluten zahlen proportionalzahlen zu setzen, die am besten und bequemsten auf den durchschnittlichen umfang von 1500 versen berechnet werden. für *helt* ergibt sich folgende reihe, die den rückgang im gebrauche des wortes besser veranschaulicht:

P	i	ii	iii	iv	v	vi	vii	viii	ix	x	xi	xii	xiv	xv
	21,3	13,6	6,3	7,8	10,7	9,5	5,8	4,3	5,7	7	10	3,4	6,4	6,6

Wh.	i	ii	iii	iv	v	vi	vii	viii	ix
	10,5	4,2	0,9	3,8	1,9	2,2	4,2	2,4	3,1

2. *degen*. P i—iii 9 + 7 + 1 = 17 (noch nicht im reime), iv—vi 5 + 9 + 9 = 23 (9 im reime), vii—ix 3 + 3 + 5 = 11 (viii 2, ix 1 im reime), x 4, xii 4, xiii—xvi 6 (xiv 1 im reime). im Wh. fehlt das wort. von den 65[1] beispielen des Parz. stehn in bb. i—vi 40, in vii—xii 19, in xiii—xvi 6.

3. *wîgant*. sehr interessant. P i — ii 3 + 1 = 4, iii — v 1 + 1 + 5 = 7, ix—xii 3 + 1 + 1 + 2 = 7, xiv 1, Wh. ii 2 (nur im reime). näheres siehe bei Zwierzina s. 22 f, der auch darauf hinweist, dass *wîc* dem worte in merkwürdiger weise zur seite geht : P i 3, v 1, ix 1, Wh. i 1. dasselbe gilt aber auch von

[1] nicht 'ca. 80', wie Zwierzina s. 17 angibt.

4. *recke* : I. II 1 + 1 = 2, V 1, XIV 1, Wh. IX 1, Tit. 1.

5. eine interessante und charakteristische gruppe ist die der adj. auf *-bære*. W. bringt deren an 90 stellen nicht weniger als 28, die er gröstenteils gewis selbst erst gebildet hat. sie treten erst im IV b. auf, aus dem III b. wäre allesfalls noch *lônes bernde* (128, 26) heranzuziehen. vom IV b. an sind die zahlen : IV—VI 3 + 4 + 8 = 15, VII—VIII 1 + 1 = 2, IX 9, X 5, XI—XV 8, Wh. I—V 2 + 6 + 13 + 9 + 7 = 37, VI. VII 1 + 1 = 2, IX 6, Tit. 6[1]. das stärkere hervortreten dieser adj. im VI und IX, ihr zurücktreten im VII und VIII b. hängt mit dem inhalte zusammen. ihr fehlen im I—III b. aber kann nicht aus dem inhalte erklärt werden. nicht im I, wol aber im II und III b. hat W. reichlich gelegenheit (etwa von 80, 6 an) adj. wie *siufzebære, vlustbære, jâmerbære, riuwebære, herzebære,* die zu den häufiger vorkommenden gehören, anzuwenden, wenn ihm diese adj. damals schon geläufig gewesen wären, ganz abgesehen davon, dass er ein adj. wie *zuhtbære* im I b. dem inhalte nach ebenso gut hätte gebrauchen können wie im VII b.[2]

6. *wol gevar* (nur im reime). P I 53, 10. II 75, 14. 85, 2. III 146, 8. 176, 26. 177, 28. IV 182, 16. 186, 29. 191, 20. V 228, 10. 233, 10. 235, 2. 236, 28. 245, 6. 274, 24. VI 301, 17. 303, 7. 311, 13. 320, 19. 324, 6. 332, 22. VII 361, 23. 364, 28. 373, 14. 375, 20. 395, 22. VIII 404, 22. 426, 23. 430, 30. IX 450, 14. 494, 6. P X—XV 29, Wh. III. IV 2, VI 2. an den drei stellen von P I. II nur von sachen, wofür sich an den übrigen 61 stellen nur noch 5 beispiele finden (je eins in P V. VI. X. XI. XV). man vgl. damit die 8 stellen von P VII. VIII.

7. *lieht gevar* zeigt eine genau parallel gehnde entwicklung: P II 69, 6. III 119, 30. — IV 196, 8. V 230, 23. VI 310, 2. XIV 721, 21. XV 758, 24. XVI 809, 8. Wh. I 34, 30. III 137, 4. V 265, 14.

8. *clâr* : fehlt im I, sonst nur noch im IV b. des Parz. die zahlen sind : P II. III 2 + 4 = 6, V. VI 4 + 9 = 13, VII—IX 2 + 2 + 2 = 6, X. XI 4 + 5 = 9, XII—XIV 20 + 16 + 18 = 54, XV. XVI 6 + 11 = 17, Wh. 41, Tit. 7. die entsprechenden verhältniszahlen sind für den Parzival:

II	III	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII	XIII	XIV	XV	XVI
1,8	3,2	3,6	7,8	1,7	2,9	1,4	4	8,3	22,7	15,4	16,4	5,7	13,4

[1] in den neun ersten büchern des Parz. stehn folgende adj.: *strîtebære* IV 193, 12. *magetbæriu* IV 202, 27. *kampf(es)bære* IV 209, 20. VI 335, 2. *jâmerbære* V 242, 2. 255, 3. *vlustbære* V 248, 7. *sældebære* V 271, 30 (*-bernde*). VI 325, 26. *meienbære* VI 281, 16. *siufzebære* VI 312, 1. 330, 28. 332, 28. 337, 12. IX 478, 16. 491, 4. *krônebære* VI 334, 17. *zuhtbære* VII 343, 18. *riuwebære* VIII 431, 28. IX 475, 16. *verholenbære* IX 454, 20. *sündebære* IX 458, 8. 471, 10. 475, 10. *herzebære* IX 472, 25. *hungerbære* IX 487, 28.

[2] nicht unwichtig ist es zu beachten, wie der dichter oft bei rückbeziehungen auf früher erzähltes eine sprache spricht, die ihm an der frühern stelle noch ungeläufig war. ein hübsches beispiel dafür steht VI 337, 12.

die stellen aus P II—IX sind : II 62, 7. 63, 19. III 118, 11. 151, 12. 24. 160, 28. V 232, 15. 243, 21. 246, 21. 272, 21. VI 282, 27. 293, 9. 299, 4. 306, 25. 310, 15. 313, 19. 330, 25. 331, 9. 333, 11. VII 344, 29. 369, 1. VIII 423, 5. 431, 21. IX 446, 12. 478, 23. man verfolge die entwicklung im gebrauche des wortes, die der von *wol gevar* entspricht unter besonderer beachtung seiner einführung im reim (151, 12!) und vergleiche den gebrauch des VII und VIII b. mit dem des II und III b.

9. eine ältere hierher gehörige sehr interessante beobachtung ist die von WHoffmann über *gemâl* (Der einfluss des reims auf die sprache WvE., Strafsburg 1894, s. 36f), die auch Zwierzina s. 33 bespricht. da beider angaben der berichtigung und ergänzung bedürfen, so seien hier kurz die belegstellen zusammengestellt. das einfache *gemâl* steht nur P I 31, 7. X 549, 29. XV 783, 22[1]. Wh. IX 441, 5. *wol gemâl* (nur von sachen) II 59, 5. 66, 30. V 229, 10. 237, 10. VII 377, 29 wird verdrängt durch *lieht gemâl* II 64, 29. III 144, 19. V 243, 3. 263, 13. XI 565, 10[1]. XIII 661, 14[1]. *lieht gemâl* wird P XII 619, 9 zuerst auf personen übertragen, so gebraucht P XIV 694, 24. 695, 8. 706, 18. 717, 30. 723, 23. 727, 20. 730, 25. 732, 2. XV 740, 20. 742, 28. 754, 16. 762, 17. 764, 20. XVI 801, 3. 814, 12 und schliefslich durch *vêch gemâl* XVI 789, 2. 810, 10 und *rûch gemâl* 793, 9 gewissermafsen parodiert. Wh. und Tit. bieten *wol gemâl* garnicht, der Wh. *lieht gemâl* nur in beziehung auf sachen : I 16, 5. 33, 16. II 77, 28. IX 410, 28. 417, 30, der Tit. dasselbe nur in beziehung auf personen : 7, 4 und in eigentümlicher übertragung 43, 4.

10. *glanz* (subst. und adj.) tritt erst im IX b. des Parz. auf und steht im Parz. und Wh. je 11, im Tit. 2mal. aufserhalb des reims erst in der zweiten hälfte des Wh. und im Tit., Wh. V 254, 3. VI 270, 24. VIII 364, 22. Tit. 106, 4. die übrigen stellen s. in San Martes reimlexikon.

Fassen wir, was diese und andre beobachtungen lehren, zusammen, so ist zu sagen, dass Wolframs stil von den ersten büchern des Parz. an sich in einer doppelten entwicklung befindet. 1) eine reihe von erscheinungen verschiedener herkunft treten mehr und mehr bis zu völligem verschwinden zurück. Zwierzina hat zuerst die aufmerksamkeit darauf gelenkt, dass solche erscheinungen gerade in gewissen büchern wider aufzutauchen pflegen (zb. P VII. VIII. IX. XIV. XV, Wh. I. II). dies wird auch ferner sehr beachtet werden müssen, wenn auch Zwierzinas erklärung mittelst der annahme einer vorhergehnden arbeitspause jedesfalls nur mit einiger vorsicht zu benutzen sein wird. 2) anderseits beginnt schon in den ersten büchern des Parzival das streben nach bereicherung der ausdrucksmittel, welches sich durch den Wh. fortsetzt und am stärksten im Tit. hervortritt. eine analoge entwicklung lässt sich auch innerhalb der lieder verfolgen. —

[1] aufserhalb des reimes, sonst stets im reim.

für unsern zweck ist nun aufs nachdrücklichste zu betonen, dass an den erscheinungen der ersten art kein buch einen gröſseren anteil hat als das I b. des Parz., dass an den erscheinungen der zweiten art kein buch so wenig, nämlich wol so gut wie garnicht, beteiligt ist als widerum das I b. des Parz., dass also auch auf grund rein stilistischer erwägungen das I b. des Parz. unbedingt als das zuerst verfasste gelten muss. dem entspricht durchaus der eindruck, den man bei unbefangener aber aufmerksamer lectüre erhält. nirgends zeigt sich W. so zurückhaltend und schlicht, nirgends tritt seine eigenart verhältnismäſsig so wenig hervor wie im I b. des Parz. schon das II b. hebt sich merklich ab. man fühlt den fortschritt, wie ihn die angeführten beispiele bei genauerer betrachtung tatsächlich zeigen. und so geht die entwicklung weiter, bis sie in b. VI einen ersten höhepunct erreicht. bb. VII und VIII fallen in gewissem sinne dagegen ab, soweit ist G.s oben citierte bemerkung schon richtig. aber ich habe diese bücher nie ohne die ganz bestimmte empfindung lesen können, dass sie im ausdruck einen entwickelteren charakter zeigen als die beiden ersten bücher. die einzelbeobachtung bestätigt das[1]. es können also die bb. I. II so wenig gleichzeitig mit VII. VIII nach b. VI, als VII. VIII vor b. III entstanden sein.

Noch viel weniger können bb. I. II nach vollendung des ganzen entstanden sein, denn der neuerungen in Wolframs stil werden es immer mehr. so werden von b. XII an die vorher nur in drei beispielen (P IV. V. IX) belegten mit *sunder-* zusammengesetzten subst. häufiger, die dann besonders charakteristisch für den Wh. sind (P XII—XVI 10, Wh. 43, mit einrechnung der schwer davon trennbaren fälle, in denen *sunder* als adj. erscheint; eine nahezu vollständige sammlung gibt San Marte PSt. III 230. 232 ff). so gewis Wh. und Tit. einen späteren stil zeigen als der Parz., so gewis zeigen auch die letzten bücher des Parz. einen späteren stil als die ersten.

Der stil des Wh. unterscheidet sich von dem des Parz. durch das zurücktreten oder gänzliche fehlen von erscheinungen nicht nur der ersten, sondern auch der zweiten art. so treten vor allem die ausdrücke für 'schön', die W. gerade in den letzten büchern des Parz. zu reicher mannigfaltigkeit entwickelt hatte, sehr zurück, was sich aus dem ganz anders gearteten inhalte erklärt. davon abgesehen, würkt die tendenz zur bildung immer neuen ausdrucks auch im Wh. fort. dass der selbstbewuste und von den zeitgenossen bereits angestaunte verfasser des Parzival sich dabei vom gesuchten und absonderlichen nicht immer frei zu halten wuste, ist begreiflich und entspricht den bei solcher

[1] so sei noch erwähnt, dass das adj. *herzenlîch* sich findet P VII 2. VIII 1. IX 1. X 2. XI 1. XIII 1. XIV 3, Tit. 3mal, während das adv. *herzenlîche* je einmal schon P I. II. VI sich findet, aber auch erst vom VIII b. an häufiger wird : VIII 1. IX 1. X 1. XII 3. XIII 4. XIV 2. XV 1, Wh. IV 1. V 1, Tit. 1.

entwicklung auch sonst beobachteten erscheinungen. auf die spitze getrieben erscheint die neigung zum neuen und absonderlichen ausdruck im Tit., in jenen fragmenten, in denen W. die überlieferte form des höfischen epos epos zersprengte und aller tradition zum trotz es unternahm einen eigenen stoff nach völlig eigener art darzustellen. es unterligt mir nach vielfältig widerholter betrachtung kaum einem zweifel, dass die Titurelfragmente das letzte sind, was W. in angriff genommen hat. inhalt wie form weisen gleichermafsen darauf hin[1]. dies ist hier natürlich nicht weiter auszuführen, nur auf einige kleinigkeiten sei kurz hingewiesen: 1) der titel *admirât* (vgl. San Marte Über WvE.s rittergedicht Wilh. vOrange, 1871, 139 f), der im Tit. 93, 2 steht, findet sich bei W. sonst nur noch im Wh. (Stosch Zs. 32, 471 f), jedoch nur im IX b., und in diesem noch nicht in der kleineren ersten hälfte (ca. 900 vv.), dagegen in den letzten 1050 vv. 17 mal (432, 16. 434, 2. 5 usf. die stellen gibt San Marte, hinzuzufügen ist 457, 21). also erst gegen die mitte des letzten buches des Wh. erhält Terramêr (dessen name schon im I b. 26, im ganzen 131 mal genannt wird) den bis dahin völlig unbekannten titel *admirât*, der dem leser erst durch eine parallele mit dem römischen kaiser (434) erklärt werden muss. genau diese erklärung aber setzt der Tit. voraus (*der Rœmesche keiser und der admirât al der Sarrazîne*). 2) auch Berbester (Tit. 42, 2; s. Behaghel Germ. 34 [1889], 488) findet sich erst vom VI b. des Wh. an : VI 303, 1. VII 329, 15. VIII 380, 22. 397, 17. 3) *toufbære* (Tit. 55, 4), eines der häufigsten adj. auf -*bære*, findet sich erst vom III b. des Wh. an : III 135, 30. IV 172, 12. V 220, 29. 253, 4. VII 361, 9. IX 449, 28. 465, 18 (vgl. Parz. XV 766, 27).

Ich habe in kürze zu zeigen versucht, dass die hypothese von einer spätern entstehung der beiden ersten bücher des Parzival aus inhaltlichen und stilistischen gründen abzulehnen ist. es scheint unnötig noch des nähern auf die einzelgründe einzugehn, die Grimm s. 44 ff anführt. sie sind äufserst schwach und beruhen zt. geradezu auf unkenntnis und flüchtigkeit des verfassers, ebenso wie die gründe, die für die entstehung gerade zwischen dem VII und VIII b. geltend gemacht werden (s. 48 ff). über den charakter der arbeit wird sich der leser schon nach dem oben angeführten eine meinung bilden können. alle falschen behauptungen, müfsigen vermutungen und unrichtigen angaben, an denen es nicht fehlt, hier nachzuweisen, hiefse ihr eine aufmerksamkeit schenken, die sie nicht verdient. der verfasser kennt wol die gewöhnlichen handgriffe der philologischen und litterarhistorischen methoden, aber sie sind nur äufserlich angelernt, es fehlt jedes sichere urteil in der anwendung derselben, es fehlt — und das ist das schlimmste — die erste vorbedingung zu einem

[1] nicht aber etwa die bekannte zusatzstrophe 61 des jT., die mir in Wolframs munde ganz unmöglich erscheint.

solchen unternehmen, die eigene gründliche kenntnis Wolframs. dass vereinzelt auch gute bemerkungen sich finden, kann das urteil über eine arbeit nicht sehr beeinflussen, bei der es vor allem darauf ankommt, ob sie ihrem wesentlichen inhalte nach, sei es als zuverlässige materialsammlung, sei es durch aufstellung eines neuen wertvollen gesichtspunctes, sei es durch eine neue entdeckung, die weitere forschung über den gegenstand zu fördern geeignet ist.

Kassel. ALBERT NOLTE.

ALFRED KERR. Godwi. ein capitel deutscher romantik. Berlin, Georg Bondi, 1898. 8°. XI und 136 ss. — 2 m.

Novalis lyrik. von dr CARL BUSSE. Oppeln, Georg Maske, 1898. 8°. VIII und 156 ss. und 4 unpag. ss. — 3 m.

Die litterarhistorische durchforschung eines romans der aufsteigenden romantik bliebe eine dankenswerte leistung, auch wenn sie nicht gerade Brentanos 'Godwi' beträfe, in dem schon Eichendorff ungefähr alle elemente entdeckte, die von dem jungen Deutschland als neue erfindungen aufgetischt wurden: weltschmerz, emancipation des fleisches und des weibes und revolutionäres umkehren aller dinge. die Hallenser dissertation von 1893, aus der Kerrs büchlein erwachsen ist, benötigte deshalb nicht einer starken betonung der nahen beziehungen, die auch zwischen den tendenzen des Godwidichters Brentano und der jüngsten litteratur bestehn, um ihre existenzberechtigung nachzuweisen. jetzt in zierlichem gewande vor ein grofses publikum tretend, leider auch durch böse druckfehler arg entstellt, darf sie in einem knappen vorworte die actualität ihres themas hervorheben. freilich nicht für uns, denen längst die verwantschaft der romantik von 1800 und der von 1900 ein neuer anreiz war, beiden ein besonderes augenmerk zu schenken; und auch deshalb nicht für uns, weil wissenschaftlicher betrachtung diese verwantschaft doch nur ein secundäres moment bleibt, neben dem den hochinteressanten nachweisen der studie der hauptplatz gesichert ist.

K. durchforscht den roman auf seine gedankenwelt, seinen gestaltenkreis, seinen humor, seine composition, seine lyrischen einlagen; jedem dieser momente ist ein eigenes capitel gewidmet. die disposition gestattet ihm fast alles methodisch wichtige in übersichtlicher ordnung mit nur wenigen widerholungen an passenden stellen zu erörtern.

Für seine gedankenwelt ist 'Godwi' nach K.s nachweis Heinses, Tiecks und FrSchlegels romanen, dem Athenäum und der kunstkritik des Schlegelschen kreises verpflichtet. den gestaltenkreis bestreitet Brentano aus eignen erlebnissen und aus Goethes 'Wilhelm Meister', dessen einflusse auf 'Godwi' JOEDonners dissertation s. 147 ff (vgl. Anz. XXII 219 ff) schon nachgegangen war. der humor, besser gesagt die romantische ironie Brentanos

und mit ihr die romantische ironie überhaupt, wird endlich in eindringlicherer weise mit Jean Paul in zusammenhang gebracht; Cervantes und Sterne dienen dieser aufschlussreichsten untersuchung des büchleins zu genauerer formulierung des problems, zu schärferer fassung des resultats. in der composition offenbart sich das specifisch Brentanosche 'recht auf verwirrung', der 'Brentanismus'. die lyrik wird nach rückwärts mit Tieck, nach vorwärts mit dem Wunderhorn in beziehung gebracht. durchaus meidet K. alle schablone in der ausfüllung seiner rubriken; nie verlässt ihn das bewustsein, dass er einen lebendig schaffenden dichter vor sich hat, der zwar von bestimmten voraussetzungen ausgeht, aber sie eigenwillig zu seiner schöpfung weiter gestaltet, der insbesondere an jene voraussetzungen nur darum anknüpft, weil sie in ihm verwante saiten ertönen lassen. keine äufserliche aneignung! 'Brentanos vorbilder sprechen dinge aus, die er im eigenen innern schlummern fühlt' (s. 23). all das ist ja selbstverständlich, ist ja unbedingte forderung litterarhistorischer methode. doch warum soll man sich feinsinnigen gebrauchs dieser methode nicht freuen, die so oft von grober hand verwertet dem misverständnisse sich aussetzt. und selten nur glückt auch dem methodisch geschulten, ein kunstwerk aus seinen eignen voraussetzungen vor unsern augen neu erstehn zu lassen. K. offenbart, wie alles sich zum ganzen webt, eins in dem andern würkt und lebt. einer so runden untersuchung nachträge einzufügen, ist mislich; nur wer das ganze gebäude zertrümmert, um es auf breiterem boden aufzubauen, wird würklich ersprießliches bieten. das soll und kann hier nicht geschehen, so verlockend gerade die anregungsreiche studie einen ausbau erscheinen liefse: nach rückwärts gegen den sturm und drang hin, nach vorn zum roman des 19 jhs. hier seien nur späne zu solchem ausbau geschichtet.

Nochmals hinweisend auf das von mir bei gelegenheit Donners bemerkte (Anz. XXII 223; auch K. hätte da vielleicht manches brauchbare gefunden), heb ich vor allem als neu und wichtig hervor, was K. über den einfluss Heinses und Jean Pauls sagt. die reihe William Lovell-Sternbald-Lucinde-Godwi, deren causalen zusammenhang K. schlagend aufweist, wird von ihm mit vollem rechte von Heinses Ardinghello abgeleitet. er sieht in allen genannten dichtungen dieselbe lebensphilosophie verkörpert: einen individualistischen, sinnefrohen hedonismus. in ihm offenbart sich ein bindeglied von romantik und sturm und drang.

Gewis ist es endlich an der zeit, dass man die wege aufsuche, die beide litterarische revolutionen verbinden. ihre innere verwantschaft ist früh aus der ferne festgestellt worden; neuerdings wäre man wol eher geneigt, die übereinstimmung niedriger zu bewerten. denn zum guten teile handelt es sich um dinge, die allen revolutionären litteraturepochen zukommen; und solche

kennen wir nachgerade zur genüge. trotzdem begegnet auch heute noch eine betrachtungsweise, die, jene übereinstimmungen einseitig betonend, in vorschnellem generalisieren der romantik ausschreitungen zum vorwurf macht, die gar nicht ihr, sondern nur dem sturme und drange eignen. um so nötiger ist eine eindringlichere, den tatsachen sich anpassende erforschung des verhältnisses. ohne zweifel war ja, als die romantik ins feld trat, der sturm und drang in seinen einzelheiten vergessen, im ganzen nur noch genauere kenntnis von den wichtigeren sturm- und drangproducten Goethes und Schillers vorhanden. gerade für den dichter des Godwi gibt Steigs hochwertvolles, der dissertation K.s von 1893 noch nicht bekanntes, für die buchausgabe der studie zu wenig berücksichtigtes werk AvArnim und CBrentano (Stuttgart 1894, s. 154. 161 f. 212) unzweideutigen aufschluss, wie mühsam und allmählich die um 1780 geborenen sich einige kenntnis von Lenz und Klinger verschaffen. erst 1806 — um nur eins herauszugreifen — lernt Brentano den Neuen Menoza von Lenz kennen; er list ihn mit grofsem vergnügen, aber er ist sich des ganzen gegensatzes bewust, der zwischen der dramatik Lenzens und der zeitgemäfseren Pellegrin-Fouqués waltet : '*Das Ding ist mir besonders merkwürdig, weil es ein rechter Gegensatz der neuen Genialität ist, die so unendliche Decoration und Farbe und Klimata und Ironie und all den Teufel braucht — und dort wie einfach*'. Steig kann gleichwol mit recht den einfluss Lenzens auf Arnim und Brentano andeuten (s. 355 f). doch wie weit ists vom Neuen Menoza und vom Hofmeister zu Godwi und Lucinde. am nächsten steht der generation von 1770 unter den romantikern Tieck : ihm ist zeitlebens 'Götz von Berlichingen' als Goethes beste dichtung erschienen, er setzt die litteratursatire des sturms und dranges fort, er gibt die schriften Lenzens und Maler Müllers heraus. aber vergeblich suchte man in seinen späteren, dem sturm und drang gewidmeten kritischen äufserungen ein aufklärendes wort, einen fingerzeig nach dem pfade, der von Lenz oder von Maler Müller zur romantik führt (vgl. insbes. Kritische schriften II 171 ff. Köpke LTieck II 198 ff). und von Maler Müllers Golo und Genoveva hat er, den man des plagiats beschuldigte, nur das stimmungsmotiv eines melancholischen sanges und einige charakterzüge des titelhelden für seine 'Genoveva' übernommen (Haym Rom. schule s. 474 f). die beziehungen des an der Trösteinsamkeit und an FrSchlegels Deutschem museum beteiligten alternden Maler Müller zur romantik kommen natürlich für uns hier nicht in betracht.

Vereinzelt sind auch sonstige spuren eines einflusses. für Klinger interessiert sich der junge Friedrich Schlegel. im sommer 1791 schon schreibt er an den bruder Wilhelm : '*In Klingers Schauspielen habe ich viele grofsgedichtete Charaktere gefunden, besonders in der Medea, der neuen Arria, dem verbannten*

Göttersohn, und dem Derwisch, ob wohl wenig Dialog' (s. 8). am meisten scheinen ihn also die machtweiber Klingers anzuziehen. im februar 1792 verweilt er ausführlicher bei Klingers Faustroman und erkennt richtig die linie, die ihn von Goethes 'Faust' scheidet : '*Faust ist bey ihm ein Mann von aller Kraft zu Gutem und Bösen, aber nicht ein grofser Mann wie bey Goethe. Er ist voller Eigendünkel, Wollust und Trägheit'* (s. 38f). so tief blickte damals Wilhelm Schlegel noch nicht (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 13, xviii f), der nur selten auf Klinger zu sprechen kommt;. flüchtig gedenkt er des Faustromans in seinen Berliner vorlesungen, findet Maler Müllers Faustfragment gleichzeitig 'durch die üblen manieren der damaligen sturm- und drangperiode entstellt' (DLD. 19, 154f) und nennt in seinen Wiener vorlesungen Klingers Zwillinge neben Leisewitzens Julius von Tarent nur, um den dichter der Braut von Messina des plagiats zu beschuldigen (S. werke vi 423). im übrigen schweigt er die dramatik des sturmes und dranges dort tot.

Wilhelms eignes verhältnis zu Bürger gehört auf ein besonderes blatt. er ist dem dichter der 'Lenore' nahegetreten, als der sturm und drang längst ausgetobt hatte. wie wenig er ihn als repräsentanten jener epoche empfindet, bezeugt seine charakteristik von 1800, die Bürger fast völlig von den mitstreitern seiner jugend losgelöst betrachtet. ja, in den an Wilhelm gerichteten bekenntnissen erscheint Friedrich, der Schiller gegen Bürger ausspielt, dem sturm und drang weit eher verwant : in seiner vorliebe für Goethes jugendlyrik, in der begeisterung für Klopstock und eine deutschheit emergierende art, in der bekämpfung der aufklärer, denen er ohne einschränkung Lessing anreiht. wenn schliefslich der junge Friedrich Schlegel Aristoteles befehdet (Haym Rom. schule s. 195**), so erinnert er gelegentlich an die gegen das 'regulbuch' sturmlaufenden Titanen der siebziger jahre. gewis ist auch er von Herder stärker beeinflusst und fühlt er seinen Shakespeare tiefer als Wilhelm, der mit dem willkürlichen nachdichter Bürger vereint erst an den Sommernachtstraum sich wagt, um dann seine widereroberung Shakespeares nicht vom stürmenden und drängenden gefühlsstandpunct, sondern von einem völlig entgegengesetzten principe aus durchzuführen, in der ihm so lieben strengsten correctheit formaler nachbildung. trotz alledem scheint FrSchlegel erst im jahre 1813 Hamann entdeckt zu haben; ein von FHJacobi dem Deutschen museum gespendeter aufsatz regt ihn zu der bemerkung an, dass Hamann '*ein ganz anderer Philosoph war wie Kant und ein befsrer Kritiker wie Herder*' (an Wilhelm s. 539). da waren Arnim und Brentano doch schon früher dem magus nahegetreten (Steig s. 212. 359).

Die geringen äufsern beziehungen zum sturm und drang erklären sich ja leicht : die zeitgenössische litteratur bringt ihn den

romantikern nur selten in erinnerung; und gegenstand historischer forschung war er ihnen noch nicht geworden. geht es uns heute besser mit dichtungen, die dreifsig, vierzig jahre hinter uns liegen? trotz hochgesteigertem litterarhistorischen betriebe schwebt auch für uns noch ein verfinsternder nebel über den tiefen der litteratur von 1860 etwa bis zum beginn der naturalistischen bewegung.

Erweisen sich indes die äufsern berührungen bei näherer betrachtung als geringfügig, so fällt mir doch durchaus nicht ein, die stärke der innern beziehungen zu unterschätzen. ja, gerade dieser eigentümliche sachverhalt legt nahe, die tatsächlichen bindeglieder zu suchen, die mittler und zwischenträger beider epochen. Heinse ist da vor andern zu nennen, und auch K. beschreitet den angedeuteten forschungspfad, wenn er feststellt : anbetung des genusses und der sinnlichkeit als gemeinsames hauptmotiv, der name Lucinde im Ardinghello, Heinse im Godwi citiert, angriffe gegen die verächter der sinnlichkeit hier und dort, verklärung der freien liebe im gegensatz zur ehe, hass gegen die bestehende barbarische gesetzgebung. bei Tieck und Brentano wie bei Heinse wird ein enges wechselverhältnis zwischen allem kunstschaffen und sinnlichkeit behauptet; freie liebe erscheint als mutter aller kunst. endlich ist ihnen kunstphilosophische erörterung stehendes requisit des romans; insbesondre 'Ardinghello' mit seinen schilderungen von gemälden ist ahnherr aller romantischen umsetzung von bildern in worte.

Es ist gut, dass K. diese dinge einmal an éinem orte zusammengestellt. manches ist ja schon vereinzelt von andern beigebracht worden, insbesondre von Haym. K. konnte sogar einiges schärfer gefasst bei seinen vorgängern finden. wenn er Godwis gedanken, '*mit einem Schock nackter Mädchen, voll Freude, Witz, Tanz- und Singtalent haschen zu spielen*' auf die künstlerorgie des Sternbald (II 2, 4) zurückführt, warum deutet er nicht gleich mit Donner auf den schluss des ersten bandes von Ardinghello (vgl. Anz. XXII 223)? ich verweise auch noch auf Klingers Faust, der freilich mit ganz anderm moralischem pathos wollüstige feste am hofe der Borgias zeichnet (insbes. buch IV cap. 17 [1]), während desselben dichters 'Orpheus' schon ganz romantisch für die rechte der sinnlichkeit kämpft. gemeinsam ist allen das unerlebte, das schwelgen in lüsternen phantasien. sinnlich überreizte naturen möchten sich, was Wieland nur der antike oder dem feenmärchen gönnt, näherrücken. merkwürdig, wie da der von sturm und drang ob seiner ersonnenen, unerlebten sinnlichkeit böse gescholtene Wieland durch seinen schüler Heinse zu später würkung kommt! setzt sich doch die von Gandalin im bade belauschte Sonnemon fort in Hildegard von Hohenthal und in Stern-

[1] vgl. auch Thümmels Reise in die mittäglichen provinzen von Frankreich, Werke (1839) II 176 f.

balds blonder Emma; zugleich eine starke klimax, der von scheu betrachtender anbetung bis zum entgegengesetzten extreme führt.

An Wieland lässt sich ferner bequem ein weiteres motiv des Godwi und seiner romangenossen anknüpfen. zwei frauengestalten des Godwi treten mit ausgeprägten zügen aus der menge weiblicher figuren hervor : Violette und die gräfin vG. K. hält sie (s. 38 ff) fest : Violette, die kindliche buhlerin, von der mutter zu schlimmem wandel gedrängt, die gräfin die innerlich und äufserlich freigewordene frau; Violette, entsprechend der Lisette Friedrich Schlegels, eine neue Manon Lescaut wie diese; die gräfin eine emancipierte wie Lucinde. Prévosts roman von 1731 und die 'Lucinde' — war hier kein andres vorbild zu nennen? warum ist Heinse hier nicht genannt? wenigstens an emancipierten fehlt es unter den Fulvien und Fiordimonen Ardinghellos nicht. und bei Hildegard von Hohenthal, die der drastische Wolfg. Menzel einer grofsen englischen dogge vergleicht, die mit dem kleinen pudel Lockmann spielt, ist die emancipation lediglich weniger sinnlich gefärbt. hätte K. indes nachgeforscht, woher Friedrich Schlegel seine emancipierten und seine dirnen hat, er muste auch auf Wieland treffen. die 'Lucinde' setzt nur — und dies recht heinsisch — in ein zeitprogramm um, was FrSchlegels archäologische untersuchungen als eigenheit der antike erkundet hatten. 1794 erscheint sein aufsatz Über die weiblichen charaktere in den griechischen dichtern, 1795 der weit bedeutendere Über die Diotima; sie knüpfen, ebenso wie seine Aristophanesstudien, an denselben Wieland an, in dessen zeitschriften FrSchlegel seine archäologischen jugendaufsätze veröffentlicht. ein blick in den XXXVII bd der Hempelschen ausgabe offenbart Wieland als vorläufer FrSchlegels; er handelt von Pythagoräischen frauen, er bricht eine lanze für Aspasia, ja sogar für Xanthippe; endlich plädiert er in romantischem sinne für höhere weibliche bildung (Hempel XXXV 231 ff). viel wichtiger und entscheidender bleibt aber, was der dichter Wieland im A g a t h o n bot. nicht sei hier von der bedeutung gesprochen, die dieser bildungsroman für alle seine nachfolger, für Wilhelm Meister so gut wie für die romantische romanreihe hat (vgl. Anz. XXII 223). doch Agathons Danae führt die sentimental beleuchtete dirne auf einen allseitig sichtbaren platz des deutschen Parnasses. zeichnet Heinse mit vorliebe emancipierte von der art der gräfin vG., machtweiber, die sich über alle schranken hinaussetzen, so ist Danae ganz Violette, ganz Manon. richtig hob jüngst Brunetière hervor (Manuel de l'histoire de la littérature française, Paris 1898, p. 290), dass Prévosts roman nichts weniger als das bild einer courtisane gibt, dass Prévost vielmehr Racines 'passion de l'amour' mit allen ihr eigentümlichen zügen in die prosaerzählung einzuführen verstanden hat. in Danae, die wie Violette durch fremde leitung, nicht durch eigne schuld zur buhlerin wird, spielen herz und gemüt neben

der sinnlichkeit eine bedeutende rolle; sie liebt Agathon mit schwärmerischer zärtlichkeit; sie fühlt sich zuletzt seiner unwürdig und entsagt : ein tragisches ende, wie das Lisettens in der Lucinde und Violettens. Manon, Danae und die dirnen FrSchlegels und Brentanos — ein merkwürdiger kreislauf : Wieland wagt nicht seine freiere anschauung in der gegenwart zu verwürklichen, er flieht in die antike und überlässt es seinen nachfolgern, den schritt zur gegenwart zurückzutun. und diesen schritt zu tun lernen die romantiker von Heinse, der ihnen zugleich neben dem Wielandschen typus der Danae-Violette den typus der gräfin vG. oder Lucindens schenkt. er selbst, der schüler Wielands, betätigt sich in der schaffung dieses zweiten typus als stürmer und dränger. seine Fiordimonen, die keinem gatten unterworfen sein und jedem sich frei überlassen wollen, der ihnen gefällt, treten an die seite der machtfrauen des sturmes und dranges, der frauengestalten Klingers, die FrSchlegel — wir sahen es — imponieren, der Lucrezia Borgia des 'Faust', der gleichfalls bis zur blutschande sich wagenden Mathilde, der mutter von Maler Müllers Golo, ja endlich an die seite des allen gemeinsamen vorbildes, der Adelheid des 'Götz'. Wieland hat, seinem schüler Heinse folgend, erst im Aristipp der sentimental gefärbten Danae eine ihr schicksal sich selbst schaffende emancipierte, seine Laïs, gegenübergestellt. ein vergleich von Danae und Laïs, wie ihn etwa Loebell (Die entwicklung der deutschen poesie II 339) anstellt, beweist, dass Wieland erst fast gleichzeitig mit dem Godwi seine Titanide den Titaninnen der romantik zugesellt; und auch jetzt noch bleibt er bei der antike stehn. ungefähr gleichzeitig lernt Jean Paul seine Titanidinnen im leben kennen; denn erst 1803 schliefst er seinen 'Titan' ab und lässt eine grofs angelegte emancipierte schmachvoll untergehn, dank eignen bösen erfahrungen mit genialen frauen. für Godwi kommt JPaul nicht mehr in betracht, wol aber für die spätere romantik, insbesondere für Eichendorff.

Eine der Titanidinnen, die JPaul so böse erfahrungen schenkten, ist Emilie von Berlepsch. lange ehe sie ihm nahetrat, stand sie schon einem dichter modell, wenn wir FrSchlegel trauen dürfen (an Wilhelm s. 23). der ästhetiker Friedr. Bouterwek, in seinen jungen jahren zu Göttingen mit ihr in intimem verkehr, versetzte sie als Laurette von Wallenstädt in seinen roman Graf Donamar (1791—93; vgl. Goedeke[2] v 467). der roman, der drei auflagen erlebte, und zu dem sogar der Wiener dichter JohSchwaldopler ein seitenstück schrieb, ist meines wissens bis heute ganz unberücksichtigt geblieben. und doch scheint er den dichter der 'Lucinde' interessiert, wenn auch nicht befriedigt zu haben. FrSchlegel stimmt ausdrücklich (an Wilhelm s. 44 u. anm.) dem scharfen urteile zu, das LFHuber über diese 'nachbildung Werthers und Woldemars' fällte (Sämtl. werke seit

dem jahr 1802 II 121 ff). sie gehört sicherlich zu der hier behandelten gruppe und findet für uns ihre bedeutung in der von Huber hervorgehobenen ähnlichkeit Laurettens und der marquise De Merteuil der Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos (1782). diese übereinstimmung macht neben dem französischen vorbild der Violetten und Lisetten (Manon Lescaut) ein gleiches muster für die Lucinden und gräfinnen vG. wahrscheinlich: die Merteuil. wie tiefe eindrücke auch sonst das deutsche publikum aus den Liaisons dangereuses sich holte, beweist Schillers brief an Körner vom 22 april 1787 (vgl. Hempelsche ausg. XV 465 u. anm.).

Darf Bouterweks Graf Donamar zu den vorläufern der engern gruppe Godwis gerechnet werden, so gehört als nachzügler in den kreis unsrer betrachtung Ernst Wagners roman Wilibalds ansichten des lebens von 1805 (Goed.[2] VI 393). Reinh. Steig hat jüngstens, ausgehend von dem interesse, das Arnim und Brentano dieser nachbildung des Wilhelm Meister entgegenbrachten, ihr einige zeilen gewidmet (Zs. f. d. phil. 29, 206 ff). ich trage nach, dass Wagners schon von Julian Schmidt erkannte fieberhafte sinnlichkeit (Gesch. d. d. litt. IV 216) die weiblichen typen der Heinse, FrSchlegel und Brentano in den beliebten situationen sich nicht entgehn lässt. ja der seit Heinses Ardinghello und Goethes Wilhelm Meister in mannigfachsten variationen widerkehrende nächtliche besuch einer unerkannten (Fulvia oder Lucinde? Philine oder Mignon? hier Mathilde oder die gräfin? vgl. Donners tabelle aao. s. 33; er weifs von Heinse und Wagner nichts zu berichten; sieh auch Anz. XXIII 381[1]) stellt sich getreulich ein. endlich gehört Wilibald wie Wagners zweiter roman Die reisenden maler mit einem guten teil der hier erörterten dichtungen in den kreis der künstlerromane. es lohnt gewis, ihn einmal mit den romanen der spätern romantiker in nähern zusammenhang zu setzen. —

Ich kehre zu den frauengestalten des Godwi zurück. K. bleibt nicht blofs bei der litterarischen tradition stehn; er zeigt auch die vom dichter erschauten und erlebten porträts auf (s. 42); die deutungen Steigs (s. 19 f) sind zt. verschieden, doch möcht ich diesem besten kenner nicht vorgreifen und überlass ihm, seine anschauungen gegen K. zu verteidigen. unnötig viel gewicht legt nach meiner ansicht K. auf den Joduno eines gewis schlecht gedruckten jugendbriefes von Clemens (Werke VIII 110); gewis soll es dort die Joduno heifsen und gewis war (wie Steig bemerkt) Joduno im leben wie in der Godwidichtung ein mädchen. wenn irgendwie indes erlebtes im Godwi neben litterarischer tradition sich geltend macht, so geschieht es in der sentimentalen verherlichung des dirnchens Violette. ich staune, dass der sonst so umsichtige und scharfblickende vf. sich konnte entgehn lassen, wie gern Brentanos lyrik bei der gefallenen verweilt und wie er

immer thränenvolles mitleid für sie übrig hat. in anderm zusammenhange habe ich schon auf die tatsache hingewiesen (Chronik des Wiener Goethevereins vom 15 mai 1896); durch Brentano kommt das Manon-Lescautthema in das Wunderhorn (Birlinger und Crecelius I 109. 528). seine lyrik singt *'von dem Freudenhaus, das hat geschminkte Wangen, es hängt ein bunter Kranz heraus, drin liegt der Tod gefangen'*. in seinem mantel trägt er hin bisquit und süfse weine; *'Der Himmel weifs wohl, wer ich bin, die Welt schimpft, was ich scheine'*. fröhlicher klingts ein ander mal: *'O lieb Mädel, wie schlecht bist Du'*; dennoch wacht er liebeskrank an ihrer thüre: *'Bin zitternd zu Dir gekommen, als wärst Du ein Jungfräulein, Hab Dich in Arm genommen, als wärst Du mein allein, allein'* (Werke I 161. II 416). — für unser thema gewis ein interessanter beleg, wie erlebtes, wie die eigenste note eines dichters sich mit litterarischer tradition verbinden kann.

Und nun noch ein wort über diese litterarische tradition, soweit sie Heinse und die romantik umfasst. Heinses einfluss geht noch über die grenzen des künstlerromans hinaus, der in ungefesselter sinnlichkeit weibliche emancipation predigt. ich deute nur beiläufig den zusammenhang mit dem dichter des Hyperion an (Haym s. 298 ff). wichtiger ist hier der kunsthistoriker Heinse. K. (s. 19) hält sich nur an das formale moment, wie Heinse seine gemäldeschilderungen in den roman einfügt. das genügt für seine zwecke. im hinblick auf die gesamte romantik wäre trotz der feinsinnigen unterscheidung, die Haym (s. 120) zwischen W a c k e n r o d e r s und H e i n s e s kunstauffassung macht, als übereinstimmung festzustellen, dass Heinse zuerst in Deutschland gegen Winckelmanns einseitigkeit die tendenzen des spätern Nazarenismus verfochten hat: die malerei sei nicht nach den gesetzen der plastik zu beurteilen, und insbesondere — die these aller Präraphaeliten — das hauptvergnügen an einem kunstwerk liege immer an herz und geist des künstlers, nicht an den vorgestellten sachen. ferner leitet sich von Heinse durch Wackenroder zu E T A H o f f m a n n das musiktheoretische bemühen der romantik. und auf diesem felde steht Ernst W a g n e r s geheimnisvoller capellmeister Minelli zwischen Heinses Lockmann und Hoffmanns Kreisler. — Heinse ist endlich, um Ariost und Tasso bemüht, sogar vorläufer der übersetzer AWSchlegel und Gries.

All diese engen beziehungen zwischen Heinse und der romantik lassen begreiflich erscheinen, dass er zur zeit des jungen Deutschlands fast gleichzeitig mit der Lucinde seine widergeburt feiert und, während Gutzkow für FrSchlegel eintritt, in Laube seinen verherlicher und herausgeber findet. K. zeigt beziehungen zwischen Godwi und jungem Deutschland, insbesondere zwischen Brentano und Georg Büchner auf (s. 31. 39). wieviel geht da wol auf rechnung Heinses oder wenigstens Heinsischer elemente der romantik?

Mag dieser rasche überblick dem nachprüfenden manches zu verbessern übrig lassen, eins glaube ich doch erhärtet zu haben: Heinse ist ein wichtiges bindeglied von romantik und sturm und drang. hier sei auch gleich ein zweiter herangezogen, dem ich jüngst dieselbe rolle zuschrieb: Fried. Heinr. Jacobi (vgl. Schriften der Goethegesellsch. 13, XVI f). sein Allwill, sein Woldemar gehören zur vorschule des romantischen romans, ebenso wie sie die nachfolge Werthers darstellen. Woldemar ist uns schon in Hubers recension von Graf Donamar begegnet.

Den 27 febr. 1799 schreibt Novalis an Caroline Schlegel (Reich s. 125) über die Lucinde: '*Vergleichungen mit Heinse können nicht ausbleiben*'. Schillers bekanntes verdict (an Goethe: 19 juli 1799) spricht von einem 'gemengsel aus Woldemar, Sternbald und aus einem frechen französischen roman'. die beiden urteile geben zusammengehalten als vorbilder der Lucinde zunächst uns durchaus geläufiges an: Heinse, Tieck und etwa Choderlos de Laclos oder Restif de la Bretonne, die quelle des William Lovell. aber Woldemar? so viel ich sehe, rückt man ihn jetzt nicht in die nähe der romantischen romane. das ist begreiflich; wie schnöde fertigt FrSchlegels recension ihn 1796 ab (Jugendschr. II 72). eben deshalb gab wol Donner (s. 110 f) Dorothea Schlegel voreilig recht, wenn diese sich gegen den vorwurf wehrt, in ihrem Florentin ein plagiat am Woldemar begangen zu haben.

Aber gerade diese recension! richtig erfasst und mit FrSchlegels fernerer entwicklung verglichen, leitet sie selbst am besten zu den Woldemarschen elementen seines eignen geistes. gegen die sexuellen tüfteleien Jacobis, gegen die — sagen wir es gerade heraus — decadente perversität Woldemars, der wahre liebe mit ehe nicht für verträglich hält, kann er jetzt noch frech aber urgesund das populäre mittel empfehlen, das Kirke dem Odysseus vorschlägt: '*Auf dann, stecke das Schwert in die Scheide Dir; lafs dann zugleich uns Unser Lager besteigen, damit wir, beide vereinigt Durch das Lager der Liebe, Vertraun zu einander gewinnen*' (aao. 78, 40). aber sehr richtig hat schon Haym (s. 231 f) bemerkt, dass die mafshaltende gesundheit der recension nicht blofs den spätern mysticismus und vernunfthass Schlegels, auch schon seine nächsten untheologischen excesse treffe. jene ersten; denn FrSchlegel hat sich selbst sein urteil hier gesprochen: '*Woldemar ist eine Einladungsschrift zur Bekanntschaft mit Gott, und das theologische Kunstwerk endigt, wie alle moralischen Débauchen endigen, mit einem Salto mortale in den Abgrund der göttlichen Barmherzigkeit*' (aao. s. 91, 28). als Schlegel später dem gleichen ende zueilte, da hat er sich folgerichtig auch mit Jacobi ausgesöhnt. aber schon kurz nach der recension fängt er an, mit Jacobi sexuellen tüfteleien zu huldigen. seine revolutionären ideen von ehe à quatre, wie sie in den Fragmenten, in der Lu-

cinde, ja im eignen leben alsbald zu tage treten, haben sie nicht den ausgangspunct mit den tendenzen des Woldemar gemein, die unzufriedenheit mit den bestehnden eheverhältnissen und ehegesetzen? schon Steffens (Was ich erlebte VIII 380 ff) hat den zusammenhang der romantischen frauenemancipation und der 'platonischen bigamie' Jacobis herausgefühlt. vollends aber huldigt Schlegel kurz nach der recension der 'lehre von der gesetzgebenden kraft des moralischen genies', die er als kritiker Woldemars energisch ablehnt.

Schon im Allwill zeichnet Jacobi den wahrhaft freien menschen, der ohne rücksicht auf herkommen und gesetz nach souveränen eingebungen seiner natur grofs und edel handelt. in ihm ist — echt romantisch — der ganze mensch seinem sittlichen teil nach poesie geworden. nach Jacobis überzeugung ist tugend eine freie kunst. die gesetzlichen und sittlichen normen sind nur da, um bei der menge das gewissen zu vertreten. — ich kann hier nicht ausführlicheres bieten; aber jeder, der, die romantische romanreihe im auge behaltend, bei CHeine (Der roman in Deutschland 1774—1778 s. 90 ff) nachlist, wie Jacobi seine beiden titelhelden charakterisiert, oder wer sich von EberhZirngiebl (FHJacobis leben, dichten und denken, Wien 1867, s. 27 ff) über die den romanen zu grunde liegenden philosophischen anschauungen belehren lässt, er wird Lévy-Brühl (La philosophie de Jacobi, Paris 1894, s. 23) zustimmen, der in Allwill 'un personnage déjà romantique', 'byronien avant Byron' sieht, 'une de ces natures problématiques, dont la nombreuse postérité peuplera le roman du 19 siècle'. er wird aber auch in Woldemar diesen typus erkennen.

Gegenüber dieser fülle romantischer elemente in Jacobis romanen wundern wir uns nicht, wenn FrSchlegel wenige jahre vor der recension vom Allwill schwärmt; ein 'geistvolles werk', 'das gefühl unsrer göttlichen, höhern natur durchdringt es ganz, ist die seele derselben'. 'unbeschreibliches vergnügen machten mir die weiber, besonders Amalia und Luzie'; und gerade auf sie kommt er immer zu sprechen (an Wilhelm 49. 126. 141 f. 150). wir begreifen auch, dass Arnim 1802 FrSchlegels kritik 'grundfalsch' finden konnte (Steig s. 41). und so bin ich denn garnicht abgeneigt, elemente Jacobis, mindestens durch die Lucinde vermittelt, auch im Godwi zu suchen, zunächst wenigstens einzelne der von K. angegebenen bestandteile seiner gedankenwelt auf Allwill und Woldemar zurückzuführen.

Ich kann den anregungen K.s nicht weiter nachgeben, so verlockend es wäre, insbesondre was er über den humor Brentanos darlegt, weiter auszuspinnen. nirgends bewährt Brentano sich romantischer als auf diesem felde; er zieht nur die consequenzen aus den prämissen andrer, aber er geht viel weiter, er bildet eine form romantischer ironie aus, die dann

Heine[1] für seinen eigentümlichsten ton verwertet: die 'sachliche ironie des schärfsten contrastes' (s. 81 f), eine zerstörung der illusion, eine stimmungsbrechung, die auf schrankenlosen gefühlsausdruck die glatte prosa nüchternsten verstandes folgen, jenen durch diese zerstören lässt (vgl. Euphorion 5, 151). K. bleibt nicht bei einzelnen nachweisen stehn, sondern schreitet energisch und kühn zu einer studie über die entstehung der romantischen ironie vor. Scherers aperçü, dass der humor der romantiker wesentlich unter Jean Pauls einflusse stehe, wird von K. zum ersten male eindringlicher erwogen (s. 64 ff; vgl. übrigens Anz. XXII 223). K.s nachweise werden jeder künftigen darstellung romantischer ironie den weg weisen; diese wird freilich nach vorn und nach rückwärts manches hinzuzufügen haben. nach vorn: Heines prosa, insbesondre im Buch Legrand, Immermann im Münchhausen, Pückler-Muskau und andres gehört hierher. nach rückwärts: die romantische ironie der art von Tiecks Gestiefeltem kater hat noch weitere quellen, die über Jean Paul, Cervantes, Sterne hinausgehn. illusionstörende äufserlichkeiten der schriftstellerischen technik zu lustiger würkung zu verwenden, beliebt so Sterne wie Jean Paul und Brentano (s. 74 ff); einen ganz eignen charakter bekommt diese art humor auf der bühne. aber schliefslich ists derselbe vorgang, wenn der romandichter zu komischer enttäuschung den mechanismus blofslegt, der den roman in scene setzt, und wenn der lustspieldichter uns plötzlich durch den schauspieler erinnern lässt, dass wir nur bühne und fiction, nicht die welt in ihrer würklichkeit vor uns haben. wenn Tieck im Gestiefelten kater oder im Zerbino solche mätzchen wagt, so steht er auf den schultern des hanswursts und des jungen Goethe, insbesondre des dichters vom Triumph der empfindsamkeit. durch Goethe indes setzt sich der litterarhistorische zusammenhang bis zu Aristophanes fort (Haym s. 97. 105). Aristophanes widerum leitet uns zu seinem bewundernden interpreten FrSchlegel, dem theoretischen begründer der romantischen ironie. ein zusammenhang, der es unnötig macht, zwischen praktischer und theoretischer romantischer ironie so streng zu scheiden, wie K. es tut (s. 64*).

Merkwürdigerweise verkannte Arnim noch 1802 völlig die romantischen eigenheiten von 'Godwis' humor: 'Diderot kann sehr gut seine Religieuse am schlusse für einen grofsen spafs, für eine erdichtete person erklären. aber eine ernsthafte, oft hinreifsende dichtung dafür erklären, wie die nachrichten von den lebensumständen am schlusse des Godwi tun, heifst den eindruck absichtlich vernichten' (Steig s. 53). wie wenn nicht gerade dieser effect Brentanos absicht gewesen wäre! natürlich hat Diderots erzählung mit romantischer ironie nichts zu tun.

[1] Heinesche motive bei Brentano auch s. 108 ff; dann doch wol auch s. 20 unten.

Etwas zu rasch geht K. (s. 82 f. 130) über den humor des wortwitzes bei Jean Paul und Brentano weg. hier wäre mancher übereinstimmung zu gedenken, die unmittelbar zu Börnes und Heines stil führt. Keiter (Heinrich Heine, Köln 1891, s. 43) gibt ein paar glücklich ausgewählte belege. es handelt sich um jenen wortwitz, der nach Jean Paul wie ein pfarrer zwei entfernte vorstellungen copuliert, am liebsten solche, gegen deren vereinigung alle verwanten sind; also epitheta wie: *abgepflückte, winterlich kalte Gestalt* (Flegeljahre), *freudige Hüften* (Godwi), *abstracte Beine* (Heines Harzreise). durchaus ligt die von Petrich so stark betonte und so trefflich belegte eigenheit der romantischen bildlichkeit zu grunde, unsinnliches, abstractes zur charakterisierung des sinnlichen, concreten zu verwerten (vgl. auch WSchlegels Berliner vorlesungen I 290, 1); allerdings ist sonst in ernstem sinne gebrauchtes hier ironisch gewendet.

Romantische ironie bestimmt — wie K. (s. 98) richtig hervorhebt — auch die composition. hält der erste band des Godwi noch an Richardson-Rousseau-Wertherscher brieftechnik fest, so wechseln im zweiten die formen, bis schliefslich die höhe der ironie erreicht ist, wenn Godwi, der held, über den dichter berichtend an den leser sich wendet. sehr gut erhärtet K., wie Brentano erst tollste verwirrung in seinem roman stiftet, um dann alle figuren durch die verzwicktesten verwantschaftsbeziehungen in engste verknüpfung zu bringen. Brentanos neigung zum gesuchten und verwickelt-ungewöhnlichen (s. 92) bringt ihn — wie ich nachtrage — widerum in die nächste nachbarschaft Jacobis. aber echt romantisch schreibt er zugleich einen roman, in dem alles episode ist oder gar nichts, und dem es blofs darauf ankommt, dass die reihe der erscheinungen in ihrem gaukelnden wechsel harmonisch sei (s. 95). das haben die Schlegel aus Homer und aus Goethes Wilhelm Meister herausgelesen (vgl. Schriften der Goethegesellsch. 13, XXXVI).

Zum schlusse kann ich nur noch rühmend auf das der lyrik (s. 99) des romans gewidmete capitel hinweisen. beweist sich K. in den bisherigen ausführungen als kenntnisreich und scharfsinnig, ein kritiker, der versteht, wohin er den finger zu legen hat, so gestattet ihm hier intime kenntnis neuerer künstlerischer bemühungen manches zu begreifen, an dem andere verständnislos vorüberstreichen. widerum weist er die wege zu tieferer erfassung romantischer, insbesondere Brentanoscher kunst. aber selbst auf den versuch muss ich verzichten, was er von der lyrik des Godwi sagt, für die gesamte lyrik Brentanos zu verwerten. erst müste uns von berufener hand eine kritische ausgabe der gedichte des dichters geschenkt werden; gewis eine der wichtigsten aufgaben, die der deutschen philologie zu erledigen bleiben.

Den anfang, den ich (Anz. XXII 225 ff) gemacht habe, das verhältnis von prosa und lied in den romanen der Wilhelm Meister-

gruppe zu beobachten, hat K. nicht fortgesetzt. nur an einer stelle (s. 114 f) erwähnt er flüchtig die art, wie Brentano die anführung einzelner lyrica motiviert. auch Busse betrachtet die sänge des 'Ofterdingen' nicht von diesem standpuncte. ich wende mich seiner studie zu.

Bewährt sich Kerr in seiner studie als feinsinniger und scharfblickender forscher mit ausgeprägter litterarhistorischer begabung, so tritt dem modernen kritiker der moderne dichter Carl Busse gegenüber und möchte mit seinen mitteln der lyrik Hardenbergs eine neue beleuchtung schenken, einer biographie des romantikers vorarbeiten und einem künftigen kritischen herausgeber den weg ebnen. B. ist sich bewust, manchen glaubenssätzen der Novalisforschung zu widersprechen, und er erwartet mannigfache anfechtungen. auch ich sehe mich im gegensatz zu vielen seiner behauptungen. wo in seinem buche der feinfühlige dichter spricht, da können wir nur lernen. es ist ja immer wertvoll, dichter von dichtern betrachtet zu sehen. aber ohne einseitigkeit gehts da wol nicht ab; ja B. bewährt sich als selbständige dichterische persönlichkeit, wenn er trotz dem gelehrtlitterarhistorischen anstrich seines büchleins im ganzen doch Novalis dichtungen nach dem mafsstabe eigner, dh. B.scher dichterischer art misst; und dieser mafsstab passt sich herzlich schlecht dem romantischen an. wo vollends B. als methodischer forscher sich bewähren soll, da versagt seine begabung.

B. stellt hinter die vorbemerkung eine bibliographie; sie ist verblüffend unvollständig. selbst die zweite auflage von Goedeke konnte ihm mehr bieten, obgleich auch sie manches vermissen lässt. ich nenne: 'Klagen eines jünglings' in Wielands Neuem teutschen merkur 1791, april, s. 410; die gedichte[1] an Bürger von 1789 bei Strodtmann III 234 ff, wo auch der erste druck notiert ist; die sonette an Wilhelm Schlegel in Friedrichs briefen an den bruder s. 40 f. diese briefe scheint B. überhaupt nicht eingesehen zu haben; er begnügt sich mit den citaten Hayms. unerwähnt bleibt auch FrSchlegels brief an Novalis, der in der Zs. f. d. österr. gymnasien 42, 105 f dem büchlein Raichs nachgetragen wurde. offenbar eine wenig zuverlässige vorarbeit für einen künftigen herausgeber! sie verhindert auch eine vollständige berücksichtigung aller lyrica Hardenbergs innerhalb der vier aufsätze, in die B.s buch zerfällt.

Der erste aufsatz, den 'Hymnen an die nacht' gewidmet, knüpft an die neueren versuche ihrer datierung an. sind sie 1797 oder 1798 oder 1799 entstanden? B. nimmt alle drei jahre in anspruch; auch er hat, wie seine vorgänger, kein äufseres zeugnis anzuführen. aber eine tagebuchstelle vom 13 mai 1797, die wörtlich an die 3 hymne anklingt (s. 4 f), dann anschauungen der Lucinde von 1799, die sich bis auf die form mit äufserungen

[1] Busse weifs (Bibliogr. nr 33) nur von briefen an Bürger.

der 'Hymnen' decken, und die — wie B. annimmt — nur Novalis von FrSchlegel, nicht FrSchlegel von Novalis entlehnen konnte — diese beiden momente sollen für seine datierung sprechen. von dieser einen hypothese aus dringt indes B. zu einem complicierten hypothesenbau vor, der die ganze entstehungsgeschichte der Hymnen bis ins kleinste darzustellen versucht. die ganze luftige construction ruht auf mehr als zweifelhaften gründen innerer kritik. aber noch mehr : B.s erwägungen und vermutungen suchen fast insgesamt den weg, auf dem der geläufige text der Hymnen entstanden ist; immer ist von den phasen die rede, die nach B.s ansicht durchlaufen worden sind. er möchte diese phasen aus dem gedanklichen inhalt der Hymnen erraten (s. 11), er holt RMWerners buch Lyrik und lyriker heran und construiert nach den hier aufgestellten rubriken frisch drauf los (s. 12). er gestattet sich schlussfolgen, wie diese : Novalis ist vornehmlich lyriker, also ist der vers die natürliche sprache seines geistes; er hatte bis dahin so gut wie gar keine prosa geschrieben (?); die prosa ist überhaupt mehr die sprache des reifen mannes (!?!). und mit all diesen und einigen andren mitteln und mittelchen will er beweisen, dass die Hymnen ursprünglich auf versbehandlung angelegt waren . . . und all das geschieht, ohne dass B. von Minors mitteilung (Deutsche litteraturztg. 1888 nr 12) eine ahnung hätte, dass nämlich die Hymnen ursprünglich in freien rhythmen geschrieben waren und in dieser form (nicht im drucke, aber im Hardenbergschen archive) zugänglich sind.

Aber freilich, B. nimmt freie rhythmen nicht für voll. sie hätten immer nur eine litterarische rolle gespielt, wären nur für die entwicklung, aber nie für die vollendung deutscher dichtung bedeutsam gewesen. 'wenn diese dichtung im formelkram erstarrt war, griffen sie ein und setzten an die stelle des einen extrems das andre' (s. 69; eine behauptung, die sich durch den hinweis auf Hölderlin und Heine erledigt). er selbst denkt, Novalis habe die Hymnen durchaus in den reimversen ihrer jetzigen einlagen schreiben wollen. das ist möglich. aber mindestens muste zu dem beweise die ältere freirhythmische form verwertet werden; und zweitens brauchte B. Woerners versuch, die Hymnen (allerdings ohne kenntnis der freirhythmischen fassung) aus der prosa in freie rhythmen umzuschreiben, nicht gar so höhnisch abzulehnen (s. 34). denn Woerners versuch ruhte auf einer ahnung des wahren sachverhalts.

Warum aber hätte Novalis die behandlung in reimversen nicht durchgeführt? B. hat eine antwort bereit : als echter romantiker hatte Novalis zu wenig poetische energie (s. 18). er war, um in FrSchlegelscher terminologie zu reden, zu f a u l, um einen gröfseren plan mit geduld auszuführen. und damit kommen wir zu dem hauptresultate der abhandlung : B. wendet sich gegen die traditionelle bewunderung der Hymnen; formal ein 'notproduct',

seien sie im besten falle die 'interessante dichtung eines jünglings', nicht ein reifes kunstwerk (s. 35). zum beweise dieses strengen urteils gestattet sich B. merkwürdige widersprüche : s. 16 redet er, belegstellen Hardenbergs und Jean Pauls anführend, so, als ob künstlerische bewältigung eines stoffes nur aus verklärender ferne möglich wäre; s. 22 wird den Hymnen mangel an ursprünglichkeit vorgeworfen, weil Novalis bei später ausarbeitung sich nicht ohne zwang in die stimmungen der conceptionszeit zurückversetzen konnte. natürlich : das erste mal gilt's, aus inneren gründen eine frühe conception zu erhärten — folglich ist es für die dichtung günstig, dass conception und vollendung möglichst weit auseinanderrücken. das zweite mal muss, der vershypothese zu liebe, die tatsächlich gewählte form schlecht gemacht werden; also war's ein unglück für die dichtung, dass conception und vollendung so weit auseinander lagen.

Oder : B. kennt sehr wol Petrichs büchlein vom romantischen stil und den schon oben erwähnten nachweis, dass die romantik mit vorliebe körperliches mit geistigem vergleicht. und doch ist er nicht übel geneigt, gerade das Novalis zum vorwurf zu machen (s. 24. 37).

Im ganzen scheint mir B.s entdeckung von dem geringeren werte der Hymnen auf eine völlig unhistorische, bei ästhetischen beurteilungen romantischer producte ebenso ungerechte als unberechtigte verehrung sauberer correctheit zurückzugehn. ihm wären die Hymnen wol lieber, wenn Rückert oder Schack sie in ihrer art geschrieben hätten.

Am besten geglückt sind wol die nachweise der litterarischen einflüsse (s. 26). Young kommt im gegensatz zu neuerer ablehnung wider zu seinem rechte. aber warum citiert B. nicht ein paar stellen, etwa in der prosaübersetzung JAEberts, um die ähnlichkeit des tons zu belegen? Böhme und Herder treten etwas zurück, Schiller und Friedrich Leopold Stolberg stärker hervor. das hellste licht fällt auf die Lucinde; erschienen die parallelstellen der dichtung FrSchlegels nicht erst hier, sondern schon am anfange, wo immer auf sie vorgedeutet wird, es wäre methodisch richtiger und für B.s hypothesen eine günstigere vorbereitung gewesen. schlagende beweiskraft wohnt ihnen ja wol auch nicht inne.

Besser als die fast verfehlte erste studie gefällt mir die zweite, 'Geistliche lieder' betitelte. freilich steht B. auch hier auf einem engherzig ästhetischen standpuncte. ich sage : ästhetisch, obwol B. eigentlich den nachweis erbringen will, dass die geistlichen lieder durchaus christlich, ja teilweise protestantisch kirchlich sind. allein ihm fehlt fast alle confessionelle voreingenommenheit; er will nur erproben, ob sie formal und inhaltlich ihrem programme, geistliche lieder zu sein, entsprechen. nur auf grund dieses nachweises durfte er ihnen nachrühmen, dass sie eine brücke aus der romantischen schule zum volke schlugen, dass sie

das platte kirchenlied Gellertscher observanz in eine höhere dichterische sphäre hoben (s. 73). natürlich muss dieses ziel der ganzen betrachtungsweise den weg vorschreiben; dh. das romantische kommt als solches zu kurz. nr 7 und zt. nr 8 werden schnöde abgetan, dafür den Marienliedern fein und scharf eine echt romantische prédilection d'artiste für Mariencult, nichts specifisch katholisches, nachgewiesen. im ganzen hätte sich B. enger an die frage halten sollen, wieweit es Novalis geglückt ist, echt romantischem denken und fühlen eine populäre form zu leihen; seine untersuchung wäre am besten von dem gegensatze exoterischen und esoterischen verständnisses der 'Geistlichen lieder' ausgegangen. jetzt kommt das esoterische dem exoterischen gegenüber zu kurz. sehr zu bedauern ist, dass B. den litterarischen einflüssen nicht weiter nachgegangen ist (s. 71 f). auch jetzt wissen wir doch noch nicht bis ins einzelne, was an der form von Novalis 'Geistlichen liedern' neu und was tradition ist.

Der dritte aufsatz glossiert mit mancher feinen bemerkung die lieder des 'Ofterdingen', in deren nächste nähe die Marienlieder (s. 65 f) und zwei der von Bülow im 3 bande mitgeteilten sänge, 'Das gedicht' und 'Fragment' (s. 122), gerückt werden. widerum ist B. glücklich im nachweise der vorbilder (Hölty s. 81, Goethe s. 84 f, Schillers 'Reich der schatten' für den chor der abgeschiedenen s. 91 f). hübsch werden Schillers 'Punschlied' (s. 87), dann Platen und CFMeyer (s. 90) mit Hardenbergscher dichtung in contrast gebracht. schon hier löst sich die betrachtung in einen das einzelne lose aneinanderreihenden commentar auf; noch mehr im vierten aufsatze 'Vermischte gedichte, jugendlieder'. widerum interessante nachweise: das 'kind' im gedichte 'An Tieck' ist der angesungene selbst (s. 102); Otmars Volkssagen hat Novalis nicht bestohlen, wie Arnim (bei Steig s. 128) behauptet, kaum benutzt (s. 107); FrLStolberg hat die ode 'An meine sterbende schwester' stark beeinflusst (s. 115) usw. allein trotz kleiner versuche einer zusammenstellung des zusammengehörigen bleibt grade dieses capitel sehr unübersichtlich. wie gänzlich zerflattert die metrische betrachtung. zweimal ist von antikisierenden formen die rede (s. 115 und 119), ohne dass diese bei Novalis merkwürdige erscheinung zu einheitlicher würdigung käme. die ode 'An meine sterbende schwester', die ihrem Stolbergschen vorbilde gemäfs in der dritten asklepiadeischen strophe geschrieben ist, weifs B. nicht zu datieren, ja er möchte sie dem bruder Carl von Hardenberg-Rostorf zuschreiben. da wäre doch immer zu erwähnen gewesen, dass auch die ode 'Der fremdling' vom 22 jänner 1797 (Schriften II[5] 289 ff) der gleichen strophe sich bedient. die distichen der 'Letzten liebe' führt B. auf die anregung von Goethes 'Hermann und Dorothea' zurück (hexameter sollen distichen anregen?); aber von den übrigen distichendichtungen, wie sie etwa in den 'Blumen' (Schriften II[5] 287) vorliegen, ist keine rede. in den 'Blumen' erscheint aber

auch als pendant zu der oben angeführten horazischen form die alkäische strophe.

Das schlusswort skizziert schliefslich richtig den einfluss, den Novalis auf deutsche und nichtdeutsche litteratur gewonnen hat. Maeterlincks buch über Novalis (s. 133) ist allerdings längst erschienen.

In den partien, die nicht von vornherein als allzuluftige constructionen abzulehnen sind, bietet B.s büchlein eine beachtenswerte, feinsinnige vorarbeit für einen commentar Hardenbergs, der ganz besonders die am ende auftretenden 'Anmerkungen' berücksichtigen wird. vorsichtig zu gebrauchen ist freilich alles, und auch das gute, das B. bietet. ich weise ausdrücklich noch einmal auf den feinsinn des dichters hin, der sich gewis vielfach geltend macht, dessen aber an dieser stelle neben allen einwänden nur beiläufig gedacht werden kann. hier galt es, wenigstens einen teil der flüchtigkeiten und versehen namhaft zu machen.

Bern, 10 januar 1899. OSKAR WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Deutsche sprach- und litteraturgeschichte im abriss. allgemeinverständlich dargestellt. 1 teil : Deutsche sprach- und stilgeschichte im abriss. von prof. M. EVERS, director des gymn. in Barmen. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. 8⁰. xx und 284 ss. 3,60 m. — im anschluss an 'treffliche neuere allgemeinverständliche schriften . . . welche, ausschliefslich der sprache und sprachgeschichte gewidmet, sich an das grofse gebildete publicum wenden', und an 'die unermüdlichen sprachlichen und sprachgeschichtlichen belehrungen des Allgem. deutschen sprachvereins' will der vf. mithelfen, insbesondere auch in 'der reifern jugend unsrer hochschulen und höhern lehranstalten' 'den eindruck dieser nationalen sprachbewegung nach kräften zu verstärken und reichere kenntnis, tieferes verständnis, regere teilnahme zu vermitteln und hervorzurufen'.

Er trennt seine aufgabe in sprach- und stilgeschichte einerseits, litteraturgeschichte anderseits. die sprachentwicklung gesondert vorzuführen ist durchaus möglich; unglücklich ist aber die trennung der stil- von der litteraturgeschichte : diese hat ihren kern — wie Evers von Scherer, den er oft citiert, hätte lernen können — in jener; man lese zb. den § 392, der vom naturalismus handelt, und frage sich, ob nicht alles dort gesagte in die litteraturgeschichte gehöre, und was dieser übrig bleibt aufser stoffgeschichte und biographie, wenn sie das stilistische element ausscheiden will.

In der tat vermochte der vf. auch garnicht seine beiden gegenstände, litterarische sprache und stil, klar und scharf von den denkmälern abzulösen, an denen sie sich äufsern, von den personen zu trennen, die sprachen und schrieben, und dieser erste teil ist ein buntes gemisch ethnographischer, grammatischer, stilistischer, biographischer, selbst stofflicher notizen geworden, deren einheitlichkeit nur in subjectiver richtung, in der durchgehenden

betonung des nationalen elementes, insbesondre dort, wo es sich im widerstofs gegen fremde einflüsse äufsert, gesucht werden kann.

Wenn nun auch der vf. der unglückseligen neigung so vieler 'allgemeinverständlicher' schriften nachgegeben hat, möglichst vieles aus quellen zweiter hand zu sammeln, tatsachen, zahlen, namen zu häufen, so möchte man doch wenigstens die einzelheiten als richtig bezeichnen können. dem vf. stehn aber nur für die hauptsachen des nhd. classischen zeitraums nennenswerte eigne kenntnisse zu gebote (— die darstellung der ältern und mittlern zeit bewegt sich litterarhistorisch durchaus in ausgefahrenen geleisen —), für die ältere und mittlere sprachgeschichte ist seine sprachliche vorbildung ganz unzureichend.

In allen sprachvergleichenden dingen steht er auf veralteten standpuncten; éin krasses beispiel für viele ähnliche : er weifs durchaus nichts vom Vernerschen gesetz — und schreibt eine deutsche sprachgeschichte. aber auch die elementare formenkenntnis fehlt; zum beleg dafür verweis ich nur auf die unglaublich falsch abgeschriebenen got. und ahd. paradigmen s. 52ff. quantitätszeichen werden ganz willkürlich — auch fehlerhaft — gesetzt oder ausgelassen. textproben sind fehlerhaft abgedruckt und oft grobfalsch übersetzt. dass aufser der unkenntnis auch flüchtigkeit mitspielt, erweisen verunstaltungen nhd. textproben.

Auch in litterarhistorischen dingen begegnen arge schnitzer oder schiefe halbwissende urteile — ich kann den raum des Anzeigers nicht zu belegen verschwenden, stelle sie aber erforderlichen falles zur verfügung.

Noch tiefer liegende mängel des buches trifft der umstand, dass diese darstellung, die sprach- und stilgeschichte an der hand der litteratur sein will, wichtige und charakteristische erscheinungen der litterarischen sprachentwicklung nicht hervorhebt. man sehe das seltsame nebeneinander der farblosen nennung Hugos vTrimberg (86) und des excerpts aus Behaghels Deutscher sprache 25 (auf s. 134), das wol haarscharf verrät, dass Behaghels 'Bamberger schulmeister', der dort einige seiner Rennerverse über die mundarten spricht, und Hugo vTr. für Evers verschiedene personen waren; Steinhöwel und Wyle nennt er, der sprachlich bedeutendere Eyb wird übersehen; Bürger erhält nicht die ihm gebührende stellung usw. usw.

Vom wissenschaftlichen standpunct aus ist das buch wertlos, vom praktischen, als erzeugnis des halbwissens, schädlich.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Das portrait des Arminius. vom privatdocenten dr WILHELM UHL. vortrag, gehalten in der königlichen Deutschen gesellschaft zu Königsberg i. Pr. am 24 febr. 1898. Königsberg, WKoch, 1898. 8°. 40 ss. 1 taf. 1 m. — der vf. geht den litterarischen spuren des Arminiusstoffes in den dramen und romanen vom ende des 17 jhs. bis zur gegenwart nach, schildert mit knapper charakteristik die

einzelnen dichtungen und gibt kurze textproben, alles im rahmen eines populären vortrags, der mehr unterhalten als untersuchen will. derselbe beginnt mit einer launigen, novellistisches talent verratenden schilderung, wie Gottsched einen brief des von ihm zur dichterkrönung bestimmten freiherrn von Schönaich durchlist, und schliefst mit kurzen ausführungen über das Bandelsche Arminiusstandbild auf der Grotenburg.

Es ist nicht meines amtes zu erforschen, in wie weit der vortragende seiner aufgabe, die litterarischen und culturellen beziehungen des Arminiusstoffes darzulegen, gerecht geworden; ob seine charakteristiken immer zutreffend seien, ob er vollständigkeit des stoffes erstrebt habe; im ganzen hat man ja den eindruck einer gerundeten und für den zweck eines vortrags hinreichend ausführlichen, nicht unbelebten und trocknen, sondern fliefsenden und farbenreichen darstellung. dagegen darf ich mir wol gestatten zu bemerken, dass für den vf. keinerlei notwendigkeit vorgelegen hat, auf die sprachwissenschafliche seite des streites um den namen *Arminius* näher einzugehn und dass er die hierauf bezüglichen bemerkungen s. 15—19, die er teils als meinung andrer, teils als eigne anführt, wol besser ungesprochen, jedesfalls ungedruckt, gelassen hätte. ich sehe dabei ganz ab von den geschwollenen übersetzungen der namen *Hermann* als 'kämpfer in der schlachtreihe', *Thusnelda* 'die tausendschnelle', *Thumelicus* 'tausendmild'; ich lege kein gewicht auf die falsche reconstruction germ. **Harjamanna* statt **Harjamans*, ich bin auch nicht kleinlich genug, um dem vf. vorzuwerfen, dass er den wandel germ. $\bar{æ} > \bar{a}$ als umlaut bezeichnet, aber ich muss es doch mit bedauern zur kenntnis nehmen, dass es germanisten gibt, die in jedem mit *irmin-*, *irm-* zusammengesetzten personen- oder ortsnamen — und zwar auch bei ganz modernen belegen — einen niederschlag des aus Tac. Germ. 2 geschlossenen heros **Ermənaz* suchen, die zwischen dieser germanischen und der got. form **Aírmins* nicht zu unterscheiden wissen und das, germ. *ĕ* vertretende, rein orthographische got. *ai* vor *r* und *h* für einen diphthong : *a* + *i* (so s. 19!) halten. es ist richtig, dass aus einem germ. **Ermənamǣraz*, an welchen U. nach Kossinna glaubt, eine koseform **Erməno* abgeleitet werden darf, allein zwischen dieser, die den Römern nur *(h)Ermino, -ōnis* sein konnte, und dem namen *Arminius*, oder selbst *Arminus*, wenn Florus und Frontinus gegen Tacitus etwas bewiesen, gibt es keine vermittelung.

Ist der name *Arminius* germanisch, und ich gesteh, dass mich die entschiedene stellungnahme Hübners im Hermes 10 zu dieser auffassung ermutigt, so kann er aber doch kein vollname sein, vermutlich auch keine kurzform, sondern am ehesten ein selbständig geschöpfter beiname, also einer jener namen, die dem vollnamen bei den alten historikern mit der ständigen phrase *qui et dictus* oder bei den nordischen stämmen mit *hinn* ver-

bunden, bei den deutschen aber mit *der* — man denke an unsre fürstenbeinamen *der Grofse, der Siegreiche, der Gute* — angehängt werden. dann aber werden wir ihn von **erməna-, irmin-* überhaupt trennen und ein adjectivisches, beziehungsweise medioparticipiales **arməna-* zur grundlage nehmen, das allem anscheine nach in den westfränk. p. n. *Armingardis* und *Armenfred* erhalten ist und ein namenelement für sich darstellt. ich möchte dieses element mit an. *rammr* 'stark' zusammenbringen (*mm* < *mn* und *ra* gegen *ar* wie *ragr* : *arg*) und **armənaz*, wozu mir auch asl. *ramĕnŭ* besser zu passen scheint als zu dem mit diesem stets verglichenen *irmin*, beziehungsweise mit *i̯o*-erweiterung **armənįaz*, got. **armineis* als adjectivum 'fortis' erklären. der beiname bezöge sich demnach auf den notorischen ruf seines trägers, und in der tat, wenn Tacitus berichtet, dass noch zu seiner zeit der germ. fürst im volksmunde mit liedern gepriesen werde, so ist es schwer zu glauben, dass die bezeichnung, unter der er in diesen liedern auftrat, eine nicht germanische, oder eine andre als die durch die latinisierung *Arminius* reflectierte gewesen sei.

Wien, 28 august 1898. THEODOR VON GRIENBERGER.

Die allitteration in Ælfrics metrischen homilien. von dr ARTHUR BRANDEIS. sa. aus dem programme der k. k. staatsrealschule im VII bezirke in Wien. Wien, 1897. 32 ss. 8⁰. — die vorliegende schrift bildet den ersten teil einer doctorarbeit, die bereits j. 1891 der philosoph. facultät in Wien eingereicht ist. ihre resultate lagen daher JSchipper bei der abfassung seines Grundrisses der englischen metrik (Wien-Leipzig, 1895) vor und sind auch von diesem auf s. 39—43 in ihren wesentlichen puncten bereits mitgeteilt worden. gleichwol müssen wir es mit freuden begrüfsen, nunmehr die statistischen nachweise für jene aufstellungen vor uns zu haben, zumal gegenüber der fülle allgemeiner theoretischer arbeiten über altgerm. metrik der mangel an sorgfältigen untersuchungen einzelner denkmäler sich immer fühlbarer macht.

Nach einleitenden bemerkungen, in denen B. mangelhafte versabteilungen der herausgeber bessert und sich mit der jetzt wol von niemandem mehr verfochtenen theorie, dass Ælfric in Otfridschen vierhebern habe schreiben wollen, auseinandersetzt, geht der vf. dazu über, die anwendung des stabreims bei Ælfric auf grund von dessen paraphrase des Buches der richter, des Lebens der hl. Eugenia und fünf von Assmann im III bande von Wülkers Bibliothek der ags. prosa veröffentlichten homilien (nr I. IV. VI. VIII. IX), im ganzen ungefähr 2500 versen, zu prüfen[1]. nur

[1] Brandeis hat also keineswegs alle bisher als metrisch erkannten werke Ælfrics herangezogen, sondern 27 stücke der Lives of saints sowie 4 homilien bei Assmann (aao. nr II. III. V. VII), also im ganzen mehr als 4/5 von seiner untersuchung ausgeschlossen. wie weit auch homilien der Thorpeschen sammlung hierher gehören, bleibt noch zu prüfen; dass zwei derselben, die über Cuðberht und Martin, dieselbe technik zeigen, haben schon Einenkel und Menthel bemerkt.



gegen 10 % der untersuchten verse entbehren gänzlich der allitteration; die übrigen fügen sich zu $^2/_3$ den aus der ältern stabreimdichtung entnommenen gesetzen, während das letzte drittel in freierer stellung der stäbe wie in weniger reiner qualität des stabreims die laxheit einer niedergehnden kunst hervortreten lässt.

Die häufigste abweichung von den strengern gesetzen über die reimstellung zeigt sich darin, dass der hauptstab auch auf der zweiten hauptbebung der zweiten halbzeile anzutreffen ist. dies ist der fall in 7,5 % aller verse. sonstige reimstellungen, die der ältern technik zuwiderlaufen, sind: *axaa* (in 65 versen), *aaxy* (45 vv.), *xyaa* (22 vv.), *aabb* (3 vv.). gekreuzte (*abab*) und umschliefsende allitteration (*abba*) findet sich überdies so oft verwant (in 58 bezw. 55 versen), dass man bei Ælfric wol schon eine bewuste anwendung dieser reimhäufung wird annehmen dürfen.

Als charakteristisch für Ælfric erweist sich auch die häufige ausdehnung des stabreims auf ganze silben oder wörter. meist handelt es sich dabei um jene verstärkung eines verbalbegriffs durch hinzufügung des stammgleichen nomens im accusativ. man braucht indes dafür nicht, wie B. es tut, auf den gleichen gebrauch in Ælfrics biblischen vorlagen zu verweisen, da diese abart des accusativs des inhalts eine in allen idg. sprachen (Delbrück Vgl. syntax I s. 366 ff) und insonderheit den germanischen dialekten (Erdmann-Mensing Deutsche syntax II § 171 f; Kellner Historical outlines of english syntax, London 1892, § 200) recht beliebte ausdrucksweise ist.

Die übereinstimmung von vershebung und satzaccent erscheint des öfteren durchbrochen, indem auch accentlose wörter zu trägern des stabreims erhoben sind. wenn freilich B. (s. 26) nach dem vorgange von Schipper (Altengl. metrik, Bonn 1882, bd I s. 65) selbst die tonlosen vorsilben *ge- be-* und *for-* den stabreim auf sich nehmen lässt, so scheint mir dies, wenigstens vom standpunct der zweihebungs-theorie aus, zu der sich auch B. bekennt, doch sehr gewagt; von Trautmanns viertacter-lehre aus wäre eine solche entwicklung eher denkbar.

Auch die reinheit des stabreims hat einige einbufse erlitten, indem Ælfric die gruppen *sc-*, *st-*, *sp-* sowol unter sich, wie mit einfachem *s-* bindet. anderes dürfte, worauf B. hätte hinweisen sollen, auf inzwischen eingetretenen lautveränderungen beruhen, so wenn *h-* mit reinem vocal, oder *hr* (= stimmlosem *r*) mit einfachem *r*, ebenso *hl* mit *l* und *hw* mit *w* gereimt erscheint. sehr fraglich ist mir dagegen, ob man mit Schipper und B. in fällen wie *s- : þ-* oder *tw- : w-*, *gl- : l-*, *hr- : dr-* würklich von allitteration sprechen darf.

Am interessantesten in B.s abhandlung sind die zusammenstellungen, welche er über die verknüpfung der langzeilen untereinander mittelst stabreims macht. bei Ælfric ist diese sog. reimverkettung nach B. s. 35 schon zu einem metrischen principe

erhoben, welches neben der allitteration und oft an stelle derselben zur anwendung gelangt. wir werden ihm hierin zustimmen müssen, da, wie aus des vf.s angaben[1] zu berechnen ist, nur 13 % aller verse ohne reimverkettung erscheinen, mithin also allitterationslosigkeit und fehlen dieser verknüpfung sich in der häufigkeit ihres vorkommens ziemlich die wage halten, der art jedoch, dass gerade die allitterationslosen verse fast stets reimverkettung aufweisen; nur in 19 versen fehlt in der uns vorliegenden überlieferung beides.

So dankbar wir auch dem vf. für seine statistischen zusammenstellungen sind, so wünschten wir doch, er hätte etwas mehr den historischen standpunct in seiner darstellung gewahrt und deutlicher hervorgekehrt, welche neuerungen bisher ausschliefslich bei Ælfric beobachtet sind, welche sich schon in andren der verfallzeit angehörenden dichtungen wie Byrhtnoð, Psalmen, Salomon und Saturn vorfinden, und welche endlich in dem späteren mittelenglischen stabreimvers widererscheinen. interessant wäre es jedesfalls, wenn wir für diese nach fast 3 jhh. langer unterbrechung plötzlich um die mitte des 14 jhs. wider einsetzende stabreimdichtung in Ælfrics technik ein neues bindeglied erkennen dürften. dazu wäre freilich zunächst noch nötig, dass B. uns den zweiten, wichtigeren teil seiner arbeit über den rhythmischen bau des Ælfricschen verses vorlegte, in dem er 'für die poetischen stücke Ælfrics, wenn auch nicht ein strenges einhalten, so doch das lebendige gefühl für die rhythmischen formtypen der langzeile' nachzuweisen verspricht. sollten sich hierbei bezüglich des rhythmus ebenso viel übereinstimmungen mit dem me. verse ergeben wie bei der verwendung des stabreims, so würde man m. e. den oben angedeuteten zusammenhang kaum so bestimmt abweisen können, wie es Schipper in seinem Grundriss d. engl. metrik s. 76 getan hat.

Bonn, 17 august 1898. MAX FÖRSTER.

Goethes vater. eine studie von FELICIE EWART. mit einem bildnis. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1899. 104 ss. 8⁰. 1,60 m. — die verfasserin geht von der ansicht aus, dass die Goetheforscher dem alten rat Goethe bisher nicht gerecht geworden seien, und unternimmt es ein freundlicheres bild von ihm zu entwerfen. in einzelheiten wird man ihr gern beistimmen, im grofsen und ganzen wird das bestehende urteil nicht umgestofsen werden: denn einerseits haben die frühern biographen (warum fehlen übrigens bei Felicie Ewart Meyer und Bielschowsky?) den vorzügen Johann Kaspars ihre anerkennung nie versagt, anderseits zeigt die verfasserin eine so einseitige parteinahme für ihn, dass sie die frau rat entschieden misgünstig beurteilt (s. 16. 56. 71) und in ihrem eifer nicht selten über das ziel hinausschiefst. wer wird mit ihr das starke naturempfinden in Goethes lyrik auf die tätigkeit in

[1] das leben der hl. Eugenia hat Brandeis auffälligerweise in diesem abschnitte nicht mit herangezogen. ein blick in den text zeigt jedoch, dass auch diese homilie an der reimverkettung teil hat.

den obst- und weingärten des vaters zurückführen (s. 40) und wer behaupten wollen, dieser habe den sohn zum universalen menschen erzogen, ohne den der universale dichter nicht möglich gewesen wäre (s. 102)? so spricht der anwalt, nicht der biograph. — sachlich neues wird uns nicht geboten. CARL ALT.

KLEINE MITTEILUNGEN.

ALTHOCHDEUTSCHE MISCELLEN. 1) Graff meint Sprachschatz I 674, es sei bei manchen wörtern nicht sicher, ob sie zur wurzel *wag* oder zur wurzel *wak* zu stellen seien. die zweifel sind, wenigstens was die sp. 675. 676 angeführten belege aus Notkers Boethius betrifft, unbegründet. *erwékken* Piper I 47, 13. 168, 1, *eruuékkést* 104, 21, *eruuékke* 194, 22 müssen der bedeutung wie der schreibung wegen zu *wagjan* gestellt werden, und die ahd. grammatik hat mit der tatsache zu rechnen, dass wenigstens in der hs. des Boethius der alte wechsel von geminierter und einfacher muta beim schw. v. I conj. öfter erhalten ist, als man bisher annahm. es ist zu beachten, dass bei *uuékken* im Boethius gar keine analogischen *g* statt *kk* erscheinen.

2) Sprachschatz II 549 setzt Graff ein wort *rascin* 'vigor' an und belegt es mit einer stelle des Notkerschen Boethius. sie steht bei Piper I 340,15.16 : (*Übe áber daz mûot chráftelôsez. nieht*) *mit sín sélbes róskine getûot.* hier ist natürlich *róski negetûot* zu lesen und das wort *rascin* ist aus dem Sprachschatz zu streichen.

3) Gegen ende des proömiums zum Mcp. drucken Hattemer III 263 und Piper I 688, 9 *fru*—. *den*; das pergament sei hier abgerissen. Hattemer bemerkt noch aao. anm. 2, *u* sei unsicher, *den* eröffne die nächste zeile. nach den Altdeutschen sprachproben[4] s. 98 ist vor der lücke nur *fr* sichtbar. wie dem auch sei, das fehlende ist mit voller sicherheit zu ergänzen. der von Notker benützte commentar des Remigius von Auxerre bemerkt an der entsprechenden stelle : *Introducitur hoc loco quedam Satira. Marciani amica. hos versus In honore himenei cecinisse*[1]. bei Notker heifst es *Ten* (nämlich *himeneum*) *grûozet er nû ze êrist án demo prohemio. sámoso sín fr*(*u*) .. *den quędam satura fúre ín spréche.* es ist darnach evident, dass *friunden* zu lesen ist. M. H. JELLINEK.

[1] ich gebe die stelle nach cod. Vind. 3222, f. 76. der hsl. fehler *animca* wurde stillschweigend von Endlicher Catalogus p. 230 nr CCCXXX gebessert, *Satira* hat E. ausgelassen. nach Endlicher druckte die stelle ab Eyssenhardt in der praefatio s. Martianusausgabe p. XXIX. die einleitung des Basler Martianusdrucks von 1532 hat ... *satyra, id est Venus Martiani amica* ...

Der privatdocent dr JOHN MEIER in Halle wurde als ord. professor der deutschen philologie nach Basel, prof. FDETTER zu Freiburg i. Schw. an die deutsche universität Prag berufen. — der privatdocent dr HUBERT RÖTTEKEN ist zum ao. professor an der universität Würzburg befördert worden.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXV, 4 october 1899

Schriften zur kritik und litteraturgeschichte. von M. Bernays. bd iii u. iv: Zur neuern und neuesten litteraturgeschichte. aus dem nachlass herausgegeben von PWitkowski. Leipzig, Göschen, 1899. xxiv und 359 ss.; Berlin, Behr, 1899. 392 ss. gr. 8°. — 9 und 9 m.

Bernays, im eminenten sinn eine mündliche natur, wird in schriftlichen äufserungen nie ganz zu seinem rechte kommen. zwischen dem hellen enthusiasmus seiner persönlichen schüler, von dem auch wider Witkowskis vorrede und noch lebhafter der nekrolog Petzets im Biograph. jahrbuch (2, 338ff) zeugnis ablegt, und dem kühleren urteil fernstehnder wird notwendig eine weite kluft offen bleiben: diese sehen nur in den schriften, was B. für sie leistet, jene hören aus jedem wort die ganze persönlichkeit mit ihrer eigenart heraus.

War es bei lebzeiten des gelehrtesten litterarhistorikers unsrer zeit erlaubt, vor allem darauf hinzuweisen, wie weit die allgemein verwendbaren ergebnisse seines ungeheuern wissens hinter dem zurückblieben, was mit so viel kenntnis, liebe zur sache, geist und nie ermüdendem fleifs geleistet werden konnte, so ist auf das grab des toten vor allem das bekenntnis niederzulegen, dass eben die kunde von jenen eigenschaften uns von den schriften leicht auch allzuviel erwarten liefs. wir haben diese fehlerquelle bei einer sammlung älterer aufsätze zu vermeiden. was Percys 'stottern' bedeute (s. 135f) oder wie so gar nicht Shakespeare als ein 'katholischer dichter' zu bezeichnen sei (s. 3f), das ist aus jenen frühern aufsätzen längst in das allgemeine wissen übergegangen; der artikel über die triumvirn in Goethes Römischen elegien (s. 239) oder die verwerfung von Zimmermanns Merck (s. 223f) sagen uns nichts neues mehr und sagen das nun längst bekannte nicht so, dass der abdruck dringend erforderlich gewesen wäre. auch die etwas zu 'festlich' gestimmte rede zur enthüllung des Scheffeldenkmals (s. 329) charakterisiert den helden zu wenig und kaum den autor genug. dagegen begrüfst man es mit freude, die feine charakterstudie über Emilia Galotti (s. 187), die lehrreiche durchsprechung von arbeiten Schillers (s. 251) und FrSchlegels (s. 259) und die liebevoll eingehnden schilderungen Loebells (s. 289) und Welckers (s. 300), auch den nicht auf gleicher höhe stehenden aufsatz über Uhland als forscher ger-

manischer sage und dichtung (müste man nicht 'erforscher' sagen?) zu allgemeinerer benutzung bereit gestellt zu sehen.

Als ganzes bietet der dritte band doch eine stattliche stichprobe auf Bernays art und wissen; mehr freilich nicht. ich bin ein besondrer liebhaber solcher sammlungen; ich kenne wenige, in denen so wenig wie bei B. éin leitendes hauptinteresse, éine 'seele' aller einzelforschungen hervorträte. in der merkwürdig gleichmäfsigen art, mit der ihn gröstes und kleinstes, mit der ihn gröste und kleinste interessieren, ligt wie der schlüssel zu dem rätsel seiner eigentümlichen bedeutung, so auch der zu jenem gefühl einer gewissen entteuschung, die uns beim anblick seiner lebensarbeit überkommt. seine wissenschaftlichen interessen waren fast so indifferenziert wie sein wunderbares gedächtnis. deshalb konnte er seinen schülern so viel bieten; seinen lesern aber leicht — zu viel und zu wenig.

Witkowski sucht in seiner einleitung (s. VIII) die entwicklung, die man bisher vermisste, in B.s stil nachzuweisen. ob er mit der behauptung recht hat, gerade jetzt gelange die ästhetische und psychologische richtung wider gegenüber der im engern sinn philologischen zu neuem ansehen (s. IX), das lasse ich für die ästhetische richtung dahingestellt; die psychologische aber hat bei den echten philologen immer einen teil der methode gebildet, ich nenne nur Moriz Haupt und seine ersetzung von terminis durch psychologische analysen!

Eine angabe des ersten erscheinungsortes über jedem aufsatz wäre bequem gewesen. dagegen ist es nur zu billigen, dass der herausgeber bis auf éine nötige berichtigung jedes hineinsprechen in den text vermieden hat. ein charakteristisches portrait — von Lenbach — ist beigegeben; ebenso ein gutes register. so dürfen wir dem herausgeber für den dritten band danken, wenn jetzt wir alle in die einst viel beneidete lage versetzt sind, schüler von Michael Bernays werden zu können.

Aber der vierte band! er enthält ein wichtiges und für B. besonders charakteristisches stück : den aufsatz Zur lehre von den citaten und noten (s. 255f); was sonst eine unglückliche pietät angehäuft hat, kann dem andenken des bedeutenden gelehrten schwerlich dienen. gewis enthalten etwa die aufsätze über Auerbachs roman Auf der höhe (zum satzbau s. 206) und über GFreytags Verlorene handschrift (über Ilsens innern conflict s. 228; über die abgeschlossenheit der charaktere s. 239; über Ilsens 'schuld' s. 245) manche treffende bemerkung; dass es sich lohnte, sie dieser paar stellen wegen abzudrucken, kann schwerlich behauptet werden. welchen wert hat nun gar eine notiz wie (s. 380) die über Vergil? wer gewinnt etwas aus den salbungsvollen selbstverständlichkeiten 'zur methode der litteraturgeschichte' (s. 351)? wie wenig erscheint B. zu seinem vorteil, wenn er (s. 382) behauptet, von der Hermannschlacht Kleists könne kein

mensch unsrer tage noch in seinem tiefsten innern berührt werden! wie sticht seine spöttelnde polemik gegen Taine (s. 150f) etwa von der KHillebrands ab, der principiell etwa den gleichen standpunct einnahm wie B., Taines bedeutung aber über seinen mängeln und einseitigkeiten nicht verkennt! die in die besprechung Freytags eingelegte 'arie' (wie Scherer solche pathetische zwischenstücke nannte) über die bedeutung des deutschen gelehrtentums (s. 221) würde durch ein liebevolleres eingehn in fremde art vielleicht doch besser gerechtfertigt als durch weitschichtige citatengelehrsamkeit.

Im ganzen vermag ich über bd IV nicht anders zu urteilen als B. selbst über WvHumboldts Ästhetische versuche urteilt: 'ich verschliefse mich nicht unempfänglich gegen den reichtum, den das buch im einzelnen spendet. blicke ich aber auf das ganze, so muss ich es gerade heraus sagen: man geht leer aus' (s. 357). ja gelegentlich fühlt man sich zu jenem noch härteren urteil aufgefordert, das Schiller über AvHumboldt fällte und auf das B. ebenfalls bezug nimmt; 'eine zu kleine unruhige eitelkeit beseelt noch sein ganzes würken ... und, wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern reichtum des stoffes, eine dürftigkeit des sinnes, die bei dem gegenstand, den er behandelt, das schlimmste übel ist'. ich fürchte, die wolmeinenden herausgeber haben allzusehr im sinne des autors gehandelt, der auch bei der entfaltung seiner kenntnisse nur zu leicht vergafs, dass 'die hälfte mehr ist als das ganze'.

Berlin, 25 juni 1899. RICHARD M. MEYER.

Wörterbuch des dialekts der deutschen zigeuner. von RUDOLF VON SOWA. [= Abhandlungen f. d. kunde d. Morgenlandes, hrsg. v. d. Deutschen morgenländ. ges. u. d. verantw. red. d. prof. dr EWindisch. XI bd, nr 1.] Leipzig, 1898. XIV und 128 ss. 8°. — 4 m.

Die vorliegende arbeit ist nach des verfassers eigener angabe ein versuch, den gesamten, von zahlreichen aufzeichnern stammenden lexikalischen stoff aus dem dialekte der deutschen zigeuner möglichst vollständig und richtig zu verzeichnen.

Beides ist ihm im grofsen und ganzen gelungen. den aufzunehmenden lehnwörtern gegenüber wäre freilich meiner ansicht nach eine etwas weniger strenge musterung nicht unangebracht gewesen. so will es mir nicht recht einleuchten, warum das weitverbreitete wort *bêma* 'groschen' 'als unnützer ballast' auszuscheiden sein soll, wenn das doch nicht übermäfsig interessante *und* 'und' die aufnahme verdient. aber diese selbstgewollte beeinträchtigung der vollständigkeit macht sich doch nur in vereinzelten fällen unangenehm fühlbar. bedenklicher scheint mir dagegen die fast durchgehnde nichtbeachtung der betonung zu sein, deren kenntnis einfach unerlässlich ist.

Der vf. unterscheidet zwei hauptmundarten, eine westliche und eine östliche. erstere ist die am weitesten verbreitete, die deutsche zigeunersprache im engeren sinne, aufserdem auch die durch die meisten aufzeichnungen vertretene. ich will nicht darüber urteilen, ob sich diese scheidung beim heutigen stande des wissens schon durchführen lässt; aber ich möchte doch darauf aufmerksam machen, dass mir fast alle nur der östlichen mundart zugeschriebenen formen auch bei den nur im westen Deutschlands herumziehenden zigeunern begegnet sind. so ist namentlich das eintreten eines *a* für älteres *e*, das vSowa auf den einfluss des deutschen dialektes Ostpreufsens zurückführen möchte, keineswegs auf den osten beschränkt und in wörtern wie *barš* = *berš* 'jahr' ganz entschieden durch das folgende *r* veranlasst worden. ich habe oft gelegenheit gehabt, die übergangsform *be^{a}š* zu hören. man vergleiche auch das fast ganz allgemein gewordene *tarno* 'jung' für älteres *terno*.

Da ich selbst seit etwa fünf jahren jede gelegenheit, mit zigeunern in verkehr zu treten, ausgenutzt habe, möcht ich mir gestatten, den benutzern des vorliegenden werkes hier einige möglichst kurz gehaltene zusätze zu den in vS.s wörterbuch angegebenen wortformen und wortbedeutungen zur verfügung zu stellen. dabei beschränk ich mich jedoch auf die westliche mundart, als die einzige mir aus unmittelbarer erfahrung hinreichend bekannte.

Der abschiedsgrufs *ač debleha*! 'bleibe mit gott!' (neben *ač męr debleha* 'bleibe mit meinem gott!' *ač męr bdre debleha*! 'bleibe mit meinem grofsen gott!') wird der bedeutung des wortes *ačava* entsprechend in der regel nur dann gebraucht, wenn der angeredete bleibt. falls dieser den platz verlässt. heifst es *džá debleha*! 'geh mit gott!' usw. vgl. hiermit das irische *slán agad, slán leat* : Finck Araner mundart II 223. — neben *an* 'in' aus dem wol kaum noch gebräuchlichen *andre* kommt zuweilen auch noch *and* vor. — zu *bacht* 'glück' füge hinzu : *džá bachtjal*! 'geh mit glück!' 'glückliche reise!' 'leb wol!' — neben *bdrvul* kann *brdvul* 'wind' als eine wol gleich häufige form angeführt werden. — *bėda* 'ding' hat oft, wenn nicht sogar meistens, die bedeutung 'männliches glied'. hinzuzufügen ist *bėdęca* 'hure' (Liebichs *pedāza*). — zu *besdva* 'sitze' füge hinzu: *bešdva* 'sitze ab' (eine strafe), zb. *mė hun* (aus *hum* vor einem dental) *de* (aus *te* nach *n*) *bešáb miri pāki tėle* 'ich muss meine strafe absitzen'. — zu *bidb* 'hochzeit' füge hinzu : *mė hom ter bidveha* 'ich bin mit dir verheiratet' (wörtlich 'ich bin mit deiner hochzeit'). — zu *bûl* 'steifs' füge hinzu *dėl buje* (= *bule* vgl. Miklosich Denkschr. d. kais. ak. d. w. XXXI 5) 'er beschläft', zb. *džal mange an o fóro, dėl mišto buje un avel khėre mato* 'er geht in die stadt, hurt tüchtig herum und kommt betrunken nach hause'. — zwischen *but* und *bûtin* ist einzuschieben : *butęmaskero*

khér 'arbeitshaus'; *butevdva* 'arbeite'. vgl. hinsichtlich der bedeutung: *joi butevela kater* 'sie ist dort in dienst (stellung)'; *butevéna gib tèle an i šurna* 'sie dreschen getreide in der scheune'. — zu *čardva* füge hinzu: *čares man*! (seltener *čares man i bûl*) 'leck mich (am arsch)!' — neben *čekat* 'stirn' wird sehr häufig *kečant* gebraucht. — *čik* bedeutet auch 'staub', zb. *phurdáp* (aus *phurdáv* vor einem stimmlosen verschlusslaut) *koje* (aus *kole*) *čik chamaskeri tèle* 'ich blase den staub vom tische'. — zu *čindva* füge hinzu: *mè čindva kava čamerdo tèle* 'ich zerreifse dieses papier'; *čai, mê kamap tut; činap tut an o lil* 'ich liebe dich, mädchen; ich werde dich heiraten'. — zu *čivdva* füge hinzu: *čip ter štádi pré* (*tèle*)! 'setze deinen hut auf (ab)!' — *čovachdnetiko them* (Bischoffs *dschowajanidikko tem* 'Hessen') wurde von den von mir befragten hessischen zigeunern nur als 'hexenland' verstanden. Hessen nannten sie *hesetiko them*. zum suffix *itiko* vgl. Pott Zig. I 100. Miklosich Denkschr. d. kais. ak. d. w. XXX 433. — das als nicht ganz gesichert bezeichnete *chdlo* 'nichtzigeuner' habe ich so oft gehört, dass ich seine existenz verbürgen kann. — zu *ddva* füge hinzu: *jôb djas man* 'er hat mich geschlagen'; *jôb djas pes manca tèle* 'er hat sich mit mir abgegeben' (dh. den beischlaf vollzogen); *ddv les ketene* 'ich schlage ihn nieder'; *djas peskero kova tèle* 'er hat seinen dienst aufgegeben'. — zu *dèvel* füge hinzu: *mè ldv e bâre dèvel* 'ich gehe zur communion' ('zum abendmahl'). — statt *dikâva* ist doch wol *dikhdva* anzusetzen. ich habe die reine tenuis kein einziges mal gehört. hinzuzufügen ist: *mè dikhjom sûni* 'mir träumte'. — *dikhepaskero* hat auch die bedeutung 'spiegel'. — zu *dôrin* füge hinzu: *dôri kerdva* 'ich schliefse' zb. *dôri keres tiro mui*! 'du hältst deinen mund!' — die formen *durkevdva durkervdva* 'wahrsage' habe ich nur selten gehört, häufig dagegen die ihnen zu grunde liegende redensart *duri kerdva* 'ich mache weissagung' aus *durik kerdva*. (wo zwei gleiche consonanten zusammenstofsen, fällt der erste aus. vgl. *d paš mande*! 'komm zu mir!' aus *dp* (aus *db dv*) *paš mande*; *mè hun de* (aus *hum te*) *dikhd pal miri romnjate* 'ich muss nach meiner frau ausschaun'. zu *durik* vgl. Miklosich Denkschr. d. kais. ak. d. w. XXVI 206, vgl. *db! duri kerap tut* 'komm! ich wahrsage dir'; *mê džándv šuker te duri kerdv* 'ich kann gut wahrsagen'. — neben *dzi* 'herz, seele' ist die mindestens gleich häufige form *dži* zu erwähnen. — zu *džajdva* 'gefriere' füge hinzu: *ferdžajdva* 'erkälte'; vgl. dialektisches 'sich verkälten'. — zu *dždva* 'gehe' usw. füge hinzu: *har džal tuke*? 'wie geht es dir?'; *o kham ždla pré* (*tèle*) 'die sonne geht auf (unter)'; *mè dždva leske pa* (aus *pal*) *leskero džiben* 'ich trachte ihm nach dem leben'. — das als unsicher angesetzte *gar* 'nicht' habe ich oft gehört, allerdings nur von zigeunern, die *na* nicht gebrauchen. vgl. *choche gar*! 'lüge nicht!'; *mè pačdv les gar* 'ich glaube ihm nicht'; *mê kamap tut gar* 'ich liebe dich nicht'; *tu kaméh man buter*

gar 'du liebst mich nicht mehr'. — zwischen *grajengero* und *granša* ist einzuschieben : *granica* 'grenze' (poln.). — zwischen *hacho* 'bauer' und *haddva* 'hebe' ist einzuschieben : *hachetiko* 'zum bauernstand gehörig, bauern', *hachetiki rakli* 'bauernmädchen', *hachetiko them* 'Deutschland'. — zu *karje* 'schuss' füge hinzu : *ddv les karje* 'ich erschiefse ihn'; *ddv les ketene karje* 'ich schiefse ihn nieder'; *ddp koje karemáskeri téle karje* 'ich schiefse das gewehr ab'. — neben *kdro* 'männliches glied' wird häufig, wenn nicht häufiger, *kdr* gebraucht. zu erwähnen ist die redensart *chas miro kdr!* 'friss (eig. du frisst) meinen schwanz!', ein häufig von männern den frauen gegenüber gebrauchter ausdruck der verachtung. die entsprechende redensart der weiber lautet : *chas miri minč* 'friss meine fotze!' — zu *kerdva* 'mache' füge hinzu : *kaja blûma kerêla tèle* 'diese blume verblüht'. *dringerdo dant* 'künstlicher zahn' (*drin* 'hinein' und *kerdo* 'gesetzt'). — das fragezeichen hinter *kirjasi* 'kirsche' kann gestrichen werden. — zu *kova* 'sache, ding' füge hinzu : *romeno kova* 'zigeunersprache', *sintengero kova* 'zigeunerleben'; *late vijas lakero kova* 'sie hatte ihre regel' (menstruation). — zu *kunčerdva kunčevdva* füge hinzu : *me kunčerdb miro kupla mander* (oder *miro trupester*) 'ich lege meinen gürtel ab'; *tu kunčevéh mange kai, bis kai mê pal avdva* 'du wartest hier auf mich, bis ich zurückkomme'. — zu *krisni* 'gericht' füge hinzu : *krisengero rai* 'gerichtsherr'. — *kušvelo* 'henker' kann als völlig gesichert angesehen werden. — *lačo rat* (wie oft statt *lači rat* gesagt wird) heifst auch 'leb wol!' — zu *lil* 'brief' füge hinzu : *bdro lil* (grofser brief) 'gewerbeschein', vgl. *man hi bdro lil; mê štakervdva tumenge lauter glan, te vèla kek štilto* 'ich habe einen gewerbeschein; ich trete für euch alle vor, dass keiner eingesteckt wird'; *kastemangero lil*, wie *kdlo lil* und *kasteno lil*, 'steckbrief'; *jon hi an o kdlo lil* 'sie werden steckbrieflich verfolgt'; *činap tut an o lil* 'ich werde dich heiraten'; *lilengeri* 'brieftasche, geldtasche'. — zu *lubekano* 'üppig' füge hinzu : *i džukli hi lubekani* 'die hündin ist heifs'. — hinter *mačo* 'fisch' ist einzuschieben : *mačopaskero* 'fischer'. — zu *momeli* 'stern' füge hinzu : *ratjakeri momeli* 'abendstern'; *bolepaskere momelja* 'himmelsterne'. — zu *narvělo* 'närrisch' füge hinzu : *narvělengero khêr*, *narvělo khêr* 'irrenanstalt'. — zu *naselo* 'krank' füge hinzu : *naselengero* 'arzt', *naselengero khêr* 'krankenhaus'. — *našti* 'kann nicht' wird oft nach art einer fragepartikel an den anfang eines satzes gestellt zb. *našti baševéh tu?* 'kannt du musicieren? — zwischen *panjèlo* und *panna* ist einzuschieben : *panjeskero* 'kahn, nachen'. — *parkervdva* heifst nicht nur 'ich danke', sondern auch 'ich grüfse' (vgl. das irische *buidheachas*), zb. *parkervéh mange tiri romnja!* 'grüfse deine frau!' — zwischen *pāšil* und *pašemakro* ist einzuschieben : *pdšêl* 'fünfzig' (eig. halbhundert : *pdš* + *sêl*. wo zwei gleiche consonannten zusammenstofsen, fällt der erste aus). — hinter *patrin* ist einzuschieben : *peč* 'brust' (seltener als *kôlin*,

vgl. Liebichs *petschko* 'engbrüstig'). — das vom vf. allein verzeichnete *pûto* 'freund' wurde von keinem der vielen zigeuner, die ich um auskunft gebeten habe, verstanden. sollte vS. sich nicht verhört haben? vermutlich heifst es statt *kater vei tame pûto*? 'woher kommen sie, freund' : *kater vêh tu nepûto*? 'woher kommst du, freund?' (eig. 'neffe'). dafür spricht auch eine in Sassmannshausen aufgeschriebene redensart *kathar haltu nebutu* 'wo sind sie her, bester freund?' (dh. *kater hal tu nepûto*? 'woher bist du, freund?') bei Kneebusch Führer durch das Sieg-, Dill-, obere Lahnthal und den Westerwald s. 50. *nepûto* mit dem accent auf *u* wird ohne unterschied neben *phrâleskero čâvo, phênjakero čâvo* 'brudersohn, schwestersohn' gebraucht. — statt *phanddva* 'binde' ist meiner erfahrung noch *bandâva* anzusetzen, was auch der vf. (XII) vermutet. — hinter *phurděpaskero* ist einzuschieben: *phurdino* 'dämpfig' zb. *kava grai hi phurdino* 'dieses pferd ist dämpfig'. — *rodeni* heifst nicht nur 'nachsuchung', sondern auch 'versuchung', so im vaterunser *mâ an men an i rodeni*! 'führe uns nicht in versuchung!' — zu *sastěrno* 'eisern' füge hinzu: *sastěrni vordin* 'eisenbahnwagen'. — *šeleskero* 'gensdarm' kann als gesichert angesehen werden (häufiger ist *klisto*). — *štargôli* 'schnecke' (Bischoffs *starrgohli*) kann als gesichert angesehen werden. — zu *šutlo* 'sauer' füge hinzu: *šutlo šach* 'sauerkraut'. — das fragezeichen hinter *taisarla* darf wol gestrichen werden. die häufigste nebenform ist *tesarla*. die bedeutung ist wol meist 'morgen früh' — 'ich fürchte mich vor' wird wol seltener durch *trašdva glan* als durch *trašdva* und folgendes mit der postposition *ter* verbundenes nomen oder pronomen widergegeben; zb. *trašêh tu mander*? 'fürchtest du dich vor mir?'; *job trašêla e klistender* 'er fürchtet sich vor den gensdarmen'. — zu *vušt* 'lippe' füge hinzu: *praldûno vušt* 'oberlippe', *teldûno vušt* 'unterlippe'.

Diese kleine, anspruchslose nachlese, zu der mich die durchsicht des vorliegenden buches veranlasst hat, bitt ich den vf. weniger als einen versuch zur kritik ansehn zu wollen, denn als ein zeichen meines interesses und als den ausdruck meines dankes für seine jedem mitforscher nützliche arbeit.

Marburg, 17 januar 1899. F. N. Finck.

Deutsche bühnenaussprache. ergebnisse der beratungen zur ausgleichenden regelung d. deutschen bühnenaussprache, die vom 14 bis 16 april 1898 im Apollosaale des königlichen schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. im auftrage der commission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, verlag von Albert Ahn, 1898. gr. 8°. 96 ss. — 2 m.

Die orthoepische conferenz, deren ergebnisse in dieser schrift vorgeführt werden, geht auf die anregung von Siebs zurück, der sowol bei mitgliedern des deutschen bühnenvereins als auch auf der Dresdner philologenversammlung für die sache gewürkt hat.

der deutsche bühnenverein hatte ursprünglich fünf mitglieder abgeordnet, nur drei haben jedoch an den beratungen teilgenommen: graf Hochberg, freiherr von Ledebur und dr ETempeltey. von wissenschaftlichen vertretern waren anwesend Luick, Siebs und Sievers; Seemüller und Vietor hatten schriftliche gutachten eingesant. schauspieler wurden nicht beigezogen — aus ziemlich anfechtbaren gründen. die schrift enthält aufser dem vorwort den vortrag von Siebs, der die allgemeinen grundlagen und ziele der arbeiten behandelte, einen bericht über einen vortrag von Sievers über die bedeutung der phonetik für die schulung der aussprache und endlich die regeln für die aussprache. über den gang der verhandlungen erfahren wir sehr wenig, denn es sollte (vgl. s. 4) nicht das protocoll, sondern nur die ergebnisse veröffentlicht werden.

Ich hebe aus diesen ergebnissen folgende hervor. langes *e*, das *ä* geschrieben wird, ist offen zu sprechen; wo die bezeichnung *e* ist, wird keine entscheidung über offene oder geschlossene aussprache getroffen. *ng* ist auch im auslaut einfacher gutt. nasal. *st*, *sp* im anlaut deutscher wörter sind zeichen für *št*, *šp*, ebenso im anlaut eingebürgerter fremdwörter; aber im inlaut aller fremdwörter ist *st*, *sp* zu sprechen. *g* ist überall verschlusslaut, aufser im auslaut der endung *-ig* (*köniχ*, aber *könige*, auch vor *-lich* ist verschlusslaut zu sprechen). *b d g* sind im auslaut nach langem vocal von *p t k* zu scheiden: *b d g* sind mit schwachem einsatz und starkem gehauchtem absatz, *p t k* mit starkem einsatz und starkem gehauchtem absatz zu sprechen. sehr einlässlich sind die fremdwörter behandelt.

Für die kritik der vorschriften darf ich natürlich den mafsstab nicht von meiner eignen aussprache oder von meinen individuellen wertvorstellungen hernehmen. ich bemerke jedoch, dass die getroffenen bestimmungen zum grofsen teil meiner empfindung von richtiger aussprache gemäfs sind, und dass ich wol weifs, dass sehr oft, wo dies nicht der fall ist[1], die majorität nicht auf meiner seite steht. ich hebe dies hervor, damit man nicht glaube, dass meine kritik durch die in orthoepischen fragen übliche gereiztheit beeinflusst sei. ich werde mich überhaupt im allgemeinen nicht mit den einzelnen bestimmungen befassen, sondern die frage erörtern, ob die vorschriften auf zuverlässiger grundlage ruhen und ob sie zweckentsprechend dargestellt sind.

Nach dem vorwort soll die schrift nicht nur einen kanon der

[1] ich erwähne folgendes: die vorgeschriebenen quantitäten in *gemăch* (sbst. adj.), *brāch* (liegen), *Măgdeburg*, *schwārte*, *hārz*, *quārz*, *gehābt*; *fěrse*, *věrs*, *stǟdte*, *nīsche*, *vŏrteil*, *bȫschung*, *wūcher*, *rūchlos*, *verrūcht*, *rūchbar*, *flūgs* (adv.), *rūfs*, *nǖstern*, *rǖstern* — ferner alle längen in unbetonter silbe, die unterscheidung von *b*, *p*; *d*, *t* nach länge im auslaut, die silbentrennung *lieb-lich*, *mög-lich*, *f* in *vers* uam. nebenbei bemerkt, die geforderte quantität *rūss* steht im widerspruch mit der vom preufsischen, bairischen, württembergischen, sächsischen und österreichischen regelbuch vorausgesetzten aussprache.

bühnenaussprache geben, sondern auch eine art handbuch der mustergiltigen aussprache des deutschen vorstellen. ein regelbuch für correcte aussprache ist aber keine logarithmentafel, deren richtigkeit jeder, der lust hat, durch nachrechnen prüfen kann. die vorschriften beruhen in letzter linie auf tatsachen, die nicht jedem zugänglich sind, und auf schlüssen, die aus diesen tatsachen gezogen werden. da in der regel jede orthoepische forderung auf den widerspruch derjenigen stöfst, deren gewohnheit sie nicht entspricht, so hätte die conferenz durch den abdruck der protocolle zeigen müssen, dass ihre bestimmungen wol begründet sind, — so weit man in diesen dingen überhaupt von begründung reden kann. dasjenige argument, das am ehsten durchgreifen wird, ist, dass im wesentlichen nur der jetzige gebrauch der guten bühnen codificiert sei. alles was sonst in dem Siebsschen vortrag an gesichtspuncten für die bestimmung der norm vorgebracht wird, ist von der art, dass der eine ja und der andre nein dazu sagen darf. es verlohnt sich nicht, darauf einzugehn. nun hat S. recht wol erkannt, dass man sich für die feststellung des tatsächlichen gebrauchs in allen strittigen puncten nicht auf zufällig erworbene erinnerungsbilder verlassen darf, sondern dass man eigens für diesen zweck statistische aufnahmen der gehörten lautwerte machen muss. dass er dies getan hat, verdient grofses lob, wie überhaupt sein eifer für die sache, bei der sich keine lorbeern erringen lassen, aller anerkennung wert ist. aber wir erfahren nicht, ob auch die andern teilnehmer über solche statistische aufzeichnungen verfügten, wir erfahren auch nichts genaues über den umfang von S.s beobachtungen. wir hören nur, dass er die 'an verschiedenen guten bühnen' übliche aussprache festgestellt (s. 14), dass er beobachtungen 'an guten theatern' gemacht hat (s. 37), und wo zahlen gegeben werden, sind es nur procentzahlen, und in dem einen der beiden fälle wird ausdrücklich erklärt, dass das gesammelte material zu einer entscheidung nicht hinreiche (s. 38). gewisse bestimmungen sind nun derart, dass sie zu ihrer rechtfertigung den ausdrücklichen nachweis eines gröfseren statistischen materials fordern. wir werden natürlich nicht verlangen, dass über die aussprache von wörtern wie *hast, hat* besondre beobachtungen angestellt werden, aber wenn über die quantität von *schwarte, warze, barsch* (der fisch), *quatsch* entschieden wird, wörtern, die gewis nicht in jeder scene eines ernsten dramas vorkommen, so muss man sich doch fragen, ob hier nicht einfach die gewohnheiten der zur conferenz versammelten herren mafsgebend war. und dort, wo Sievers den unterschied von *-b -d -g* und *-p -t -k* nach langem vocal auseinandersetzt, hat man durchaus nicht den eindruck, dass es sich um eine sache handelt, die je und je auf allen, oder den meisten, oder auch nur einigen bühnen in übung gewesen ist und hier nur theoretisch analysiert werden soll, sondern das sieht aus

wie eine ganz neue festsetzung[1], was dem ersten grundsatz s. 12 widersprechen würde[2].

Ein andres bedenken betrifft die art, wie das material dargestellt ist. ein vollständiges aussprachwörterbuch zu liefern war, wie wir hören, vorläufig nicht möglich. was in der schrift geboten wird, verhält sich wie eine grammatik zum wörterbuch. es werden regeln gegeben und die ausnahmen angeführt, und da es sich nicht um ein streng sprachwissenschaftlich geschultes publicum handelt, werden auch dinge besonders hervorgehoben, die sich aus den regeln von selbst ergeben. das ist nur zu billigen. die rücksicht auf den möglichen einfluss mundartlicher aussprache ist offenbar sehr stark gewesen, da man es für nötig hielt zu betonen, dass man im inlaut nicht *št šp* sprechen dürfe. sind nun die regeln erschöpfend und klar? und sind die fälle, wo die gebildete aussprache schwankt, genügend berücksichtigt? ich kann mich des eindrucks nicht erwehren, dass S., der sich um die erforschung des friesischen verdienste erworben hat, für diese arbeit nicht genügend gerüstet war. die regeln über die quantität der vocale sind unglaublich unbeholfen. am stärksten ist, dass dabei *ch* und *ß* fortwährend zusammen gekoppelt werden, zb. s. 34 'ebenso [ist kurzes *a* zu sprechen] vor *ch* und *ſs*, wenn nicht verlängerte (flectierte) formen langen vocal haben', ähnlich s. 40. 44. 46. nun steht die sache bekanntlich so, dass nach der üblichsten und in den schulen des Deutschen reichs officiell eingeführten orthographie im inlaut zwischen vocalen der scharfe (stimmlose) *s*-laut nach länge durch *ſs*, nach kürze durch *ss* bezeichnet wird, während im auslaut und vor cons. in beiden fällen *ſs* dafür eintritt. über die quantität der einsilbigen formen *roſs*, *groſs* ist also aus der orthographie der mehrsilbigen formen aufschluss zu holen. dagegen gibt es für die stl. gutt. und pal. spirans nur das eine zeichen *ch*, gleichgiltig ob sie inlautend oder auslautend steht und ob der vorhergehnde vocal lang oder kurz ist. es ist nicht meine schuld, dass ich diese höchst elementaren dinge hier vorbringen muss. es hat keinen sinn, bei einsilbigen formen wie *brach* auf den pl. *brachen* zu verweisen, bei mehrsilbigen wie *spräche* auf das einsilbige *sprach*. die ganze regel ist wertlos, und es sind einfach alle wörter mit *ch* aufzuzählen[3]. s. 68. 69

[1] ich spreche hier nur von dem u n t e r s c h i e d, der zwischen *b*, *p* usw. gemacht werden soll, nicht von der beschreibung der aussprache des ausl. *-p -t -k*.

[2] [nach absendung dieser besprechung hab ich aus Vietors anzeige (Die neuern sprachen 6, 323 anm. 1) ersehen, dass Sievers, wie er Vietor brieflich mitteilte, der ansicht ist, dass die obige regel einem auf der bühne bereits herschenden gebrauch entspreche, dessen verallgemeinerung er aber keineswegs empfehlen wolle. — weder das eine noch das andre ist im gedruckten text angedeutet, ein mangel an sorgfalt des redactors der verhandlungen, welcher nicht ganz vereinzelt dasteht. correcturnote.]

[3] dies ist ganz unerlässlich, weil sich hier, wo die orthographie keinen anhaltspunct für die aussprache gibt, vielfach mundartliche lautgesetze geltend

wird gelehrt, dass für *b d g* nach länge im silbenauslaut stl. laut mit schwachem einsatz und starkem absatz zu sprechen sei. dass in der silbentrennung nicht durchaus übereinstimmung herscht, ist S. nicht entgangen, denn vor *lie-blich, schä-dlich, mö-glich* wird gewarnt. aber wie sollen *ebnen, übrig, adler, händler, widmen, segnen, regnen, vöglein, zögling* gesprochen werden? die orthographische regel fordert in allen diesen fällen, dass das zeichen des verschlusslautes zur ersten silbe gezogen werde. oder soll auf alle diese wörter die regel angewant werden, dass vor consonant der geschilderte stl. laut zu sprechen ist? der alte Adelung ist hier zt. ausführlicher. s. 74 wird gelehrt: 'sind die untrennbaren vorsilben *be-*, *ge-*, *ver-*, *zer-*, *ent-* mit zeitwörtern zusammengesetzt, so trägt die stammsilbe den ton . . . ebenso in den davon abgeleiteten hauptwörtern'. wenn diese regel auch alle fälle umfasste, so wäre sie unnötig compliciert, denn die genannten präfixe (und das von S. vergessene *er-*) tragen unter gar keinen umständen den ton [1]. das ist wider eine der elementarsten tatsachen der nhd. grammatik, die nicht durch unzeitige erinnerung an gewisse altdeutsche verhältnisse verdunkelt werden darf. dazu kommt, dass diese präfixe in einer reihe von wörtern (nicht nur substantiven) erscheinen, denen keine verba zur seite stehn, oder die durch ihre bedeutung gegen die verba isoliert sind, oder eher als die stammwörter der verba empfunden werden, vgl. *behende, behuf, behörde, bereich, gehäuse, gefilde, gebirge* usw., *entgegen, entzwei, verdacht, vertrackt, verwandt* uam.

Auch die ausnahmen von den regeln sind nicht ganz vollständig gegeben, und die auswahl unter den ausdrücklich als schwankend bezeichneten wörtern gibt zu ausstellungen anlass. ich stelle in der anmerkung mit hilfe der jedermann zugänglichen bücher von Trautmann und Vietor eine reihe von wörtern zusammen, die zu erwähnen waren [2]. höchst dürftig sind die angaben über den wortaccent, obwol bei Wilmanns und Hempl reichlicher stoff zu finden war.

machen, nach denen in einsilbigen wörtern alte kürzen gelängt, in mehrsilbigen vor dem doppelspiranten alte längen und diphthonge gekürzt werden.

[1] die betonung *éntschluss* wird doch wol nicht den beifall der conferenz haben. in *entweder* ist mir die betonung auf der ersten silbe bekannt und historisch leicht begreiflich, sie ist aber nicht die ausschliefsliche und müste jedesfalls besonders hervorgehoben werden.

[2] *ádler* war s. 37 zu erwähnen, da man dem wort nach der schreibung nicht ansehen kann, dass *a* in offner silbe steht und die regel 1 c) etwas ganz anderes meint, als sie dem wortlaut nach zu besagen scheint. ebenda war zu verzeichnen *drasch*, s. 35 *karst*, *Hardt*, s. 40 *dräsche*, *sperling*, *etlich*, *etwa*, *etwas*, *weg* (s. 69 in anderm zusammenhang erwähnt), *gen*, *jenseits*, *nest*, s. 42 *igel*, *lid*, *gi(e)bst* (s. 68 in anderm zusammenhang), *gi(e)bt*, *fi(e)ng*, *hi(e)ng*, *hirse*, s. 44 *docht*, *lorber*, s. 46 *höchst*, s. 47 *wuchs* (prät.), *um*, *un-*, *truchsess* (s. 44 in ganz anderm zusammenhang erwähnt), *wusch*, *schmutz*, s. 48 *wüsche*. vollständigkeit ist in diesen nachträgen nicht beabsichtigt, denn nicht ich habe die aufgabe ein handbuch der mustergiltigen aussprache zu schreiben.

Es liefse sich noch manches über fragen allgemeiner natur sagen, aber ich habe den raum, der für diese besprechung bestimmt ist, schon überschritten. nur einen punct will ich kurz berühren. der unterschied zwischen classischem und conversationsdrama wird zwar von S. besprochen, aber in wenig tiefgehnder weise. es scheint mir ganz unzweifelhaft, dass die moderne bühnendichtung dem charakteristischen stil zudrängt. S. meint freilich, dass der heute bei verfassern und darstellern beliebte mundartliche anklang ein stark überschätztes würkungsmittel sei. das heifst nichts anderes, als dass der charakteristische stil sich nicht des beifalls von S. erfreut. glaubt er aber, der moderne dichter werde auf die stilgemäfse darstellung seiner schöpfung verzichten um der vorteile willen, die nach S. aus der vereinheitlichung der bühnensprache erwachsen: erleichterung des orthoepischen unterrichts, verschmelzung von nord und süd und schliefslich — verbesserung der deutschen orthographie?

Wien, im märz 1899. M. H. Jellinek.

Textkritische untersuchungen zu den liedern Heinrichs von Morungen. von dr Ernst Lemcke. Jena und Leipzig, OReismann, 1897. 110 ss. 8°.
Untersuchungen zu Heinrich von Morungen. ein beitrag zur geschichte des minnesangs von dr O. Rössner. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1898. viii und 98 ss. 8°. — 2,40 m.

Lemcke hat glücklich entdeckt, dass zwei in dem tone MFr. 136, 25 verfasste strophen bekanntschaft mit Ovid voraussetzen, und durch diesen fund zugleich das verständnis der einen eröffnet. die rätselhafte Ascheloie in A 7 kann nämlich, wie der vf. aus ihrer verbindung mit Paris von Troie richtig schliefst, keine andre sein als Helena, und ihr den namen Ascheloie zu geben, veranlasste ein misverständnis der ovidischen epistel von Paris an Helena. in dem verse (16, 267) *ut ferus Alcides Acheloia cornua fregit* nahm der dichter der strophe *Acheloia* nicht als attribut zu *cornua*, sondern als anrede an Helena. diese annahme, die zunächst willkürlich erscheinen mag[1], wird völlig gesichert durch die weitere bemerkung des vf.s, dass auch der schluss der strophe: *ob er kiesen solde undern schœnsten die nû leben, so wurde ir der aphel, wœre er unvergeben* aus demselben briefe stammt (v. 139 f): *si tu venisses pariter certamen in illud, indubium Veneris palma futura fuit.* ja, wie mir scheint, ist der dichter überhaupt durch Ovid auf den einfall gekommen, die strophe zu dichten und sich als Paris, die dame als Ascheloie einzuführen. Paris versichert nämlich v. 241:

ah quoties aliquem narravi potus amorem
ad vultus referens singula verba tuos,
indiciumque mei ficto sub nomine feci.
ille ego, si nescis, verus amator eram.

[1] ähnliche misverständnisse: Zacher Zs. f. d. phil. 10, 103; Schröder Zwei altdtsche rittermæren s. xv f; Schönbach Anfänge d. minnesangs s. 44 f.

das misverständnis aber mochte noch durch eine unklare erinnerung an die Metamorphosen, wo die Sirenen *Acheloiae* und *Acheloiades* genannt werden, begünstigt sein.

Die andre strophe p. 19 (MFr. 137, 4) hat ihre betrachtungen über die worte, die, wie bereits Gottschau (PBB. 7, 378) richtig gesehen hat, zu dem liede Morungens durchaus nicht passen, aus Ovid Amor. 3, 4, insbesondere den schluss : *ich sah daz ein sieche verboten wazzer tranc* aus v. 17 f *nitimur in vetitum semper cupimusque negata : sic interdictis imminet aeger aquis.*

Diese entdeckungen sind der schmackhafte kern der abhandlung, der uns leider in einer dicken, ziemlich ungeniefsbaren schale, einer weitläufigen untersuchung über das verhältnis der hss., geboten wird. die arbeit reiht sich jenen zahlreichen dissertationen an, deren vff. einen kleinen minnesänger vorgenommen haben, weil sie meinen, mit dem verhältnismäfsig wenig umfangreichen und bequem zugänglichen material leichtes spiel zu haben. die aufsätze und abhandlungen, die es speciell mit Heinrich zu tun haben, hat er benutzt; auch Burdachs buch über Reinmar und Walther citiert er einige mal; viel mehr aber scheint er nicht zu kennen. dass uns die gedichte Morungens nicht in besondern hss., sondern als bestandteile grofser sammlungen von minneliedern vorliegen, hat er nicht bedacht. die fleifsigen untersuchungen Wissers (Eutin 1889. 1895) hat er nicht zu rate gezogen; selbst meine ausgabe Walthers, aus der er sich im allgemeinen über diese sammlungen hätte unterrichten können, scheint ihm zu weit vom wege abgelegen zu haben.

Bekanntlich ist das verhältnis, in dem unsre liedersammlungen zu einander stehen, nicht überall dasselbe. die vergleichung der umfangreichsten hs. C mit der Weingartner B ergibt zunächst eine sammlung BC, die in beiden den grundstock bildet. neben ihr sind in beiden hss. noch andre sammlungen herangezogen, in C eine sammlung AC, auf der auch die Heidelberger hs. A, und eine sammlung EC, auf der auch die Würzburger hs. E beruht; aufserdem noch andre, die wir sonst nicht kennen. aus der sammlung BC stammen die töne

MFr. 122, 1.	B 1—4.	C 1—4.
125, 19.	5—8.	13—16.
126, 8.	9—11[1].	17—19.
130, 31.	13—15[2].	35—37.
131, 25.	17—21.	38—42.
132, 27.	23—25.	43—45.

ebenso drei strophen : 133, 21 = C 47. 48 und 134, 6 = C 50, die in B unter Dietmar von Aist 17—19 geraten sind. ob die nur in einer der beiden hss. überlieferten plusstrophen (B 12. 16. 22. C 5—12. 20—34. 46. 49) schon in der quelle BC

[1] in B fehlt die letzte strophe = C 20.
[2] in C fehlt die erste strophe = B 12, aber C hat raum gelassen.



standen oder nicht, ob sie also in einer der hss. ausgefallen oder aus andern quellen eingeschoben sind, mag unerörtert bleiben und wird sich auch nicht leicht entscheiden lassen. nur B 22, eine allgemein als unecht anerkannte strophe, wird man gewis als jüngern zusatz in B ansehen dürfen.

Die quelle AC ligt in folgenden tönen zu grunde:

MFr. 136, 1.	A 1—3.	C 57—59.
136, 25.	4—6.	60—62.
137, 10.	21. 22.	63. 64.

es ist also nur ein kleiner teil der in A überlieferten strophen, den wir hier in C finden, doch ist daraus nicht zu schliefsen, dass die andern in der quelle AC fehlten, denn die strophen A 8—20 gehn in C bereits aus andern quellen voraus, der sammler hatte also keinen anlass, sie zu widerholen. nur A 7 (Ascheloie) fehlt in C. ebenso können die drei in A noch folgenden strophen 23—25 in der quelle AC gestanden haben, vielleicht sogar die letzte A 26; denn obschon sie in C nicht vorangeht, mochte der sammler sie hier auslassen, weil er sie bald nachher (C 70) aus einer andern quelle mit andern ihres tones bringt. drei noch folgende strophen (A 27—29) gehören dem truchsessen von Singenberg, dessen lieder in A auf die Morungens folgen.

Aus der quelle EC endlich stammen vermutlich einige strophen am schluss der sammlung C; zwar würden die beziehungen zwischen C und E in den liedern Morungens diese annahme kaum begründen können; aber die vergleichung mit der überlieferung der Waltherschen lieder rechtfertigt sie.

Das verhältnis zwischen C und A ist hiernach in den strophen C 57—64 unter einem andern gesichtspunct zu betrachten als in den vorhergehnden strophen. bei C 57—64 ist die frage : in welcher der beiden hss. ist die vorlage treuer erhalten? bei den andern strophen : welche der beiden hss. folgt der besseren vorlage? und bei den strophen, die C aus der quelle BC hat, ist nicht das verhältnis von C zu A ins auge zu fassen, sondern 1) das verhältnis von B zu C, dann das verhältnis der quelle BC : A. hätte der vf. diese puncte bedacht und aufserdem berücksichtigt, dass wir kein recht haben anzunehmen, dass die kleineren sammlungen, auf denen unsre hss. beruhen, in allen strophen einen gleich guten und zuverlässigen text boten, so würde seine untersuchung einen andern gang genommen und ihn schwerlich zu dem urteil geführt haben (s. 7) : Haupt habe den mangel einer rationellen textkritik notgedrungen durch ein teils rein subjectives, teils mechanisches verfahren ersetzt.

Dass dies urteil ebenso töricht als dreist ist, brauch ich den lesern dieser zs. nicht zu sagen; ebenso wenig aber wird es sie überraschen, wenn ich dem vf. zugebe, dass er mit recht an vielen stellen die von Lachmann und Haupt in den text aufgenommenen lesarten der hss. B und C nicht anerkannt hat. denn

seit mehr als 30 jahren, seit Wackernagels und Riegers Waltherausgabe, ist es wol ziemlich allgemein anerkannt, dass sowol in Lachmanns Walther als in MFr. der text der ältesten hs. A nicht gebührend gewürdigt ist. das ist also nichts neues; neu ist nur die fast blinde rücksichtslosigkeit, mit der der vf. für diese hs. eintritt. den text durchzugehn und bei jedem verse anzugeben, wo es mir nötig oder zulässig scheint eine lesart aus A aufzunehmen, möchte wol ziemlich unnütz sein. ich beschränke mich auf die fälle, wo der vf. durch seine übertriebene schätzung der überlieferung in A dazu geführt ist, ganze strophen zu verwerfen oder aufzunehmen.

In A sind im ganzen zehn töne überliefert; für die sechs ersten bietet die hs. je drei oder vier strophen, für die beiden folgenden zwei, für die beiden letzten nur je eine strophe. diese beiden einzelnen strophen (125, 19. 138, 25) erkennt L. als fragmente von liedern, die in C vollständig erhalten sind, an; dagegen verwirft er die plusstrophen, die C in den tönen 123, 34. 127, 1. 131, 25 hat.

Am wenigsten glaublich ist die interpolation von 127, 18—28. dass der text unverständlich und die gedankenentwicklung verkehrt sei, sucht L. vergebens darzuthun; man muss ihn nur richtig interpretieren und nicht verlangen, dass *doch* in v. 18 einen gegensatz bezeichne. der satz, den das wörtchen einleitet, dient zur bekräftigung und erläuterung des vorhergesagten, und die partikel ist hier ebenso wenig anstöfsig wie bei Reinmar 159, 25, wo man sie durch das schlecht verbürgte *des* hat ersetzen wollen. der sinn der beiden in C überlieferten strophen ist: 'wenn einer so lange in den tauben wald riefe, so würde ihm doch einmal antwort daraus zu teil werden. nun erhebt sich oft und von vielen seiten vor ihr klage über meine not, obwohl sie es nicht merkt. viele in der tat klagen ihr oft meinen kummer mit gesang[1]. sie aber hat, ach, entweder geschlafen oder nichts gehört, oder, wenn sie etwas gehört hat, allzu lange geschwiegen. ein sittich oder staar könnten in der zeit gelernt haben, minne zu sprechen. ich habe ihr nun so lange gedient! kann sie meine rede nicht verstehn? o nein, es sei denn, dass gott ein wunder an ihr zeigen will'. sinn und zusammenhang ist tadellos, in A dagegen vermisst man den gedanken, dass sie, tauber als der wald, nimmer antworte, sehr ungern; denn dieser gedanke ist grade die hauptsache. und wenn das übrig gebliebene allenfalls sinn gibt: wer wird glauben, ein interpolator habe den mangel der gedankenentwicklung so geschickt und vorsichtig gehoben, indem er der ersten strophe einen neuen abgesang, der andern einen aufgesang hinzufügte. nein, die überlieferung in A ist lückenhaft, vermutlich aus dem gedächtnis aufgezeichnet, und die änderung in v. 17 ergab sich

[1] nämlich insofern sie seine lieder vor ihr singen; anspielung auf die verbreitung des gesangs, vgl. Walther 41, 26. 53, 33.

als notwendig, weil der schreiber den abgesang der zweiten strophe an die stollen der ersten angeschlossen hatte.

Die beiden letzten strophen des liedes 123, 10 scheint L. schon angezweifelt zu haben, wenigstens deutet dahin seine bemerkung, sie seien unbedeutend und am ende verworren, aber was die verwirrung betrifft, so hat den schluss der zweiten strophe schon Gärtner (Germ. 8, 54) vortrefflich emendiert: *ez kom ir ze liebe oder ze leide,* eine emendation, die dann in einer von Michel s. 52 verglichenen stelle Bernarts von Ventadorn eine willkommne stütze gefunden hat; und für den schluss der vorletzten strophe genügt die von Paul (Beitr. 2, 548) vorgeschlagene änderung der interpunction. der gedankengang des liedes ist durch Gärtner und Michel genügend klar gelegt, und auch darin hat Gärtner sicherlich recht, dass der schluss der dritten strophe schon auf eine fortsetzung hinweist, wie sie die vierte gibt. in A ist das lied nicht nur verstümmelt, sondern auch in augenscheinlich schlechtem text überliefert. die herausgeber von MFr. sind in v. 123, 10. 14. 26—28 mit vollem recht der überlieferung in C gefolgt, ja mir scheint, dass auch in v. 25 aus C das prät. *tete* aufgenommen werden muss[1].

Besser begründet sind die zweifel an der echtheit von 132, 3—18, denn der klingende reim *sehen : vlêhen* ist allerdings sehr auffallend; nach dem durch viele stellen gesicherten gebrauch des dichters erwartet man *sên : vlên.* aber abgesehen von der möglichkeit einer textverderbnis in dieser nur in C überlieferten strophe: ist es denn schlechterdings unannehmbar, dass der dichter nicht ganz consequent in seiner sprache gewesen sei? an und für sich ist der reim *sēhen : vlêhen* durchaus nicht unglaublich, und in dem liede 130, 31 haben wir die 3 p. sg. *siht* (statt des sonst gebrauchten *sêt*) im reime auf *niht* (vgl. L. s. 77); auch die form *wal* für *wol*, die Bartsch 131, 21 mit recht als echt ansieht, darf man in der strophe 127, 34 nicht in den reim setzen, weil dadurch der abgesang mit dem aufgesang gebunden würde, was in den übrigen strophen des tones nicht geschieht. auf keinen fall kann ich mich dazu entschliefsen, zwei strophen für unecht zu erklären, deren zierliche wendungen ganz im charakter der Morungenschen dichtung sind und die mit den auch in A überlieferten strophen in engem zusammenhang stehn. freilich nicht in der ordnung, in der die strophen in MFr. gedruckt sind. str. 132, 11 sollte auf die erste folgen, str. 132, 3 der zweiten vorangehn. in der ersten strophe wünscht der dichter,

[1] die klage des dichters, dass ihm nur ein gleichgiltiger grufs zu teil geworden, die zeit ohne freude und wonne zu lang, der gesang ohne freude elend sei, fass ich wie die an die gesellschaft gerichtete bitte, ihm einen neuen sang zu lehren, als mahnungen zur *milte* auf; ebenso wie die hoffnung am schluss des liedes: *lîhte wirt mir swære buoz,* und den ähnlichen schluss 139, 18.

die hüter möchten taub und blind sein, damit sie den verkehr mit der dame nicht hinderten[1]. daran schliefst sich (132, 11) die phantastische betrachtung, dass wol auch trotzdem verkehr möglich wäre, wenn sie sein denken für sprechen und sein trauern für klagen verstehn wollte; denn diese sprache würden die hüter nicht verstehn. ebenso deutlich findet str. 132, 3 in 131, 33 ihre fortsetzung. der sänger bittet die dame, dass sie den blick seiner augen als boten empfange und ihm ihr lachen als grufs entbiete. aber, fährt er fort, nicht allen leuten dürfe sie lachen wie ihm. die str. 132, 19 wird man am passendsten auf 132, 11 folgen lassen, wie es in BC und in der ausgabe der fall ist. die vv. 132, 14—18 leiten auf die reflexion über das wesen der minne ganz natürlich über[2]. ich ordne also die strophen: 1. 4. 5. 3. 2.

Während die besprochenen echten strophen in A fehlen, bietet diese hs. zu dem tone 136, 25 eine plusstrophe, die schon erwähnte str. A 7, die Lemcke mit unrecht als echt in anspruch nimmt. ihre äufsere gewähr ist sehr gering. denn da sie in der hs. C, die in diesem tone dieselbe quelle voraussetzt, fehlt, so ist anzunehmen, dass sie in der quelle AC noch nicht vorhanden war. sie steht ferner mit den besser verbürgten strophen in keinem zusammenhang, und die bekanntschaft mit Ovid lässt für sie denselben vf. annehmen, wie für die nur in p überlieferte strophe desselben tones, deren zuerst von Gottschau bemerkte unechtheit auch L. anerkennt. übrigens ist die überlieferung in p doch nicht wertlos; sie bietet für 136, 28 f einen text, der dem echten wol näher steht als der in AC: *wê der huote die der welte sô liehten schîn an ir hât benomen daz man sie sô selten schouwen lât.* die worte *schouwen lât* sind zwar offenbar ein schlechter ersatz für das in C überlieferte *sêt* — auch in A ist diese mundartliche form beseitigt — aber im übrigen dürfte die lesart richtig sein, mindestens bis zu dem worte *benomen,* denn nur so erhält man einen befriedigenden sinn (trotz Lemcke s. 86).

Schliefslich erwähn ich noch das lied 130, 31, einen wechselgesang, der den abschied des geliebten zur voraussetzung hat. die erste strophe ist nur in B überliefert, in C aber ist, wie

[1] der anfang des liedes: *Ich bin iemer ander und niht eine der grôzen liebe, der ich nie wart frî* ist unzweifelhaft von Gottschau (PBb. 7, 346) richtig erklärt: 'ich bin mit bezug auf die liebe selbander, stets zu ihr gesellt'; die worte *der ich nie wart frî* sind zur erklärung der geistreichen wendung hinzugefügt. auch darin pflicht ich Gottschau bei, dass in v. 30 f die lesart von BC aufzunehmen ist.

[2] trotz der übereinstimmung aller hss. wird man in v. 21 *herzeleide* lesen müssen, oder lieber, in engerm anschluss an A: *leide wont mir dicke in mînem sinne.* das spiel mit den worten *liebe* und *leide* hat auch in v. 19 und 25 fehler veranlasst. dass aber der fehler allen drei hss. gemein ist, lässt vermuten, dass die sammlungen BC und A hier auf dieselbe vorlage zurückgehn, ebenso der gemeinsame fehler in der ersten strophe des folgenden liedes. die beiden lieder stehn in BC und in A unmittelbar nebeneinander, freilich in umgekehrter folge.

Apfelstedt in der Germ. 26, 218 mitteilte, raum für die fehlende strophe gelassen. Lemcke wagt es nicht ihre echtheit zu bestreiten, aber er bezweifelt sie doch. er vermutet, dass sie in der quelle BC fehlte, und dass beide schreiber aus der form des liedes den mangel anerkannten, C deshalb den platz für eine strophe frei hielt, B durch eigne dichtung nachhalf. anstöſsig ist die strophe allerdings, nicht nur weil sie die situation nicht erkennen lässt und keinen zusammenhang zum folgenden zeigt, sondern auch deshalb, weil sie denselben schluss hat wie die dritte strophe, so dass zwei strophen des liedes einen refrain haben, der den beiden andern fehlt. aber Lemckes ansicht ist mir doch nicht wahrscheinlich. denn nicht nur die widerkehr der beiden schlusszeilen und der mangel des zusammenhanges zwischen der ersten und den folgenden strophen befremdet, sondern auch der mangel der gedankenentwicklung in der ersten strophe selbst. die schlusszeilen passen sehr wol in die dritte, aber nicht in die erste strophe. man erwartet vielmehr, dass diese strophe in den gedanken ausliefe: 'ich habe geschworen ihr treu zu bleiben, mag ich auch von ihr getrennt sein', womit zugleich der zusammenhang mit dem folgenden hergestellt wäre. ich vermute daher, dass die strophe in der quelle BC nicht fehlte, sondern dass sie in ihr unvollständig oder zt. unlesbar war. das war der anlass, dass sie von C ausgelassen, von B auf wolfeile weise aus der dritten strophe ergänzt wurde. unecht sind also die zeilen 130, 37f.

Einen wesentlich andern charakter als Lemckes arbeit trägt die Rössners. er hat das ziel verfolgt, eine möglichst lebendige anschauung von dem dichter und seiner kunst zu gewinnen, sich mit hingebender liebe in seine lieder versenkt und allerlei arbeiten über den minnesang fleiſsig zu rate gezogen. aber leider hat ihn das streben nach einer lebendigen anschauung offenbar viel mehr geleitet als nach einer beweisbaren. die phantasie hat ihm nach dem bedürfnis seines herzens eine sängergestalt geschaffen, die er nun in den liedern sucht und findet. R. sieht in Heinrich von Morungen nicht einen berufsdichter, sondern einen vornehmen, wolhabenden mann, der seit frühester jugend seinem fürsten nahe stand und im praktischen dienst sich anspruch auf seine anerkennung und dankbarkeit erwarb. die frouwe Heinrichs sei vielleicht eine schwester des markgrafen Dietrich von Meiſsen gewesen; die liebe zu ihr möge ihn zurückgehalten haben, sich an einer kreuzfahrt zu beteiligen, und reue darüber habe ihn dann veranlasst, jene schenkung an das Thomaskloster in Leipzig zu machen, von der uns eine urkunde des markgrafen Dietrich kunde gibt, die einzige, in der Morungen vorkommt. der dienst der fürstin habe ihm keinen lohn eingetragen. die herrin sei, wie überhaupt das schöne geschlecht jener zeit, eitel und launisch gewesen, und so habe Heinrich bei gegebenem anlass sich im zorn seiner leidenschaftlichen natur folgend von seiner vornehmen geliebten ab-

und einer andern zugewendet, bei der er volles liebesglück gefunden habe. die liedergruppe 141, 15—143, 3 lege dafür zeugnis ab; sie sei eine gelegenheitsdichtung im besten sinne, ein stück lebensfrischer poesie. — der vf. verhehlt sich nicht, dass man nicht für jede äufserung etwas entsprechendes im leben des dichters suchen dürfe, aber vielfach seien die lieder der minnesänger doch gewis aus dem verkehr der liebenden entsprungen, also teilweise real, und mehr als bei andern müsse man solche realität bei einem manne von der stellung Heinrichs von Morungen voraussetzen und bei einem dichter, dessen lieder so voll inniger, den leser ergreifender stimmung seien, so voll tiefen, zu herzen dringenden gefühls. der grad der realität sei bei den einzelnen dichtern verschieden; bei jedem einzelnen müsse er besonders untersucht werden. — ich muss die forderung einer solchen untersuchung ablehnen; ich müste es, selbst wenn ich die voraussetzung des vf.s teilte, dass Heinrich kein berufsdichter gewesen sei. die erste bedingung verständiger forschung ist, nur solche untersuchungen anzustellen, für die ausreichendes material vorligt. um die grenze zwischen wahrheit und dichtung in den minneliedern festzustellen, müsten wir die genauste kenntnis von dem leben der dichter haben, die uns überall fehlt. aus einer gleichung mit zehn unbekannten lassen sich bestimmte werte nicht ausrechnen.

Den versuch, im einzelnen durch kritik und eingehnde interpretation das verständnis der lieder Morungens zu fördern, macht der vf. nur selten und m. e. ohne glück. die annahme, dass die lieder 141, 15—143, 3 zu einer einheit zusammenzufassen sind, dass 142, 19 mit den folgenden strophen zu einem wechsel zu verbinden und nach 142, 32 eine mannstrophe ausgefallen sei, scheint mir willkürlich; ebenso in v. 128, 6 die änderung *sprichet* für das überlieferte *sprechent* (s. 5a). die einschiebung der negation *nę* in v. 144, 15 : *daz in nę des nie verdrôz* (s. 49a) ist sprachlich unmöglich. auch die gründe, mit denen s. 59 das von Bartsch in v. 131, 7 in den text gesetzte *nat* abgelehnt wird, zeigen geringe grammatische kenntnis und beruhen aufserdem auf der irrigen voraussetzung, dass *bat* in B überliefert sei. für 144, 9 : *ôwê, daz er sô dicke sich bî mir ersehen* [C, *entsehen* C[a]] *hât* weist R. s. 49a Pfaffs erklärung : 'er hat sich in mir gespiegelt' mit recht ab; aber seine eigne erklärung : 'ach, dass (was) er mich nur so oft angesehen hat!' entspricht auch weder den worten noch dem sinn; dem sinn allenfalls, aber schwerlich dem wort die übersetzung, die Lexer im wörterbuch gibt : 'sich in anschauung verlieren'. nach dem inhalt der strophe und ihrem verhältnis zum vorherghenden verlangt man einen ausdruck überwältigender liebesleidenschaft. vielleicht bietet die lesart von C[a] diesen sinn : 'ach, dass er durch meinen anblick so oft bezaubert, sein auge gebannt wurde!' (vgl. 126, 8 *von der elbe wirt entsehen vil manic man*). der schluss der strophe : *ez was ein*

wunder grôz, daz in des nie verdrôz würde dazu gut passen; freilich würde ein reflexives *sich entsehen* in der bedeutung 'sich bezaubern' voraussetzen, dass die eigentliche bedeutung von *entsehen* nicht mehr gefühlt wurde. — für das lied 139, 19 erkennt R. meine bemerkung (Anz. VII 268), dass in ihm drei bilder selbständig nebeneinander gestellt sind, als richtig an; aber ganz willkürlich erklärt er (s. 51 f) die drei bilder für traumgesichte und verlangt, dass das zweite hinter das dritte gestellt werde (s. 54 a); aufserdem bezeichnet er diese zweite strophe als dunkel. ich hatte s. z. erklärt, ihren abgesang nicht zu verstehn, und unverständlich erscheint er mir auch jetzt noch, obwol kaum ein zweifel bestehn kann, welchen sinn die strophe im ganzen haben muss. 'der schmerz', will er sagen, 'den die geliebte einst, als sie mich tot wähnte, gezeigt hat, war mir süfser als eine stunde ungestörten beisammenseins'. dem verbum *sich vermēzzen* wird man wol die ungewöhnliche bedeutung 'fälschlich annehmen' zuschreiben dürfen; aber unverständlich bleiben in den folgenden worten : *der vil lieben haz tuot mir baz* sowol das präs. *tuot* als das wort *haz*. die worte müssen eine bezeichnung der im aufgesang geschilderten situation enthalten; man verlangt *tete* und für *haz* ein wort, das 'trauer und wehklagen' bedeutet. vielleicht darf man das seltene md. *graz* vermuten (vgl. g. *grētan* und an. *grāta* 'weinen', an. *grātr* 'das weinen'). an der ordnung der strophen ist nichts zu ändern; jede folgende drückt ein höheres mafs leidenschaftlicher erregung aus. die massive deutung, die R. dem schluss der zweiten strophe glaubt geben zu dürfen, entstellt das anmutige lied.

Bonn, 15 april 1899. W. WILMANNS.

Die sage vom heiligen Gral in ihrer entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. von EDUARD WECHSSLER. Halle a. S., Niemeyer, 1898. x und 212 ss. 8°. — 3 m.

In dem darstellenden teil hat Wechssler für einen gröfsern leserkreis auf 107 ss. kl. 8° 'die künstlerische entwicklungsgeschichte der sage [vom Gral] von ihrer entstehung bis auf die gegenwart herab in einheitlicher betrachtung zu schildern gesucht'. und als eine solche schilderung hat dieser teil seine guten eigenschaften. er ist mit grofser wärme und liebe zur sache geschrieben. ein mann kommt zu worte, der nicht nur viel über den gegenstand gelesen, sondern auch selbständig an der klärung der fragen sich beteiligt hat und noch ferner beteiligen will (vorwort VI). klar und übersichtlich legt W. die anfänge der sage vom Gral und der von Parzival dar, um sich dann mit den höhepuncten der fernern entwicklung zu beschäftigen nach beider vereinigung. er lässt Chrestien, Guiot-Wolfram, Wagner als die drei hauptträger und gestalter der sage in den vordergrund treten. was W. s. 92 ff bemerkt über den gegensatz und den zusammenhang zwischen dem Ring des Nibe-

lungen und dem Parsifal, trägt wesentlich dazu bei, den kern von Wagners idealem streben auch in litterarischer beziehung blofs zu legen. und methodisch sucht W. durch stets neue vergleiche der einzelnen phasen, personen und werke, durch hintansetzung des nebensächlichen dem leser den stoff näher zu bringen.

Aufser diesem hauptteil bietet W. 80 ss. 'Excurse und anmerkungen', in denen er den gebildeten durchschnittsleser über einzelne puncte näher aufklärt oder den fachleuten gegenüber rechnung ablegt über einige im texte gebotene aufstellungen. 20 ss. bibliographie und eine übersichtstafel über 'Die sechs bedeutungen des Grals in sämtlichen erhaltenen Graldichtungen' machen den schluss. —

In den excursen kommen äufserst heikle dinge zur sprache, die W. teils kategorisch auseinandersetzt (vgl. Roberts und WMaps Gralcyclen), teils vor den augen des lesers zu lösen sucht. W. bemüht sich, neuere und neuste untersuchungen und hypothesen weiter auszubauen, eigne gedanken zu begründen. es findet sich — der stoff führt teilweise dazu — viel hypothetisches. es begegnen aber auch beobachtungen, die m. e. bleibenden wert haben. hingewiesen sei auf die ansprechende ermittlung von zeit und ort der abfassung von Chrestiens Conte del Graal : ende 1180 oder 1181 in Paris, auf grund der wichtigen rolle, die Philipp vElsass um diese zeit als reichsverweser in Paris spielte (s. 148 ff). —

Aber gerade diese excurse öffnen den blick für den wunden fleck dieses büchleins. wir sehen einen begabten mann an der arbeit, dem ein grofses mafs von scharfsinn zu gebote steht, aber der diesen scharfsinn nur gar zu oft nicht zu zügeln vermag. W. hat eine unwiderstehliche neigung zu combinieren. und hätte diese neigung immer gutes im gefolge, so würde ich sie lobend erwähnen. leider ist dem nicht so. namentlich gegen einen excurs muss ich energisch verwahrung einlegen, weil es hier einen hauptpunct der deutschen litteraturgeschichte betrifft, und das zum teil durch falsche combinationen und unberechtigte schlussfolgerungen gewonnene blendende ergebnis in dem darstellenden teil als unzweifelhaftes factum in einer weise aufgebauscht wird, die jedes erlaubte mafs überschreitet und die ungelehrten leser, für die doch dieser teil bestimmt ist, ganz irre führt.

Hab ich richtig gelesen, was auf s. 75—80 und s. 164—178 gedruckt steht, so glaubt W., dass er das verhältnis zwischen Chrestien, Kiot und Wolfram endgültig gelöst hat. 'klar und deutlich erkennen wir zwei scharf ausgeprägte dichterische persönlichkeiten, zwei dichter von durchaus verschiedener art', heifst es s. 75 in dem darstellenden teil von Kiot und Wolfram. Kiots werk ist nach W. 'ein ganzes von bewundernswertem, einzigartig geschlossenem aufbau, und doch der mannigfaltigkeit nicht entbehrend : einem gotischen dom vergleichbar, in dessen weiten hallen und zahllosen capellen wir uns zu verlieren fürchten;

aber wo immer wir stehn mögen, wird unser blick zurückgelenkt nach dem hochaltar im heiligen chor, dorthin, wo der Gral mit dem blute des erlösers in himmlischem lichte erglüht. wie anders Wolfram! er hält sein auge nicht fest auf jenes lebensziel des helden gerichtet, als den einen, unverrückbaren mittelpunct der erzählung; in sorglosem gefallen ergeht er sich in den vorhallen und seitengängen. ungewohnt ist es ihm, ein grofses ganzes mit umfassendem blick zu überschauen; wol aber hat er gelernt, sich in jedes einzelne bild, das sich ihm darbietet, mit liebevollem blick ganz zu versenken. wir sehen, ein gegensatz mannigfachster art, beruhend auf der verschiedenheit von nationalität, bildung und stand, künstlerischer eigenart, technik und stil' (s. 77 f). — es ist interessant, mit diesem erguss, der an entschiedenheit nichts zu wünschen übrig lässt, die auffassung von WHertz zu vergleichen, der seiner kurz vor W.s büchlein erschienenen Parzivalbearbeitung (Stuttgart 1898) eine reichhaltige, gleichfalls als einführung in die sage bestimmte abhandlung und eine anzahl wertvoller anmerkungen beigegeben hat. wie vorsichtig, wie schwankend ist dieser gelehrte immer noch trotz seiner langjährigen beschäftigung mit dem Parzivalstoff und trotz seiner vielseitigen sagenkenntnisse. wie zögernd immer noch spricht er sich s. 417—419 für Kiot aus, mit dem zusatz, dass man über das verhältnis zwischen Kiot und Wolfram wol nie ins klare kommen werde, so zögernd, dass er s. 447—452 bei der charakterisierung von Wolframs Parzival den Kiot garnicht mehr zu berücksichtigen scheint. wir fragen also, welche neuen argumente W. entdeckt haben kann, die ihn zu den obigen sätzen und zu dem entschiedenen ton berechtigten, in einer materie, die auch nach Heinzels eingehnder zusammenstellung noch so viele leugner und zweifler zählt und trotz erneuter durchforschung die zweifel nicht verscheucht, das verworrene nicht entknäuelt.

W. motiviert in den excursen 95 u. 96 s. 164—178 ausführlich seine ansicht über Kiot. sein beweismaterial umfasst die erdrückende masse von 18 puncten, von denen einige sogar wider mehrere unterstellen enthalten. der autor gliedert diese masse in 4 hauptgruppen A—D. die 7 ersten puncte, die gruppe A, widerlegen die gründe, die gegen die existenz des Kiot vorgebracht worden sind und für die alleinige benutzung Chrestiens durch Wolfram sprechen sollen. die beweisführung richtet sich besonders gegen Zarncke und Birch-Hirschfeld. die 4 puncte der gruppe B führen zu dem ergebnis, 'die Wolfram gegenüber Chrestien eigentümlichen teile stammen aus einer quelle'. die 3 puncte der gruppe C beweisen, 'dass Wolfram auch in den mit Chrestien parallel laufenden abschnitten eine andere französische vorlage als diesen benutzt hat'. in der gruppe D endlich, die letzten 4 puncte umfassend, — von denen die 3 ersten 'drei unwiderlegliche argumente' sind, und der vierte einige gründe von

psychologischer art enthält, die W. wie er sagt so hoch stellt, dass er sie in seiner darstellung allein angeführt hat, — wird bewiesen, dass Wolfram sowol in den partien, die nicht bei Chr. vorkommen, als in denen, die sich bei Chr. finden, 'einer und derselben vorlage, eben dem Guiot gefolgt ist'.

Es ligt mir fern, die prüfung jedes der 18 argumente hier vorzulegen. nur von denen, in welchen W. sich als neuen pfadfinder betrachtet, greif ich einige charakteristische heraus.

A 1 (s. 165). weil Wolfram sich nicht blofs auf Kiot beruft, sondern sogar die quellen des Kiot angibt, 'das arabische Gralbuch des Flegetanis von Toledo und die Chronik von Anjou', ist dies nach W. ein beweis, dass Wolfram dem Kiot folgte, denn sonst würde Wolfram sich auf die angabe des namens Kiot allein beschränkt haben, 'so weitgehnde quellenkritik übten Wolframs hörer sicher nicht, und gerade ihm wäre dergleichen übertriebene vorsicht gewis zuletzt zuzutrauen'. durch diese aufstellung zeigt W., dass er seine gründe nicht vorsichtig abwägt. gegen W.s gegengrund lässt sich eben dreierlei einwenden. 1) Wolfram ist in der aufführung seiner quellen unberechenbar. wir können ihm falsche angaben nachweisen: so sagt er 826, 21 f, dass, wenn man die sage vom Schwanritter richtig erzählen wolle, der wunderbare ritter der sohn Parzivals gewesen sei, und doch scheint die gestalt der version von Wolfram selbst herzurühren und sind die namen Loherangrin und Brabant gewis von ihm (Zs. 42, 25 ff). 416, 19 beruft Wolfram sich auf Kiot, obgleich er das, was Kiot gesagt haben sollte, der Eneide Veldekes entnahm (OBehaghel im Litblt. f. germ. u. rom. phil. 1898 s. 263; dagegen SSinger Bemerkungen zu Wolframs Parzival, Halle 1898, s. 22). vgl. dazu noch Willehalm 125, 20. — 2) *Ze Anschouwe er* (Kiot) *diu mære vant*, sagt Wolfram 455, 12. aber was ist zu halten von einem manne, der *ze Britâne* und anderswo, *ze Francrîche unt in Îrlant* die landeschroniken las, der auch in Anjou die chroniken des landes gelesen haben soll, denn er las von Mazadan *mit wârheite sunder wân*, und doch nicht einmal den richtigen namen der hauptstadt Anjous kannte (Bealzenan für Angers), der trotz seiner bekanntschaft mit dem lande Anjou und seiner geschichte die grafen von Anjou zu königen macht, sie noch vor Gahmuret aus Aremorica oder sonst aus Keltenland herstammen lässt[1], die angevinische sage von der wasserfee so erzählt, dass niemand sie erkennt und man ihm in Anjou kaum dankbar dafür gewesen sein kann (vgl. über diese sage Hertz aao. 474 ff), der nicht einmal das richtige wappen des landesfürsten angibt[2], der nichts bietet, was an das locale Anjous er-

[1] Parz. 56, 11: *der* (Addanz) *was von arde ein Bertûn.*

[2] Parz. 101, 7 f: *dez pantel, daz sîn* (Gahmurets) *vater truoc, von zobele ûf sînen schilt man sluoc.* Anjou kannte keinen panther im wappen. Hortzschansky hat aber in Zs. f. d. ph. 12, 73 ff (1881) den panther als anspielung auf das wappen Heinrichs II als könig von England in anspruch



innert? kurz, was ist zu halten von einem Kiot, der von so vielem ein eingehndes studium gemacht haben soll und doch mit den einfachsten umständen und attributen dieses landes unbekannt ist? es sind alte bedenken, die W. aber bei seinem kriterium nicht berücksichtigt. 3) ebenso verliert W. kein wort über den schalk Wolfram in der beschreibung des Kiot (453—455) und über die folgerungen, die sich daraus ziehen lassen : Kiot war glücklicherweise ein Christ, sonst hätte er die zufällig zu Toledo entdeckte heidnische schrift des jüdisch-heidnischen Flegetanis aus der zeit Christi nicht lesen können, und wäre die welt jetzt noch in unkenntnis über den Gral gewesen; Kiot behandelte also die sage vom Gral zuerst, aus seinem werk haben demnach die andern bearbeiter geschöpft, und doch bewahren diese altertümlichere züge; Kiot untersucht rastlos und doch fördert er nur sehr zweifelhaftes zu tage; er war ein *meister wol bekant,* und doch ist uns von ihm sonst keine kunde erhalten.

Ich schliefse hier gleich argument D 3 (s. 173 ff) an, weil das haus Anjou in diesem argument einen breiten raum einnimmt, und man doch bei schlüssen aus diesem Anjou m. e. die gröste vorsicht zu beachten hat. diese vorsicht habe ich bei W. zu

genommen, da der panther von jeher zum englischen wappen gehört und Guiot eine höfische schmeichelei beabsichtigt habe. H. hat dabei viererlei aufser acht gelassen. 1) Wolfram gibt dem Gahmuret nur einen panther in das wappen und diesen nennt er 'von zobele' dh. schwarz, — das wappen der englischen könige waren zwei (drei) nicht schwarze, sondern goldene panther in rot; 2) ist es wol glaublich, dass ein mann, der speciell das haus Anjou in seinen anfängen verherlichen wollte, gerade diesem Anjou eine figur ins wappen gegeben haben sollte, von der jeder in Anjou wuste, dass erst Heinrich II als englischer könig sie führte? und dazu noch mit falscher farbe und in der einzahl, sodass schon dadurch der zusammenhang mit dem englischen haus nicht hervortrat; 3) ist der panther eine anspielung, so muss auch das wappen, welches Gahmuret zuerst führte 'in grün einen anker von hermelin mit darum geflochtenem seil' (14, 12 ff) irgend welche beziehung haben zu Anjou, England oder einem verwanten geschlecht. ein höfischer schmeichler geht auf deutliche bezüge aus; 4) abgesehen von diesem punct macht noch etwas andres aus der heraldik es unannehmbar, dass ein dichter, der Heinrich II und seinem hof sehr nahe stand, die quelle Wolframs gewesen sei. Heinrich II ist wahrscheinlich der erste gewesen, der ein 'badge' hatte, dh. ein bestimmtes zeichen, woran man ihn und die seinen erkannte und das durch nichts an das eigentliche wappen erinnerte. die 'badges' spielten in der englischen heraldik eine wichtige rolle : die Plantagenets sind nach einem solchen benannt worden. zuerst hatte Heinrich II eine goldene escarbuncle als 'badge', später einen ginsterstrauch. hat nun Guiot würklich einen schwarzen panther mit rücksicht auf Heinrich II gewählt, so wundert man sich, dass er seinen haupthelden, Gahmuret, Parzival, nicht auch den neigungen Heinrichs II entsprechende 'badges' gibt, wodurch sie unabhängig von ihren wappen erkennbar waren. — aus alledem folgt, dass der eine schwarze panther von einem manne herrührt, der Anjou, Heinrich II und dem englischen königshaus fern stand. vielleicht erklärt sich der gebrauch des panthers bei Wolfram dadurch, dass er ungenügende kunde über das wappen des hauses Anjou einzog. — jedesfalls stimmt das von Wolfram angegebene wappen weder zu Anjou noch zu England. (für die heraldischen angaben dieser note s. die einleitung von BBurke in dessen General armory of England usw., London 1878.)

meinem bedauern nicht gefunden. — D 3 gehört zu den drei 'unwiderleglichen argumenten', dass Wolfram nur dem Kiot gefolgt ist. W. hat in D 1 auf die einheitliche composition der vorlage Wolframs gewiesen, die Wolfram 'so wenig zu würdigen und zu bewahren verstand, dass er den planmäfsigen aufbau des ganzen durch viele auslassungen oder lyrisch-didaktische einschaltungen fast unkenntlich machte'. in D 2 hat W. die kunstreiche einheit der handelnden personen betont, indem 'alle wichtigeren personen des epos zu einer gewaltigen doppelfamilie vereinigt sind': Gralgeschlecht und Artusgeschlecht vereinigen sich im Parzival. nun fährt W. in D 3 also fort : 'dieser wunderbare stammbaum des Gral-Artusgeschlechts gipfelt aber in zwei historischen geschlechtern, den herzogen von Bouillon und den englischen königen aus dem hause Anjou'. — so sieht es in der tat nach Wolfram aus. die namen Anschouwe, Anschevîn finden sich unzählige male bei Wolfram. aber dieser selbe Wolfram hat auch den namen Loherangrin für einen der söhne Parzivals, den gleichen namen für den Schwanritter, Brabant und nicht Bouillon für das gebiet des Schwanritters und Antwerpen für das sonst überlieferte Nimwegen (Mainz) als ort der landung des Schwanritters. wir erkennen ferner die sage vom Schwanritter nicht als einen beliebigen anhang zum Parzival, sondern als eine künstlerische ergänzung, als einen notwendigen ausfluss vom Parz. 493, 15 ff, wofür sich sonst keine andre sage geboten hätte, ja in vollem einklang damit. und wir erinnerten soeben daran, dass in dem Parzival der name der hauptstadt Anjous nicht stimmt, das wappen nicht, der titel nicht, andres nicht, kein ort ferner an Anjou mahnt, dass die localisierung der sage schwankend ist oder viel zu ausgedehnt, als dass ein specielles Anjou dafür in anspruch genommen werden dürfte. der vermeintliche zusammenhang beruht nur auf den namen Anschouwe und Anschevîn. wenn es auf eine absichtliche verherlichung Anjous abgesehen gewesen wäre, sollten da alle deutlichen bezüge aus der vorlage bei Wolfram geschwunden sein? und wenn Kiot Bouillon genannt hat und Wolfram dafür Brabant einsetzte, wenn Kiot bezug nahm auf Jerusalem und Wolfram hier ausliefs — was nicht sehr wahrscheinlich ist, da die version zu sehr zu den worten Trevrezents stimmt — dürfen wir dann wol noch Anjou so stark betonen? kurz, wir sind gar nicht sicher, dass Wolfram Anjou in seiner quelle gefunden hat. W. muss das selbst gefühlt haben. er weist auf mehreres in der geschichte Anjous, was seine entsprechung finden soll im Parzival. und dabei hab ich mich nur gewundert, wie ein mann mit dem scharfsinn und der belesenheit W.s diese entsprechungen, dh. diese seine combinationen 'unbedingt entscheidend' hat nennen können für die richtigkeit der ansicht, dass Kiot Anjou und Heinrich II von England hat verherlichen wollen. die entsprechungen sind sämtlich wertlos.

1) Allerdings war 1154—1189 ein graf von Anjou zugleich könig von England, Heinrich II: und bei Wolfram herscht Kardeiz der sohn Parzivals über Wales (Waleis und Norgals) und das königreich Anjou. — nun war Kiot in den angevinischen chroniken zu hause oder war es nicht. war ersteres der fall, so wuste er mit bestimmtheit, dass nie und nimmer die vorfahren Heinrichs irgend welche rechte auf Wales gehabt oder beansprucht hatten. kannte er sie nicht, so treten Anjou, die Normandie und England bei Heinrich so stark hervor, dass Kiot Wales nicht als stammland der grafen von Anjou genommen haben würde, falls er es nicht schon in der sage an sich vorgefunden hätte. ein dichter, der Anjou in die sage einführte, nahm also keine rücksicht darauf, dass Heinrich II auch über England und Anjou herschte, oder wählte den stoff nicht etwa, weil er mit Wales eine andeutung auf England beabsichtigte. wie wenig übrigens dem dichter Wales und Anjou als bewuste parallele zu England und Anjou vorschwebte, zeigt auch, dass das meer gar keine rolle spielt. unklar sind bei Wolfram die geographischen verhältnisse, von schiffen etwa zur verbindung zwischen der Normandie und England (Wales) ist nie die rede. hätte der dichter ein andres land als Wales gefunden, so hätte er dieses ebenso genommen wie jetzt Wales. Anjou + Wales der sage und Anjou + England in der geschichte bilden keine mit bewustsein geschaffene parallele.

2) Heinrich II empfing von mütterlicher seite England, von väterlicher sein stammland Anjou : so erbte auch Parzival Waleis und Norgals von der mutter Herzeloyde, Anschouwe von seinem vater Gahmuret. — soeben entsprach Heinrich II dem Kardeiz, jetzt dem Parzival. freilich würde die parallele im vorliegenden fall gar schlecht zu Kardeiz passen, denn dieser erhielt alles von seinem vater, Anjou sowol als Wales, ebenso wie vorher Parzival nicht gepasst hätte. um aber die unhaltbarkeit der 'parallele' recht zu empfinden, betrachte man zur vergleichung die verhältnisse, die speciell von Kiot herrühren sollen. hier müssen sich doch besonders überzeugende parallelen finden. Kiot soll ja mit rücksicht auf Anjou nach parallelen gesucht haben. Feirefiz und Gahmuret sind specielle schöpfungen Kiots. sie stehn Parzival nahe wie keine : der vater und der halbbruder. hatte Heinrich II oder irgend einer seiner vorfahren auch so eine art schwarzweifsen verwanten, der im orient safs? hatte sich Heinrichs II vater oder einer seines geschlechts auch auf die seiten eines fürsten im orient gestellt, wie Gahmuret? warum sollte bei Gahmuret und Feirefiz Agloval eingewürkt haben und andres nach zeitgenössischen verhältnissen gebildet sein? Gahmuret schlug die Anflise von Frankreich aus und nahm die Herzeloyde, war das etwa ein seitenhieb auf Heinrichs vermählung mit der Eleonore? Kiot machte Gahmuret zum jüngsten sohn seines hauses, der erst nach vielen abenteuern und nach dem tode seines bruders

könig von Anschouwe wurde. welche entsprechungen liegen hier vor? es sind lauter verhältnisse, die als Kiot eigentümlich betrachtet werden und 'in der sage nicht begründet waren'. und dass bei dem mit bewustsein seine parallelen ausführenden Kiot so wenig zu bemerken ist von der Normandie, dem alten stammland der könige von England! oder dürfen wir uns nur auf die parallelen beschränken, die von weitem stimmen?

3) Bei Wolfram will der usurpator Lähelin dem Parzival sein mütterliches erbe Waleis und Norgals abgewinnen: so hatte auch Heinrichs II mutter ihre streitigkeit wegen England mit könig Stephan und andern. — wagen wir uns nun wider einen schritt weiter in diese zusammenstellung. Herzeloyde verlor ihr gebiet nach dem tode ihres gatten (nicht in der sage begründet), Mathilde nach dem tode ihres vaters; Herzeloyde trug ihr geschick mit ergebung in der einsamkeit, Mathilde gieng einer kriegerischen furie gleich nach England hinüber und vertrat ihr recht energisch mit den waffen. war es widerum ein seitenhieb des friedfertigen Kiot, dieses mal gegen Heinrichs kriegerische mutter gerichtet? hätte Kiot eine verherlichung Anjous beabsichtigt, so hätte er wol die Herzeloyde der Mathilde etwas ähnlicher gemacht, denn er änderte so vieles und schuf so manches neue. vor allem, warum hat er denn, die parallele recht einleuchtend zu machen, nicht Wales und Norgals als angestammte länder angeführt, wie England der Mathilde gehörte?

4) 'Wie Heinrichs II mutter Mathilde mit Gottfried von Anjou, so war auch Herzeloyde mit Gahmuret in zweiter ehe vermählt'. — Mathilde war in der tat erst die gemahlin Heinrichs V von Deutschland gewesen; die ehe war, was W. merkwürdigerweise für die parallele nicht erwähnt, kinderlos geblieben. aber wenn Kiot die Herzeloyde absichtlich zweimal heiraten lässt, weil auch Heinrichs mutter zweimal heiratete, sollte bei so bewuster paralle Kiot die erste ehe nur flüchtig erwähnt haben, und von diesem hohen kaisertum oder von der hohen würde des ersten gemahls nichts übrig geblieben sein als ein schattenartiger könig Castis? wir wissen ja, welches gewicht die 1167 gestorbene Mathilde auf diese erste ehe legte, wie sie 1127 nur widerwillig die gemahlin des grafensohnes von Anjou ward, sie die kaiserin, wie sie sogar bald darauf entfloh, um sich dann zu guter letzt doch mit ihrem lose allmählich auszusöhnen. und endlich, falls hier eine absichtliche parallele vorligt, wie steht es denn um Gahmuret, den Kiot eigens zum vater Parzivals machte? der heiratete doch auch zweimal und Heinrichs II vater nur einmal. — die erklärung für die zweimalige vermählung der Herzeloyde scheint mir übrigens diese zu sein: wenn Trevrezent 494, 19 zu Parzival sagt: *dîne muoter gap man im* (= Castis) *ze konen, er solt ab niht ir minne wonen: der tôt in ê leite in daz grap,* so mag das von Wolfram (oder seiner vorlage?) ein kunstgriff ge-

wesen sein, sich aus der klemme zu retten. ausführlich findet sich im II buch Gahmurets werbung erzählt. G. fand die H. als jungfräuliche königin von Norgals und Waleis, die sich selbst als preis des turniers anbot. dass sie witwe war, dass sie von dem Gralgeschlecht stammte, dass sie durch einen ersten gemahl Waleis und Norgals erwarb, davon findet sich im II und III buch, wo doch des öftern dazu gelegenheit war davon zu berichten, nicht die leiseste andeutung. erst im IX buch, als Parzival dem Trevrezent gegenüber steht, als Trevrezent die geheimnisse des Grals enthüllt, folgt auf die bis jetzt in andern Gralromanen noch nicht vorgefundene mitteilung, dass die Graljungfrauen öffentlich vergeben werden, auch sofort die angabe, dass die Herzeloyde von Castis geholt worden sei, als wollte der dichter dem einwand vorbeugen gegen das, was er im II buch erzählt hatte, dass Gahmuret dennoch die Herzeloyde in andrer weise erwarb. Castis habe die ehe aber nicht vollziehen können, er habe seiner witwe aber sein gebiet hinterlassen. so heben diese besondren bemerkungen über Herzeloyde nach den allgemeinen über die Graljungfrauen jegliches bedenken gegen buch II. — mag nun diese deutung richtig sein oder nicht[1], die parallele mit den zwei männern der Mathilde ist schon aus den andern gründen wertlos. auf die verschiedenheit der charaktere zwischen Herzeloyde und Mathilde hab ich schon gewiesen. — wenn W. jetzt ausruft: 'können diese höchst merkwürdigen übereinstimmungen, die in der sage nicht begründet waren, auf einem zufall beruhen?' so müssen wir leider antworten, dass es überhaupt keine übereinstimmungen sind.

5) Eine parallele W.s hab ich für zuletzt aufgehoben. sie rührt nicht von W. her, wird vielmehr schon seit jahren angeführt. sie ist aber der grundstock, an welchen W.s 'merkwürdige übereinstimmungen' anschossen, und sie hat etwas bestechendes. der grofsvater Heinrichs II, Fulko V, war 1109—1129 graf von Anjou gewesen und dann 1131—1142 könig von Jerusalem, indem er die tochter Balduins II, des dritten königs von Jerusalem, der nur sehr weitläufig mit Gottfried von Bouillon und Balduin I verwant war, zur gemahlin nahm. Fulkos sohn aus erster ehe Gottfried, der vater Heinrichs II von England, folgte seinem vater seit 1129 in Anjou, Fulkos beide söhne aus der zweiten ehe waren nacheinander könige von Jerusalem. so war Fulko V der stammvater des hauses Anjou und der könige von Jerusalem, die von 1142—1173 regierten. in gleicher weise hat man gesagt, sei auch bei Wolfram Parzival der stammvater des hauses Anjou und des hauses der könige von Jerusalem, indem Kardeiz Anjou und Wales erbt, Loherangrin der Schwanritter wird. und so hat man einen greifbaren beweis zu finden ge-

[1] ist sie richtig, so findet sich dadurch die annahme bestätigt, dass die bruchstücke des Titurel nach dem Parzival entstanden.

meint, dass nur ein dichter, der Anjou verherlichen wollte, auf diesen gedanken hat kommen können. — gerade dieser ganz am ende von Wolframs Parzival vorkommende Schwanritter macht diese ansicht nicht gerade wahrscheinlich. bei Wolfram ist die version der sage vom Schwanritter, wie ich schon oben sagte, eine wol berechnete ausführung von Parzival 494, 7 ff. hat Kiot die stelle Trevrezents und auch den Schwanritter schon gehabt, ist Wolfram also der übersetzer, so sind wir hier sicher, dass Wolfram, der, wie W. sich ausdrückt, gar keinen sinn für den architektonischen bau des ganzen hatte, in dem gang der handlung nichts ausgelassen hat, denn die von Trevrezent 494 angegebenen züge, und nur diese, finden sich in der version wider, mit ausnahme der frage, die aus der sage beibehalten blieb. hätte Kiot nur genealogische absichten gehabt, so würde er als lobredner des hauses Anjou das verhältnis weit schärfer betont haben, vor allem hätte er Jerusalem hervorgehoben, hätte nicht von den drei brüdern geschwiegen, von denen zwei könige von Jerusalem wurden, er hätte im einklange mit der sage dem Schwanritter nicht mehrere kinder gegeben, von denen er nichts andres zu berichten wuste, als dass sie 'schöne kinder' waren, sondern wie sonst, wie auch nachher bei Gerbert, nur eine tochter, aus der eben die drei brüder hervorgiengen, wie auch wider bei Gerbert[1], er hätte die würksame erscheinung des Schwanritters als göttlichen bringers des rechts wol kaum weggelassen. welch merkwürdiger mann war doch dieser Kiot! Anjou wollte er verherlichen, er tat es aber so, dass man in Anjou von der verherlichung nichts bemerkte, es sei denn durch die namen Anschouwe Anschevîn, oder gar anstofs daran nehmen konnte, wie er die wasserfrau unkenntlich machte und den zusammenhang mit Jerusalem. — nur künstlerische, nicht genealogische rücksicht hat den dichter geleitet, der zuerst den Schwanritter im sinne Wolframs behandelte. da ferner alles darauf weist, dass dieser mann, der die sage vom Schwanritter mit gröster freiheit umgestaltete, dem lande Anjou fern stand, so muss ich das Anschouwe Anschevîn für die erfindung eines dichters halten, der nicht in Frankreich lebte. ob bei solcher bewantnis der dinge das Anschouwe Anschevîn darauf beruhe, dass ganz am anfang des 13 jhs. Otto von Braunschweig in voller macht dastand, dass der politisch unfeste Hermann von Thüringen nur gezwungen die hoheit Philipps von Schwaben anerkannte, dass Wolfram seinen Parzival anfieng, bevor die glückssonne Ottos sich neigte, und dass Wolfram, sobald er in einigen partien mit Anschouwe angefangen hatte, genötigt war damit fortzufahren, ebenso wie ihm nichts andres übrig blieb als den Schwanritter Loherangrin zu nennen, da er diesen zu einem sohne Parzivals machte, — eine entscheidung in dieser richtung muss ich kühnern

[1] vgl. über Gerberts version Zs. 42, 47 ff.

überlassen. — was uns hier angeht, ist nur dieses : das 'unwiderlegliche' D 3 ist eines der unglücklichsten argumente, um einen Kiot zu beweisen, es ist überhaupt kein argument.

Noch einen andern punct, auf dessen lösung in der Kiotfrage sich W. etwas zu gute tut, will ich besprechen. dieses mal handelt es sich nicht um parallelen oder geschichte von Anjou.

In A 6 (s. 167) richtet sich W. gegen die schon sonst angegriffene folgerung Birch-Hirschfelds, dass Wolfram, da er den Gral schlechthin einen 'stein' nenne und nicht schale oder schüssel, 'deutlich verrate, wie ihn seine unvollständige quelle in völlige ratlosigkeit versetzt habe'. W. will zeigen, dass diese ratlosigkeit doch nicht so grofs gewesen sein könne, denn 'sobald wir den text Wolframs genauer prüfen, finden wir seine vorstellungen im völligen einklang mit andern französischen Gralromanen'. — sieht man nun aber näher zu, so beweist der von W. aufgedeckte 'völlige einklang' schon wider sehr wenig oder vielmehr gar nichts. wenn die bedeutung des Grales als wunschgefäfs bei Chrestien nicht hervortritt, wol aber bei Wolfram, muss dann in der tat Wolfram diese auffassung in einem andern Gralroman erfahren haben? müssen wir denn würklich annehmen, dass man in der damaligen deutschen dichterwelt und in den kreisen, wo Wolfram hinkam, unter keinen umständen von dem dinge gehört haben kann, das in Frankreich schon seit jahrzehnten so mannigfache behandlung fand (vgl. Wechssler s. 2), und muss nicht gerade die eigenschaft von dem 'tischlein deck dich' am ersten aufgefallen und besonders festgehalten worden sein? — weil bei Wolfram vor den könig ein tisch hingestellt wird (wie auch bei Chrestien), auf welchen nachher der Gral zu stehn kommt (wie nicht bei Chrestien), weil die einzelnen acte vom hereinbringen des tisches und des Grals processionartig und ausführlicher als bei Chr. verlaufen, und weil der Gral nach W. bei Wolfram eine schüssel ist, soll der tisch mit dem Gral ein nachhall des abendmahltisches sein. ist diese übereinstimmung würklich zwingend? dürfen wir, weil man den tisch feierlich vor den könig bringt, dieser tisch von besondrem schmuck ist, in einem saal, der voll des wunderbaren ist, unter umständen, die den jungen Parzival mit schweigendem staunen erfüllen, indem nun der Gral darauf gestellt wird, ohne weitres schliefsen : wenn der Gral nicht anderwärts in der sage auf den tisch gestellt worden wäre, so würde Wolfram unmöglich auf den gedanken gekommen sein? war denn Wolfram, von dem wir auch den Willehalm haben — es mag sich empfehlen, einmal an dieses werk zu erinnern! — gerade in diesem Parzival ein so mechanischer dichter, dass wir ihn aufser stande achten müssen, die bei Chrestien gegebene situation ohne einfluss von aufsen so umzugestalten, wie er es tat? es handelt sich doch nur um die hinstellung des

Grals auf den tisch. ja, wenn etwa ein fisch dazu käme oder Wolfram etwa die lanze hinzugefügt hätte, falls diese sich nicht schon bei Chrestien fand. — ferner sagt W., kann Wolfram mit dem Gral nicht einen blofsen stein gemeint haben, sondern eine schüssel oder schale, und dafür soll beweisend sein 'wie alljährlich eine taube vom himmel kommt um eine hostie in den Gral zu legen'. aber steht denn im texte 'in den stein'? 470,4 ff *ûf den stein diu (tûbe) bringet ein kleine wîze oblât. ûf dem steine sie die lât . . . immer alle karfrîtage bringet se ûf den stein . . . .* ich weifs wol, dass *ûf* = 'in' sein kann und dass *stein* nicht einfach 'stein' zu bedeuten braucht. aber an keiner stelle, namentlich nicht beim holen der speisen, gewinnt man den eindruck, dass man sich aus dem stein etwas nimmt, etwa im sinne des *gradalis* bei Helinand. und hier darf ich wol auf einen satz Heinzels weisen, der auf den auch von W. angeführten ss. 13—20 eines aufsatzes über Parzival von dem Gral als 'stein' handelt : 'gleichwol [nach erwägung der umstände, dass Wolfram ein gefäfs gemeint haben kann] ist es unwahrscheinlich, dass dann Wolfram nie einen ausdruck gebraucht hätte, der dem leser verriete, welche form dieser stein hatte. so hielt er [Wolfram] ihn wol für einen formlosen stein' (s. 19). — wenn also W. nach der behandlung des Grals = stein ausruft: 'damit ist auch das letzte und, wie es schien, sicherste der sechs kriterien gefallen, die gegen die existenz des Kiot aufgestellt worden sind', so befind ich mich von neuem in der traurigen lage, constatieren zu müssen, dass W. widerum zu voreilig zu seiner folgerung geschritten ist, und seine auseinandersetzung uns um keinen schritt weiter gebracht hat. die von Wolfram dem 'steine' dh. dem Grale beigelegten eigenschaften sind der art, dass sie auf keine schale und auf keine besondere vorlage zu weisen brauchen, wenn er Chrestien schon kannte für den verlauf der handlung.

Die besprechung der übrigen argumente unterlass ich. mein gesamteindruck ist der, dass W. die argumente für seinen Kiot und was damit zusammenhängt einer gründlichen revision unterziehen muss, und was dann nach dieser revision übrig bleibt, wird wol kaum mehr sein, als was schon immer für die existenz des Kiot angeführt worden ist. die partie im texte von Guiot und Wolfram (ss. 75—80) beruht demnach auf schlussfolgerungen aus einem nicht kritisch gesichteten material. ich fürchte, dass WHertz noch lange recht behalten wird : 'es bleiben uns nur vermutungen; zu klarer gewisheit wird die forschung wol nie gelangen' (s. 419). Hertz spricht sogar von stimmungssache (s. 418). — und falls W. den Kiot endgültig bewiesen, jede skepsis zum schweigen gebracht hätte, was berechtigt ihn dazu zu behaupten, dass dieser Kiot sich den Gral mit dem blute des erlösers gedacht, oder dass Kiot die handlung in architekto-

nischer geschlossenheit aufgebaut, Wolfram diesen bau verdorben habe?

Ich habe das büchlein aus der hand gelegt mit dem gefühl, dass reiche belesenheit, selbständige forschung, freude an der combination, die kunst der darstellung und des wortes am ende doch nicht ausreichen, eine allseitig ausgereifte frucht zu erzeugen, und so fass ich mein urteil über W.s leistung in bezug auf den inhalt also zusammen : der für den grofsen leserkreis bestimmte teil gibt bis auf einen punct im grofsen und ganzen eine richtige anschauung von der entwicklung der sage vom Gral im mittelalter und gewährt eine fördernde auffassung von Wagners Parsifal; in den excursen wird skeptische nachprüfung manches ausscheiden müssen; die partien aber, die von Kiot und Wolfram handeln, sind durchaus unzuverlässig.

Von mehreren versehen, die ich mir notiert, sei hier nur folgendes erwähnt, bei welchem einer meiner landsleute durch die angabe W.s um das seinige kommt. s. 144 sagt W., GParis habe Hist. litt. xxx 247 überzeugend nachgewiesen, dass der niederländische bearbeiter des Moriaen an stelle Percevals seinen bruder Agloval einsetzte. GParis, sorgfältig wie dieser gelehrte immer ist, bezeichnet aber, als er s. 252 (nicht 247) auf die besprechung dieses punctes kommt, [J]te Winkel, den niederländischen herausgeber des Moriaen, als den mann, der diesen zusammenhang aufgedeckt hat. GParis schliefst sich den ausführungen te Winkels an.

Tilburg in Holland. J. F. D. Blöte.

Bemerkungen zu Wolframs Parzival. von S. Singer. Halle a. S., Niemeyer, 1898. 84 ss. 8°. [sa. aus den Abhandlungen zur germanischen philologie. festgabe für Richard Heinzel.] — 2,20 m.

Diese schrift dient der in neuerer zeit von verschiedenen seiten in angriff genommenen erläuterung des Wolframschen gedichts und wird einem commentar, der binnen kurzem zu erwarten ist, zu gute kommen. vorstellungen und redensarten, die Wolfram gebraucht, werden als allgemeiner gehegt und gebraucht nachgewiesen. und zwar sind es besonders die an die schöpfung und an den vorhergehnden fall der engel angeknüpften wendungen, welche der verf. mit grofser belesenheit aus den verschiedensten quellen der altdeutschen litteratur belegt : *sît Addmes zît*, *von dem Addmes rippe*, *unser vater Adam* usw. der unterschied zwischen peccatum originale und p. originans wird für die feinere erklärung Wolframs herangezogen. auch sprachlich lernt man, dass *Adam* zwar auf silben mit kurzem *a* zu reimen dient, dass dagegen die flectierten formen *Addme(s, n)* in der 2 silbe ein langes *d* zeigen; ähnlich wie die adj. und adverbia auf *-lich* behandelt zu werden pflegen. nur weniges fordert zur kritik heraus. überfein scheint es aus der einleitung Wolframs die polemik gegen einen bibelvers herauszuhören, gegen Jacobi 1, 8

Vir duplex animo inconstans est in omnibus viis suis. eher darf eine solche polemik Freidank zugestanden werden, den der verf. mit Wolfram vergleicht. auch die etwas umständliche erörterung, warum Wolfram 127, 16 *tunkel fürte* erwähnt habe (vgl. auch 129, 10), während das französische *iave estroite* gesagt haben möge, berücksichtigt nicht das deutsche sprichwort von *Tief furt truobe* (Denkmäler XLIX 2). die hier berührte warnung und andre anzeichen benutzt S., um die vermutung zu stützen, dass die vorlage Wolframs mehr den charakter des Ruodliebmärchens getragen habe, als dies bei Chrestien noch sichtbar sei. er schliefst sich also der ansicht an, welche auch ref. hegt, dass Wolfram nicht ausschliefslich Chrestien als quelle seines romans benutzte und dass seine berufung auf Kyot keine spiegelfechterei war. ref. hält diese ansicht fest, obschon manche dafür vorgebrachte gründe nicht stichhaltig sind. so glaubt er allerdings, was S. in der anmerkung 1 zu s. 4 verneint, dass Wolfram seine warnung vor der furt aus dem entnahm, was Chrestien von Percevals verhalten erzählte. eine erhebliche erschwerung der entscheidung über die abhängigkeit Wolframs von Chrestien ligt darin, dass wir überhaupt noch keinen kritischen text des Perceval besitzen, sondern nur den abdruck einer offenbar mehrfach verderbten handschrift. durch die güte von prof. Baist in Freiburg bin ich im stande gewesen, aus den varianten einer bessern hs., der Edinburger, eine stelle mir klar zu machen, die auch der verf. unsrer untersuchung nicht anders als irrtümlich behandeln konnte (s. 21). Parzival trifft Sigune zum ersten mal; 140, 3 heifst es beim abschied : *ê si den knappen rîten lieze, si vrâgte in ê wie er hieze und jach, er trüege den gotes vlîz. 'bon fiz, scher fiz, bêâ fiz, alsus hât mich genennet, der mich dâ heime erkennet.* im texte von Potvin fehlt etwas entsprechendes. aber das Edinburger ms. hat hinter v. 1454, beim abschied des ritters, durch den Perceval ritterliches wesen kennen lernt, an einer stelle, der etwa Wolfram 124, 22 entspricht, folgende verse, in denen ich nur die interpunction einsetze (die puncte in z. 4. 6 hat die hs. jedoch schon) : *'Mes or te pri qe tu m'enseignes Par qel non ie t'apelerai.' 'Sire', fait il, 'iel vos dirai. J'ai non beiax filz. biax filz a sore.' 'Je cuit bien qe tu as encore* (5) *Un autre non'. 'sire, p foi J'ai non biax frere'. 'bien t'en croi. Mais se tu m'en viax dire voir, Ton droit non voldrai ie savoir.' 'Sire', fait il, 'bien vos puis dire,* (10) *Ca* [l. *Par*] *mon droit non ai non biax sire'. 'Si m'aït dex, ci a biau non. As en tu plus?' 'sire, ie non, Ne onqes certes plus n'en oi.' 'Si m'ait dex, merveilles oi* (15) *Les greignors qe i'oisse mais Ne ne cuit que i'oie desmais'.* Wolfram hat also die erste nennung von Parzivals namen an seine frühere unbekanntschaft damit angeknüpft, welche bei Chrestien nur sein kindisches wesen bezeichnen sollte. ob Wolfram dabei an Siegfried dachte, der nach der

Thidrekssaga, also in der norddeutschen sage, erst durch Brünhild seine abkunft erfuhr? übrigens bezweifle ich, dass durch *bêâ fîz* ein gegensatz zum *Feirefîz*, zum buntfarbigen, gefleckten sohn bezeichnet werden soll. *biaus fils* ist altfranzösisch nur eine liebkosende anrede, wie *biaus amis* usw. und wie wir sagen können: schöner herr (öfters bei Goethe, allerdings wol fast durchaus im munde von frauen).

So möchte auch an der erläuterung einzelner Parzivalstellen s. 60ff dies und jenes zweifelhaft bleiben. so die übersetzung von 1, 30 (*sprich ich gein den vorhten och*), *daz glîchet mîner witze doch* 'zeigt wie dumm ich bin'. im gegenteil, Wolfram will ja seine lehre über die *stæte* als ebenso schwierig wie wichtig einschärfen. ganz verschieden ist 129, 13 wo es von Parzival heifst: *als ez sînen witzen tohte*, 'wie es seinem kindlichen verstande zukam'. warum sollte der dichter das mitleid, das er für seinen helden in anspruch nimmt, auch für sich rege machen wollen?

Der verf. wendet sich öfters gegen Bartsch. einmal (s. 77) schliefst er sich ihm an, wo dazu kein grund war. 459, 23. 24 heifst es von der höhle Trevrizents: *nâch des tages* (des charfreitags) *site ein alterstein dâ stuont al blôz.* dazu sagt Bartsch IX 803 'wie es an dem tage sitte ist: dass der altar mit einer decke bedeckt wird, eine sitte, die am charfreitag noch heute gilt'. aber *blôz* ist doch nicht = bedeckt, und in würklichkeit wird der altar in der katholisehen kirche am charfreitag allen schmuckes entblöfst. damit fällt auch der vorschlag einer andern interpunction, den S. an Bartschs auffassung anknüpft.

Die beobachtungen, die S. für die benutzung Wolframs durch Konrad von Fussesbrunnen und Ulrich von Zatzikhoven geltend macht, sind auf jeden fall beachtenswert.

Strafsburg. E. MARTIN.

Das leben des heiligen Alexius von Konrad von Würzburg. von RICHARD HENCZYNSKI. Berlin, Mayer & Müller, 1898. 8°. [= Acta Germanica bd VI heft 1.] — 3 m.

Als im j. 1843 Mafsmann in dem bekannten sammelbande von Alexiustexten auch das gedicht des Konrad vWürzburg nach seiner weise ediert hatte, entschloss sich MHaupt, der soeben mit der meisterhaften ausgabe des Engelhard fertig geworden war, dem mishandelten dichter auch hier zu seinem rechte zu verhelfen, und publicierte Zs. 3, 534—576 einen kritischen text des werkchens, in dem mit dem materiale Mafsmanns, nur unter besserer ausnutzung der Oberlinschen wörterbuchcitate das menschenmögliche geleistet war: als arbeit raschen wurfs zeigt er Haupts können von der glänzendsten seite, günstiger als einzelne von ihm lange vorbereitete und widerholt durchtractierte texte. während wir nun für Silvester und Pantaleon bis heute

auf die einzigen, zum glück guten hss. beschränkt geblieben sind, die ihren ersten herausgebern zur verfügung standen, haben wir für den Alexius 1867 durch FzPfeiffer und ALütolf (Germ. 12, 41ff) die bekanntschaft einer sehr jungen, aber vielfach interessanten hs. aus Sarnen (S) gemacht und 1896 durch Martin (Zs. 40, 220ff) die frohe kunde erhalten, dass in einer aus Paris nach Strafsburg zurückgekehrten abschrift des 18 jhs. (A) ausreichender ersatz für die in der revolutionszeit abhanden gekommene hs. der Strafsburger Johanniterbibliothek gefunden sei. der wertvolle fund rechtfertigte durchaus das günstige urteil Haupts über diese hs., von der ihm nur ca. 300 verse, wenig mehr als ein fünftel der dichtung, in anführungen Oberlins zur verfügung standen. erst sie gestattet, unter den massenhaften plusversen von S gegenüber der Innsbrucker hs. (I) sichere scheidung zu treffen zwischen echter überlieferung und zusatzpartien, sie bestätigt zahlreiche besserungen Haupts und liefert ebenso zahlreiche völlig neue oder von S bestätigte lesungen, die den stempel der echtheit tragen. es war eine reizvolle und dabei nicht besonders schwierige aufgabe, den text nunmehr einer neuen recension zu unterwerfen. der gewinn springt schon bei einer flüchtigen vergleichung ins auge : sämtliche von Haupt erkannten zeilenlücken von I sind nunmehr ausgefüllt, und dazu haben wir (in Henczynskis zählung) folgende unanfechtbaren neuen versgruppen erhalten : 282. 283; 1053—1058; 1265—1286, während sich 2 von Haupt aus I aufgenommene verse (nach 368) als unecht herausgestellt haben. von sonstigen textbesserungen heb ich die folgenden als gesichert oder plausibel hervor : 248. 308 f. 370. 386. 409 f. 423 f. 467—69. 482 f. 497 f. 505. 512. 553. 571. 603. 667. 748 f. 764. 824. 828. 850 f. 912. 1004. 1016. 1022. 1024. 1033. 1074. 1077. 1095. 1104. 1108. 1119. 1135. 1157—59. 1161—63. 1166. 1179. 1186. 1190. 1198. 1227. 1236. 1258. 1291 f. 1331 f. 1336. 1337. 1341 f. 1351. 1369. 1377. 1379. die entscheidung ist hier von H. wol durchgehends auf grund von A getroffen, sie wird aber vielfach von S unterstützt.

Es kann also kein zweifel sein, dass wir H. für seine fördernde leistung zu danke verpflichtet sind, und auch das muss ihm nachgerühmt werden : er hat die hss. alle drei für seine lesarten gründlich ausgeschöpft und beim druck des textes und der varianten eine sorgfalt bewiesen, die, auch wenn wir die mithilfe der redaction in anschlag bringen, für einen anfänger recht anerkennenswert ist.

Hier aber muss ich mit meinem lobe halt machen, denn auf die frage, ob denn nun Haupts ausgabe überwunden und das so unvergleichlich reichere und günstiger bereit liegende hsl. material auch nach gebühr verwertet sei, kann ich nicht mit ja antworten : wo ein anfänger mit einem meister unsrer wissenschaft in die schranken tritt, ist es ehrenpflicht des kritikers, der

von diesem meister gelernt hat und noch immer lernt, die beiden leistungen vergleichend zu prüfen, damit nicht voreilig unter das alte eisen geworfen werde, was uns noch gutes rüstzeug bleiben soll.

Ich bin nicht der ansicht, dass, wem die aufstellung eines befriedigenden stemmas gelingt, nun als editor mit dem fünffachen scapulier bekleidet sei: gegenüber all den möglichkeiten der textkreuzung, die uns besonders die arbeiten Zwierzinas über Hartmann näher kennen gelehrt haben, bleibt intime kenntnis der alten sprache in ihrer zeitlichen und landschaftlichen färbung und eindringendes studium des individuellen stils und sprachgebrauchs immer die hauptsache. männer wie Lachmann und Haupt, die darüber in eminentem mafse verfügten, durften darauf verzichten, uns ihre beobachtungen über die filiation der hss. eingehend vorzuführen, von einem jungen editor von heute müssen wir verlangen, dass er diese untersuchung anstellt und uns darüber rechenschaft gibt. die redensarten, mit denen sich H. s. 19f darum drückt, sind zurückzuweisen: da sollen alle drei hss. unabhängig auf eine bereits fehlerhafte vorlage zurückgehn, und die hunderte und aberhunderte von stellen, in denen IS mit sehr ausgesprochenen varianten A gegenüberstehn, sollen sich daraus erklären, 'dass beide hss. ungefähr zur gleichen zeit und in derselben landschaft entstanden sind'! es ist allerdings richtig, dass beide der Ostschweiz und dem 15 jh. entstammen: I ist in Winterthur (oder Schaffhausen) 1425, S in Zürich 1478 geschrieben (die stelle der hs., aus der Lütolf Germ. 12, 41 das genauere mitteilt, hat H. leider nicht aufgefunden!), und die vielen lücken in I machen es von vornherein unmöglich, S daraus abzuleiten. gleichwol ist mir ein engerer zusammenhang der beiden codices wahrscheinlich, aber er reicht ziemlich weit zurück. die hs. S zeigt nämlich eine reihe zt. umfangreicher interpolationen, die H. in den anmerkungen zum abdruck bringt, und diese zusätze sind nach stil und metrik unbedingt der ersten hälfte des 14 jhs. zuzuweisen. schon durch die sich hier ergebende zwischenhs. wird es höchst unwahrscheinlich, dass die massenhaften gemeinsamen laa. in IS aus unabhängig gleichmäfsiger auffassung und entstellung des archetypus herrühren, denn die vorlage, welche von S mit leidlicher treue widergegeben scheint, war schwerlich viel jünger als die Johanniterhs. (A). völlig ad absurdum geführt aber wird die ansicht H.s durch dessen eigenes kritisches verfahren: hätte er eine auswahl der gemeinsamen laa. von IS für den text verwertet und somit als echt anerkannt, und ihnen gegenüber andre ausgeschieden, die er als zufälliges oder natürliches resultat der gleichen sprachlichen erwägungen, des gleichen grades von misverständnis und änderungsbedürfnis ansah — dann liefse sich immerhin mit ihm rechten. so aber hat er überall, wo die la. A nicht direct sinnlos oder ihm unverständlich war, dieser hs. den vorzug ge-

geben. die möglichkeit, dass zwei nach H.s auffassung doch direct aus dem archetypus abgeleitete hss. gemeinsam das echte bewahrt haben, wird kaum jemals in erwägung gezogen! wenige beispiele werden genügen, das zu erweisen: 466 druckt H. nach A: *grôze und ganze heilikeit* (das sprachwidrige, dass es nämlich *grôziu und ganziu h.* heifsen müste, was dann aber keinen vers ergibt, hat H. übersehen!) — die hss. IS bieten: *êr unde ganziu heilikeit* (so auch Haupt): hält H. das für eine zufällig gleichmäfsige änderung? — 622 f H. mit A: *ein bette mache im etewar daz in dem hûse schône stê*; 623: *in minem hus da schone ste* I, *in minem huse da es schone ste* S. es ist zunächst klar, dass in I etwas nicht in ordnung ist, also kann es nicht selbständige änderung aus der gleichen tendenz mit S sein, höchst wahrscheinlich hat S den gleichen fehler wie I gehabt und ihn conjicierend ausgemerzt: die vorausliegende und zwar die originale la. war einfach Haupts *in mînem hûs daz schône stê.* — bis zu welcher blindheit die abneigung H.s gegen die übereinstimmung von IS geht, dafür bieten ein classisches beispiel vv. 989 f. die überlieferung ist hier folgende: (*sô müezen wir doch disiu lant*)

A *berihten und bevriden schon*
ouch ist der werde babest vron ...
IS *berihten und des riches tron* (S *cron*)
ouch ist der werde babest vron.

cron ist einfach der bekannte lesefehler (*c* für *t*), der sich für den reim (Konrad *crône*) als unmöglich erweist: also stimmten IS vollkommen überein in ihrer gemeinsamen vorlage — und diese vorlage bot das richtige. denn vierfache hebung bei stumpfem ausgang bietet ja auch A, und das *werde*, durch welches die vierhebigkeit gesichert wird, haben alle drei hss.! obendrein heifst es bei KvW. *vrôn* und nicht *vrône*; vgl. im Alexius 425 *nâch dem paradîse vrôn*, 789 *dô man gesanc die messe vrôn*; dazu Silv. 207 f *vrôn : trôn*. kurz, ein entrinnen vor dem richtigen, das natürlich bei Haupt bereits steht, scheint unmöglich, aber H. bringt es fertig und schreibt

berihten und die crône.
ouch ist der bâbest vrône ....!

— v. 1040 schreibt H. mit A *ûf den tôten er dâ viel*, Haupt mit I *ûf den tôten lîp er viel*, und diese la. wird durch S verstärkt, obendrein aber bestätigt durch v. 1172 *dick über sînen tôten lîp*; das wol noch antithetisch gefühlte *tôter lîp* hat KvW. auch Silv. 243. — diese beispiele von verböserungen des Hauptschen textes mögen vorläufig genügen.

Dass der herausgeber ruhigern erwägungen da raum gebe, wo die drei hss. auseinandergehn oder I resp. S ausfällt, wird man nun nicht mehr erwarten. v. 35 f heifst es von dem nutzen der lectüre von heiligenviten nach I (S fehlt): *des sældenrîchen leben ie macht ander liute sældenhaft*, und Haupt, der die la. von

A (die jetzt sein nachfolger in den text setzt) aus Oberlin kannte: *der sældenrîche lebete ie,* entnahm dieser mit feiner überlegung nur das *der*. dass das adv. *sældenrîche* unbezeugt ist, weifs auch H., — und kann man denn gegenüber der elenden existenz des Alexius sagen, er habe *sældenrîche* gelebt? *die sældenrîchen* sind einfach die heiligen, die jetzt im besitz der *sælde* sind.

Ich hab es für meine pflicht gehalten, die tatsache klar auszusprechen, dass die ausgabe von Henczynski keine neue textrecension darstellt, sondern lediglich eine revision der Hauptschen mit dem rücksichtslosen bestreben, der hs. A überall geltung zu verschaffen. H., der einen engern zusammenhang zwischen I und S ohne grund ablehnt, verwirft gleichwol so gut wie sämtliche laa., in denen die beiden hss. zusammen gegen A stehn, und mutet uns zu, in den verblüffendsten übereinstimmungen ein werk des zufalls oder natürlichen zusammentreffens zu sehen.

Die laa. der beiden jungen hss., über die der herausgeber im text mit solcher entschlossenheit hinwegschreitet, sind in den varianten sehr ausführlich und mit umständlicher gewissenhaftigkeit verzeichnet, sodass ich es trotz manchem graphischen ungeschick in der widergabe der hsl. lesung wol für möglich halte, die von H. nicht gelieferte neue recension auf grund dieser collationen zu geben. denn um die mitteilung von collationen handelt sichs, keineswegs um einen apparatus criticus : Henczynski kennt keine raumsparung und kein andres princip für die anordnung der laa. als die reihenfolge der hss. : A I S. recht ungeschickt und nach des herausgebers eigenen ausführungen (s. 9) über die zuverlässigkeit von A (der vollständigen abschrift) doppelt unnötig ist die einführung von O (Oberlin) als vierte sigle (und daneben noch 'Oberl. Diatr.' und 'Oberl. Gl.'). dies und manches andre sind nur neue belege für die verrohung der editionstechnik, die leider weit verbreitet ist.

Um zum texte zurückzukehren, so ist der junge herausgeber natürlich so wenig wie andre neuere editoren Konrads über die metrischen principien und die schreibung Haupts hinausgekommen. und doch bedürfen diese namentlich in éinem puncte der correctur, den ich hier kurz zur sprache bringen will. Konrad von Würzburg verwendet zwar den versausgang ◡́◡ stets als stumpfen reim, kennt aber im versinnern die sog. verschleifung nicht mehr oder doch nur noch in schwachen spuren : für ihn ist metrische einsilbigkeit principiell identisch mit grammatischer einsilbigkeit, natürlich nicht mit etymologischer, sondern mit einsilbigkeit der gesprochenen und, dürfen wir mit gewissen einschränkungen hinzufügen, der geschriebenen sprache seiner zeit. Haupt stand viel zu sehr unter dem banne der Lachmannschen metrik, als dass er auf die verschleifungen, in denen diese (mit einem gewissen recht) eine ihrer besondern feinheiten erblickte, für Konrad verzichtet hatte. er kennt also verschleifung auf der hebung wie

auf der senkung, und diese vorzugsweise von wort zu wort. dass die beispiele dafür auch in seinen gereinigten texten Konrads viel seltener sind als anderwärts, ist ihm natürlich nicht entgangen. es ist nun eine bedeutsame tatsache, dass in den ausgaben späterer Konrad-editoren, die sich niemals ausdrücklich gegen Haupts metrische grundanschauungen ausgesprochen haben, die beispiele für die verschleifung doch regelmäſsig in abnahme sind: bei Bartsch durch mechanischere durchführung gewisser principien Haupts, bei Joseph durch verfeinerte stilistische beobachtungen, bei Henczynski durch heranziehung neuen materials und engern anschluss an die hsl. schreibung. — die 1400 verse des Alexius mögen ausreichen, um meine obige behauptung zu erweisen.

Von verschleifung auf der senkung im wortinnern weist Henczynskis ausgabe kein beispiel mehr auf : 1336 ist Haupts conjectur nach I *gesæleget,* obwol sie von S bestätigt zu werden scheint, mit recht durch das *gesegenęt* von A ersetzt worden. — verschleifung von wort zu wort bietet H noch 5 mal : aber 173 lis *der marterære gnædic ist* (H. z. Eng. 209); 414 l. *bleich unde jæmerlich gevar,* wie zb. die gute alte hs. des Silvester auch stets schreibt. es bleiben dann nur noch die drei leichten beispiele für *sîmę gebote* resp. *gebete* 66. 451. 658, wo allenfalls auch *sîm* zu erwägen wäre. — 'verschleifung auf der hebung': man führe ein die durchaus üblichen zeitgenössischen schreibungen : *mange* (*manger, mangen*) 649. 681. 684. 688. 716. 1031. 1151. 1216. 1278. 1355; *vremde* 479; *sente* 682; *gesegent* 594. 1336; *edels* 898; *witwe* 1256; — man setze ferner für den gen. und dat. *tugende* das dem Silv. geläufige *tugent* ein 158. 185. 209. 584. 1180, wie zb. auch im Al. der dat. *jugent* 434. 598. durch den reim gesichert ist; — man schreibe 1218 *nu seht* st. *nu sehent*: — dann bleiben nur folgende fälle übrig : 805 *verzageten,* 1297 *clageten,* 1372 *lobete,* wo man sich gegen zweisilbige schreibung nicht sträuben wird, und weiter : 44 *daz ich gesage von einem man,* wo aber dieser la. von A gegenübersteht I *daz ich iu sage* (S fehlt); schlieſslich 876 *sage mir rehte,* wo sich eine änderung verbietet, und 1281 *und iemer lebende sterben,* wo ich die umstellung *lebende iemer* nicht empfehlen möchte. im vorletzten falle wird man bereits die (von IS gebotene) schreibung *sag* als Konrad gemäſs erwägen, im letzten an die schon fürs 13 jh. reichlich bezeugten schreibungen *lemptic, lentic* (s. Lexer s. v.) erinnern dürfen. jedesfalls ist es ein winziges material unter 1400 versen und gibt wol zu erwägen, ob wir nicht bei KvW. ganz ohne die verschleifung auskommen und danach auch unsre orthographie einrichten können.

Einen rückschritt zb. gegen Bartsch bezeichnet H.s behandlung des auftacts. so war gleich in v. 2 aus I (S fehlt) *sît dáz* aufzunehmen, ebenso 546 u. 1287 aus IS, denn dies *sît daz* (und *nû daz*) ist ein bei KvW. überaus beliebtes mittel, den erwünschten

auftact zu erhalten, ein vers aber wie H.s v. 2, wo aufser dem auftact auch noch die letzte senkung fehlt, ist K. hier nicht zuzutrauen. — zu erzielung des auftactes war ferner v. 233. 567. 574 die K. durchaus geläufige volle dativform des pron. dem. *deme*, ebenso 217 *ime* einzuführen. und schliefslich versteh ich nicht, warum H., der einerseits 1232 *leit ünde*, 1255 *lop ünde* betont, anderseits 958 *wolt im*, 1172 *dick über*, 1265 *beid offen* in der weise Lachmanns und Haupts schreibt, vorübergeht an den auftactlosen versen 59 (l. *milt ünde*), 325 (l. *gnâd ünde*), 414 (l. *bleich ünde*), 466 (l. *grôz ünde* resp. richtiger *êr ünde*), 517 (l. *êr ünde*), 818 (l. *gânt ünde*), 1037 (l. *lût ünde*), 1044 (l. *herr ünde*), 1179 (l. *schôn ünde*), 1393 (l. *gern ünde*). und damit sind noch lange nicht alle echten auftacte hergestellt, IS ergeben noch reichlich besserungen, wovon einige im folgenden.

Ich gebe nun zu H.s und teilweise zu Haupts text eine reihe von einzelberichtigungen, wobei ich mich aber ausdrücklich gegen die vorstellung verwahre, als wollt ich die von mir verlangte neue recension damit selbst liefern : ich habe nicht die zeit gefunden, die hss. IS, die H. unbillich misachtet hat, so auszubeuten, wie sie es zweifellos verdienen, und ich verfüge auch nicht über diejenigen sammlungen zum stil und wortschatz des dichters, welche hierzu unbedingt nötig sind.

v. 10 muss gegen beide herausgeber, die mit A *durnehtecliche* schreiben, nach I eingesetzt werden : *sîn lop durliuhteclîche enbrehen* (*muoz*), denn die verbindung gerade von *lop* (*êre*) und *durliuhtic* ist KvW. ganz geläufig : Part. 6474 f *sîn lop durchliuhticlichen schîn wart überal dô gebende*, 6336 f *dîn lob ist iemer hin geleit, daz ê durchliuhticlichen bran*, 6053 *mîn lop daz ie durliuhtic schein*, 8758 f *ir lop als ein karfunkelstein gap durchliuhteclichen glast*, 6550 *durchliuhticlicher êren schîn*; Silv. 46 *sîn lop durliuhtic werden sol*; dazu GSm. 800 f *durchliuhticlichen sol erbrehen dîn êre zaller zîte*, wo die hss. ab auch die variante *durchnehteclichen* bieten. — 42 l. *hân*. — 74 f l. *die purpur* (?) *unde sîden an truogen bî den jâren* I(S). — 100 l. *hæte*. — 149 l. *ûf erden* Haupt = A. — 174 l. *vil werder* Haupt = IS. — 246 l. *mit dem sô* Haupt = IS. — 255 *und als in* Haupt = IS. — 268 l. *gar îtel karges listes* Haupt = I, *arc* AS ist ein sehr häufiger ersatz für *karc*, das hier noch die alte bedeutung 'klug, geschickt' hat : es soll ja nur gesagt werden, dass der gesichtsabdruck Christi auf dem tuch 'kunstlos und kein menschenwerk' war, von *arger list* kann dabei nicht die rede sein. — 278 *er quelte mit gebete sich* A (in der kirche) ist doch sinnlos, *zougte* I (Haupt *ougte*) und *uobte* S stehn zur wahl. — 299 l. *hinevart*. — 321 l. *ze* Haupt = IS gegen *gen* A. — 353 l. *begunde*. — 358 l. *si vil tiure* Haupt = IS. — 367 l. *von ir* Haupt = IS. — 378 l. *diu* ⟨*ir*⟩ *kein ander liep erwelt*. — 385 doch wol *frische*(*n*) Haupt = IS. — 494 *ûf sîniu knie*

Haupt = IS. — 503 l. *in den gotes tempel* Haupt. — 585 l. *an mir vil gnœdiclichen schîn* A. — 599 f l. *und in dem ellende sîn lebt als ein armer bilgerîn* A. — 610 l. *ze sînem.* — 624 l. *în.* — 645 l. *sich dô* S. — 671 l. *an im* S. — 701 l. *schemelîche* S (Zs. 42, 112). — 718 l. *für in* mit Haupt, *vor* ist nur der übliche ersatz in jüngern hss. — 721 (*nu sprechent ob daz ungemach*) *niht wær ein vil* (so A, fehlt I) *strengez leit*; ich stofse mich an ausdruck und rhythmus und vermute hier alte entstellung etwa aus : *niht wær ein strengez herzeleit.* — 745 l. *daz* Haupt. — 906 *durch daz dâ* S. — 908 l. *manicvalte* Haupt (vgl. 1105). — 963 l. *und er erschrac vil sêre* A. — 1005 *wâ* druckfehler für *dâ*? — 1197 l. *unde er mich dar under nie* Haupt = IS. — 1202 *daz den ich hân besunder*? — 1283 l. *rîchiu.* — 1294 l. *alle ir* Haupt = IS. — 1328 l. *kraft unde ein fröudenrîchez leben* (S); dafür spricht auch die von H. in der anm. citierte parallelstelle Herzm. 332 *froîd unde ein wunneclichez leben.* — 1371 l. *drunge* Haupt = S. — 1380 l. *der mac von sünden werden frî* Haupt = IS. — schliefslich sind die nur in A überlieferten schlussverse 1409—1412 doch gewis zusatz dieser hs. : ich sehe davon ab, dass *zeswe*, so viel ich mich erinnere, nicht zu Konrads wortschatz gehört, aber es widerspricht auch ganz seiner art und ist direct unschicklich, wenn hier nach der fürbitte für die patrone des werkes noch ein ebenso langer egoistischer wunsch des verfassers zu folgen scheint : in würklichkeit hat ihn der schreiber für seine person angefügt, in klapperigen reimen, welche den schönen schluss des originals *daz mir diu sêle werde vrô!* brutal unterdrücken.

Die anmerkungen H.s bieten zum kleinern teile nützliche sammlungen, zum gröfsern sind es nur gelegenheitsnotizen. die einleitung bringt in den üblichen capiteln wenig förderndes. über die darstellung des dialekts von A resp. seiner vorlage (s. 10—14) wollen wir den mantel christlicher liebe breiten. das verhältnis zur quelle soll demnächst von GJanson einer eingehnden erörterung unterzogen werden. ein etwas matter versuch, die entstehungszeit und die stellung des Alexius innerhalb der gesamtproduction Konrads zu bestimmen, scheitert schon an der ungeübtheit H.s, ein urkundenbuch zu benutzen : er wirft zwei ganz verschiedene träger des namens Johann vBermeswil durcheinander. ich habe seit jahresfrist feste anhaltspuncte zur bestimmung der relativen und aus den urkunden auch einiges brauchbare für die absolute chronologie der dichtungen Konrads gewonnen und will daraus heute nur folgende feststehnden ergebnisse mitteilen. die scheidung zwischen einer frühern Strafsburger und einer spätern Basler periode des dichters muss aufgegeben werden : der Strafsburger aufenthalt Konrads war eine episode, aber die Strafsburger beziehungen haben diese episode offenbar überdauert. die frühste unter den gröfsern dichtungen,

der Silvester gehört nach Basel, der ihm zeitlich nächststehnde Otte nach Strafsburg. unter den legenden nimmt der Alexius die mittelstellung zwischen Silvester und Pantaleon ein. das späteste werk des dichters ist — der Turnei von Nântheiz, der erst während der arbeit am Trojanerkrieg verfasst wurde.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

Altschwäbische liebesbriefe. eine studie zur geschichte der liebespoesie. von ALBERT RITTER. [Grazer studien zur deutschen philologie. hrsg. von SCHÖNBACH u. SEUFFERT, heft 5.] Graz, Styria, 1898. 111 ss. 8°. — 3 m.

Der zufall hat es gefügt, dass ich im sommer 1896 zu gleicher zeit mit dr Ritter den deutschen liebesbrief zum gegenstande einer untersuchung machte. wie R. war auch ich dabei von der im Lassbergschen Liedersaal bd I gedruckten sammlung von 22 liebesbriefen ausgegangen : die Donaueschinger hs., in welcher diese überliefert sind, sollte bald nachdem ich sie in Marburg benutzt hatte nach Graz wandern. im november 1897 kam mir die Rittersche dissertation zu gesicht : ich war einerseits erfreut darüber, mich mit dem verf. in vielen resultaten eins zu wissen, anderseits aber konnt ich froh sein, dass er mir eine ganze reihe wissenschaftlicher ergebnisse übrig gelassen und meine mühe nicht ganz nutzlos und überflüssig gemacht hatte. vor allem sah ich, wie R. von einer tieferen durchdringung des überlieferten materials, also feststellung des abhängigkeitsverhältnisses wie analyse der einzelnen briefe, gänzlich abgesehen hatte, und so die eigentliche aufgabe einer geschichte des deutschen liebesbriefes, soweit diese bei dem lückenhaft überkommenen material überhaupt möglich ist, zu lösen blieb. somit werd ich auf eine recension des zweiten teiles der Ritterschen untersuchung, der eben eine geschichte der poetischen liebesbriefe enthalten soll, von vornherein verzichten, im hinweis auf meine nunmehr bereits erschienene dissertation Die gereimten liebesbriefe des deutschen mittelalters (Marburg 1899, auch im buchhandel). ich will nur hervorheben, dass R. bereits das material so gut wie vollständig herbeigeschafft und aus der höfischen epik nur zwei im Parzival vorkommende liebesbriefe (55, 17 ff u. 715) übersehen hat. — indem R. jeden nachweis eines abhängigkeitsverhältnisses unterliefs, muste seine charakteristik des dichters des liebesbriefstellers (s. 61 ff) gar zu günstig ausfallen, und vieles was der verf. über 'inhalt des denkmals' (s. 38 ff) wie 'poetische technik' (s. 42 ff) sagt, erhält ein ganz andres gesicht, sobald man einmal weifs, aus welchen quellen der dichter geschöpft, wie er überhaupt gearbeitet hat. auch für diese teile der Ritterschen arbeit seh ich von einer eingehenderen besprechung ab und verweise auf den ersten teil meiner dissertation. in dem engen rahmen dieser recension werd ich demnach nur näher besprechen, was R. auf den ss. 1—38 seiner abhandlung von der überlieferung und

sprache des liebesbriefstellers sowie versbau und reimtechnik sagt, sodann was der verf. auf den ss. 64 u. 65 über zeit und ort der entstehung des denkmals sowie die persönlichkeit seines dichters vorbringt.

Die Donaueschinger hs., in welcher der liebesbriefsteller des 14 jhs. überliefert ist, stammt nicht, wie R. s. 1 wol im anschluss an die angabe von Baracks katalog unter C. 104 meint, aus dem 14, sondern aus dem 15 jh. : auf s. 134ᵃ der hs. nach Lassbergs oder bl. 73 nach Baracks zählung ist deutlich die unzweifelhaft von dem schreiber der hs. herrührende jahreszahl 1433 zu lesen, und diese zahl entspricht durchaus dem ganzen eindruck der schriftzüge. ich habe unsre hs. mit Thommens Schriftproben verglichen, wo wir eine grofse ähnlichkeit mit den tafeln 9 (1420), 10 (1429), 12 (1441) constatieren können, während anderseits ein zinsbuch von SAlban in Basel aus dem j. 1366 gar keine schriftähnlichkeit zeigt.

Auch in anderer beziehung hat R. eine genauere prüfung der hs. unterlassen, die seine untersuchung zum teil in ganz andere bahnen gelenkt hätte. so constatiert er zwar s. 2 die verluste der hs. : am anfang und dann bl. 10—13, knüpft aber daran gar nicht die nahe liegende frage, wieviel verse auf den verlorenen blättern gestanden haben. auf den vier mitten aus der einheitlichen sammlung herausgerissenen blättern 10—13 haben sicherlich nur zum briefsteller gehörige stücke gestanden; da das blatt im durchschnitt 164 vv. enthält, so fehlen zwischen den briefen L. x u. xi ca. 656 verse. ein wenig schwieriger ist die frage, ob auf den vier verlorenen anfangsblättern der hs. (das erste bl. ist mit der zahl 5 numeriert) sich gleichfalls nur stücke der briefsammlung befunden haben. wir dürfen die frage mit einiger wahrscheinlichkeit bejahen : es ist kaum anzunehmen, dass diesem kräftigen grundstock unseres sammelcodex noch kleinere sachen vorangegangen sind. demnach wären im anfang des briefstellers nochmals ca. 656 vv. verloren gegangen, die das in L. xxiii 1 f erwähnte vorwort sowie mehrere briefe enthalten haben. in der Donaueschinger hs. fehlen demnach rund 1300 vv., der ganze liebesbriefsteller umfasste ursprünglich rund 3000.

Nun hab ich aber in einer Dresdener hs. des 15 jh. (nr. 68) acht zu der sammlung gehörige briefe mit 378 vv. wideraufgefunden, sodass wir jetzt im besitz von 1709 u. 378 = 2087 vv. des liebesbriefstellers sind[1].

R. stellt der ausgabe des liebesbriefstellers das beste zeugnis aus, wenn er s. 2 nur sieben stellen anzuführen weifs, an denen die abschrift Lassbergs vom texte der hs., dazu noch in geringfügiger weise, abweiche. ohne gegen den wackern alten meister Sepp daraus heute eine anklage zu schmieden, muss seine

[1] die 8 briefe der Dresdner hs. sind im anhang meiner dissertation abgedruckt.



ausgabe doch gegenüber heutigen anforderungen flüchtig und mangelhaft genannt werden. nicht nur sind zahllose verderbte oder zweifelhafte stellen ohne correctur oder fragezeichen abgedruckt, es sind auch gut überlieferte verse gar oft bis zum unverstand entstellt; ganz zu schweigen von willkürlichkeiten wie das setzen des *e*-zeichens über *u*, um *ü* zu bezeichnen, selbst da, wo nur *u* gelesen werden kann. ich führe zur probe einige stellen an, die zugleich auch ein paar verkehrte wortdeutungen R.s beseitigen und licht bringen in gewisse von ihm auf s. 29f angeführte 'syntaktische besonderheiten'. es ist zu lesen : II 22 *swainet* ('verringert') st. *swannet*, das R. s. 9. 22 als alem. nebenform für *swendet* auffasst; II 23 *büt* (= *biutet*) st. *bitt*; V 25 *uf minen eit* ist in der hs. bereits durchgestrichen; VII 93 *gemas* (= 'tischgenosse', dann 'genosse' überhaupt) st. *gennas*; VIII 49 *laib* st. *lait*; VIII 104 *din* st. *den*; X 71 *iu* st. *in*; XVI 13 *der iesus munt an ieren twang* st. *der iesus muter . . . trang*; XVI 35 *ye ward* st. *sy wurd*; XVI 51 *frucht* st. *furcht*; XVI 65 *dürstig* st. *dürftig*; XVI 69 *des* st. *der*; XVI 109 *nit wan* st. *nit von*; XVI 160 *vicht* st. *vichtet*; XVII *geuär* st. *geůar*; XVII 39 *gikt* st. *git*; XVII 47 *nit* st. *noch*; XVIII 38 *e converso* st. *etenuer so*; XXI 72 *dinen* st. *dinem*; XXIII 9 *matheri* st. *macheri*; XXIII 23 *versalwet* st. *verualwet*. der R. unverständliche vers IX 21 *mit dem wil ich hollent sin* gibt den besten sinn, sobald man mit der hs. *höllent* list (*höllen* alem. nebenform zu *hellen* 'übereinstimmen'). XX 79 *doch touc erbermd wider mich*, wo R. ein ursprüngliches *trag* statt *touc* vermutet, scheint mir dagegen völlig richtig überliefert, indem *erbermd* als subjekt zu *touc* aufzufassen ist (= mir gegenüber ist erbarmen am platze); eine falsche auffassung endlich hat R. von der eingangsstelle von XVI *das dich maria mit dem zart grüsz der irem kint wart*, wo *zart* als subst. ('liebkosung'), nicht als verstümmeltes adj. zu fassen ist. freilich kommen auch verderbnisse vor, und nicht überall will es mir gelingen, die ursprüngliche la. widerherzustellen. —

R. setzt mit recht die entstehung des liebesbriefstellers ins 14 jh., aber allerdings sind die gründe, die er, vor allem in den §§ 11—13. 17 dafür zu bringen sucht, sämtlich nicht stichhaltig, da er aus der orthographie des denkmals schlüsse auf sein alter zieht; zudem passen so und so viele orthographische wie sprachliche eigentümlichkeiten ebenso gut für das 15 wie für das 14 jh., und endlich stammt ja die niederschrift gar nicht einmal aus dem 14 jh.! kurzum, der beweis ist ganz anders zu führen : die hs. stammt zwar aus dem jahre 1433, doch ist die entstehung des denkmals um nicht weniger als 80 jahre, also in die mitte des 14 jhs., heraufzurücken. hierfür sprechen 1) die überall beobachtete reinheit der reime; so reimt länge mit kürze abgesehen von leichteren fällen wie *hân* : *an* usw. nur 9 mal bei 1709 vv. (II 7 f *hânt* : *gewant*, 13 f *hôrt* : *wort*, IV 7 f *hânt* : *bekant*, VIII

61 f *brant* : *hânt*, IX 69 f *bant* : *hânt*, XI 6 f *gestôzen* : *verdrozzen*, XVI 43 f *lêrt* : *erwert*, XVII 27 f *wert* : *verrêrt*, XXI 73 f *swer* : *mêr*; 2) der im allgemeinen noch gute versbau : von den 1675 in betracht kommenden deutschen versen sind 1623, dh. 96 % regelmäfsig gebaut, sobald man nur die notwendigen, oft blofs graphischen correcturen vornimmt[1]; 3) die anzahl der klingenden reimpaare, die noch 9,3 % beträgt; 4) die ganze historische stellung des denkmals inmitten der entwicklung des liebesbriefes, was ich hier natürlich nicht näher ausführen kann.

Die heimat des dichters ist mit R. in der Constanzer gegend zu suchen; aus der vorliebe für bilder aus dem ländlichen naturleben glaubt R. schliefsen zu dürfen, dass er sich auf dem lande aufhielt! allein wer meine dissertation gelesen, weifs, wie grade die bilder überallher vom dichter entlehnt sind, sodass jene mutmafsung sich auf solche gründe nicht stützen darf. im gegenteil, ich möchte ihn direct nach Constanz versetzen : ein autor, dem so viele hss. zu gebote standen, der aufserdem enge fühlung mit der geistigen strömung der mystik hatte, wird sich doch wol an einem brennpunct der cultur und des geistigen lebens aufgehalten haben.

Der dichter gehörte ganz bestimmt dem geistlichen stande an, was aus seinen briefen wie vor allem aus dem nachwort (L. XXIII) deutlich hervorgeht. die hypothese von Bartsch, die auch R. wider aufgreift, wonach der verfasser des liebesbriefstellers ein gewisser Müttinger gewesen sein soll, der nach einer Constanzer chronik in jahre 1383 gestorben ist, hängt doch ganz in der luft. soll einmal auf einen namen geraten werden — was aber immer eine spielerei bleibt —, so schlag ich lieber den bischöflich constanzischen protonotar Heinrich Offenbach von Isny vor, der für eben diese zeit (bis 1347) urkundlich bezeugt ist und noch von der Zimmerischen chronik als dichter gerühmt wird, s. Grimme Geschichte der minnesinger I 219 ff. 302 f.

Erkannt und zum ersten male bestimmt ausgesprochen ist von R. die tatsache, dass die 22 briefe der Lassbergschen sammlung von einem einzigen dichter herrühren. freilich steht der beweis widerum auf schwachen füfsen. zwar verspricht R. s. 2 die einheit der sammlung durch den nachweis der 'übereinstimmungen in sprache, reimtechnik, versbau, in dem poetischen gehalte und den kunstmitteln' darzulegen, in würklichkeit aber schliefst er bereits aus der übereinstimmung aller lautlichen erscheinungen in den 23 stücken mit vollster gewisheit auf die einheitlichkeit ihres ursprungs, um dann unter voraussetzung dieser tatsache versbau, reimtechnik usw. zu untersuchen. allerdings gewinnt man auch aus den folgenden untersuchungen, vor allem aus den bemerkungen über die poetische technik auf s. 42 ff.

[1] entschieden schlimmer ist es mit der überlieferung der Dresdner stücke bestellt.

überall den eindruck einer einheitlichen persönlichkeit, allein zwingende notwendigkeit sieht der leser nicht ein. und R.s eigentlicher beweis für die einheitlichkeit der 22 briefe, der sich auf die übereinstimmung ihrer lautlichen erscheinungen gründet, ist ganz und garnicht stichhaltig : zwischen der abfassung der briefe und der uns überkommenen niederschrift liegen nicht weniger als 80 jahre. die dichtung kann in diesem langen zeitraum durch die hände mehrerer schreiber gewandert sein, von denen jeder eigene sprachformen in den text hineingetragen haben mag, und es ist äufserst schwierig, da bis ins einzelne die sprache des dichters erkennen zu wollen. mit R. aber selbst einmal angenommen, dass die hs. mit dem denkmal fast gleichzeitig und von gleicher heimat wäre und so die sprache des verfassers ziemlich treu widergeben müste, so beweist die übereinstimmung der lautlichen erscheinungen zunächst weiter gar nichts, als dass die briefe in ein und derselben gegend entstanden sind, sie können trotzdem von verschiedenen verfassern herrühren. von reim- und verstechnik abgesehen ist der beweis für die einheitlichkeit der Lassbergschen sammlung (L.) vor allem durch einen vergleich der einzelnen briefe auf stil, sprachgebrauch wie motive hin zuführen. (über reim und versbau ist das notwendige bei R. s. 31 ff zu finden.) in diesen beweis schliefs ich jene 8 briefe der Dresdener hs. (D.), die ebenfalls von dem verfasser des liebesbriefstellers herrühren, mit ein.

Ganze sätze werden mit vorliebe durch causalpartikeln verbunden, besonders durch *davon* und *wan*. der anknüpfung mit *davon* begegnen wir : L. II 11. 21. III 143. IV 5. 8. V 46. 55. VI 25. 35. 38. VII 15. 35. IX 13. X 32. XII 58. XIV 25. XVI 26. 91. 109. 134. XVII 9. 49. 51. XVIII 43. 45. XX 63. XXI 15. 36. 65. — D. III 20. 42. — die verknüpfung mit *wan* steht : L. I 13. II 19. 31. III 82. 99. 109. IV 7. 12. 20. V 3. 19. 48. 74. 81. 88. 103. VI 22. VII 3. 11. 27. 101. 115. VIII 107. IX 22. 24. 33. X 22. XI 5. 14. 41. 45. 51. XII 21. 46. 61. 76. XIII 19. 23. XIV 21. XV 8. XVI 32. 63. 102. 111. 131. XVII 47. 57. 83. XVIII 13. 27. 30. 39. XX 20. 22. 47. 66. XXI 27. 41. 61. — D. I 7. 8. 13. 39. III 3. 25. 46. IV 6. 22. 27. V 16. 47. 49. VI 7. 18. VII 39.

Durch alle briefe hindurch geht die stark hervortretende neigung für gepaarte ausdrücke; vorzugsweise die verbindung von synonymen, und zwar 1) verben, L. I 15 *die ich ye hett ald iemer main*, II 20 *alz ich üch bat und mant*; ferner III 34. 140. IV 15. V 63. 92 f. 97 f. VI 39 f. VII 84 f. 100. 105 f. VIII 74 f. IX 34. X 7 f. 23 f. XI 8 f. 26 f. 42 f. 54 f. XII 31 f. 47 f. 58 f. 80 f. 83 f. XIV 17. 23 f. XV 9 f. 23. XVI 2. 35. 126 f. XVII 30 f. 39 f. 54 f. 74 f. XVIII 2 f. 43 f. 69 f. XXI 6 f. 27 f. 67 f. — D. I 58. 62 f. II 38 f. III 15 f. 31 f. 42 f. IV 55 f. V 3 f. 20. 33 f. VI 18. 20 f. 23 f. VII 21 f. 23 f. VIII 46 f. — 2) substantiva (und pronomina), L. I 2 *mit botschaft ald mit üwerm munt*, I 6 *myn hertz uud auch myn leben*. ebenso L. II

26. 44. III 3. 75. 111. 120. IV 41. V 6. 73. 90. 104. 108. VI 18. 41 f. VII 26. 36. 112. 113. 116. 119 f. VIII 13. 14. 16. 42. 63. 81. 86 f. 95. 116. 120. IX 26 f. 60. 71. X 23. 43. 49. 67 f. XI 25. 31. 49. XII 7. 10. 34. 52. 67. 72 f. 75. 77. 90. XIII 3. XV 1. 7. 22. 29 f. XVI 18. 110. 140 f. XVII 44. 62. XVIII 22 f. 57 f. 60. 80. XIX 34 f. 56. XX 17. 40. 41. 49. 57. 64 f. 69. 82. XXI 10 f. 35. 36 f. 44 f. 46 f. 70. XXII 3. — D. I 40. 62. 66. 67. II 21 f. 37. III 26. 30. 37. V 1 f. 14 f. 16. 31. VII 1 f. 4. 5. 6. 10 f. 12. 13 f, 27. VIII 23. 48. — 3) adjectiv: L. III 38 *grim und gehasz*, V 28 *still und offenbar*. ferner L. V 38. 48. VII 47. VIII 50. 109 f. XI 57. XX 42. XXII 25. — D. II 18. 47. III 35. VI 28. 35. VII 15 f. — 4) adverbia L. I 9 *nun und vor*, I 15 *ye hett ald iemer*. ebenso L. III 35. VIII 33. 69. 90 f. IX 24 f. XII 85. XIV 26 f. 29. XVIII 61. 81. XX 28 f. XXI 20. — D. III 40. V 41.

In fast allen briefen begegnet man ferner einer weitgehnden verwendung adverbialer ausdrücke, vorzugsweise *âne, nâch, mit* c. subst., die nicht viel mehr als flickwörter sind. vor allem ist die verbindung mit *âne* häufig: *an allen wan* (L. I 10. IX 16. XII 28. XVIII 68. XXI 63. — D. VII 8), *an zwifel* (L. V 19. XII 39), *ane lait* (L. II 47. VIII 17. 49. XXI 18), *an (alles) we* (L. IX 6. XIII 3. XXII 24), *an arbait* (L. VIII 18. XIV 12), *an trost* (L. III 84. V 12), *an end* (L. I 19. VII 120. VIII 20. — D. V 7. 32. VI 24) usw. — dann ist sehr beliebt *nach* oder *mit miner gir* oä. (L. II 3. III 149. IV 13. VI 13. VIII 91. 105. 110. 114. XII 71. XIII 10. XVI 90. 99. XXI 53); *nach wunsch* oä. (L. III 139. VII 59. VIII 19. XV 31. XXI 60. 67); *mit trost* (L. III 24. IX 45. XXI 54).

Aussagen werden gern bekräftigt durch adverbia wie *werlich*, das gewöhnlich zu beginn eines verses steht (L. I 13. II 31. III 39. 56. 129. V 85. VII 60. X 57. XVI 43. 62. 104. 111. XVII 6. 38. 54. XXI 9); *sicher* (L. XIV 7. 21. XVII 59. 83), *aigenlich(en)* (L. V 8. VII 46. XVII 14. — D. I 63).

Der weitere vergleich der einzelnen briefe auf ihren sprachgebrauch hin lässt mit bestimmtheit auf einen dichter schliefsen. häufig widerkehrende epitheta sind folgende: 1) *sende*, das am häufigsten und schon ganz abgegriffen begegnet, man vgl. *sender iamer* (L. I 18. IX 49. XI 51. XVII 69. XVIII 44. XX 34), *s. mut* (L. II 18. III 127. V 17. XIII 11. XIV 45. XVI 17. XIX 4), *s. gir* (L. II 39. IX 47. XVI 99), *s. arbait* (L. II 48. XVI 86), *s. klag* (L. III 108. V 44. XVI 93. 130. XVII 10), *s. not* (L. III 112. XI 10. XX 65), *s. hertze* (L. V 87. VII 18. 67. IX 22. XI 3), *s. we* (L. VI 10. XI 31), *s. lait* (L. VII 74. IX 35. X 73), *s. rüwe* (L. III 24), *s. tot* (L. III 111), *s. bitterkait* (L. V 12), *s. durst* (L. VIII 65), *s. swer* (L. VIII 95), *s. pin* (L. IX 25), *s. ser* (L. XI 4), *s. smertz* (L. XIX 41); dann beim substantivierten infinitiv: L. III 106. XII 68. XIII 21. XV 22. XVIII 47; vom liebhaber selbst: *sender knecht* (L. XIV 22. XIX 26. XX 3. 64), *der sende diener* (L. VIII 12), *sender marterer* (L. VIII 96), *mir (mich) senden* (L. III 31. XI 2. XVII 15. XVIII 29. XX 43. XXI 11), *ich sender* (L. V

64. IX 31. XVI 113). in D. erscheint *sende* I 9 *senden hertzen*, II 19 *senden smertzen*. — 2) *zart*; vgl. *zarter munt* (L. VII 68. IX 64. XII 51. 78. — D. I 22. IV 63. V 21), *z. trost* (L. VII 96), *z. ler* (L. VII 103), *zartes K.* (L. VII 108), *z. ougen* (L. IX 26); — *z. leib* (D. I 3), *z. grüez* (D. I 18), *z. stund* (D. II 4), *zartlich* (D. III 39), *zarten* (D. III 43). — 3) *minnicklich*, vgl. *minicklicher munt* (L. VIII 55. XVIII 65. XIX 35), *m. trost* (L. XVI 10. XVIII 23. XX 69. XXI 45), *m. lip* (L. VII 77), *m. aue* (L. VIII 86), *m. leben* (L. IX 27), *m. sat* (L. XVI 19), *m. we* (L. XVI 36), *m. süessikait* (L. XVII 52), *m. sterben* (L. XVI 79), *wandel m.* (L. XVII 52), *m. klag* (L. XVII 68); — *m. frucht* (D. I 15), *m. gelust* (D VI 13), *m. augenschein* (D. VII 18. 38), *minneclich* als adverb D V 19.

Verba, die sehr häufig in den briefen widerkehren, sind 1) *laisten* (L. II 28. IV 23. 33. VII 100. 105. VIII 96. IX 61. XVII 46); 2) *wünschen* (L. III 69. VIII 15. 19. 108. IX 5. 71. XII 11. 80. XIII 21. XV 13. XVI 78. XX 9); ganz ähnliche verse mit diesem verb sind einerseits L. XII 71. XIII 10. XVI 143. XVII 82, anderseits L. VII 35. XIV 31. XVI 6. 17. 3) *mainen* (L. I 15. II 45. V 20 f. VII 7. IX 33 f. X 33. 76. XVII 31. 48). 4) *bitten*, meistens in der form *so bitt ich* (L. II 39. III 94. IV 37. VII 86. 93. 96. VIII 109. XIV 14. XV 25. XVI 122. XVIII 49), ganz ähnliche verse mit diesem verb sind L. III 127. XIII 11. XIX 4. —

Zahlreich erscheinende, leicht variierte redensarten sind folgende: *nach dem jungsten zil* (L. II 6), *nach mynes endes zil* (L. III 36), *untz uff myn end* (L. III 101. XXI 75), *untz an den jungsten tag* (L. XVI 133. XVII 45), *untz uff den jungsten tag* (L. XXI 28), — *untz an den jungsten tag* (D. I 70); — *alle stunt* (L. II 37), *ze allen stunden* (L. XI 52), *ze aller stunt* (L. XIV 33. XVI 69), *alle zit* (L. III 105. VIII 29. 33. 47. 88. 91. IX 25), *alles zit* (L. XII 75), *ze allen ziten* (L. XVI 37. 46), *ze aller zit* (L. VIII 106. XVI 107. XIX 5. XXI 40), — *zů allen zeiten* (D. III 31), *zů aller frist* (D. VII 41).

Widerkehrende redensarten, die vers und reim füllen sollen, sind *die wil ich leben* (*leb*), stets am versende im reim auf *geben* (*geb*) erscheinend (L. III 153. XI 47. XII 11. XVII 87. XX 75. XXI 29. 47. 71, auch VI 19); — *und müges sin* oä. (L. III 157. V 26. 111); — *wie es mir sol ergan* oä. (L. III 65. XII 45. XVII 86); — *des ich üch gan* oä. (L. VI 2. XII 10. XV 27); — *des min hertze gert* oä. (L. IV 38. VII 2. XII 79. XVI 76. XVIII 32. XXI 12. 62); — *daz tuncket mich* oä. (L. V 39. 47. 100. XI 48. XII 26. XVI 101. 117. XX 18. XXII 17); *gedenck* mit einem abhängigen satze (L. IX 41. 50. X 78); — *ich main* als erläuterung (L. IX 39. XI 36. XVI 31. XX 12. XXI 44). — von ganzen versen, die mehr oder minder wörtlich widerkehren, seien noch genannt L. II 1 f. VII 83 f. XXI 65 f. — L. II 8. V 59. XII 15. — L. II 27. III 120. — L. III 87. V 55. XVI 89. XX 51. — L. III 115 f. IV 1 f. XX 1 f. 53 f. — L. III 10 f. V 46. — L. III 27. V 87. VII 67. XXII 8. — L. III 112. VIII

28. — L. III 113f. XVI 98. — L. IV 42. XIX 15. — L. V 95f. VI 6f. — L. VII 9f. VIII 35f. — L. IX 22f. X 71. XVI 24. 39. XVIII 17. — L. X 32. XV 20. XVII 54. XIX 3. — L. XI 58. XII 1. XVI 22f. XXII 20. — L. XIV 13. XVI 5. 134. XVII 9. XVIII 45. — L. XVI 144. XX 62. es sei weiter darauf hingewiesen, dass eine redensart, sobald sie einmal aufgetaucht ist, in dem oder den nächsten briefen widererscheint, um dann wider zu verschwinden.

Auch in den motiven wie im ganzen aufbau der briefe finden wir die deutlichsten übereinstimmungen. höfische vorstellungen sind es vor allem, die in den briefen stets widerkehren, und so treffen wir all die ausdrücke, die einst der minnedienst geschaffen, leblos erstarrt, gleichsam als fossile einer vergangenen zeitepoche hier an : *minne, dienst, gewalt, gnade, trost, stæte, sende, clage, tot.* die minne tritt fast stets personificiert auf, bald als die starke, gefürchtete gebieterin, bald als ratgeberin und beschützerin der liebenden. als die starke und gefürchtete erscheint sie L. III 12f. VIII 26f. XIX 1f. — III 76f. 95f. 143f. V 99f. VIII 66f. XI 1f. — VII 43f. XI 37f. XII 23 f. XV 23 f. XVI 56 f. 100f. XVIII 24 f. — D. II 36f. die minne bringt auch die liebste ins herz : L. V 97f. VIII 73f. 83f. VII 31f. als ratgeberin erscheint sie L. III 19. 44. V 13f. VII 24f. VIII 109. X 57f. XVI 140f. im ganzen brief XIX tritt sie als ratgeberin auf. XX 44. 57. — VII 5. XXII 9. — D. II 10—11. 15—16. 35. das motiv der dienstversicherung begegnet L. III 30. 60f. 139f. V 29. VIII 4. XIX 16f. — D. I 35f. VII 10f; meistens erscheint es gegen den schluss eines briefes, oft mit genau denselben worten, vgl. L. VII 96f. 104f. 112f. VIII 100f. XI 45f. XII 82f. XX 75f. XXI 69f. — D. V 49. VIII 47. weiterhin begegnet uns in vielen briefen die versicherung der *stæte* und *trüwe,* und gern erscheinen diese beiden ausdrücke gepaart, vgl. L. III 34. 88. V 18. VIII 80f. 89. XIII 6. XVIII 69. XIX 27. XX 24. XXI 75. — D. II 13. 29. 40. V 38. 47; öfter begegnet die wendung, dass die geliebte ebenso treu sein möge wie der liebhaber, vgl. L. VIII 97f. IX 15f. XII 44f. XVII 53f. — der liebhaber fleht um *gnade* : L. I 3. 5. 7. 12. III 100. 128. V 57. 113. XI 43f. XVI 114. XX 64. — D. I 12. 38. 60. II 28. V 39. VI 32. VIII 1. 18. 28. 42. und wie um *gnade,* so wird die liebste auch um *trost* angefleht, und nur selten (vgl. L. I 19. II 63f. XV 26. XVI 10—12) wird ihr *trost* gewünscht, vgl. über diesen zug : L. II 19. 30. III 84. 124. 132. V 41. 70. 112. VII 91. 94. VIII 87. IX 45. X 49. 84. XI 59. XII 17. 47. 52. 66. 78. XV 28. XVI 28. 44. XVIII 23. 50. XX 20. 39. 42. 50. 54. 67. 69. XXI 45. 50. 54. 63; ganz ähnliche stellen sind XII 72f und XX 72f. — D. II 10. III 5. 8. 20. IV 27. VI 14. VII 5. VIII 45. bis zum überdruss werden die liebesklagen in unsern briefen ausgesponnen. da finden wir zunächst den gedanken variiert, dass die liebe freud und leid bringt : L. V 11. VIII 42. 68; dann aber bittet der liebhaber sogar um leid wie um freude : L. V 100f. VII 115f, ähnlich III 22. V 90f. VIII 95. 115f. XI 30. 43. XIX 3.

xx 16 f. 27 f. xxi 33 f. stehnde ausdrücke der liebesklage sind ferner *kumber*: L. ii 44 f. iii 95. iv 35. vii 22. xvii 50. xxi 32. — D. i 24. iii 24. v 23. vii 30. 37. 40. viii 16. 34; *owe vnd ach*: L. viii 32 f. xviii 59 f. xx 28 f; *süfzen*: L. iii 104 f. xii 68 f. xvi 50 f. xviii 63. 41; *klage* und *jamer*: ich verweise vor allem auf die ganz ähnlichen stellen L. viii 81 f. xix 7 f. 59 f. xvi 41 f. xviii 43 f. — bei der härte der frau wird der tod befürchtet, ja geradezu herangewünscht: L. iii 51. 74. 76. x 36 f. 51 f. xvi 43 f. — D. ii 46. — L. iii 107 f. v 55 f. xvi 62. 78 f. xx 35 f. 45 f. 66 f. die gewalt des anblicks der geliebten, vor allem die bestrickende gewalt ihrer augen wird geschildert: L. vii 73 f. viii 46 f. xi 28 f. — vii 64 f. viii 52 f. ix 24 f. xi 16 f. 55 f. xii 49 f. xviii 64 f. xix 22 f. 34 f. xxii 6 f. — D. i 19 f. iii 7. vii 13. 18 f.

Auch die bilder verraten éinen verfasser: sie kehren wider, und namentlich die ausgeführten sind nicht selten unverständlich und durch kreuzung verschiedener vorstellungen getrübt. so wird der liebhaber mit einem verwundeten verglichen, den die minne mit ihrem pfeil oder ihrer lanze getroffen hat: L. ii 15. iii 21. viii 11. 73. 111 f. xi 53 f. xviii 66. xix 36 f. — D. viii 37; die minne selbst also wird mit pfeil oder ger bewaffnet gedacht: L. vii 42 f. xi 5 f. 37 f? weiter wird sie mit einem feuer verglichen, gegen das man der kühlung bedarf: L. iii 89 f. xviii 24 f. xx 70 f. — L. v 16. vii 52 f. viii 57 f. xvi 120. die kraft der minne erscheint endlich als fesselndes seil: L. iii 143 f. vii 89 f.

Schliefslich kehren die motive und wendungen, die sich ganz speciell aus dem briefstil entwickeln lassen, in mehreren briefen, oft mit denselben worten, wider: 1) die bitte um antwort oder auch die bezugnahme auf eine erhaltene antwort bezw. das ausbleiben derselben: L. i 1 f. 8 f. ii 41 f. iv 45 f. v 111 f. vii 98. xvi 137 f. xvii 84. xviii 49 f. — iii 125. x 23 f. — ii 38 f. iv 14 f. 40 f. — D. vi 30 f. 2) die bitte um ein stelldichein: L. viii 117 f. ix 63 f. — xi 27 f. xii 51 f. 76 f. xvi 135 f. — D. iii 10 f. 3) der brief wird mit der wendung abgebrochen, dass der liebende nichts mehr schreiben könne: L. iii 131. xi 50 f. xvi 123 f. 131 f. xix 59. — D. iii 21. vi 26. viii 41. —

Wie die motive, der wortschatz, die bilder, so zeigt endlich der ganze aufbau der einzelnen briefe, anfang, schluss wie fortführung der rede, die gröste ähnlichkeit und beweist abermals mit evidenz die autorschaft éines dichters. der auffallendsten ähnlichkeit begegnen wir am briefschluss, welcher fast immer (L. x und xiii kommen als unvollständig hierfür nicht in betracht) dieselben wendungen, eine empfehlung in Gottes schutz, bitte um Gottes oder der minne segen, wunsch des wolergehns usw. enthält: L. i 17 f. ii 47 f. iii 152. vi 41 f. xvi 142 f. xvii 88. — L. iii 158. xv 32. — L. iv 52. viii 119 f. xii 91 f. xx 81 f. xxi 76. xxii 23 f. — L. vii 119 f. xii 86 f. — ix 67 f. xvii 77 f. xviii 75 f. — L. xi 57. xii 88 f. xiv 33 f. xxii 25 f. — D. vi 28 f. 35. viii 53 f.

— xi 61. auch die anfänge der briefe zeigen vielfache übereinstimmungen; vgl. vor allem den geistlich gefärbten eingang der briefe L. ix. xii—xvii. xxi; ähnliches bereits L. vii 27 f. viii 15 f. grofse ähnlichkeit ist zu constatieren bei den eingängen von L. iv und xx. schliefslich tritt in der art der fortführung der rede eine auffallende übereinstimmung zu tage, indem durch die anführung und erörterung citierter stellen der faden kümmerlich weitergesponnen wird. bald sind es deutsche (L. ii 7 f. iii 12 f. 70 f. 82 f. iv 3 f. v 59 f. 83 f. vi 26. vii 12 f. x 1 f. 12. 14 f. xii 15 f. — D. vi 7 f. viii 14 f), bald — und dies ist meistens der fall — lateinische citate, die vor allem aus der Bibel (bes. dem Hohenlied) stammen (L. iii 130. vii 38. 55 f. viii 23. — L. ii 32 f. iii 115 f. — L. ix 17 f. xvii 16 f. — L. ix 7 f. xviii 1 f. — L. v 32. 52. viii 7. ix 58). —

Damit wäre der beweis geliefert, dass alle 30 briefe von éinem verfasser herrühren, und es bedarf nun noch eines nachweises, dass dieser autor der dichter ist, welcher in dem auf die 22 briefe der Lassbergschen sammlung folgenden schlusspoem (L. xxiii) von einer eigenen dichtung spricht. dies gedicht weist einmal dieselben reim-, vers- und stileigentümlichkeiten auf wie die vorausgehnden briefe, sodann tritt uns in ihm dieselbe persönlichkeit des geistlichen entgegen wie in den briefen, deren autor es ja in L. xxiii 45 f selbst ausspricht, warum er lateinische floskeln in seine dichtung eingestreut habe: um sie nämlich den 'tropfeln' unter den laien ungeniefsbar zu machen; endlich stimmt auch die richtige selbsterkenntnis, die in den vv. L. xxiii 10—31 enthalten ist, trefflich zu dem verfasser der briefe, der wahrlich kein echter dichter ist.

Rinteln, im september 1898. ERNST MEYER.

Friedrich Maximilian Klinger. sein leben und seine werke. dargestellt von M. RIEGER. zweiter teil [mit dem sondertitel: Klinger in seiner reife] mit einem briefbuch. Darmstadt, Arnold Bergsträfser, 1896. 8°. xi und 643. 296 ss. — 12 m.

Vom verleger mit starker verspätung eingesant, darf der zweite teil von Riegers Klinger an dieser stelle kaum mehr in gebührender breite behandelt werden. das ist zu bedauern; denn wir besitzen aus jüngerer zeit wenige der geschichte des classischen zeitalters gewidmete werke von gleichem gehalte, die, streng wissenschaftlich gedacht, relative vollständigkeit allenthalben anstreben. der immer widerholte wunsch des publicums und der verleger, die resultate unserer forschungen in knapper, rasch zugänglicher form jedermann mundgerecht zubereitet zu bekommen, macht leistungen von der art der vorliegenden zu seltenheiten; ebenso wie unsere raschlebige zeit nicht oft ein gleich sorgsames, gleich langsames ausreifen zulässt. sechzehn jahre liegen zwischen dem ersten und zweiten bande der biographie;

was aber in dieser spanne zeit zustande gekommen ist, das ist so rund, so ergibig, so woldurchdacht, dass der recensent sich begnügen muss zu berichten, nicht zu kritisieren. eine flinke sammlung von nachträgen ist fast ausgeschlossen.

Rieger ist sich vollauf bewust, dass der zweite band seiner biographie auf ein weit weniger entgegenkommendes publicum zu rechnen habe, als der erste, dem stürmer und dränger gewidmete. dieser steht mitten im reichsten leben und weben deutscher geistescultur; Klinger in seiner reife entfernt sich mehr und mehr von den strömungen gleichzeitiger deutscher litteratur. eine geschichte der sturm- und drangzeit muss Klinger immer wider in den vordergrund schieben; der historiker der classischen und romantischen periode sucht beinah vergebens nach einer stelle, wo er dem im fernen osten weilenden ein denkmal setze. bald wird das ergebnis seiner russischen zeit in anhangsform den leistungen seiner jugend angefügt, bald begegnet der reife Klinger, nun würklich ein 'noch immer fortspukendes gespenst aus den siebenziger jahren' (s. 417), in der gesellschaft Jean Pauls und Hölderlins. gewis hätte ein knapperes, nur die hauptsachen berücksichtigendes büchlein dem dichter rascher zu seiner richtigen stellung verholfen. danken wir dem verfasser, dass er dieser verlockung widerstand geleistet und, seinen schützling und grofsoheim nur vor einem engeren publicum rettend, eine wissenschaftliche leistung ersten ranges uns geschenkt hat : ein buch, musterhaft in der darlegung der lebensgeschichte, die sich keine noch so versteckte quelle entgehn lässt, vorbildlich in der sorgsamen, eindringlichen, form und gehalt erwägenden analyse der dichtungen und betrachtungen Klingers, bienenfleifsig in dem nachweise der würkung des dichters, die sich in den stimmen der zeitgenossen, also insbesondre in der recensionslitteratur offenbart.

Freilich viel schönes ist gerade von dieser wirkung nicht zu melden. Rieger wirft einmal die frage auf, warum die fassungskraft des publikums seiner zeit Klinger weniger offen gestanden habe als einem Goethe und Schiller (s. 414). die tatsache an sich ist gewis merkwürdig; denn weit überwigt bei Klinger das stoffliche interesse, dem sonst das publicum zufliegt. Rieger antwortet : 'die reine form setzt, um zu würken, nur bildungsfähigkeit voraus, während die art von stofflichem interesse, die Klinger verlangt, verwantschaft der individualitäten voraussetzt'. die individualität Klingers aber entwickelte sich auf russischem boden in einer damaligem deutschem wesen nicht adäquaten form. und zwar kommt die art des damaligen Deutschlands in allen ihren abstufungen in betracht. nicht nur das grofse lesepublicum, auch Goethe und Schiller und auch die romantik sind anders gewendet.

Zunächst Goethe! gerne stellt man Klinger als den einzigen genossen des jungen Goethe dar, dem auch der alternde meister

anerkennung zollt. beide im hofdienste zu ernsten männern erzogen, blicken mit ablehnender miene auf die torheiten der sturm- und drangzeit zurück. Lenz oder Lavater dienen dann als gegenstücke. auch Rieger kann sein werk mit den worten schliefsen, die Goethe dem toten Klinger nachrief: 'das war ein treuer, fester, derber kerl wie keiner' (s. 643). allein wenn er die belege für die beziehungen beider sorgsam bucht (s. 524ff), so wird zwar wahrscheinlich gemacht, dass Goethe Klingern das ms. von 'Rameaus Neffen', aber auch dies nur auf umwegen verdankte, ihr brieflicher verkehr indes gleicht einem stets versiegenden bächlein. und zwar ist Goethe der steifere, zurückhaltendere, gelegentlich sogar in beleidigender weise verstummende. Klinger ist auch nicht immer mit seinem jugendfreunde einverstanden; und nicht blofs, weil er von früher und von später her persönliche ursache des grolls hat. er verzeiht ihm insbesondre nicht seine beziehungen zur romantik, den mit dieser geteilten hang zur mystik und seine unpolitischen gesinnungen. als politischer schriftsteller fühlt er sich auch zu Schiller in einen gegensatz gebracht; merkwürdigerweise verdenkt er aber dem dichter der 'Braut von Messina' seinen romantisch mystischen schicksalsglauben. Schiller, 'in dessen natur kein atom mystik lag' (s. 478), ruft Rieger aus; und doch muss er anerkennen, dass eine verwechslung und identificierung romantischer und Schillerscher absichten nicht unerklärlich war. aus der ferne die entwicklung des deutschen geisteslebens verfolgend, dürfte Klinger nach Riegers ansicht mit recht an Schiller und an die romantiker mit der frage herantreten: 'sind wir es garnicht wert, dass man auf unsre moralische kraft, auf unsern politischen charakter bestimmt hinarbeite? — und sind gespenster von schicksal, zufall, mysticismus, aberglauben und orakel — der zeit gemäfs, in der wir leben?' 'man muss beitreten', sagt Rieger (s. 481), 'wenn er die überzeugung ausspricht, dass Sophokles heute in dem geist und wesen der menschen, die jetzt leben, dichten würde; 'denn so erhaben auch seine dichtungen sind, so fest und kräftig sind sie auch auf den geist und das wesen der menschen seiner zeit gegründet'. — ich erblicke in der ganzen auseinandersetzung einen neuen, glänzenden beleg für die tatsache, dass Schiller romantische wege gegangen ist. Klinger, der von den persönlichen gegensätzen nichts wuste, konnte unvoreingenommen die übereinstimmung feststellen, während heute gern jene gegensätze in den vordergrund geschoben und die innern zusammenhänge verkannt und geleugnet werden. für den kampf, den Klinger gegen die romantiker führt, zieht darum auch Rieger mit recht das persönliche verhältnis beider nicht sonderlich in betracht. 'der principielle gegensatz war zu einem kampf aufs messer angetan'; das stellt er fest (s. 483) und das genügt: Klinger, unermüdet im streit gegen den 'geist Jacob Böhms'; die

romantiker in mystik versunken : wie wenig besagt neben diesem grundsätzlichen widerstreit der harmlose ausfall in Tiecks Zerbino, der Klingers gebrauch der teufelsmaske betrifft. ja, wäre Rieger den urteilen, die von den romantikern über Klinger gefällt worden, weiter nachgegangen, er hätte eher eine gewisse sympathie persönlicher art feststellen können. ich notiere eine hochinteressante briefstelle FrSchlegels, die immerhin einen bemerkenswerten beitrag zur aufnahme des 'Faust' gibt; den 11 februar 1792 schreibt er an den bruder Wilhelm : 'Fausts leben von Klinger . . . . ist ein buch voll originalität, glühender darstellung, witz und erfindung. wer es flüchtig lieset, wird es für eine satyre auf die vorsehung halten; das ist es sicher nicht, und wäre als solche schlecht. — die feinste vollendung fehlt, wie immer, bei Klingern. — der zweck des ganzen ist äufserst versteckt. wenn das werk nicht ein haufen unzusammenhängender gemälde sein soll, so muss die einheit in dem charakter des Faust liegen. sehr viel fehlt aber, dass sich alles auf diesen beziehen sollte, ja nur dass er selbst ganz verständlich wäre. Faust ist bei ihm ein mann von aller kraft zu gutem und bösem, aber nicht grofser mann wie bei Goethe. er ist voller eigendünkel, wollust und trägheit' (s. 38 f). interesse für die 'vielen grofsgedichteten charaktere' in Klingers schauspielen bezeugt Friedrich Schlegel schon 1781 (ebenda s. 8). über WilhSchlegels ungünstigere urteile vgl. oben s. 308. dagegen ist Tieck insbesondre dem alternden Klinger günstig gesinnt; in der vorrede zu seiner ausgabe von Lenzens werken (Krit. schriften II 244 f) charakterisiert er 1828 Klinger, nennt ihn zwar beschränkter und kälter als Lenz und erkennt den schauspielen und romanen nur den 'charakter unbestimmter schwächlichkeit' zu. aber dann heifst es : 'späterhin wollte er die antike nachahmen, so wie grofse sittliche gemälde aufstellen. der mann von verstand und einsicht zeigt sich allenthalben, aber in der kälte des bewustseins und schematischen absichtlichkeit verschwindet der dichter fast ganz. so in seinen halbphilosophischen romanen vorzüglich, die je neuer sie sind, umsomehr weltkenntnis, beobachtung der menschen, richtiges urteil und scharfsinnige bemerkungen enthalten, an denen der ältere leser sich erfreut, und die dem jüngeren von grofsem nutzen sein können'. die antiromantische polemik der 'Betrachtungen' scheint also Tieck nicht abgeschreckt zu haben. im gegenteil : was Köpke (Ludwig Tieck II 201) von Tiecks urteil über Klinger berichtet, zeigt ihn sogar als bewunderer von 'Dichter und weltmann'. von diesem buche fühlt sich Arnim im mai 1807 tief berührt und schreitet zu weiterer lectüre Klingers vor (ReinhSteig 'Achim von Arnim und Clemens Brentano' s. 212). Brentano widmet dem 'edlen ringer, der in den Zwillingen so kühn gesiegt', verse des prologs zur 'Gründung Prags' (Ges. schriften VI 5). ja, die romantikerin Bettina konnte Klingers 'Betrachtungen' schliefslich zu ihrem

lieblingsbuche machen (Briefwechsel mit einem kinde). begreiflich ist es, dass gerade Bettina und überhaupt die spätere romantik Klingern näher und näher kommen muste; denn in diesem kreise wurde dem vorwurfe, den er gegen den litteraturbetrieb der classischen epoche richtete ('in Deutschland herscht bisher nur ein litterarischer geist'; vgl. Rieger s. 485), der boden entzogen. wenn Klinger, wie Rieger erhärtet (s. 355) in seiner 'Geschichte eines Deutschen' den ersten deutschen politischen roman geschrieben hat, so sind ihm die romantiker und vor allem die brüder Schlegel auf das gebiet der politik bald nachgefolgt, und sie haben denselben Bonaparte bekriegt, dem Klinger nach anfänglicher bewunderung 'grimmige sarkasmen auf das vormals gefeierte haupt prasseln lässt' (s. 488).

Ich denke, diese wenigen bemerkungen bringen Klinger dem deutschen geistesleben seiner zeit näher, als Rieger im ganzen zugeben möchte. der ausgezeichnete biograph hat sich auch auf einer andern seite ein mittel entgehn lassen, Klinger den deutschen zeitgenossen näher zu rücken. Rieger ist ein gegner der 'litterarhistorischen chemie' (s. 88) dh. der motivenforschung. ich darf hier wol auf Seufferts treffliche würdigung des buches und insbesondre auf die worte hinweisen, die er dieser antipathie Riegers widmet (Götting. Gelehrte anzeigen 1898, 36 ff, insb. s. 41 f). nicht etwa, als ob in Riegers darstellung die männer nicht zu ihrem rechte kämen, von denen Klinger seine gedankenwelt holt. Rousseau und Voltaire und Helvetius, Kant und Fichte und Jacobi begegnen uns im verlaufe der darstellung; und klar und sauber zeigt R., wann Klinger dem einen, wann er dem andern nahesteht. aber ungern wird er vorbilder dichterischer formung anerkennen, etwa einmal in Klingers 'Medeen' fortbildungen der ursprünglichen Faustidee Goethes feststellen (ss. 99. 106. 163), beim 'Rafael' kenntnis des spanischen dramas bemerken (s. 281), beim 'Giafar' Voltaires erzählung 'Le blanc et le noir' (s. 297) nennen, die litterarische vorgeschichte der Elfriede (s. 34) mitteilen, daneben aber gern über 'curiosa von motivjagd' schelten (s. 371). dennoch wäre dem weiterspinnen fremder fäden ein besonderes augenmerk bei Klinger zu schenken, der so gern an Schiller anknüpft. ich sähe gerne die merkwürdige art, die 'Räuber' in den 'Falschen Spielern' (s. 11), den 'Fiesco' im 'Günstling' (s. 88), den 'Don Carlos' im 'Roderico' (s. 129) weiterzudichten, als besondres phänomen dichterischer anlage an éiner stelle behandelt. ja wenn R. mit recht den 'zweck' des Faustromans in der idee erkennt, das problem des bösen zum angelpuncte des ganzen zu machen (s. 264), so habe ich immer Klingers Faust und Schillers Karl Moor in dem einen als verwant empfunden, dass sie beide der weltordnung in die zügel fallen wollen und an dem titanischen lösungsversuche jenes problems zu grunde gehn.

Dass übrigens R. unsre art, litterarhistorische chemie zu treiben, nicht ganz fremd ist, beweist mir am besten sein versuch, eine berühmte wendung Corneilles bei Klinger widerzufinden (s. 98). ja, wenn ich erwäge, wie gern R. auch sonst formaler vorbilder gedenkt (Heinse s. 50; Erdgeist s. 56*; rahmenerzählung s. 322 uam.), so möcht ich wol annehmen, dass er unsrem betriebe der motivenforschung nicht so ferne steht, wie er selbst versichert. und gewis wird jeder gerne zustimmen, wenn R. verlangt, 'die anerkenntnis einer entlehnung erspare nicht die aufgabe, der eignen organischen idee des auf motiven-entlehnung betroffenen werkes nachzugehn'. in dieser forderung sind wir mit ihm einig.

Doch genug der einwände! auch sie lege ich dem verehrten verfasser nur als einen beweis für den ernst vor, mit dem ich seinen worten lausche, für den wunsch, dass sie nicht ungehört verhallen. ich will vor allem an ihm lernen. und so lerne ich denn auch gerne von ihm das hauptresultat seiner arbeit: die handliche formel, auf die Jean Paul die dichterische und menschliche art Klingers reduciert hat, der vorwurf des unversöhnten, ja weiter gerissenen zwiespalts zwischen ideal und würklichkeit — sie darf nach R.s buch (vgl. insb. s. 419) nicht länger in unsern litteraturgeschichten spuken. 'auf dem gebiete des sittlichen kann es nicht auf eine versöhnung von ideal und würklichkeit ankommen, sondern auf die rettung des ideals vor der würklichkeit. . . diese rettung des ideals ist aber bei Klinger durchaus vorhanden'. ich sehe in dieser richtigstellung den entscheidenden schritt, den R. über die bisherige darstellung Klingers hinaus getan hat, das wichtigste ergebnis seines so fruchtbaren bemühens. —

R. hat der biographie einen anhang von zeugnissen in dem an dreihundert enggedruckte seiten umfassenden briefbuche beigegeben. es setzt mit dem 28 november 1781 ein. leider entbehrt es, wie die biographie, eines registers. im interesse Klingers und seines biographen, insbesondre aber im interesse unsrer arbeit wäre die verlagshandlung dringendst anzugehn, ein solches register nachzuliefern. gewis wird ein jüngerer dem greisen verfasser die mühselige arbeit gern abnehmen.

Bern, 21 mai 1899. OSKAR F. WALZEL.

NOTIZ. Unter den nachträgen zum I teil, die ich im anschluss an die vorrede zum zweiten aufgereiht habe, fehlt leider der wertvollste, den ich hätte geben können, nämlich der im Goethe-jahrb. 9, 10 f mitgeteilte auszug (will sagen bruchstück) aus einem briefe Klingers an Lenz, den der letztere in Weimar für frau vStein geschrieben hat, der dann in einer nicht aufgeklärten weise der mutter Goethes und durch diese mit ihrem briefe vom 18 januar 1802 ihrem sohne zukam. dieses fragment trägt ganz

wesentlich bei zum verständnis der lebenslangen warmen anhänglichkeit Klingers an Goethe, sowie es zum charakterbilde des jungen Goethe einen erfreulichen beitrag liefert. Düntzer hat sich in seinem buche Zur Goetheforschung 1891 grofse mühe gegeben, diesen 'auszug' aus einem briefe, der, wie er meint, nie geschrieben ward, als eine fiction des schwindlerischen Lenz zu erweisen. er hat ihn nicht einmal recht verstanden. da es noch andern nicht um die Mainspitze geborenen so gehn könnte, gestatte man ein wort der erklärung. *Nun wollte ich auf Akademien gehn, hatte keine* 100 *fl. Ich ward mit Goethe bekannt. Das war die erste frohe Stunde meiner Jugend. Er bot mir seine Hilfe an. Ich sagte nicht alles und ging so, weil ich lieber sterben wollte als unverdient was annehmen.* hier ist nicht, wie Düntzer meint, gesagt, dass K. von G. 100 fl. zum besuch der universität erhalten habe, sondern dass K. etwas weniger als diese summe aus eignen mitteln zur verwendung hatte. *Ich sagte nicht alles* bedeutet : 'ich gab ihm keine volle klarheit über meine verhältnisse'; *und ging so* heifst : 'und reiste ab' ohne von G. etwas angenommen zu haben'; nicht *ging*, sondern *so* hat den accent. alles was Düntzer vorbringt und worauf einzugehn hier nicht der ort ist, kann den eindruck der echtheit nicht schwächen, den ich von dem stil des fragments erhalte. es war zur aufnahme unter meine nachträge vorgesehen und ward im entscheidenden zeitpuncte durch übereilung schmählich vergessen. zumal im angesicht der diesjährigen Goethefeier ligt es mir an, dieses bekenntnis einmal abzulegen.

Alsbach, im august 1899. M. Rieger.

Litteraturnotizen.

Etymologien zum geflochtenen haus. von R. Meringer. SA. aus: Abhandlungen z. germ. philologie. festgabe für RHeinzel. Halle, Niemeyer, 1898. 16 ss. gr. 8°. 1 m. — Meringer hat in diesem aufsatz seine forschungen über die geschichte des hausbaues einmal seinen sprachlichen studien dienstbar gemacht, indem er zeigt, dass mehrere ausdrücke für 'haus' oder 'wand' in den indogermanischen sprachen ein aus flechtwerk hergestelltes haus zur voraussetzung haben: ein gedanke, den ganz kurz auch Schrader Sprachvergl. u. Urgesch.[2] s. 494 vorgetragen hat. in M.s hübschen ausführungen vermiss ich eine erwähnung des verhältnisses von lat. *texere* 'weben' zu skr. *tákšati* 'behaut, bearbeitet, zimmert', gr. *τέκτων, τέχνη*, asl. *tesati*, lit. *taszýti* 'behauen', das freilich nur scheinbar einen beweis für das geflochtene haus liefert. zwar wird gerade lat. *texere* von dem herstellen geflochtener wände gebraucht, zb. Ovid Fast. vi 261: *paries lento vimine textus erat*. Liv. xxxv 27, 3: *casas ex arundine textas*, dann auch vom schiffsbau (Verg. Aen. xi 326: *Italo texamus robore naves*; vgl. *textrinum* 'schiffswerft'). aber

ahd. *dehsa dehsala*, asl. *tesla*, avest. *taša* 'axt' lassen die annahme einer grundbedeutung 'weben, flechten' nicht zu, sondern diese muss etwa 'künstlich zusammenfügen, ἁρμόζειν' gewesen sein.

Zu got. *gards*, asl. *gradŭ* usw., das M. — nach dem vorgang von Fick — mit got. *gairdan* 'gürten' zusammenbringt, wäre noch phryg. *-gordum* in *Manegordum* 'Manesstadt' (Einl. in d. gesch. d. gr. spr. 231) nachzutragen, welches denselben bedeutungsübergang von zaun zu stadt zeigt, wie das verwante slavische wort. unbequem ist M. bei der verwertung dieser ausdrücke für das geflochtene haus die nach Wackernagel Ai. gramm. I 250 citierte, aber viel ältere gleichung skr. *gṛhá-* 'haus', avest. *geređa-* 'höhle, grube' = asl. *gradŭ* (JSchmidt Voc. II 128; vBradke ZDMG. 40, 655; Persson Wurzelerweit. 48): sie scheitert indes an gr. γρωθύλοι 'gruben, höhlen' Hesych. (JSchmidt aao. 318), das für avest. *geređa-* *g-*, nicht *gh-* als ursprünglichen anlaut erweist. entweder gehört also skr. *gṛhá-* zu den europäischen wörtern und ist von dem avest. wort zu trennen oder es gehört zu diesem und bedeutet dann ursprünglich wie *bhūmigṛha-* eine grubenwohnung (zeugnisse für unterirdische wohnungen bei Hehn Culturpflanzen[6] 527 f). denn eine bedeutungsentwicklung von 'flechten' zu 'haus' über ein mittelglied 'grube' nennt M. mit recht abenteuerlich; das verhältnis von angels. *cofl*, mhd. *kober* 'korb, tasche' zu angels. *cofa* 'gemach', engl. *cove*, isl. *kofi* 'hütte', mhd. *kobe* 'schweinekofen', die zu γύπη· κοίλωμα γῆς, θαλάμη, γωνία Hesych., γυπάριον Aristoph. Ritt. 793 gehören, ist jedesfalls ein andres: Uhlenbeck Etym. wörterb. d. altind. sprache I 82 f entnimmt aus avest. *gufrō* 'verborgen, tief' ein idg. *gup-*, *geup-* mit der grundbedeutung 'bewahren, verbergen'. PAUL KRETSCHMER.

Das mitteldeutsche in Ostpreufsen III. von JOHANN STUHRMANN. wissenschaftliche beilage zum 43 jahresbericht des kgl. gymnasiums zu Deutsch-Krone, 1898. 19 ss. 4⁰. — dieses schlussheft (vgl. Anz. XXII 392. XXIII 385) behandelt die 'oberländische mda. in Ostpreufsen', dh. die westliche hälfte des hochpreufsischen links der Passarge. die abweichungen von dem östlichen gebiet sind notiert, ebenso das hiesige fehlen dortiger idiotismen: s. 8 ist *brī* 'heifs' aus heft 2 mit herübergenommen : mit recht? jedesfalls ist es für satz 6 des Sprachatlas (vgl. Anz. XX 96) nur östlich der Passarge überliefert, westlich hingegen ständiges *hēs*. zu grunde gelegt ist die sprechweise von dörfern des kreises PrHolland; ich bemerke dazu, dass im gegensatz zu der anscheinenden einheitlichkeit jenes osthochpreufsischen dieses westhochpreufsische einige unterschiede zwischen n. und s. zeigt : so kommen die s. 16 erwähnten assimilationen *bāl*, *āle* nur dem nördlichen teil zu, während der südliche, etwa von Christburg-Mohrungen an, *balt*, *alte* hat. sonst sind die vorzüge der beiden ersten hefte auch diesem letzten eigen : die monographie als ganzes möge für ähnliche ostdeutsche dialektuntersuchungen vorbildlich sein. FERD. WREDE.

Heliand und Sachsenspiegel.

Wredes anziehenden und anregenden aufsatz über die heimat der altsächsischen bibeldichtung (oben Zs. 43, 333—360) hab ich eben in der correctur mit besonderm interesse gelesen. trifft seine gewinnende hypothese das rechte, so könnte sie manche erscheinung, mit der ich mich in meinen 'Reimvorreden des Sachsenspiegels' beschäftigt habe, in andre beleuchtung rücken. W. knüpft s. 357 selbst an meine bemerkung an, dass gewisse Heliandworte und -stämme (ich dachte namentlich an *barn, finistar,* **drohtin,* **grim,* **mikil,* **nemnian, thagon, glîtan, nâhian,* **lînôn,* **sân,* [*] *sama,* **tharod,* **unt,* auch *tîr,* **luttil*) im mnd. ganz oder fast verschwunden sind und gelegentlich neu aus dem hd. entlehnt werden, was zuweilen schon die lautform (*trehtin, michel, glîzen, nâhen, dort, ziere*) gewis oder wahrscheinlich macht. er ist geneigt, solche worte auch im Hel. nicht für eigentlich sächsisch zu halten, sondern aus dem besondern mundartlichen charakter eben der nordthür. gegend zu erklären, während ich im ganzen angenommen hatte, dass sie zwischen dem 9 und 13 jh. aufser cours geraten seien. da fast alle jene worte dem hd. mit dem ags. und fries. gemein sind, so kann ich auch jetzt nicht bezweifeln, dass sie dem sächsischen eben nur verloren gegangen sind; die grofse mehrzahl (ich habe sie oben besternt) ist obendrein nicht nur bibelsächsisch. eher kommt W.s auffassung in betracht für das charakteristisch hd. *finistar.* immerhin, Jac. Grimms andeutung, dass as. *finistar, finistri* in seiner nur substantivischen anwendung (so auch gl. Lips.) auf entlehnung, hier wol allitterationsentlehnung, hinweise — auch bei Konemann und in der Braunschweiger reimchronik merkwürdiger weise nur *vinsternisse,* nie das adj. —, scheint mir nicht abgetan. die von fahrenden sängern weithin getragne allitterationsdichtung hat sicherlich nicht nur ags., sondern auch hd. elemente aufgefangen; wie landschaftlich ausgeglichen zeitweilig diese epische sprachtradition war, das bewährt sich schon darin, dass ein Angelsachse stücke einer altsächs. dichtung schlechthin seinem werke einverleiben konnte, dass wir heute noch nicht ganz einig sind, ob das Hildebrandslied hochdeutsch oder niederdeutsch sei. stabworte werden für die heimatsbestimmung des dichters stets verdächtiges material bieten : ich sehe einen grofsen vorzug von Wredes ausgangspunct *drucno* darin, dass das entsprechende rein sächs. wort gleich allitteriert, der autor also hier durch poetische tradition nicht ernstlich gebunden war.

Einen besondern von mir nicht erwogenen wert möchte Wredes fruchtbare vermutung dem Heliand für die beurteilung des Sachsenspiegels zuweisen : stammen ihm doch beide aus naher nachbarschaft. und Wrede wirft auf grund einiger lexikalischer gleichungen zwischen beiden werken die frage auf, ob nicht viel-

leicht, was mir bei Eike 'hochdeutsch' gefärbt scheine, eben in den eigentümlichen verhältnissen der Eikischen mundart beruhe. es darf zunächst nicht vergessen werden, dass Eikes heimat alter ostsaalischer Slavenboden ist, also nicht die gleichen geschichtlichen voraussetzungen hat wie das nahe gebiet, auf dem nach Wrede der Heliand entstanden wäre. anderseits geb ich Wrede zu, dass die beweismittel, die mir die varianten der niederdeutschen hss.[1], die mir die mnd. gemeinsprache an die hand gaben, abgeschwächt werden, wenn sich für Eikes heimat noch im 13 jh. würklich eine charakteristische, ins hochdeutsche schillernde sonderfärbung des wortschatzes voraussetzen liefse im vergleich zu den alt und rein sächsischen gebieten: die moderne sprache der erst spät verhochdeutschten gegend käme dafür freilich kaum in betracht. mir ist jene möglichkeit nicht fremd (Reimv. s. 100). aber ich glaubte und glaube die daher drohende gefahr nach kräften ausgeschlossen zu haben durch die ausnutzung der localen stadtbücher und urkunden des 13 und 14 jhs., die als heimatssichre prosa (aus Aken in Serimunt, aus den Saalestädten Halle und Kalbe, aus verschiedenen Anhalter orten) für die würkliche mundart und umgangssprache Eikes ganz anders einstehn als der Heliand es selbst im besten falle könnte: auf ihnen in erster linie ruht meine these, und sie haben mich durch das nd. colorit ihres winzigen wortmaterials nur darin bestärken können, auch das übrige mnd. heranzuziehen.

Mein beweis für die temperierte sprache Eikes, soweit er aus dem wortschatz geschöpft wurde, war und muste in wesentlichen momenten indirect sein. ich habe nur zögernd und in seltnen fällen angenommen, dass Eike hd. worte gebraucht hat, die seinem heimatsgau ganz fremd waren; das eigentümliche seiner schreibweise sah ich vielmehr darin, dass der über die engste heimat hinaus weltkundige jurist an dem ihm geläufigen wortschatz eine auswahl übt, die alltägliches, dialektisches möglichst ausschliefst und daher die zum hochdeutschen stimmenden ausdrücke bevorzugt. wenn der Heliand und Eike also in worten wie *zins, rede, zîn, gewinnen, beginnen, zûsamne, ofte, übel* ua. zusammenklingen (W. s. 359), so ligt darin nichts bemerkenswertes; das sind alles mnd. ganz geläufige worte, obendrein fast sämtlich auch sonst altsächs. gesichert. das auffällige für mich war, dass Eike daneben *plege, tale, vôden, trecken, krîgen, betengen, tô hôpe, quât* nicht unbefangen gebraucht, obgleich sie nach ausweis der localen zeugen, für *plege* Eikes selbst, seiner mundart sicher oder wahrscheinlich angehörten; wie er denn von den mundartlichen doppelformen *-ung* (as. auch aufser dem Hel.) und *-ing, luttil* und *luttic* eben die mehr hochdeutschen

[1] natürlich werden aber gerade von ihnen nicht wenige der weitern heimat Eikes angehören, also vollwichtige zeugen sein: leider ist das in der regel nicht festzustellen.

zu wählen scheint, während die alten localquellen *-ing* und *luttic* mindestens vorherschen lassen. es bleibt aus diesen gleichungen Wredes allerhöchstens eine gewisse ähnlichkeit der auswahl bestehn. gewichtiger scheint es, wenn W. einigen worten würklich hd. gepräges im Ssp. belege aus der Heliandsprache gegenüberstellt. aber auch sie sagen nichts. *sân* und *nemnian* sind keineswegs nur im Heliand bezeugt[1]; jenes kenn ich auch aus den Essener Evangelienglossen, dies ebendaher und aus der as. beichte, wodurch die voraussetzung einer sonderstellung im altniederdeutschen fällt; obendrein decouvrieren sich beide im reim, *sân* sowol (Mers. gll. *sôn*) wie namentlich das part. *genant* (Hel. *ginemnid*, mnd. *genennet*), dessen hd. herkunft sogar durch die prosa der stadtbücher bestätigt wird : Eike sprach *nûmen*, was im Hel. fehlt. bleibt *irren* 'hindern'; dass Eike auch da ein gehobenes wort gewählt hat, lehrt wol das ausschliefsliche *hindern* der localquellen[2].

So bleibt, ich widerhol es, von Wredes vergleichungen zwischen Hel. und Ssp. im allergünstigsten falle eine ziemlich banale und sehr beschränkte gleichheit der wortwahl, nicht mehr. sie braucht nicht eben zufall zu sein; die ergebnisse der poetischen tradition und der litterarischen absicht musten hie und da zusammentreffen; auch halt ich für möglich, dass die einstige dichtersprache noch später in gehobner rede, zumal in rechtsformeln (daher etwa *unlust* bei Eike), spuren ihrer auslese hinterlassen haben könnte : es hat seinen reiz zu denken, dass wir heute ebenso wie Eike und der Helianddichter 'kriegen' nicht gern schreiben, weil das wort einst dem formelvorrat der allitterierenden dichtung nicht angehörte. wer aber den Heliand unbefangen list, der wird viel stärker die ags. scheinenden elemente fühlen, als das bischen was hd. gemahnt[3]; und gerade von jenen massenhaften 'ingväonischen' elementen ist so gut wie nichts (ausgenommen eben das sicher formelhafte *unlust*) bei Eike zu finden, obgleich sie durchaus nicht auf entlehnungsverdächtige

[1] auch *swâs* ist sonst altsächsisch gesichert.

[2] *irri* 'iratus' im Hel. widerlegt natürlich nicht meine annahme, dass *irre* 'errans' hd. tendenz zeige; meine bemerkung (Reimv. 96) gilt nur der bedeutung. — das collective ntr. *gigerwi* 'kleidung' im Hel. bestätigt Eikes in form, bildung und sinn abweichendes fem. *gare* 'kriegsgewand' in keiner weise. — *thanan* hat nicht nur der Hel. (vgl. Gll. II 718, 44), so wenig wie *hinan* (Prud.) : sie haben nun einmal nd. *dan*, *hen* ergeben, nicht das hd. *dannen*, *hinnen*.

[3] auf lautliches geh ich nicht ein, weil auch Wrede das vorsichtig unterlassen hat. nur möcht ich im voraus den, von Wrede weislich verschmähten, versuch abwehren, etwa das von mir (Reimv. s. 77) für den Ssp. erschlossene hd. *ur-* (*ursale*) mit dem *ur-* des Hel. zu combinieren; dies steht nur vor *i* der 3 silbe, sonst *or-*; *or-* stets die spätern localquellen; das *urlighe* einer Anhalter nd., aber für Meifsen ausgestellten urkunde von 1309 ist wol hd. (oder es zeigt dieselbe *i*-würkung wie der Hel.). — Ssp. *verre* (?) würde hd. sein (trotz Hel. *fer*; Ess. gl. *virrista*), da die localquellen regelmäfsig *vern* haben.

stabworte beschränkt sind[1]. ja, andre mnd. werke werden dem Hel. durch ihren wortgebrauch näher stehn als der Ssp., dessen deutlich nd. worte (Reimv. s. 93 ff) nur in 3 fällen mit dem Hel. zusammentreffen, der gegen den Hel. zb. die auch mnd. üblichen worte *achter*, *âlinc*, *delben*, *dôgen*, *dolen*, *dus*, *eft*, *heven*, *lenc*, *nochtan*, *tegen*, *telen*, *twiden*, *vôden*, *wannêr*, *wrêt*, wol auch das suffix *-isli* verschmäht, dessen rechtsterminologie bibelsächs., auch mnd. ausdrücke wie *dômen*, *lag* 'gesetz', *lêve* (stadtb. *râdelêve*), *mâl* 'gericht', *sellen* ua. nicht kennt. es verdient wol auch eine erwähnung, dass as. sonst bezeugte und sehr naheliegende worte Eikes wie *vrouwe*, *vêde*, *genôz*, *wandel*, *nutz*, *kleine*, *klage klagen*, *æhten*, *wette*, *becher*, das pejorierende präfix *misse-* dem Heliand fremd sind. das widerlegt nicht die gleiche heimat von Hel. und Ssp., widerlegt aber Wredes vorstellung, als ob der wortschatz des Hel. zu Eike näher stimme, als unsre sonstigen altsächsischen quellen : läge Wadsteins wörterbuch schon vor, so würde Wrede kaum auf diese bahnen geraten sein. besonders interessieren wird es ihn, dass ein alter zusatz des Ssp. II 56, 3, der möglicherweise von Eike selbst, jedesfalls aus seiner nächsten sphäre herstammt, nicht *trocken* sagt, sondern *truge*; sein *vertrugen* (auch in den mir bekannten hd. texten) ist nicht etwa nd., ist auch in Meifsen und Thüringen bis heute lebendig; zum Heliand stimmt es wider nicht. aber eben darum gut zu W.s ausgangspunct, der *trocken*-grenze des Sprachatlas (Zs. 43, 339), die übrigens das *drôge*-gebiet gewis kleiner erscheinen lässt, als es im 13 jh. gewesen sein wird, vielleicht selbst etwas kleiner, als es m. w. heut ist; auch W. rechnet umsichtig mit einem vordringen der specifisch hd. bildung.

Um zusammen zu fassen : aus der confrontation zweier litterarisch stark und grundverschieden bedingter, mundartlich durchaus nicht zuverlässiger werke wie Hel. und Ssp. wird Wrede schwerlich einen wiegenden ertrag gewinnen. das beschränkte rein locale wortmaterial, das der Hel. trotz aller epischen tradition hergeben mag (ich weifs es nicht abzugrenzen), darf zum mindesten nicht an einem buche zweifelhaften sprachlichen charakters, muss ausschliefslich an litterarisch unverfälschten quellen gemessen werden. ich bin noch immer geneigt vorauszusetzen, dass Wredes Heliandhypothese an ihnen erstarken kann, wie gleich seine einleuchtende erörterung der *-burg*-namen zeigt; beim Sachsenspiegel wird sie die stützen vergeblich suchen. ROETHE.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

XVII.

Mit zahl und umfang dieser berichte muste auch die unübersichtlichkeit ihres inhalts wachsen. es dünkt mich deshalb

[1] vgl. formwörterchen wie zb. *ac* (Eike hd. *aber*), *ant* 'bis', *ge* 'und', *lut* 'wenig', *wið* usw.

an der zeit, ihre brauchbarkeit mit den folgenden indices zu erleichtern. aus äufsern gründen hab ich mich dabei an die verzeichnisse angeschlossen, die Wenker einst seinem ersten und einzigen textheft zum Sprachatlas von Nord- und Mitteldeutschland (Strafsburg 1881) beigegeben hat. wenn wir heute auch die anlage dieser register in manchen puncten ändern würden, so schien es doch zweckmäfsig, hier von jener ursprünglichen form noch nicht abzugehn; ist doch das material für den vollständigen reichsatlas im wesentlichen dasselbe geblieben, wie es jenem ersten teilwerke zu grunde gelegt war. in dem alphabetischen verzeichnis verweisen die ziffern auf band und seite des Anz., in dem zweiten, systematischen sind die wörter im allgemeinen in der reihenfolge aufgeführt, wie ihre berichte einander gefolgt sind. im dritten stell ich etliche allgemeine gesichtspuncte zusammen; man leg es dabei nicht auf die kritische wagschale, wenn ich lediglich der kürze wegen zb. unter 'epithese' fälle subsumiert habe, auf die dieser terminus strenggenommen nicht immer zutrifft; auch war hier nicht der ort, hinter die eine oder andre deutung, die ich vor jahren gab, ein mir jetzt vielleicht nötig scheinendes fragezeichen zu setzen. als anhang geb ich besserungen zu den bisherigen berichten, wie sie verstreut schon in gelegentlichen fufsnoten mitgeteilt waren.

A) Alphabetisches verzeichnis.

B) Systematisches verzeichnis.

I. Stammsilbe.

1. Consonanten des anlauts.

b-	*bald, bett, besser, bauen, beiſsen*
br-	*brot, bruder, braune*
bl-	*bleib, blau*
pf-	*pfund*
f-	*felde, feuer*
fr-	*frau*
fl-	*fleisch, fliegen*
w-	*was, winter, wein, wasser, weh, wo, wachsen, wie, weiſse*
g	anlautend allgemein XXIV 116ff
g-	*gänse, gut, gute*
gr-	*groſs*
gl-	*glaube*
k-	*kind, korb, kalte*
kl-	*kleider*
h-	*hund, heiſs, hause, häuser, hoch, hof, hauen*
d-	*dorf*
dr-	*drei*
t-	*tot, tische*
tr-	*trinken*
zw-	*zwei, zwölf*
s-	*sechs, salz, sitzen, seife*
schl-	*schlechte, schlafen*
schn-	*schnee*
r-	*roten, recht*
l-	*luft, leute, leuten*
m-	*mann, müde, machen, mähen*
n-	*nichts, nein, nähen*

2. Consonanten des in- und auslauts.

-b	*bleib, glaube*
-rb	*korb*
-ff, -f	*affe; schlafen, seife, verkaufen, gelaufen; auf, auf*
-rf	*dorf*
-f	*hof*
-lf	*zwölf*
-g	*fliegen, augen*
-nk	*trinken*
-ch	*machen, gebrochen; ich*
-ch	*hoch*
-d	*müde, bruder, kleider*
-ld	*bald, felde*; vgl. *-lt*
-nd	*pfund, hund, kind*
-t, -tt	*leute, leuten, roten, gute; bett; tot, brot, gut*
-lt	*alte, kalte; -lt-, -ld-* > *l(l)* allgemein XXI 280f
-nt	*winter*
-tz	*sitzen*
-lz	*salz*
-ss, -s	*wasser, besser; weiſse, beiſsen; groſs, heiſs, aus; was*
-s	*eis, hause, häuser*
-ns	*gänse*
-sch	*fleisch, tische*
-chs	*sechs, wachsen, ochsen*
-ft	*luft*
-cht	*recht, schlechte; nichts*
-r	*feuer*
-n, -nn	*braune; mann, wein, nein*

3. Vocale.

a	*was, mann, wasser, machen, affe, wachsen; salz, bald, alte, kalte*
ä	*gänse; zwölf*
e	*bett, besser*
ā	*schlafen; wo*
ǟ	*nähen, mähen*
ū	*bruder, gut, gute*
ǖ	*müde*
i	*ich, nichts, sitzen, tisch; winter, kind, trinken*
ė	*sechs, recht, schlechte; felde*
ei	*eis, wein, bleib, weiſse, beiſsen; drei*
ei	*heiſs, fleisch, seife, kleider, nein; zwei*
ē	*schnee, weh*
u	*luft; pfund, hund*
o	*ochsen, gebrochen, (gelaufen); dorf, korb; hof*
eu	*leute, leuten; feuer*
ie	*fliegen; wie*
au	*aus, braune, hause, auf, auf; bauen*
äu	*häuser*
au	*augen, glaube, verkaufen, gelaufen; hauen, frau, blau*
ō	*groſs, tot, brot, roten, hoch*

II. Vor- und nachsilben.

ge- *glaube*; *gebrochen*, *gelaufen*
ver- *verkaufen*

-e *bald*(*e*), *müde*
-er *winter*, *wasser*, *bruder*; *feuer*
-en *augen-*

vgl. noch flexion und unter C epithese und svarabhakti.

III. Verbalflexion.

1 sg. ind. präs. *glaube*
3 pl. ind. präs. *sitzen*, *fliegen*, *beifsen*, *mähen*; im allgem. XXII 333 ff. XXIV 125

2 sg. imp. *bleib*
infinitiv *machen*, *wachsen*, *bauen*, *nähen*, *verkaufen*; (*zu*) *trinken*
part. prät. *gebrochen*, *gelaufen*

über *-en* in der verbalflexion allgemein XXIV 125 ff.

IV. Nominalflexion.

(vgl. auch unter C declination und syntaktisches.)

1. Declination der substantiva.

a) starkes masc.

n. sg. *hund*, *mann*, *schnee*, *bruder*
d. sg. *winter*, *tische*
a. sg. *wein*, *korb*
n. pl. *leute*
d. pl. *leuten*

b) st. u. schw. fem.

d. sg. *frau*
a. sg. *luft*, *seife*
n. pl. *gänse*

c) starkes neutr.

n. sg. *kind*, *feuer*
d. sg. *felde*, *bette*, *hause*, *fleisch*
a. sg. *eis*, *salz*, *pfund*, *wasser*, *brot*, *dorf*
a. pl. *häuser*, *kleider*

d) schw. masc.

n. sg. *affe*
a. pl. *ochsen*

2. Declination der adjectiva.

a) starke decl.

fem. a. sg. *weifse*
fem. n. pl. *schlechte*
neutr. d. pl. *roten*

b) schw. decl.

masc. n. sg. *braune*, *alte*, *gute*
neutr. a. sg. *kalte*

c) unflect. adj.

grofs, *tot*, *heifs*, *recht*, *hoch*, *gut*; *müde*; *blau*

d) comparativ.

besser

3. Pronomina.

ich; *was*

V. Zahlwörter.

sechs, *drei*, *zwei*, *zwölf*

VI. Adverbia und conjunctionen.

bald, *weh*; *wo*, *auf*, *wie*; *nichts*, *nein*

VII. Präpositionen.

aus, *auf*

C) Einzelheiten.

D) Anhang : berichtigungen.

xviii 307 z. 18 v. u. l. 'gutturalisierungen'. — 308 z. 23 l. 'Schwalenberg'. — 407 z. 6 f l. 'österreichische'. — xix 103 z. 6 l. '*Mühlburg*'. — 279 z. 13 l. '*Homburg*'. — 347 a. e. ändere gemäfs xxiii 207[2]. — 352 z. 16 l. *ō̆*- st. *ō*. — 353 z. 24 l. 'von Remscheid bis zur Elbe'. — z. 10 v. u. l. '(a. d. Ruhr), Mülheim-Barmen'. — 354 z. 20 v. u. l. 'nördlicher'. — xx 98 z. 6 ff ist eine *ē̆*-enklave bei Gotha nachzutragen, vgl. xxiii 217 z. 19 v. u. — 99 z. 18 l. '*Waldenbuch*, Grötzingen'. — 101 z. 15 l. '*zwä*'. — 210 z. 14 f streiche 'nicht . . . . grade'. — 220 z. 16 v. u. l. 'Wunstorf'. — xxi 286 z. 3 v. u. l. 'nur *-ū̆-*'. — 291 z. 4 l. 'hat dort auch'. — 294 z. 17 v. u. l. 'Bodensee und bair. in eben genannter gegend zwischen Lech und Isar'. —

xxii 93 z. 4. 31; 95 z. 24 l. 'Anz. xxi' st. 'o. s.' — 98 z. 14 f streiche 'in Elsass-Lothringen sowie'. — 104 z. 20 v. u. l. '*för*'. — 105 z. 13 l. 'Schwarza' st. 'obersten Saale'. — 108 z. 22 l. 'xxi'. — 109 z. 13 l. '*bög*'. — z. 15 v. u. l. '*wasser*, *besser*'. — 113 z. 8 v. u. l. '*-ö-*'. — 117 z. 14 v. u. l. '*göe*'. — 335 z. 13 l. 'burg-Schwerins'. — xxiv 116[1] a. e. füge hinzu 'vgl. *trinken* xxi 294'.

Marburg i. H. FERD. WREDE.

BERICHTIGUNGEN.

Zs. 43 s. 23 z. 16 v. o. ist 'ablaut' natürlich zu streichen. — s. 12 z. 6 v. o. l. 16 *-pert* statt *-bert*. — s. 35 z. 6 v. o. ist das Wessobrunner gebet (*almahtico* 2, *manake*) übersehen worden. — s. 39 den nachweis, dass die mit *ōs-* gebildeten namen eine germ. stammform *ōs-* verlangen und nicht als *ans-* zu *Ōs-* erklärt werden können, hat schon Müllenhoff Zs. 10, 171 f erbracht; ja seine beweisenden belege sind z. gr. teil dieselben, welche mich darauf geführt haben. ich bin erst heute auf diese darlegung Müllenhoffs gestofsen.

21 juni 1899. J. SCHATZ.

Zs. 43, 256 hab ich übersehen, dass die ableitung des namens *Orkîse* (in der Virginal) aus ital. *orco* schon von Jiriczek Deutsche heldensagen s. 237 mit überzeugenden belegen gegeben worden ist. J. LUNZER.

Am 9 aug. starb in Herrenalb prof. EUGEN KÖLBING aus Breslau im 53 lebensjahre. — am 16 aug. verschied an den folgen eines unglücklichen sturzes der professor der university of Michigan GEORGE A. HENCH, der seit dem erscheinen seiner sorgsamen ausgabe der 'Monsee fragments' unter den germanisten Amerikas in erster reihe stand. — am 20 aug. starb auf einer reise in Telemarken der professor der nordischen archäologie zu Christiania OLUF RYGH, 66 jahr alt; das manuscript seines monumentalen lebenswerkes 'Norske gaardnavne', von dem bisher die einleitung und zwei bände erschienen sind, soll er bis auf eine letzte revision fertig hinterlassen haben. — am 25 aug. raubte der tod den angelsächsischen studien den Leidener professor PETER JACOB COSIJN, 59jährig.

Der ao. professor dr P. KRETSCHMER in Marburg ist einem rufe als ordinarius der vergleichenden idg. sprachwissenschaft an die universität Wien gefolgt. — der ao. professor dr R. MERINGER in Wien wurde zum ord. professor des sanskrit und der vergleichenden sprachwissenschaft in Graz ernannt. — der privatdocent dr K. ZWIERZINA in Graz übernahm die ordentliche professur der deutschen philologie zu Freiburg in der Schweiz. — der privatdocent dr F. BOHNENBERGER an der universität Tübingen wurde zum ao. professor befördert. — der bibliothekar dr K. KOCHENDÖRFFER wurde als oberbibliothekar von Marburg nach Königsberg versetzt.

REGISTER[1]

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers die übrigen auf die Zeitschrift.

[1] nicht aufgenommen sind die alphabetisch geordneten beiträge zum angelsächsischen wortschatz A 1—16 u. die z. neuhochdeutschen A 255—266.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





